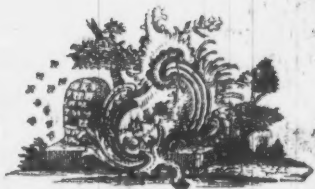


zug: G. S. Lincins. (Th. 1)
{ Joh. Joh. Bulaui. (Th. 2)
{ Joh. Gottlieb Schumann. (Th. 4)

1770. 1587
Begebenheiten

des

Herrn Redlichs



Erster Theil.

Zweyte Auflage.

Wittenberg und Zerbst

bey Samuel Gottfried Zimmermann. 1770.

Handwritten text at the top of the page, possibly a title or reference number.

CHILDRENS ARTS



Below the stamp, there are several lines of faint, handwritten text, likely a description or inventory list. The text is mostly illegible due to fading.

Vorrede.

Die menschlichen Herzen sind einander so ähnlich, als die menschlichen Gesichter. Die Grundanlage ist gleich, die Auszierungen aber sind bis in das Unendliche unterschieden. Weder die Schönheit des Leibes noch des Gemüths ist an einen gewissen Stand gebunden. Nicht nur die, welche die Vorsehung zur Beherrschung anderer bestimmt hat, können ein edel Herz haben, es ist diese Wohlthat auch den Niedrigsten nicht schlechterdings versagt. Freilich kann sich das gute Herz eines Großen am besten zeigen. Er kann vielen Wohlthat erweisen; er kann seine Großmuth über ganze Familien ausbreiten; er kann vielleicht noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode rühmliche Handlungen eines wahren Menschenfreundes fortsetzen. Der Niedrige scheint nichts thun zu können, als zu gehorchen. Doch kann er im Grunde eben so edel denken und handeln, als sein Gebieter. Er thut das durch Wünsche, was jener durch Werke thut, und würde eben so handeln, als jener, wenn er an dessen Stelle wäre. Er ist eine Fackel in einem engen Keller, die freylich nur den kleinen Raum erleuchtet, darinnen sie eingeschlossen ist.

Doch man führe dieß Factum auf die Straaße;
so wird ihr Licht einen langen Weg
helle machen.

Dieß unstreitig Wahrheit, sollte alle
gehörigste Herren zur Liebe gegen rechtschaf-
fene Bediente herab ziehen, oder vielmehr
erheben. Die Liebe würde Fleiß erwecken,
angestrenzte Diener immer noch besser zu
machen, und auf die höchste Stufe edler
Bestimmung zu führen. Je edler das Herz
ist, je besser gehorches, wann es Gehorsam
zu seine Pflicht erkennt.

Alle Bediente sollten bedenken, daß, da die
Tugend edel, glücklich, und zuverseden macht,
sie an den besten Gütern des himmlischen Ge-
schlechts nicht, ohne nur durch ihre Schuld,
Mangel leiden dürfen. Ihr vernünftige
Seele, die Seele die der Tugend fähig, und
zur Glückseligkeit schaffet, sollte ihr einziger
Gott, die Nachahmung der Gutmuth ihr
einziger Herr, und die Sorge, den edelsten
Geistern ähnlich zu werden, ihr beständiges
und fürnehmstes Geschäft seyn.

In folgenden Blättern steht der Leser
Herren und Bediente von unterschiedener
Bestimmung. Man überlasse dem Urtheile
Jedem, ob Herr Redlich und sein Jo-
hann Beyfall verdienen, und ob ihr
Exempel jemanden nützen könne.

1700
Etwas

Etwaß
zum Besten
der Herrschaften
und
des Gesindes
von
J. H. Lucius.

1801

1801

1801

1801

1801



Schönauf, ein angenehmes Ritterguth, hatte an Herrn Redlichen einen neuen Besitzer erhalten. Die ganze Gegend freute sich darüber, weil der Ruhm von Herr Redlichen's vortheilhaften Eigenschaften überall bekannt war: sonderlich aber frohlockten alle dahin gehörigen Unterthanen.

Mein Leser würde es mir nicht vergeben, wenn ich ihn nicht zusörderst mit diesem grossen Manne bekannt machte. Er war der einzige Sohn eines Nichtsgelehrten, der alle seine Sorge darauf richtete, daß ihm der Erbe seines Namens zur Ehre seyn möchte. Er gab ihm deswegen von Kindheit an die besten Lehrmeister, brachte ihm auch selber die edelsten Grundsätze bey. Ehe er noch die Universität beziehen konnte, hatte er ihm schon mit unaussprechlicher Schrift in das Herz geschrieben: Das allerhöchste Wesen verdient die allergrösste Ehrfurcht, und die Befehle der Religion, die so viel Verweise wahrer Götlichkeit fikt sich hat,

hat, die ihnen den allervollkommensten Ge-
heimnisse Sucher, mein Sohn, sprach er, kein
Verlangen in der Welt so sehr, als das, wel-
ches aus dem Bruchstücke eines guten Gewissens
entspringt, und verlange keinen andern Ruhm,
als den, daß du dich dem Dienste des Vaters
landes aufopferst, und ein treuer Voleger und
aufrichtiger Menschenfreund bist. Diese wei-
sen Lehren wurden mit gründlichem Uhtetliche in
solchen Wissenschaften verbunden, welche den Ver-
stand zu erweitern, Einsicht zu erlangen, die einen
Nichts als das erste Geheiß macht, er
denn, nicht nur, sondern auch die Uht-
nische, die er ihnen den besten Lehrern empfehle,
erinnerte sich ihre besondere Liebe, sie verstatteten
ihm einen freien Zutritt, er lernte aus ihrem Um-
gange so viel, als aus ihren Vorlesungen; er kam
bey ihnen bis zu einer gewissen Vertraulichkeit, und
dieses machte ihn desto behutsamer, alle Ausschwei-
fungen zu vermeiden, die sein Glück würden unter-
brechen haben. Nach vier Jahren hatte sich sein
wundernswürdiger Fleiß so viel Erkenntniß erwor-
ben, daß er mit allen Ehren die hohe Schule hätte
verlassen können. Er bezog aber doch, auf Ein-
rathen seines Vaters noch eine andere. Hier hatte
er wieder das Glück, die Liebe der gelehrtesten und
weisesten Männer zu erhalten. Unter ihrem Rathe
und Anführung, drang er stüthmer Uhter in das
Gründliche seiner Hauptwissenschaft ein; er legte
sich stark dabey auf die Geschichtskunde, fand auch
Gelegenheit seinen Geschmac in schönen Wissen-
schaften



schaften sehr zu verbessern. Sein Tischwirth war ein Doktor der Rechte, der bey vielen Gerichtsbestallungen die stärkste Praxis hatte. Von diesem ließ er sich mancherley Arbeit zur Uebung geben; und da der alte Doktor sahe, daß die Proben sehr wohl geriethen, gab er ihm seine wichtigsten Sachen unter die Hände, nahm ihn auch sehr gerne mit auf die Gerichtstage, und machte ihn in allem seinen Rechtshandeln zu seinem Vertrauten. Diese ernsthaften Beschäftigungen würden alle jugendliche Heiterkeit von seiner Stirne vertreiben haben, wenn er nicht wöchentlich einige Stunden zur Erfrischung des Gemüths und zu Leibesübungen angewendet hätte. Sonderlich besuchte er einige Zelt den Tanzboden sehr ordentlich, und ich weiß nicht, ob die Sorge für seine Gesundheit, oder die artige Tochter seines Tischwirths an dieser Uebung Ursache war. Zwar suchte er ihren Umgang nicht; da er ihn aber auch nicht flohe, so hatte sie ihn vielmahl sagen können, daß ein Gelehrter, der sich krank gefessen und bußlich studiret habe, sein Glück mehr als halb verbessere, da hingegen eine gute Stellung des Körpers ein offner Reconvalescenzbrief an das ganze menschliche Geschlecht sey.

Nun waren wieder drey Jahre verfloßen, und die akademischen Lehrer gestanden unserm Herrn Redlich zu, daß er mit Ehren eine Stelle unter ihnen einnehmen könnte. Sie wollten ihn auch nicht anders, als im Doktorhute, von sich lassen. Weil er aber selbst noch nicht wußte, was ihm über ein Amt möchte zum Anfange zugebracht seyn, so

hielt er vor, beste, die zuge dachte Ehre zu verblüthen.
 Er wandte sich indessen zu seinem Vater, der ihm sehr
 gern seine Aemter abtreten wollte; ehe aber die Sa-
 che zur Reichtigkeit kam, wurde der fromme Alte nach
 einer kurzen Krankheit in jene Welt geruffen. Unser
 Herr Redlich hatte sich noch eine lange Reihe Glück-
 seligkeiten in dem Umgange mit seinem Vater ver-
 sprochen, und fand sich über seinen geschwinden
 Verlust äußerst unruhig. Seine Freunde hielten
 deswegen, daß es werde ihm sehr unträglich seyn,
 wenn er sich eine Reise nach England vorneh-
 men wollte, und er war halb und halb überredt,
 da er Gelegenheit fand, in dem Gefolge eines
 prächtigen Gesandten den Hof eines benachbarten
 Fürsten zu besuchen. Dieser Gesandte war ein be-
 sonderer Kenner und Liebhaber der Gelehrsamkeit,
 und wenn er bey einem aufgeräumten Kopfe ein
 ehrlich Herz fand, konnte er es gar nicht lassen,
 Liebe darauf zu wenden. Kallm hatte er die guten
 Eigenschaften unsers Herrn Redlichen kennen lernen,
 so bewog er ihn in grossen Besah, und da sein
 Secretair auf der Reise krank worden war, trug
 er Herr Redlichen auf, unter dessen Rathe die
 Secretairdienste über sich zu nehmen. Er griff die
 Sache mit grosser Freude an, und ob er wohl hier
 in einem Felde arbeiten mußte, darinn er fremd
 war, so legte er sich doch gar bald in alles finden,
 und erworb sich das größte Zutrauen seines Prin-
 cipals. Nachdem der Gesandte wieder zu seinem
 Monarchen zurück gekehret, und alles nach Wunsch
 ausgeschlagen war, nahm er Gelegenheit, die gu-
 ten



ten Dienste zu rühmen, die ihm der junge Redlich geleistet hatte. Es wurde ihm deswegen das Amt eines Legationssekretairs aufgetragen, und dazwischen einige Jahre mit vielem Ruhme verwaltet, ließ ihn sein König in ein wichtiges Collegium eintreten.

Hier hat er viel Jahre mit fast übermenschlichem Fleiße gearbeitet. Ein einziger Sohn, den ihm die Vorsehung gegeben hatte, zog täglich sein Herz einige Augenblicke an sich, und die Sonntage brauchte er zur Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes, und zur Hausandacht, um sich, wie er sagte, zu seiner Pflicht zu ermuntern. Die ganze übrige Zeit war dem Dienste seines Monarchen, und dem Gemeinwohl gewidmet. Die Regierung änderte sich, nachdem der glorreiche A. seinen irdischen Thron verließ, um einen ewigen in Besitz zu nehmen. Aber sein würdigster Nachfolger, den die Gnade, womit sein königliches Herz erfüllt ist, schon disseit des Himmels über alles irdische hinaussetzt, ließ unsern Herrn Redlich keine Aenderung erfahren, ohne nur daß er ihn noch mehr erhob. Herr Redlich war deswegen in Verwaltung seiner Aemter desto eifriger, und erwarb sich das allgemeine Zeugniß, daß ihn darinne niemand übertreffen, und nur sehr wenige gleich kommen könnten. Er hatte 30. Jahr in solchen Verrichtungen zugebracht. Binnen der Zeit hatte er viel Gelegenheit gehabt, sehr edle Thaten zu verrichten, und es war keine ungenutzt von ihm vorbeigelassen worden. Viele Familien rühmten ihm

ihm nicht, daß er sie vom Untergange gerettet; Und die Gerechtigkeit, sonst nirgend hatten finden können, versichert, daß sie da überall sey, wo er expedirte. Viele Unmündige nannten ihn ihren Schutzengel. Sonderlich aber war er eine Zuflucht seiner Anverwandten. Indessen konnte er doch nicht verhindern, daß nicht sein vortreflicher Geist die Abnahme seines Alters sehr empfinden sollte; zumahl da durch den Tod seiner Gemahlin sein Gemüth ungemein gerührt worden war. Die Sinne wurden stumpf, Kräfte und Feuer verminderte sich; linker, machte sich Sorgen, als werde seinen Jahren zu nahe kommen, und nicht mehr stehen können. Er dachte, er müßte sich niederlegen, als ein kranke Person, und er offenbarte diesen Vor-
 sag seinen Moharchen, er empfahl seinen Sohn in dessen allerhöchste Gnade, und da dieser sich so gut anließ, daß man sagte, er werde noch seinen Vater überleben können, so hielt er auch alsdahl ein ansehn-
 lich Anst. Der Vater wurde in den gnädigsten Ausdrücken seiner Danke entlassen; und mün-
 wollte er den Rest seiner Tage in der angenehmen Einsamkeit des Landlebens zubringen, und sich auf die große Veränderung gefaßt machen, die er gar nahe zu seyn glaubte. In dieser Absicht hatte er sich das Ritterguth Schönau gekauft. Er hätte nicht besser wählen können. Es lag in einer der schönsten Auen. Der Hof war auf einem ansehn-
 lichen Hügel gebauet. Auf der Morgenseite schlich ein schiffbarer Fluß vorbe, dem aber der mensch-
 liche



liche Fleiß solche Dämme gesetzt hatte, daß Schö-
nau von daher nichts befürchten durfte. Ueber dem
Flusse zeigten sich Städte, Forstberge, Mühlen,
Felder und Wiesen in der allerangenehmsten Ab-
wechslung. Gegen Mitternacht lag das Dorf
Schönauf und die zum Guthe gehörigen Dorf-
schaften, in einer Entfernung von einer Meile aber
ein Wald, der sich auch auf die Abendseite zog.
Gegen Mittag sah man in mannigfaltiger Ber-
tiefung und Erhöhung die zum Hofe gehörigen
Felder, angenehme Gebüsch, Weinbergs-Häu-
ser, Dörfer und Schlösser, ingleichen eine Land-
strasse, die niemahls leer war. Uebrigens war der
Hof auf zwey Seiten mit angenehmen Gärten
umgeben, und auf der dritten befanden sich schöne
Teiche und Auen von Linden und Buchen.

Doch, wenn auch Schönauf noch schöner
gewesen wäre, würde es doch vor Hr. Redlichen
nicht zu gut seyn. Es war ein schöner Frühlings-
tag, als Herr Redlich das Gut mit gewöhnli-
chen Feyerlichkeiten in Besitz nahm. Er tractirte
bey dieser Gelegenheit nicht nur seine Herren Ver-
käufer, die des vorigen Besitzers Lehnsvettern wa-
ren, und anderweit Güther besaßen; er hatte auch
etliche Benachbarte zu Tische bitten lassen, um mit
denselben bekannt zu werden. Der erste darunter
war der Herr von Einsamhausen, ein Landedel-
mann, der guten Verstand und ein edel Herz hatte.
Weil es ihm aber an der Gabe mangelte, seine
guten Eigenschaften leuchten zu lassen, lebte er ganz
unbekannt, und über etliche benachbarte Prediger,

die ihn diemelten besuchten, sah er fast niemand
 daß, als seine Kinder, die alle Jahre einmahl zu
 ihm kamen. Der andere Nachbar war Herr
 Sturm. Er hatte ansehnliche Güter in Pacht
 gehabt, und sich dadurch ein mäßig Freyguth er-
 worben. Da er indessen besonders Einsichten in
 die Haushaltungskunst hatte, konnte er eine klei-
 nliche Figur machen. Endlich fand sich auch der
 Prediger, der unter Schönaußens Paterfamilias stand,
 bey dieser Gesellschaft ein. Der erste sprach so we-
 nig, daß ihn Herr Redlich nicht konnte kennen
 lernen. Er verrieth alle Verachtung von dem neu-
 gekauften Guty, zu eben, und wenn er nicht ein-
 mahlt von der Begierde der Engländer, große
 Weizen zu seyn, und von einer kleinen Wider-
 wärtigkeit, die ihm in Neapel begegnet war, ge-
 redet hätte, würde man die ganze Wahrheit über
 haben ungewiß seyn können, ob er die Sprache
 des Landes verstünde. Herr Sturm redete desto
 mehr. Er hatte wohl funfftzig Vorschläge zur Ver-
 besserung des Gutes in Pacht, und durch
 die grossen Verschönerungen seiner Dienstwilligkeit,
 erhielt er von Herr Redlicher so viel, daß er ihn
 vor einen Mann ansah, der in Wirtschaftsan-
 gelegenheiten wohl zu brauchen sey. Der Pfarr-
 führte sich so stille auf, daß Herr Redlich weder
 eine gute noch böse Meinung von ihm schöpfen
 konnte. Nach geendigter Mahlzeit nahmen alle bis
 auf Herr Sturm Abschied. Mit diesem über-
 legte Herr Redlich unterschiedene Veränderungen,
 die vor seinem Einzuge noch in allen Zimmern
 sollten

sollten vorgenommen werden, ließ sich auch von allerhand Dingen, die den Pachtcontract betrafen, Licht geben, und Herr Sturm ruffte sein Gutachten sehr entscheidend vorzutragen. Endlich verfügte er sich wieder nach Hause, und Herr Redlich lehrte in die Stadt zurücke, bis alles nach seinem Sinne ausgebaut war.

Nach etlichen Wochen sahe er alles geschickt, seine Wohnung in Schödnau aufzuschlagen. Ehe er einzog erkundigte er sich bey den Gerichten: wie viel Arme unter seinen Unterthanen wären? Er erfuhr ihre Anzahl. Er schickte ihnen Tuch und Leinwand zur Kleidung. Es ist nicht billig, sagte er, daß ich meine Stuben kleide, und solche Geschöpfe unbekleidet lasse, die vielleicht Wohnungen ihres Schöpfers sind. Er befragte, diese Wohlthat möchte nicht hinlänglich seyn, ihnen die Last des Mangels zu erleichtern. Er ließ daher ein Capital von fünf hundred Thalern an die Kirche auszahlen, und verordnete, daß die Zinsen dem Armuth pflichtmäßig gereicht würden. Hier auf zog er unter vielen Freudenthränen und unzähligen guten Wünschen seiner Unterthanen ein. Die beschenkten Armen hatten sich in ihrer neuen Kleidung an das Thor gestellt, ihm ihre Dankagung zu machen. Alle, bis auf ein Weib, die kein Glied mehr stille halten konnte, legten die Stecken weg, auf die sie sich gelehnet hatten, da sie den Wagen ankommen sahen, und eilten, oder tau melten vielmehr, mit nassen Augen und mancherley Gegengewünschen auf ihn los, ja sie würden vor

vor ihm auf die Knie gefallen seyn, wenn er es
nicht bey Zeiten gehindert hätte. Es war Anstalt
gemacht, daß die Armen eine Mahlzeit bekamen,
und alle Unterthanen ertheilten eine Ergötlichkeit an
Brot und Wein. Herr Rodrich versagte sich zu
seinen dürftigen Gästen, die, so bald sie ihn sahen,
ihre Lob- und Segenssprüche gemeinschaftlich tole-
derhölten. Er vernahmte sie im Gebet für den
König und das Land anzuhaltend, auch selber bey
Gott zu gedenken, und war im Begriff wieder zu-
rück zu gehen, da ihm ein Ansehnliche begegnete, der
ihm sehr eilends vorkam. Es waren die sammt-
lichen Kinder seiner Unterthanen, die sie zum
König und zum Königin geschickt hatten.
Sie trugen viele Lieber, die sich zu seinem Ein-
zuge schickten, beschenkten ihn mit Rosmarienstraus-
chern, und allerley Blumentheben, wünschten ihm
dabey viel Glück zu seinem Einzuge, und begaben
sich unter dreymahligen Ausruf: Vivat unser Ge-
richtsherr! in guter Ordnung zurück, ehe er noch,
wie er wolens war, Gabe unter sie theilen aus-
theilen lassen.

Am folgenden Tage fieng Herr Rodrich an,
seine neue Haushaltung ein wenig einzurichten.
Er forderte deswegen die Leute zu sich, die er mit-
gebracht hatte. Es waren drei Personen, die
war vorbey schon in seinem Dienst gestanden, bey
dieser Veränderung aber neue Instruktionen be-
durften. Wie sehr es auch gefallen mochte, ihre
Leute zu behalten, die König die Herrlichkeit der
Stadt vergessen soll? Sie erklärten sich aber drey,
daß

daß sie diese Veränderung recht gern eingegangen wären. Hierauf übergab Herr Redlich der Köchin die Schlüssel zur Küche, Keller und Gewölbe, er handigte ihr auch Zinn und Wäsche ein. Ihr werdet, sagte er, vollauf zu thun haben; wenn ihr Tisch und Wäsche gütlich besorgen wollt; ihr werdet aber auch leicht jemanden finden, der euch an die Hand geht, im Fall ihr bisweilen Beystand braucht. Die Frau Schwarzin, das war der Name dieser Köchin, versicherte, alles nach Vermögen zu besorgen. Hierauf bekam der Bediente Johann seine Arbeit angewiesen. Ihr sollt, sprach Herr Redlich, wie bisher, mein Silberwerk, Porcellain und Kleider in Acht nehmen; und ich hoffe, ihr werdet in meiner Einsamkeit eure Dienste erleichtert finden. Ihr aber Lucius, fuhr er fort, indem er sich zum andern Bedienten wandte, ihr sollt mein Schreiber seyn. Ich werde vermuthlich nicht ohne alle Correspondenz bleiben, und jemanden brauchen, dem ich einen Brief dictiren kann. Unterdeffen könnt ihr meine Bücher in Ordnung bringen, und die Küchenrechnung führen. Sorget beyde, daß ich bald in Ordnung komme. Die Bedienten giengen hierauf an ihre Geschäfte, die damahls in Auspachen bestund'n, Herr Redlich aber hatte noch unterschiedene Glückwünsche anzunehmen. Unter andern kam auch der Kinderlehrer aus einem eingepfarrten Dorfe. Er hatte schon den vorigen Tag kommen wollen, war aber mit seinem Glückwunsche nicht ganz fertig worden. Ein Unterofficier
aus

aus einem benachbarten Städtchen hatte ihm ein
 potisch Schreiber verfertigt, und er selbst hatte
 es aufs zierlichste abgeschrieben; den Namen des
 Herrn Redlichs mit Golde staffirt, auch auf dem
 Rändern allerhand Blumen und Bäume mit bun-
 ten Farben angebracht. Uebrigens war das Kunst-
 stück in einen Bogen Goldpappier geheftet zusam-
 men gekollt, und mit grün und gelber Seide um-
 wunden. Zugleich hatte er sich auf ein lang Com-
 pliment gefaßt gemacht. Er glaubte erst sein Brie-
 fsteller; darauf noch ein Complimentbüchlein ge-
 druckt war, würde ihn der Mühe des eigenen Nach-
 sinns überheben. Er dachte sich, er könne nicht
 finden, was sich auf diese Gelegenheit schicken. Er
 wollte sich borgen beim Schulmeister in Schdnau
 ein Briefbüch borgen, aber dieser hielt ihn vor sei-
 nen Broddieb und schlug es ab. Er abogte sich
 also selber an eine Erfindung. Er nahm aus Gra-
 tulationsbriefen solche Redensarten, die ihm für
 andern prächtig schienen, und verband sie mit dem
 Neufahrtswunsche, den er in keinem Schriftsteller
 hatte. Diese Erfindung brachte er ordentlich zu
 Pappier, und binnen acht Tagen hatte er alles
 dergestalt ins Gedächtniß gefaßt, daß ihn, wie
 er glaubte, der größte Tumult aller seiner Schul-
 kinder nicht im Concepte irre machen sollte. So
 ausgerüstet kam dieser potische Mann in den
 Hof. Hier legte er erstlich seine gedachte Kränze,
 die wenigstens sechs Knopflöcher am Rocke bedeckte,
 wieder in Ordnung, pustete seinen Huth mit der
 Hand, kämmte sich mit den Fingern die Haare
 zurück,

zurück, und nachdem er sich zweymahl stark geschüttelt hatte, gieng er, meist auf den Zähnen, nach der Bedientenstube zu. Johann begegnete ihm, und fragte, was sein Anbringen sey? „Ott Ehre! Monsieur Ott Ehre! sagte er mit einem nachdrücklichen Krassfusse, verhelpen sie mir doch das zu, daß ich für den gnädigen Herrn kommen kann. Ich will gerne gratuliren zum Einzuge., „Wer ist er denn? fragte Johann. „Sie heissen mich immer den dürren Schneider, antwortete er, ich heiße aber eigentlich Haase, und bin nun in die 17 Jahr Kinderlehrer in Pössendorf., „Johann war schon im Begriff diesen Haasen zu verscheuchen, als Herr Redlich aus dem Zimmer kam, und des trollichten Mannes Anbringen vernehmen wollte. „Sind sie unser lieber neuer Herr? fragte er hastig, und da er es erfuhr, machte er einen sehr tiefen Reverenz, befestigte seinen Stab an einen Knopf seines Rockes, zog die Handschue straf an, zuckte die Achseln, und nach einem gar vernehmlichen Räuspern fing er an:

„Wohlgebohrner lieber gestrenger gnädiger wie auch Best und Hochgelahrter Herr. Erw. Excellence wollen nicht in unguten vermerken, daß ich mich erstrecke, Ihnen mit diesen geringfügigen Zeilen zu incaminiren (hier übergab er seine schöne Schrift.) Sientemahl und demnach ich es vor meine schuldige Obliegenheit gehalten, und ersachtet, meinen unterdienstlichen Aspekt und Dienstgeflissenheit mit geziemender Subcission, immassen ich

Ich huch allemahl gegen diese Orts christliche
 Dankskeit sehr omings aufgeführt, bezeugt und
 beblesen, auch ferner in ferner. Dies
 Was der gute Haase aus seinem Conpente kommen.
 Herr Redlich wüßte destoßgen zu erkennen geben,
 daß er sein Anbringen vermüßte, Haase aber
 stänpste mit dem Fuße, und etz mit Ungebult
 Schüel ich komme wieder druf, bezeuget
 and beblesen, auch ferner, fernerhin
 stille allz, ich werde wieder druf kommen, auch
 fernerhin. Es ist mir doch mein Lebelang
 noch nicht gegangen, da ich die machen schönen
 Ertmott kanten muß, was ich dem Haase
 Herr Redlich schalte und sagen, der wolle mir ge
 nüg gütlichen, Ja glädiger Herr sie haben es
 errathen. Herr Redlich sollte nun die Schrift
 alif, und konnte sich des Lachens noch weniger
 enthalten, da er die feisamen Figuren, and ver
 schüthen Engelsköpfe auf dem Relbidit sahe. Habt
 ihr frage, diese schönen Sachen selbst verfert
 tigt? Ja, sagte Haase, in schreiben habe ich
 eiliche rechte Keel zugestukt, der eine ist neulich
 Eupon im Dessauischen worden, Herr Redlich
 gab das schöne Schreiben dem Bedienten, und
 sagte Haasen weiter nichts, als: ich werde mich
 ertüßigen, was die Kinder des auch lernen kön
 nen, alsdenn will ich auch wieder einmal zu mir
 kommen lassen. Vorletz geht in Dones Namen
 in eine Gasse. Der arme Haase war darüber
 so besüß, daß er den Abschiedsverein nicht ehee
 machte, bis Herr Redlich schon in seiner Stube
 war.

war. In Weggehen machte er einen Kruminien
Rücken, legte den Finger über die Nase, als wenn
er sie eindrücken wollte, und rechnete, wie hoch sein
baare^{er} Verlag bey der Schrift kommen sey. Ei-
nen Schreckenberger; sagte er, kriegte der Feldbrä-
del pro studium & labores: einen Groschen und
einen Bagen hat er bey mir verttuncken: einen
Groschen kostet der Goldbogen, und wenn ich die
Karben nur fünf Dreyer rechne, so kostet mich die
Sache selber achte halben Groschen: Ich dach-
te wenigstens einen Gulden zu erhaschen. Es
gefiel ihm. Und doch nichts. Das macht,
daß ich aus dem Concepte kam, und daran ist kein
ander Mensch Schuld, als meine Frau. Das
Sahlebed! Sie lächelte mich immer aus, wenn ich
im Bette lehn^e.

Herr Redlich wünschte nun eine Person lern-
nen zu lernen, die er zu seinem Umgange erwählen
könnte. Er fragte deswegen den Pächter, der sich
gleich erkundigen wollte, ob der Herr vielleicht et-
was verlangte, was der Pfarr des Orts vor ein
Mann sey? Es ist, antwortete er, mein Geba-
ter, er hat meinen Kleinen aus der Taufe gehoben:
es ist ein hübscher Mann, er kann schon exempla-
risch predigen, hat auch eine treffliche Stimme, er
kann die größte Stadtkirche ausfüllen, ich kann
mich recht gut mit ihm behelfen. Er war sonst im-
mer bey dem seel. Obristen, Gott habe ihn seelig,
sonderlich da der Obriste nicht recht mehr fort kom-
te, und weil keine Herrschaft da gewesen ist, hat er
mich mannmahl auch besucht. Herr Redlich
würde begierig, ihn genauer kennen zu lernen. Er

Tam, wie Herr Redlich gewünscht hatte. Es
 war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Er
 besaß eine gründliche Einsicht in die Gottesgelehr-
 heit, womit er aber bey keiner Gelegenheit prahlte;
 er kannte die schönen Wissenschaften, und war dar-
 inns mehr als mittelmäßig geübt; er hatte ein red-
 lich Herz, und ob er wohl eben nicht vor grossa
 Gesellschaften gemacht zu seyn schien, so verstieg er
 doch nie, wider die Anständigkeit; wann er aus in
 die größte Versammlung hätte, kommen muß. n.
 Dieser M. Meiss, das war sein Name, wollte
 auch also Herr Redlichen sein Bewillkommungs-
 compliment machen. Vergaben sie, was seine
 Anrede, daß ich ihnen nicht sagen die ehrerbiet-
 gen und freudigen Regungen meines Herzens habe
 offenbaren können, die ihre Ankunft verursacht hat.
 Meine Wünsche sind indeßen schon zu Weit gestie-
 gen, daß sie in der größten Zufriedenheit das Gute
 des Herrn im Lande der Lebendigen noch lange ge-
 nüssen mögen. Herr Redlich bewachte sich, und
 sagte: ich wünsche hier nichts, als die Ruhe, die
 meine Jahre fordern, und die zur Vorbereitung
 auf die künftige Welt nöthig ist. Ich würde mich
 den Geschäften gar nicht entzogen haben, wenn ich
 nicht sehr hätte wahrnehmen können, daß ich vor
 dieselben zu schwach werde. Das ist, antwor-
 te der Prediger, die gültigste Ursache, warum sich
 ein grosser Mann seinen Aemtern entziehen kann.
 Die Last der Arbeit bey hinlänglichen Kräften nie-
 derlegen, oder das Ruder aus Furcht eines bevor-
 stehenden Sturms verlassen; hat mir jederzeit un-
 anständig zu seyn geschienen. Ja sie können es,

setzte Herr Redlich dazu, eine Kleinmüthigkeit nennen, wodurch alle vorhergegangene löbliche Thaten verdunkelt werden. Aber scheint ihnen nicht die Sorge vor die Ewigkeit eine tüchtige Ursache zu seyn, auch bey noch muntern Kräften die Geschäfte zu verlassen? Sie reden doch, antwortete der Pfarrer, von solchen Geschäften, die mit der erhabensten Tugend bestehen können, und deren treue Befolgung selbst eine Tugend ist? Hier sehe ich nicht, wie die Geschäfte und die Sorge vor die künftige Welt einander widersprechen sollten. Wenn das Herz nur mit einer recht gründlichen Tugend erfüllt ist, und wenn der Wunsch seine Pflicht zu erfüllen, über alle andere Wünsche die Herrschaft hat, so wird, wie ich glaube, in den allerwichtigsten Geschäften, denen man gewachsen ist, nicht mehr, ja nicht einmal so viel Hinderung der Seriosität seyn, als in der Einsamkeit und Ruhe. Es ist wahr, daß derjenige, der in großer Arbeit steckt, sich nicht so oft zur Andacht erheben kann, als der, welcher Ruhe hat. Ich gebe auch zu, daß der große Mann, der stets mit seinem Verstande arbeiten muß, nicht so starke Empfindungen heiliger Affekten hat, als der, welcher Müssen genüßet. Wenn indessen nur die Tugend die Herrschaft behält, so wird der, welcher die Herzen kennt, eine Seele, die vor das Beste des Vaterlandes ganze Nächte durchforset, und arbeitet, eben so gnädig ansehen, als eine andere, die ihre Nächte mit andächtigen Seufzern durchweint. Die genaueste Beobachtung unserer Pflicht ist die beste Vorbereitung auf die Zukunft. Sind sind, antwortete

Herr Redlich, in diesem Stücke vollkommen meiner Meinung! Wie aber, wenn der Mann, den wir uns vorstellen, die Schönheit der Tugend noch gar nicht kennt, durch die Folgen seiner Fehler aber und durch andere Umstände gereizt würde, die Lehren der Religion zu hören, sollte wohl dieser seine Reimter niederlegen, um die Bedürfnisse seines Geistes desto besser zu besorgen? „Ich würde, wäre des Pfarrers Gegenrede, einem solchen Manne zum Besten seines Gemüths raten, was ihm sein Arzt zum Besten seiner Gesundheit rathet. Ich würde sagen: Er sollte sich zur Eile so viel Zeit nehmen, als sie erforderlich und nicht so gut, bald stattem gegangen, bald wieder ein solches Arbeitsgehirn. Ich glaube, daß viele Fälle möglich sind, dabei eine gänzliche Entziehung von Geschäften das Rathsamste ist. Herr Redlich äußerte seinen Besfall; der Pfarrer aber fuhr fort: Wer übrigens das Glück hat, vor dem Ende seiner Tage von seinen Geschäften auszurücken und vor sich noch in solche Gemüthsruhe zu setzen kann, daß er seiner großen Veränderung nicht nur mit Gelassenheit, sondern auch mit Freuden entgegen sieht, hat hohe Ursache, der Vorsehung dankbar dafür zu seyn. Ein Glück, das nicht leicht nicht allzu oft an die Großen in der Welt kommt! Ich bin etliche mahl zu dem Sterbenden solcher Männer gerufen worden, die ihre Lebenszeit in wichtigen Geschäften zugebracht, und dabei allgemeiner Ruhm erworben hatten, und ich habe bei ihnen die Geduldigkeit vermisst, die man in den Jahren des Todes haben kann, wenn man im Stande ist, sich die selige Ewigkeit gegenwärtig

wärtig zu machen. Man sagte mir einstmahls, ehe ich zu dem Patienten gelassen wurde, ich möchte mich nicht merken lassen, daß man mich gerufen: man unterrichtete mich, der mit dem Tode ringende Herr könne es nicht leiden, wenn man sagte, daß er sich sehr geändert hätte: man bat mich, ja nichts vom Tode zu reden. Ich gestehe es gern, daß ich unter dieser Bedingung mit schweren Herzen eintrat, und ob ich wohl weiter gieng, als ich Befehl hatte, so werf ich mir doch noch immer für, daß ich nicht weit genug gegangen bin. Die Sterbhebeten der Armen haben mir vielmahl weit schönerere Aussichten verstattet. Ich war nur gestern bey einem Bauer, der vielleicht im kurzen zu seiner Ruhe eingehen wird. Kommen sie denn, mein lieber Beichtvater, sagte er, und helfen sie mir vollends überwinden. Ich wies ihn auf den, der an seiner Statt überwunden hat. Ach ja, sprach er, ich kenne ihn, ich hatte ihn, und will ihn nicht lassen. Ich sehe die Freude schon, die er mit seinem Blute bezahlt hat: es sind nur noch wenig Augenblicke übrig, so werd ich bey ihm seyn. Er tröstete seine weinende Kinder, und wuschte die Thränen von den Augen seines Weibes. Der lebt ja noch, sagt er, indem er mit der Hand in die Höhe wies, der in seinem Worte der Wittben Mann und der Waisen Vater heißt. Sein Wort laßt euch gewisser seyn. Ich habe mich mit dem Manne so lange unterhalten, daß ich sie, mein Herr Redlich, gestern nicht bewillkommen konnte. Hete Redlichen giengen bey dieser Erzählung die Augen über; und da ihm die Freymüthigkeit seines Predi-

gers ungemein wohl gefiel, sagte er: „Sie werden mir künftig sehr nützlich seyn. Ich bitte Sie, daß Sie mich oft besuchen, und wenn ich kann, will ich auch zu ihnen kommen.“ Das Gespräch kam hernach auf allerhand Dinge, die das Rittreguth, die Kirche und die Unterthanen betrafen, und der Magister wußte überall solche Anmerkungen einzustreuen, daraus man sehen konnte, daß ihm nichts so sehr, als die Sorge für die Religion, am Herzen liege. Endlich gieng er mit großer Zufriedenheit wieder nach seiner Wohnung, die nur zweihundert Schritt weit von dem Hofe entfernt war. Herr Redlich wurde indessen von den Aemtern seines frommen Pfarrers sehr eingenommen. Er hatte vielfach Spottreden über die Landprediger ausgelesen hören, und fast glaubt er, daß die besten unter ihnen nichts, als gute eheliche Schaafe wären. Bey diesem Manne hoffte er mehr, als fromme Einfalt zu finden, und er setzte sich für, diesen Mann zu seiner Gesellschaft zu erwählen, wenn er gewiß seyn würde, daß Lebe und Leben mit einander übereinstimmen.

Ich bin nicht willens, ein ordentliches Tageregister zu verfertigen, sonst müßte ich hier sagen, daß nunmehr der erste Tag nach Herr Redlichs Ankunft zu Ende sey, und daß er erst einmahl ausgeschlafen, ehe das, was ich nun zu erzählen habe, vorgegangen ist. Herr Redlich fieng nun an, seine Lebensart immer besser einzurichten. Den Plan dazu hatte er also entworfen: Die Morgenstunden waren der Andacht und dem Gespräch seines Heizens bestimmt. Den übrigen Vormittag wollte er

unter seine Freunde theilen. Er nannte aber nicht nur die seine Freunde, deren Briefe er zu beantworten hatte, sondern auch alle die, deren Schriften und Bücher er hochschätzte. Mittags wollte er es gerne sehen, wenn ihn ein rechtschaffner Mann besuchte, mit dem er einige Stunden unter vernünftigen Gesprächen zubringen könnte. In Ermangelung eines solchen Gesellschafters, wollte er sich nach Fische in Gärten und Feldern eine Bewegung machen, und in Wirtschaftssachen umsehen, endlich aber den Tag, so wie er angefangen war, beschließen. Anfangs war es ihm noch immer, als wenn er seine vorigen Geschäfte abwarten müßte, und die vieljährige Gewohnheit in unermüdeten Fleiße war bey ihm zur andern Natur worden. Es schien ihm nicht nur im Schlafe, sondern auch bey wachenden Augen, Wenn er sich ein wenig selbst vergaß, als wenn er wichtige Sachen zu entwerfen hätte, oder als wenn er Resolutionen ertheilen müßte, oder als wenn eine Menge Leute im Vorsaale wären, seinen Rath und Beystand zu suchen. Und er lächelte bisweilen über sich selbst, wenn er von diesem Traume erwachte, und sich als einen Patron ohne Klienten sahe, ja er besorgte, seine Ruhe würde ihm zur Last werden. Um sich nun aller Beschwerde zu entschütten, die der Müßiggang einer edlen Seelen verursacht, fieng er an, seinem Entwurf nach, die Zeit, nicht zu vertreiben, sondern zu nützen. Jeder Morgen weckte ihn zur Andacht. Die Fenster seines Schlafzimmers waren gegen der Sonnen Aufgang gekehrt. Wie ward das prächtige Licht anders, als mit Bewunderung

rung und mit demüthigem Preis seines Schöpfers,
 von ihm angesehen, wenn es über den Gesichtskreis
 herauf stieg. Welche Wunder! rief er aus,
 da er gleich beim Aufgange der Sonne am Fenster
 stand; welche Wunder hast du an diesem deinem
 Meisterstück geoffenbaret, du Herrscher der Wel-
 ten! Was für eine erstaunliche Quelle des Lichts
 und der Wärme! Wie viel tausendmahl tausend
 Lichtstrahlen und Feuertheilchen fließen nicht in jeder
 Minute auf unsere Erde? Wie viel auf die übrigen
 Planeten, die sich in dem weitläufigen Gebiete
 der Sonne befinden? Und der allergrößte Theil derselben
 geht unbemerkt von dieser Erde, und von die-
 sen Planeten verloren. Ein Augenblick darfst eine
 unaussprechliche Zahl solcher götlichen Ausflüsse,
 Wie viele derselben müssen sich nicht in einem Jahre,
 in einem Jahrhunderte, in mehr als fünfzig Jahr-
 hunderten ausgebreitet haben? Gleichwohl leuchtet
 diese götliche Fackel noch eben so hell, als an dem
 Tage, da die schöpferische Stimme das neugebohr-
 ne Licht das erste versammlet hatte, und ihr Feuer
 wärmte noch eben so gut, als im Anfange geschahe.
 Und welche vortreffliche Mäßigung findet sich nicht
 in den Wohlthaten der Sonne? Ueberall weder
 zu wenig noch zu viel. Weniger Licht würde uns
 die kurzen und nebligten Tage unbrauchbar ma-
 chen, mehr würde uns blenden. Aber es ist gleich
 recht für das Auge des Menschen, gleich recht vor
 das Auge der Mücke so wohl, als des Elephanten.
 Wie unglaublich ist die Mannichfaltigkeit der
 Farben, dieser prächtigen Töchter des Lichts! Der
 Himmel, das größte Theil der Welt, und das,

welches

welches uns stets vor Augen schwebt, hat eine Farbe, die dem Auge angenehm und zuträglich ist. Aber könnte es ausstehen, wenn sich die Lichtstrahlen am Himmel, wie in einem Spiegel brächen, und den ganzen Gesichtskreis mit Sonnengolde bedeckten? Wie mannichfaltig mahlt nicht die Sonne alles, was auf der Erde ist? Wie gut, eins von dem andern desto leichter zu unterscheiden. O du wundernswürdiger Brunn des Lichts! herrliches Bild deines gutthätigen Schöpfers, der immer giebt und immer hat! Du fängst auch an mich zu erwärmen. Diese wärmende Kraft ist eben so weislich temperirt, als das Licht. Wären die Feurtheilschen, die unsere Erde erreichen, weniger aus einander gestreuet, dürften sie auf uns so zusammenfließen, wö sie der Brennspiegel zusammen bringt, wer würde nicht brennen? Wären sie weniger wirksam, wer könnte warm werden? Wenn würde die Nahrung vor Menschen und Vieh wachsen? Wenn würden wir uns über das sanfte Anhauchen der Luft erfreuen können? Aber diese Wärme ist gleich recht vor uns, gleich recht vor alle Gewächse, vor alle Thiere, vor alle Insekten, die der Schöpfer gut fand, und bey denen die Wärme Mutterstelle vertritt. Indem Herr Redlich also mit sich selbst redete, war die Sonne so weit heraufgestiegen, daß sie ihm in das Gesicht schien. „Welcher Glanz! rief er aus. Wie prächtig muß nicht das Licht seyn, darinne mein Gott wohnt? Da diese Sonne so herrlich ist, die unter seinen Füßen nicht anders, als der unmerkliche Staub unter dem Fuß des Wanderers, auf

und niedersiegt. Voll von des Schöpfers Stolz
 stieß er sich auf seine Knie, entblößte das Haupt,
 dessen Silber wie der Mond glänzte und redete mit
 erhabener Andacht noch lange, gleich einem erfahre-
 nen Engel, vom Lobe des Höchsten. Endlich stand
 er so freudig wieder auf, als die Sonne aufgegan-
 gen war, oder als ein Bräutigam aus seiner Kam-
 mer geht. Er las noch einige Psalmen Davids,
 und da seine Leute einige Morgenlieder sangen, die
 er wohl hören konnte, so unterhielt er auch damit
 seine Andacht. Auf diese Art brachte er den ersten
 Theil eines jeden Tages zu. Bald war die, bald
 jener Theil der Schöpfung die Gelegenheit seines Er-
 fers, bald ergründete eine Stelle aus des Schöpfers
 feinen Flammen; bald fand er die Betrachtung des
 göttlichen Regiments dazu geschickt, und wenn er
 vielleicht einmahl Mangel an Andacht spürte, so
 mußte ihn selbst diese Empfindung zum Eifer an-
 treiben.

Mun wollte er auch sehen, wie weit Lucius
 mit Einrichtung der Bibliothek gekommen wäre.
 Herr Redlich hatte nur solche Bücher mit nach
 Schönau gebracht, deren Gebrauch sich zu seiner
 Ruhe schickte. Der allergrößte Theil war in den
 Händen seines Sohnes geblieben. Lucius hatte
 daher bald fertig werden können, und Herr Redlich
 fand die Bibliothek, wie er wünschte. Nun
 bringe mir, sagte er, einen Tisch und Stühle.
 Ich werde mich, wenn ich lebe, oft hier befinden.
 Lucius brachte was befohlen war. Gebt mir
 doch, fuhr der Herr fort, das Packer, das mir
 der Buchführer zur Durchsicht mitgegeben hat.

Es war gleich bey der Hand: Lucius hub es auf den Tisch, und da er mit vieler Mühe die Knoten aufgeloßet hatte, fieng Herr Redlich an, die neuen Bücher nach einander durchzusehen. Er fand unter andern eine kleine Schrift unter den Titel: Vorschlag für das gemeine Beste der Herrschaften und Dienstbothen, 8. Berl. 1754. Weil die ganze Sache nur aus etlichen Bogen bestand, nahm es Herr Redlich zuerst, und wollte sehen, was dieser Vorschlag in sich hielt. Kaum hatte er es durchgelesen, so sagte er: Der Verfasser hat sehr recht, daß er über die Ungerechtigkeit klagt, die durch Verwahrlosung des Gesindes begangen wird. Man sollte sie besser unterrichten, man sollte ihnen die wahre Gestalt der Tugend und der Laster besser, als insgemein geschieht, abmahlen, man sollte ihre Herzen nicht nur durch Befehle bestimmen, man sollte sie durch Bewegungsgründe von unterschiedner Art zu lenken suchen. Ich habe jetzt weniger zu thun, als ich wünsche. Würde ich nicht der Welt noch einen wahren Nutzen schaffen, wenn ich selber Hand anlegte, etwas zur Besserung des Gesindes zuschreiben? Er dachte der Sache weiter nach, und sein Einfall gieng ihm immer besser. Endlich besann er sich auf seinen Pfarr, und hoffte, der werde ihm vielleicht einigen Rath dabey geben können, deswegen beschloß er so gleich, ihn nach Tische zu besuchen. Er speisete auch eher ab, als sonst, wiewohl er niemals zu lange bey Tische saß, wenn er allein war. Johann erhielt Befehl, Herr Redlichen beym Pfarr zu melden, und kam gar bald mit der Antwort zurück, daß

daß sich der Magister eine besondere Freude dab-
 aus machte, den Herrn Collator bey sich zu sehen.
 Der Pfarrer zog sich augenblicklich an die rüste Herr
 Redlichkeit entgegen, und empfing ihn mit aller
 Anständigkeit, die ein Patron fördern kan. Herr
 Replik hatte sich von den Studirenden der Land-
 prediger eine gar schlechte Vorstellung gemacht.
 Zwar war keine in eine dergleichen Stube kommen,
 aber die Personen, die ihm die sämmtliche Land-
 priesterschaft hatten verächtlich machen wollen, mach-
 ten ihm auch ihren Muthwillen sehr schlecht ab.
 Man öffnet, öffnet sie mit vierundzwanzig Beheue-
 rungen, man öffnet kaum die Thür der selben, so
 ist man angenehm, man sieht in eine Rauchkammer
 oder in eine Kasten. Noch edelm. Wände und
 Bücher, zu welchen legen in gemein zwey oder
 drey Brethe in der Höhe angemacht sind, sehen
 von Tobackrauch ganz schwarz, und wenn der
 ehrwürdige Mann in seinem beschmutzten Schlaf-
 rock und großer Bedermüge hinter dem Tische sitzt,
 und in dem Rauch eines Mumiens nicht ungleich
 siehet, so bildet man sich ein, die Bayern wollen ihn
 der Conservation wegen räuchern. Läßt man vol-
 lends über die Schwelle, so ist man in Gefahr,
 von den Lethen, Wächtern, und Meerschweinchen
 einige zu ertreten, die in der Stube herumlaufen,
 und auf den Stühlen und Tischen so wohl, als
 auf den Fußboden, Spüren ihres Nasehns hin-
 terlassen. Uebrigens ist der Tisch in gemein mit
 allen Arten von Meubeln besetzt. Darbey steht
 etwa ein Laubbettgen mit nachlässigen Zubehör.
 Endlich findet man auch wehrentheils alte Kasten,
 darinn

darinne die heiligeri Concepte und dergleichen Arbeiten seyn sollen; und auf welchen der Frau Magisterin ihr Strick- und Nähzeug auch wohl Rock und Strumpf liegen. Wenn nun schon Herr Redlich nicht glaubte alle dergleichen Unordnung amutreffen; so besorgte er doch etwas davon zu finden. Aber diese Besorgniß verschwand, so bald er in die Studierstube eintrat. Sie war zwar klein, aber so reinlich, als sie nach Beschaffenheit des Hauses seyn konnte. Der Thüre gegen über stand ein behängener Tisch, und auf demselben ein anschnellend vergoldeter Crucifix; neben welches der Pfarr zu gewissen Zeiten einen natürlichen Todtenkopf setzte, der aber jetzt unter dem Tappiche aufgehoben war. Zur Rechten stand ein marmorirter Tischchen mit Porcellain besetzt, und auf der andern Hand ein Schreibtisch von feiner Arbeit, der offen und mit etlichen Büchern belegt war. Den übrigen Raum nahmen die Stühle ein. Aber wo sind die Bücher, die in eine Studierstube gehören? Diese standen in der Alcove, die man, weil die Vorhänge stets aufgezogen waren, von der Stube aus überschauen konnte, und gleichfalls in der besten Ordnung fand. Herr Redlich machte dem Pfarrer über die gute Einrichtung, darinne er ihn sah, ein verbindlich Compliment, und hatte sich noch nicht niedergesetzt, als die Frau Pfarrin auch erschien. Es war eine sehr freundlich wohlgezogene Frau, die bey einem hauswirthlichen Ansehen den Wohlstand ganz gut zu beobachten wußte. Sie gratulirte bey ihrem Eintritte Herr Redlichen zu seinem Ertzuge und bat sich seinen Schutz aus. Er versicherte, sie

und ihr Mann würden an ihm einen wahren Freund finden, der mit Vergnügen in ihrem Diensten seyn wollte. Hierauf unterhielt er sich mit ihr von dem Garten, der gleich vor den Fenstern war, und darinnen sich damahls noch einige Murikeln zeigten, die Herr Redlich der Aufmerksamkeit würdigte. Et fragte nach ihren Kindern, und erfuhr, daß ein Sohn auf der Universität, und eine Tochter in Dresden wäre, die Lebensart der Stadt zu sehen, und einige Aleten von Frauenzimmer Arbeit zu erlernen. Ein Sohn und eine Tochter waren mit Tode abgegangen. Herr Redlich schien sich über die Abwesenheit der Tochter ein wenig zu verwundern, die Frau Pfarrin merkte dieses, und sagte daher dazu. Wir Mütter müssen es doch mit den Töchtern machen, wie wir sehen, daß die Väter mit den Söhnen umgehen. Auch der geschickteste Vater thut seinen Sohn auf die Universität, und wir haben das Verschicken der Töchter um so viel nöthiger, weil sich unsere Künste beständig ändern. In dieser Absicht, antwortete Herr Redlich, haben Sie vollkommen Recht, wenn Sie eine Tochter der Stadt überlassen. Was aber die Lebensart anbelangt, wollte ich, wenn ich eine Tochter hätte, sie lieber auf dem Lande erziehen lassen, als in der Stadt. „Vergeben Sie, erwiderte die Magisterin, daß ich bekenne, wie ich die Ursachen davon nicht einsehe.“ Herr Redlich antwortete: Weil das jetzige Stadtleben mit entsetzlich viel Eitelkeiten umgeben ist, dahingegen in einer so Klostermäßigen Stille, als ich in diesem Hause finde, die Unschuld zu herrschen scheint. Der Pfarrer hatte

hatte bisher an dem Gespräche keinen Theil genommen, weil er etliche Sorten Narkotika ausuchte, die er in Wasser stehen hatte, und die er Herr Redlichen als was Schönes präsentiren wollte. Jetzt aber endigte er die Unterredung, indem er hinzu setzte: Die akademische Zeit eines Landmädchens erstreckt sich insgemein nur auf einige Monate, und es müßte eine sehr schwache Jugend seyn, die keine stärkere Proben aushalten könnte. Die Frau Pfarrin wollte hierauf den Coffeetisch zu rechte sehen, da es aber Herr Redlich gar sehr verbot, entfernte sie sich wieder.

Nunmehr hing er an, dem Pfarrer von seinem Vorhaben Nachricht zu geben; und seine Meinung darüber auszuforschen. „Ich habe,“ sprach er, heute eine kleine Schrift gelesen, die mich sehr aufmerksam gemacht hat. Hiebei zog er den gedachten Vorschlag aus dem Busen. „Der Verfasser,“ fuhr er fort, empfiehlt die Verbesserung des Gesundes. Er ist werth, über viel gutes Gesinde zu herrschen. Einige seiner Vorschläge sind zwar von solcher Beschaffenheit, daß sie, wie viele andere nützliche Dinge, in dem Reiche der unerfüllten Wünsche bleiben werden, wenigstens hier zu Lande, da man nicht so viel auf gute Anstalten zu wenden gewohnt ist, als zur Ausführung aller dieser Vorschläge nöthig seyn würde. Doch soll man thun, was man kann, und wenn man, thut was man kann, so thut man alles, was man schuldig ist. Er schlägt zuvörderst vor, dem Gesinde zum Besten eine moralische Schrift zu verfertigen. Dieses finde ich so möglich als vernünftig. Was
meinen

meinen sie Herr Pastor? „Ich muß bitten, was die
 Antwort, daß sie den Vorschlag noch besser erkla-
 ren; jetzt bin ich nicht genug unterrichtet, von die-
 ser Sache zu urtheilen. „Ich meine, fuhr Herr
 Redlich fort, man soll eine Straß-Moral schrei-
 ben; ob vielleicht einige von diesen Leuten könnten
 gewonnen werden, daß sie von den Laster abstin-
 dert, die unter ihnen so gebräuchlich sind. Sie ha-
 ben ja auch vernünftige und anständige Geelen,
 die es verdienen; daß man sie zu Bessern sucht.
 „Ich dachte nicht, antwortete der Magister, daß
 es an Christen zur Besserung des menschlichen Ver-
 stehens, in Bezug auf ihre sehr gründlichen
 Verbesserungswürde ist, so viel nicht ohne die
 Hilfe der Religion nie vor staten gehen. Muß
 sind die Wege, die man dabei betreten muß; in
 vielen Christen aufs genaueste begehrt; und die
 Bewegungsgründe rührend vorgelegt. Ich weiß
 nicht, ob davon noch was gesagt werden kann; das
 mag schon gesagt haben. Hier wollte der Pfarrer nach-
 setzen, aber er wurde gerührt von Ser-
 vets, Arnds und Spencers Christen so viel herzu-
 gebracht haben, als er nur hätte bringen können.
 Herr Redlich aber nahm ihn bei der Hand und sag-
 te: Ich habe mich noch nicht genug erklärt. Ich
 will nicht, daß eine gründliche Besserung der
 Menschen ohne Religionskatechismus, umzu-
 kommen werde. Aber das Gesinde ist schwer daz-
 an zu bringen; daß es ernsthaft zu denken liebt.
 Auch die Bessern kommen ihnen nicht so sehr. Soll-
 te man nicht wohl thun, wenn man die Mo-
 ral, von dem Volk reden, in eine Sprache einlei-

dete,



dete; wie ein bekannter Theologus seine Religionsprüfung mit Beyfall in eine Reisebeschreibung eines asiatischen Prinzen gekleidet hat. Vielleicht lesen sie alsdenn lieber mit bessern Nutzen.

„Nun verstehe ich sie, antwortete der Pfarr, und nachdem er ein wenig nachgesonnen hatte, fuhr er fort: Ich will den Nutzen davon nicht streitig machen, wenigstens könnten manche durch eine solche Schrift aufmerksam auf sich selbst werden, und man hat schon was grosses gewonnen, wenn man so viel erhält. Uebei dieß könnte auch auf die Art alles zur Ehre der Religion gelenket werden. Aber ich zweifle, daß jemand dergleichen Schrift verfertigen wird. Denn wer dazu recht geschickt ist, kann was anders schreiben, als ein Buch vor Lieberer, wobei sich die schriftstellerische Ruhmgierde schwerlich wohl befriedigt finden wird... Sie gehen zu weit, Herr Pastor, war die Gegenrede, wenn sie glauben, daß alle Schriftsteller ihren Ruhm höher schätzen, als das innere Zeugniß, die gemeine Wohlfahrt befördert zu haben. Ich will es ihnen nur sagen: ich bin selber geneigt, dergleichen Schrift zu verfertigen, wenn ich so lange noch zu leben habe, und ich bitte, daß sie mir dazu einen Entwurf machen helfen. „Ohne im geringsten an Dero Fähigkeit zu zweifeln, versetzte der Magister, so gestehe ich ihnen, daß ich mir die Sache nicht leicht vorstelle. Man muß, wenn so was nach meiner Einsicht gerathen soll, nicht nur die Meinungen und Grundsätze der Bedienten kennen, man muß auch die Entschuldigungen wissen, womit sie sich vor dem Richterstuhle ihres Gewissens

E

sens schmücken. Aber wem lassen sie so leicht hinter diese Dinge kommen? Man muß lange Zeit Beobachtungen über das Bezeigen dieser Leute gemacht haben, sonst wird man sie da nicht finden, wo man sie suchet. Man muß mehr den Character eines Freundes, als das Ansehen eines Lehrers annehmen; man muß sich im Vortrage zu ihnen hinablassen, und mit ihrem Wisse und ganzen Denkungsart bekannt seyn. Ein gelehrter Witz würde hier schlecht angebracht werden. Man muß Affecten rege machen, man muß durch Exempel rühren, und solche Beispiele aufstellen, da Bediente durch gutes Verhalten glücklich, und durch Lafter unglücklich worden sind. Endlich würde man auch unter Bedienten und Knechten einen Unterschied machen, und mit jeder Gattung besonders reden müssen. „Sie wollen mir es sehr schwer machen, war Herr Redlichs Antwort, aber hören sie nun auch meinen ungefähren Entwurf. Ich will mir die Anmerkungen, die ich ehemals über Bediente gemacht habe, wieder in das Gedächtniß zu bringen suchen! Ich will es meinem Lucius auftragen, daß er, so gut sichs thun läßt, den Inhalt der Gespräche aufschreibt, die er von Bedienten hört, wenn ich Besuch habe, oder gebe: ich will darüber meine Gedanken eröffnen: ich will mit meinem Johann erzählen lassen, was er von hieher gehörigen Dingen erlebt hat, und wer weiß, was sich noch während der Arbeit zu diesem Behuf findet. Glauben sie nicht, daß eine solche Sammlung von Nutzen seyn könnte? Ich habe gar nichts mehr dagegen zu sagen, antwortete der Magister

Magister, ich erbieth mich vielmehr zu allen Diensten, wenn sie mich dazu geschickt finden. Hier auf gieng Herr Redlich mit seinem gesprächigen Wirth in Garten, in welchem sie unter einer Sommerlaube noch etliche Stunden von allerlei Dingen mit einander redeten. Er wollte sich nun wieder nach Hause begeben: die Frau Pfarrin aber hatte eine niedliche Abendmahlzeit bereitet, und nöthigte ihren Gast, vorlieb zu nehmen. Herr Redlich ließ sich bald erbitten. Ehe sie sich noch zu Tische setzten, kam ein Frauenzimmer in die Stube, die Herr Redlichen sehr aufmerksam machte. Sie war eine Person von ungefähr acht und zwanzig Jahren. Ihr Anzug wies auf einen guten Geschmack, und ansehnliche Geburt: ihre Augen hatten noch das völlige Jugend-Feuer: ihre Farbe war etwas blaß, übrigens hatte ihre regelmäßige Gesichtsbildung noch alle Reizungen einer nur aufgeblühten Schönheit. Der Magister nannte sie seine Befreundin, und sagte sie bey Tische neben Herr Redlichen. Er nahm Gelegenheit von Ergözungen des Landlebens mit ihr zu reden. Sie wußte mehr, als ja und nein und behielt Worte zu antworten. Gedanken und Ausdrücke waren edel und einnehmend, und alle ihre Manieren ungezwungen und bescheiden, doch konnte sie nicht völlig verhindern, daß man nicht bisweilen eine kleine Schwermuth an mir merkte. Nach geendigter Mahlzeit gieng Herr Redlich in tiefen Gedanken nach Hause. Er glaubte, das Frauenzimmer irgendwo gesehen zu haben, konnte sich aber gar nicht erinnern, wo es müsse gewesen seyn. Daß sie Sidonia hieß,

E 2

und

und ihr Vater als Hofrath in D. gestorben, das war es alles, was er von ihr erfahren konnte.

Nun fiel Herr Redlichen seine Gesinde, Verbesserung wieder ein. Er ruffte deswegen seinen

Lucius, und befahl ihm: er sollte sich, wenn er Gelegenheit hätte zu einigen Bedienten zu kommen, ihre Gespräche wohl in das Gedächtniß fassen, nachgehends auf einen halbgebrochnen Bogen schreiben, und ihm übergeben. Doch mußte er dabey seine

Aufmerksamkeit verbergen, damit sich keiner anders stellte, als er sonst thun würde. Lucius versprach

zwar diesem Befehl nachzukommen, er schien aber dabey so voll Bewunderung zu seyn, daß es Herr

Redlich aus fand, die Absicht zu entdecken. „Ich

will,“ sagte er, die Maximen kennen lernen, nach welchen ihr Leuthen eure Handlungen einrichtet,

und deswegen wünsche ich, daß ihr, so viel möglich, Worte und Diebensarten beybehalten möchtet.

Ihr könnt rich auch kühnlich unter das Gesinde des Wirths wagen, und mir eine Probe von ihren Unterredungen bringen.

Es vergliengen einige Tage, ehe Lucius Gelegenheit fand, etwas aufzeichnen zu können. Herr

Redlich wollte sich unterdessen in der Wirthschaft umsehen, und von Haushaltungsarbeit unterrichten.

Johann mußte mit ihm gehen, damit er jemanden hätte, der ihm die vorkommenden Dinge erklärte.

Naturalien Cabinet, und Kunstammern hatte er viel gesehen, und seine Einsichten in die dahin gehörige Sachen waren nicht gering.

Von der Wirthschaft aber hatte er kaum so viel Kenntniß, als von den Sitten derer, die in der



neuen Welt wohnen. Er hatte davon etwas gehört, er hatte auf Reisen diese und jene Landarbeit gesehen; aber da er stets seine Gedanken auf andere Gegenstände gerichtet gehabt, so war er allezeit in solchen Sachen unwissend geblieben. Es kam ihm daher jetzt alles neu und unerhört für. Doch eben diese Neuigkeit erweckte ihm ein sehr grosses Vergnügen. Sein erster Gang war in die Scheunen, die dem Wohnhause seitwärts gegen über standen, und darinne der Pächter noch einige Schocke Korn zu dreschen hatte. Wie wunderte er sich, daß die Leuthe so nahe bey einander niederschlügen, ohne einander zu beschädigen. Er getraute sich aber nicht, sehr nahe zu kommen, weil er besorgte, es möchte ein Röpel losreissen, und ihm Schaden thun. Nun wollte er auch wissen, wie das Getreide rein gemacht würde. Johann sagte: *Wenn sie sich auf die andere Seite bemühen wollen, werden sie gleich sehen, wie gewurst wird.* Er gieng hin, und sahe mit Verwunderung, wie sich Röder und Syren von einander sonderten. Er lernte den Gebrauch der Fegge kennen, und bewunderte die menschliche Erfindung, noch mehr aber die Güte Gottes, der den Menschen solche Erfindungskräfte verliehen, daß die unentbehrlichsten Werkzeuge des Landmannes sehr leicht zu verfertigen sind.

Hierauf gieng er in die Stube seines Pächters, wo er zwey Mägde an der Butterrolle beschäftigt fand. Er wußte nicht, was er sich an ihrer Arbeit machen sollte. Erst glaubte er, sie plumpen Wasser, da er aber Spuren von Milch an Butterfasse sahe, fragte er Johann, was

diese Leuthe machten? Johann erklärte es ihm. „Das habe ich noch in meinem Leben nicht gesehen“, antwortete er, und weil die Mägde versicherten, daß die Butter gleich da seyn würde, blieb er noch ein wenig stehen. Unterdessen kam die Wächterin, die ihre Arme aufgestrichen, und zum Buttekraschen roth gebrannt hatte. Sie brachte die noch unvollkommene Butter bald vollends zusammen, und raffte sie in ein hochbeinichtes Faß voll Wasser, das ihr eine Magd nachgetragen hatte. Eine andere brachte noch ein Faß, schaffte Butterbüchsen und Töpfe herbei, setzte solche um die Wächterin herum, und eilte, noch mehr Wasser zu holen. Er sahe mit grosser Aufmerksamkeit zu. Während der Zeit stand eine Gluckhenne auf, welche junge Endten führte, mit denen sie bisher in einem Winkel gefressen hatte. „Das sind allerliebste Thierchen“, sagte er, so was schönes habe ich lange nicht gesehen. Johann hascht mir doch ein klein Hennenchen, daß ich es genau betrachten kann. „Die Wächterin wandte sich weg, um ein schalkhaftes Lachen zu verbergen. Johann aber sagte, es sind junge Endten, die Henne wird sich keines nehmen lassen. „Das wäre erschrecklich“, antwortete er; versucht es nur. In dem Augenblicke nun, da Johann zu greifen wollte, flog die Henne nach seinem Kopfe, und zugleich unter die Butterbüchsen, daß die Scherbel klungen. Die Wächterin hätte vor innerlichen Lachen zerblasen mögen, doch faßt sie sich so weit, daß sie auf die Mägdlein mahlen konnte, die so unvorsichtig gewesen war, das Gefaß auf der Erde herum zu setzen. Herr Rüdlich über



aber schämte sich ein wenig, daß er sich nicht be-
sonnen hatte, wie ernstlich die Glückhüter ihre
Rüchlein vertheidigen. Er begab sich also halb
verdrüsslich weg, nachdem er der Pächterin gesagt,
sie solle den verursachten Schaden mit in Rech-
nung bringen.

Inzwischen ließ er den Vorsatz, sich weiter in
der Wirthschaft umzusehen, deswegen gar nicht
fahren. Er gieng auch mit seinem Johann auf
das Feld. Das Korn hatte damahls schon aus-
geschossen, und die Aehren stunden, weil sie noch
von keiner Last etwas wußten, wie Heeres Spitzen:
Der Weizen hatte sich bey nahe ausgewickelt, die
sämmtlichen Sommerfrüchte aber schienen stolz zu
seyn, daß sie ihrer Wurzel nunmehr Schatten ge-
ben konnten. Herr Redlich ergözte sich gar unge-
mein an diesem prächtigen Schauplaze, und er
kam ihm gedoppelt angenehm vor, weil er ihn als
sein Eigenthum betrachtete. Johann hatte dabey
gar viel Erklärungen zu geben. Herr Redlich sa-
he jungen Flachs, er fragte was es wäre, und da
er es erfahren hatte, sagte er: das darneben so ver-
wirrt scheint, wird vielleicht Berg seyn? Nein,
antwortete Johann, es sind Wicken. Hierauf
erkundigte sich Herr Redlich, warum hin und wie-
der so tiefe Furchen gemacht, und warum am En-
de der Aecker fast überall Querbete wären? Das
erste, sagte Johann, sind Wasserläufe, und
das andere nennt man Angewände. Er setzte man-
cherley Beobachtungen hinzu, die Herr Redlichen
zwar vergnügten, dem Leser aber sehr unerheblich
scheinen würden, wenn wir sie hier mittheilen woll-

ten. Unter diesen Gesprächen kamen sie an das Krautland, mit dessen Zurichtung etliche Hofknechte beschäftigt waren. Hies sah Herr Redlich den Pflug das erstemahl in seinem Leben mit Aufmerksamkeit an.

Der Knecht, der es ge wahr ward, hielt ein wenig stille, und besorgte, es möchte vielleicht etwas nicht nach des Herren Sinne seyn, ja er machte sich, nachdem er seine Pfeife ausgeklopft, seinen Hut unter den Arm genommen, und gemächlich am Pfluge anlehnte, auf die beste Verantwortung geschickt. Herr Redlich fragte, warum das lange Holz am Pfluge so viel Lohet hatte? Sonst meinte, der Herr wolle ihn prüfen, denn er hielt es nicht für möglich, daß ein solcher gelehrter Herr nicht ackern könnte, da er es doch als ein einfältiger Mensch verstünde. So bald er aber sah, daß der Herr wirklich nichts von dieser Kunst gelernt hatte, wurde er dreuster, und gab sich das Ansehen, eines jungen Lehrers, wann der Probe bestanden ist. Nun stieß er Johannem ganz freundlich über die Schulter, von dem Pfluge weg, und fieng an, alle Theile des Pfluges zu nennen, und nach ihrem Nutzen und Gebrauch zu beschreiben. Herr Redlich erstaunte, da er in so gering scheinenden Werkzeugen so viel Erfindungskraft fand, und schätzte die Erfinder derselben der Ewigkeit viel würdiger, als zehn Eroberer, die sich durch nichts, als Blutvergießen, bekannt gemacht haben. Er wiederholte dergleichen Spaziergänge oft, und fand darinnen fast mehr Ergözung, als in seinen Gärten.

Doch

Doch wollte er nicht stets in einsamen Fluren seyn: er wollte auch einige Benachbarte sehen, und hatte sonderlich dem Herrn von Einsambausen einen Besuch zugebracht, ja er war schon einmahl fast im Begriff auszureisen, als er einen Wagen hätte gerollt kommen. Er gieng deswegen an ein Fenster, aus welchem er was aus und einging übersehen konnte. Es war eine Chaise. Der Ankommende fuhr sich selbst, und trieb durch die Bewegung seiner Peitsche die Pferde zu einem desto muntern Trabe, je näher er dem Ziel seiner Reise war. Endlich hielt er gleich vor der Thüre stille, sprang aus dem Wagen, und gab das Riemenseil dem Bedienten, der hinter ihm gesessen hatte. „Da Kerk; sagte er, fahre in Schatten, und alsdenn gieng er mit spanischen Schritten auf Herr Redlichs Wohnstube zu. Herr Redlich hielt diesen Ankommenden eben nicht vor eine wichtige Person, und war ihm nicht entgegen gegangen, da er ihn aber der Thüre nahe zu seyn merkte, eröffnete er dieselbe. Herr Sturm, das war der Ankommende, lief geschwind auf Herr Redlichen zu, und machte Miene, als wenn er ihn umarmen wollte. Herr Redlichen aber schien nichts mit dieser Vertraulichkeit gedient zu seyn. Herr Sturm sprang also einen Schritt wieder zurück, damit er zu seinem Complimente recht aushohlen könnte. „Unterthäniger Diener, schrie er dabei, unterthäniger Diener! Ich habe nicht gewußt, daß mein höchstgeschädster Patron gegenwärtig sind: ich hätte sie eben besucht. Da ihn nun Herr Redlich unter diesen Worten in die Stube genöthiget hatte, sieng er eine

E 5

lange

lange Gratulation an, die aber nicht sonderlich geriet. Doch schien die muntere Bewegung seines ganzen Körpers den Mangel der Veredlichkeit zu ersetzen. Kaum hatte er in einem Armstuhle, auf Herr Redlichs Bitte, Platz genommen, fieng er an über sein Gesinde zu klagen.

„Denken sie nur, es ist mir heuer schon der dritte Kutscher entlaufen, ungeachtet das Jahr noch nicht halb ist. Wenn doch solche verdammte Seelen an Galgen zappeln müßten, ehe sie einen hudekn könnten.“

„Aber sie haben ja, sagte Herr Redlich, schon einen andern.“

„Den habe ich nicht, antwortete Herr Sturm, als Kutscher, sondern zur Aufwartung. Meine Kutscher müssen helfen im Felde arbeiten. Wenn ich aber wegsahre, haben sie Livery. Nun wollte ich gern einen Kerl haben, der auf die Werde hält, und auch in der Feldarbeit was nütze ist. Es glückt mir nie.“ „An einem Orte fehlt es allemahl. Ich sage daher einen Teufel weg, und bekomme einen andern wieder.“

„Ich glaube, daß es nicht wohlthaten ist, wenn man zu oft mit dem Gesinde ändert. Sie gewöhnen bisweilen in einem halben Jahre kaum ein. Sie wissen nicht so gleich, wie ein Herr gesinnt ist, und wie er seine Sache will gemacht haben. Weil sie auch anfangs nicht wissen, wer Freund oder Feind ist, so versehen sie manches, das sie nach der Zeit besser machen. Ich habe daher anfänglich lange mit meinen Leuten Geduld, und begegne ihnen mit größtem Olymp, damit ich sie

sie gewinne, ihre Dienste recht gut zu verrichten.

„Soll man denn zu Lohn und Brod noch gute Worte geben? Wenn eine Bestie nicht folgen will, so schlag ich, so lang ich einen Arm rühren kann.

„Dadurch werden sie sich im übeln Ruff bringen, und niemanden, als solche Leuthe zu ihren Diensten finden, die sonst keinen Herrn bekommen können.

„Ich läugne es nicht, daß ich so arg, als der Teufel beschrieben werde. Aber ich kann mir nicht helfen; Wenn ich mich einmahl recht erbosse, habe ich mich nicht in meiner Gewalt.

„Und das thut ihrer Gesundheit erschrecklich viel Schaden. Sie können auf diese Art in einer Minute den Tod haben, oder den Grund zu einer Krankheit legen, die so schlimm als der Tod ist, weil sie kein Arzt in der Welt curiren wird.

„Vergeben sie mein Herr Redlich, wenn ich sage; Sie wissen gar nicht, was Gesinde Noth ist. Wer ein Duzend solche Canaillen, besammen hat, muß bisweilen darunter herum schlagen.

„Ich wundere mich, wenn sie nicht verklaget werden. Ich zweifle nicht, daß das Gesinde Schuß fände.

„Das ist eben der größte Verderb unsers Gesindes. Die Landesgesetze schienen dazu gemacht zu seyn, daß wir böses Gesinde haben müssen. Wenn ich einen Knecht habe, der sich, statt, an der Arbeit zu bleiben, auf den Bauch legt und schläft, hernach das Vieh schlecht füttert, und dazu

dazu noch übertreibt, daß es verschlagen und verderben muß, oder der das Geschire muthwillig zerbricht, und mit einem Worte gar nichts taug, auch durch kein Zureden zu bessern ist: da sollt ich mir alles gefallen lassen. Will ich mich durch die Karbasssche zum Gehorsam bringen, so lauft er hinf, und verflagt mich; alsdenn habe ich Straf und Unkosten in Menge zu bezahlen. Wenn man aber einen solchen Schwereidbär recht abpfählen dürfte, er würde wohl besser werden.

Sie können sich gut veranlassen. Es steht indessen nicht bey uns, die ungeschickten Dinge zu ändern, oder Uebel, das sich nicht ändern läßt, muthwillig verursachten Schaden an das Lohn des Gesindes zu thun. Sie gestehen auch selber, daß sie des Zuschlagens ungeachtet, doch kein gut Gesinde haben. Ich finde daher das Gesetz nicht unbillig, welches das Schlagen verbiet, ja ich glaube, die Herren würden eine größere Gewalt sehr misbrauchen. Man darf sich nur in seinen Gedanken an die Schuldigen Leute setzen; man wird die Gütlichkeit der Schärfe allemahl vorziehen, und mit ihnen als mit verunglückten Freunden umgehen.

Ich gestehe, daran habe ich noch nie gedacht, ich weiß auch nicht, ob mir es allemahl, wenn es nöthig ist, wird einfallen.

Und ich halte es für meine Schuldigkeit, stets daran zu gedenken, daß es bey der Vorlesung stund, was sie aus mir machen wollte, und daß alle Vorzüge, die ich habe, unverdient Geschenke des Himmels sind.



„Je freundlicher aber man gegen sein Gefinde ist, je schlimmer wird es.

„Bey vielen richtet ein freundlich Wort mehr aus, als viele Schläge. Ueberhaupt macht die grosse Schärfe Verbitterung, und wenn auch aus Furcht ein Gefinde das Seinige thut, so lange man es vor Augen hat, wird es doch, wenn der Herr den Rücken wendet, bald nachlassen. Hat man aber ihre Liebe gewonnen, so kann man viel mehr von ihnen hoffen.

„Ich traue doch keinem.

„Und ich ziehe über diß noch vieretley in Betrachtung. Es giebt unter Leuthen von niedriger Herkunft sehr rachgierige Seelen. Je niederträglicher sie nun sind, desto ärger rächen sie sich bey erster Gelegenheit, wenn sie glauben, daß ihnen zu viel geschehen ist. Aus der alten Geschichte ist davon ein schrecklich Exempel bekannt. Es hatte ein Herr einen seiner Eclaven sehr hart gehalten. Nach langer Zeit blieb der Eclave einmahl im Schlosse seines Herrn, da sonst niemand, als die Frau, darinne war. Nun zog er zusehenderst die Brücke auf, die den Eingang des Schlosses bedeckte, und band die Frau, welche sich gar keiner Gefahr besorgt hatte. Da der Herr zurücke kam, und sich über die Verschliessung seines Hauses wunderte, auch baldige Eröffnung anbefahl, brachte der Bösewicht die gebundene Frau an einen Ort, wo sie der Mann sehen konnte, und drohete sie vor seinen Augen zu schänden. Der Herr versprach ihm alles in der Welt, diese Beschimpfung abzuwenden: aber sie erfolgte. Der äusserst erbitterte Herr drohte



nun die allerschmählichste Todesart, der Sklave, dagegen drohte, das Weib zu ermorden. Der Herr legte sich wieder auf das Bitten; aber der Sklave stieß ihr nach vielen angethanen Martelln einen Dolch in das Herz, jänderte nachgehends das Schloß an, und erstach sich selbst, ehe jemand die aufgezugene Brücke hatte aufsprengen können. In alten und neuen Zeiten sind gewiß viel Feuersbrünste von rachgierigen Gesinde angezündet worden. Man hat auch Exempel, daß hartgehaltene Knechte Kriegsdienste genommen, und hernach ihre ehemaligen Herren auf mancherley Art zur Strafe gezogen haben. Nur neuerlich hat ein hartgehaltener Bedienter seinen Herrn auf der Straße übel zugerathen und hernach die Flucht ergriffen.

„Wer nicht hört, muß fühlen. Sagen sie, wie man es anders machen soll?“

„Ich will ihnen sagen, wie ich mich verhalte: Erstlich hüte ich mich, daß ich keinen Absicht in Diensten nehme, und da ich in Dienste bin, daß mir mit mir auszukommen sey, habe ich allmahl die Wahl gehabt.“

„Man kann doch nicht in das Herz sehen.“

„Erlauben sie nur, daß ich ihnen noch mehr sagen darf. Ich habe mich jedesmahl nach den Aeltern der vorgeschlagenen Leute erkundiget, und wenn sie in gutem Ruffe gewesen sind, und noch gelebet haben, daraus gute Hoffnung geschöpft. Ich habe mich erkundiget, bey wem und wie lange sie an jedem Orte gedienet, und daraus allestwegen Folgen gezogen. Selbst das äußerliche Ansehen hat mir insgemein zu erkennen gegeben, was ich von einem Men-

Menschen hoffen könnte. Nach geschehener Wahl hab ich nicht bald wieder geändert, weil ich bemerkte, daß manche Leuthe langsam eingenommen. Ich pflege auch nicht stets zu tadeln, und zu schelten, sondern manches mit Freundlichkeit, und manches mit einer Miene abzuwehnen, was bey andern eine lange Strafpredigt würde verursacht haben. Bey Dingen von Wichtigkeit bin ich allemahl mit meinen Leuthe umgegangen, wie man mit vernünftigen Geschöpfen zu ihrer Besserung umgehen soll. Ich habe ihnen Nutzen und Schaden, Ehre und Schande, Glück und Unglück füraestellet. Ich habe sie durch Gründe der Religion zu lenken gesucht, und insgemein gute Wirkung verspüret. Doch gestehe ich, daß es mir ein oder zweymahl so weit fehl geschlagen, daß ich die gewünschte Besserung nicht habe erhalten können. Auf dem Fall habe ich lieber einen solchen Purschen mit den nachdrücklichsten Vorstellungen abgelehnet, als größere Weitläufigkeiten entstehen lassen. Endlich bemerke ich noch, daß ein Herr, der seine Bedienten bessern will, keine Laster an sich haben muß. Denn die Laster der Herrschaften haben allemahl mehr Eindruck, als ihre Lehren.

Es schien, als wenn diese Anmerkung nicht nach Herr Sturms Geschmacke wäre, er brach daher ab, und eröffnete mancherley Wirthschafts-Vorschläge, die er sich ausgedenken hatte. Es ist dem Guthe zum Schaden, sagte er, daß es so viel Gebäude hat. Wie viel kostet es nicht die Dächer und Fenster in baulichen Wesen zu erhalten? Was nußt ein übersehtes Brauhaus? Ich unter-
stehe

siehe mich, ihnen zu rathen, daß sie das oberste
 Stockwerk abtragen lassen. Herr Redlich war
 über diesen Vorschlag so voll Verwundung, daß
 er gar nicht darauf antwortete. Herr Sturm
 aber fuhr fort: Ihr Obstgarten ist an einen sehr
 unbequemen Ort angelegt. Er bestimmt dem Hau-
 se, eine Aussicht, die in der ganzen Gegend ihres
 gleichen nicht haben würde. Wenn ich Herr hier
 wäre, ließ ich alle die Bäume auf künftigen Win-
 ter ausheben, und an einem geeigneten Ort setzen.
 Ich finde nicht, sagte Herr Redlich, daß sich
 hinter dem Obstgarten etwas andres im Prospecte
 zeigen kann, als was ich schon vor Augen ha-
 be. Wenn sich aber auch eine besondere Schön-
 heit in der Aussicht finden sollte, so wäre es viel-
 leicht genug, eine Reihe Bäume weg zu nehmen.
 Ich würde es nicht erleben, daß ein neu angebau-
 ter Obstgarten wieder in so gute Umstände käme, als
 der jetzige ist. Aber empfinden sie nicht große Be-
 schwerungen, fragte Herr Sturm, weil die Teiche
 dem Gebäude so nahe sind? Da sie stes Ab- und
 Zufluß haben, sagte Herr Redlich, so merke ich nichts
 von den unangenehmen Dünsten, die sich bey still-
 stehenden Wassern finden. Das müssen sie doch
 gestehen, sagte Herr Sturm, daß sich ein Hopfe-
 garten weit besser an diesem Ort schickte. Der
 Hopfen ist ein nervinicum, sein balsamischer Ge-
 ruch stärkt die ganze Natur des Menschen. Sie
 glauben es gar nicht, was vor Lieblichkeit im
 Hopfen steckt. Ich muß ihnen gestehen, sagte
 Herr Redlich, daß ich daran keinen Geschmack
 finde. Der Geruch ist vor mich zu stark, er mache
 mich

mich schwindlicht, und ich bin sehr zufrieden, daß mich die Entlegenheit meines Hopfgartens, vor der Empfindung des bilsamischen Geruchs in Sicherheit setzet. Ja ja, sagte Herr Sturm, die Naturen sind einander nicht gleich. So viel ist gewiß, daß sich in den Landwirthschaften, wie sie gegenwärtig sind, noch sehr viel verbessern läßt. Ich habe es auf meinen Güterchen bemerkt. Da ich sie übernahm, hätte niemand jährlich über hundert Thaler Pacht geben können. Jetzt wird mir sechs hundert geboten: ich muß sie aber höher. Hier auf beschrieb Herr Sturm die Früchte seines Landes, von der Eeder bis auf den Ißop, und Herr Redlich war froh, daß er sich endlich zum Aufbruche anschickte. Denn er sahe wohl, daß Herr Sturm unter die Leute gehörte, die, weil sie stets reden, und als Wirthschaftsverständige schätzern wollen, ihre guten Einsichten aber bald ausgekrautet sind, auf Unwahrheiten oder Unsinn fallen.

Herr Sturm fand seinen Wagen unter dem Thorhause, wohin ihn sein Bedienter gebracht hatte, um Schatten zu genießen. Es war dieser Bediente ein aufgedunsener klüpfichter Kerl, dem die Liebe zu Bier und Brandtwein aus den Augen sahe. Kaum hatte er Johann erblickt, da er über großen Durst klagte. Johann brachte ihm etliche Maas Bier in einer Schleifkanne, und der durstige Gast schüttelte solches so leicht in sich, als ob er es aus einem Gefäß in das andere goss. Nachdem er sich nun die Augen ausgewischt hatte, und etliche mahl mit dem Aufschlage über das Maul weggefahren war, that er unter tiefen Athembolen

D

einen



zu trinken? „Warum nicht? sagte er, wenn ich
zwei Stunden Zeit habe, kann ich eine halbe Ton-
ne ausleeren.

„Ich mag ihm weder meinen Magen noch
meinen Kopf leihen?

„Warum? es schadet mir nichts: ich bin es
gewohnt.

„Es ist unmöglich, daß es ohne Schaden ab-
gehen kann, wenn er auch den Schaden nicht au-
genblicklich fühlt. Er zieht sich entweder Schwind-
und Wassersucht zu, oder macht sich wenigstens ein
sehr beschwerlich Alter.

„Wir müssen nicht für den künftigen Mor-
gen sorgen.

„Sage er vielmehr, wir müssen nichts thun,
was uns künftigherethen wird. Es wird ihn nicht
getreuen, seine Gesundheit verderben zu haben. Er
he er sich nur unter den starken Trinkern um, ob sie
nicht mehrentheils wie abgewaschene Leinwand
aussehen. Solche Leute fallen auch am leichtesten
in heizige Fieber, und alsdenn kann ihnen nicht ge-
holfen werden.

„Es wird mancher 70. Jahr alt, der mehr als
einen Braubottich voll Brandtwein, und mehr als
100. Gebräude Bier auf sich genossen hat.

„Diese Exempel werden sehr rar seyn. Wenn
aber auch die Trunkenheit das Leben nicht verkürzt,
so ist sie doch anderer Ungelegenheit wegen, als was
höchst schädliches zu vermeiden. Denn so bald
man trunken ist, wird man zu allen Dingen un-
geschickt.

„Das glaube ich in der Welt nicht. Ich ge-
bet mir nie eine Sache besser von staten, als wenn
ich ein Räuschchen habe. Da bin ich hehrst und
hurtig; da ist mir alles möglich; da bin ich ohne
Sorgen, und wenn der Abend kömmt, schlafe ich
wie ein Fürstlein.“

„Aller dieser Vortheile würde er sich nie be-
raubt, wenn er nie trunken wäre. Die Trun-
kenheit schwächt die Nerven und das Gehirn, so-
macht, was er sonst sehr das Beste in sich zu und ge-
setzt. Daß es diesen während der Trunkenheit nicht fühlt,
so wird er es doch, wenn der Tag ausgetreten
ist, am Morgen, so wird er sich nicht mehr allen
verdröffen kann; er wird die Glieder kaum schlo-
ßen können, und sich so übel befinden, daß er selbst
nicht wird wissen, wo es ihm fehlt. Er nimmt
vielleicht seine Zuflucht wieder zum Trunk, und
legt, wie solche Leute sprechen, ein Hundebaug auf.
Aber, indem er dadurch vernünftige eine Zeitlang
von dem Trunk abhält, so wird er doch, wenn er
sich nicht abhält, als ein Vieh herunter sinken.“

„Er wird wird den Menschen mit dem Vieh
vergleichen. Als ich das vernahm, ward ich
zu ihm. Ohne darüber zu streiten, muß er doch ge-
stehen, daß ein Betrunkener in den Augen aller Ver-
nünftigen ein lächerliche, oder vielmehr abscheu-
liches Thier ist. Wenn ein solcher seine Kleider ver-
schmachtet hat, von einer Seite zur andern taumelt,
bald schlingt, bald niedersinkt, und sich nicht
aushelfen kann, auch wohl diejenigen schimpft und
schlägt, die ihn führen wollen; so spricht billig ein
jedes: Der ist schlimmer als ein Vieh. Und wer
wird

wird einem solchen Saufaus in seine Dienste ver-
langen?

„Herren lebt es ja wohl. Was geht es
auch den Herren an, wie viel ich trinke? genug daß
ich meine Dienste versehe.“

„Ein Herr, der einen Trunkenbold unter sei-
nen Leuten duden kann, muß sonst niemanden zu
bekommen wissen. Denn auf einen Trunkenen
kann sich ein Herr weder in geringen noch wichti-
gen Dingen verlassen. Er kann nie versichert seyn,
ob er das anbefohlene abwartet, oder ob er in einer
Schenke sitzt, oder auf einem Winkel liegt, oder ob
er unterwegs in ein Wasser gefallen ist, oder sohst
Hals oder Beine gebrochen hat. Bey den sanft-
müthigsten Vorstellungen muß ein Herr von ei-
nem Betrunknen die gröbsten Reden gewärtig seyn,
ja er ist keine Nacht sicher, daß ihm nicht durch
Verwahrlosung das Haus angesteckt wird, oder
daß Thür und Thor offen bleiben, und Dieb und
Mörder zum Ueberfall Anlaß bekommen.“

„Hat mir doch mein Leberage das Trinken
niemand so aufgemerkt. (Hierbey that Heinrich
abermahl einen Trunk, daß ihm die Augen über-
glengen:)

„Vielleicht hat er noch niemanden so gedul-
tig zugehört. Ich muß ihm aber noch mehr sagen:
Bedenke er auch, daß keine Bosheit so groß in der
Welt ist, darein ein Betrunkener nicht sehr leicht
fallen kann. Wie mancher hat sein ganz zeitlich
Glück, durch einen einzigen Rausch, und die dabey
begangenen Fehler verscherzet? Wie viel Mordthä-
ten und andere erschreckliche Dinge sind nicht in der

Trunkenheit geschehen, darüber die Verbrecher landflüchtig werden, oder von des Henkers Händen sterben müssen? Ich will nur noch dieses hinzufügen, daß Trunkenbolde, insgemein sehr arm werden, und zuletzt erbärmlich verschmachten müssen. Des Durst verläßt sie auch auf ihren elenden Sterbestroh nicht: er nimmt vielmehr zu, aber sie haben niemanden der ihn stillt. Bedenke einmal, was vor ein schmähliger Tod es seyn muß, wenn einer Durstes sterben soll?

(Hier breitete sich die Empfindung einer grossen Angst auf, Seltsachs schrie aus, er rippelte sich und senkte.)

„Aber, führt er auf, warum hat denn Gott Bier und Brandtwein geschaffen, wenn man es nicht trinken sollte?

„Man kann trinken; aber man muß sich nicht voll saufen. Wenn ihm jemand eine Maulschelle gäbe, und spräche: „Dazu hat mir Gott die Hand gegeben,“ würde er wohl mit dieser Entschuldigung auskommen? Und was ist das?

„Es mag seyn wie es will,“ versich einmal zum Trunke gewöhnet hat, kann sich nicht abgewöhnen. Wenn ich nicht mehr trinken sollte, würde ich gewiß nicht lange mehr leben.

„Das ist eine abscheuliche Unwahrheit,“ daß man nach abgewöhnter Unmäßigkeit sterben müsse. Das schwärmichte Fleisch wird sich vielleicht nach veränderter Lebensart setzen; aber das ist kein Zeichen einer Krankheit, es ist der Anfang der Genesung. Doch will ich nicht schlechterdings läugnen, daß



daß sehr starke Trinker anfangs bey der Mäßigkeit eine Abnahme an Kräften spüren, weil ihre Natur gewohnt war, von nichts als vom Trunke einige Kräfte zu ziehen. Es giebt sich aber in wenig Monaten. Man sieht es nirgends besser als an den Säufern, die in die Zuchthäuser kommen. Sie werden viel fester als sie erst gewesen sind.

„Es hat auch mancher darüber Erde tauen müssen.

„Der Mäßigkeit wegen ist ganz gewiß noch niemand gestorben. Gesezt aber, es wäre etwas dabey zu wagen; Warum spricht er nicht, wie vorher: Ob ich zehn Jahr eher oder später sterbe, es ist mir gleich viel. Hier schickte sich diese Resolution um so viel eher, da es gewiß ist, daß die Verdammniß keiner Sünde nachdrücklicher gedrohet wird, als der Trunkenheit.

Johann wollte weiter reden, er wurde aber weggeruffen. Heinrich leerte unterdessen seinen Krug vollends aus. Hierauf legte er sich voller Verdruß und Unschlüssigkeit, so gut er konnte, in den Wagen, und schlief hart und fest, da Herr Sturm abreisen wollte. Herr Redlich machte darüber die Anmerkung: Es trift nicht allemahl ein, daß scharfe Herren muntere Bediente haben. Bald darauf erhielt Herr Redlich einen Brief von seinem Sohne, der ihn in eine angenehme Bestürzung setzte. Hier ist der Brief:

Hochzuhehrender Papa! Sie werden nun bald Ihren Wunsch, mich verheirathet zu wissen, in seiner schönsten Erfüllung sehen. Es kommt nur darauf an, daß Sie meine Wahl mit Ihrem Beifall beehren. Die wunderbare Fügung hat mich mit einem Frauensimmer bekannt gemacht, von der ich gewiß hoffe, daß sie den glücklich machen wird, der ihre Hand und ihr Herz erhält. Ihr allergeringstes Verdienst ist eine Ursache, daß fünfzigtausend Kaiser und eine Prinzessin auf eine dreymal so kleine Person, die sich nicht einmal sehen will, einen Blick von dem höchsten Thron auszuwerfen bald gelobt, bald beneidet wird. Ihr Anzug und ihre Manieren zeugen von einem sehr guten Geschmacke, man sollte denken, daß sie an päpstl. Hofe erdigen seyn müßte. Aber ihr schöner Geist übertrifft alles. Sie müßten sie selbst sprechen. Hochzuhehrender Papa, lassen Sie sich von ihrer erhabenen Denkung, von ihren edeln Grundsätzen, von der Güte ihres Herzens, von ihrem blühenden Witz, und dem ganzen Schmucke, dessen die allerliebenswürdigste Seele fähig ist, die rechte Vorstellung machen wollen. Kommen Sie doch, mein theuerster Papa, so bald als möglich, in die Stadt, den Engel kommen zu lassen, der mir mein gutes Glück zuführen wird. Zu jeder Person noch Familie kann Ihnen bekannt seyn. Ich will die Bekanntmachung diesem Briefe nicht anvertrauen, ich will Ihnen alles mündlich eröffnen.

öffnen, und ich hoffe gewiß, Sie werden durch Ihre Einwilligung, und durch Ihren Segen alle die unzähligen Wohlthaten krönen, die Sie mir bisher erwiesen haben. Ich bin mit größtem Respecte

Ihre

gehorsamster Sohn und Diener,

J. D. Redlich.

Das scheint eine geschwinde Resolution zu seyn, sagte Herr Redlich, nachdem er diesen Brief gelesen hatte. Ich bin nur etliche Wochen auf dem Lande, binnen so kurzer Zeit hat mein lieber Sohn eine übermenschartige Vollkommenheit unter dem schönen Gewichte ausgekostet. Wie kommt es, daß Sie so lange verborgeten? Was bis er sie kennen lernte? Was haben nicht schon Grafen und Geheimde Räte um Ihr Herz gekorben? Wer kann ein Vermögen, das sich nicht Tonnengoldes zählen läßt, so heimlich halten, daß man dabey unbekannt bleibt? Ich finde viel räthelhaftes in diesem Brief, und gerathe in Sorgen, mein lieber Sohn werde nicht alles nach Wunsch auflösen können. Diese Vorstellungen beunruhigten ihn eine ganze Nacht, und da er folgenden Tag nicht gleich abreißen konnte, suchte er die Gesellschaft seines Pfarrers, um die verdrißlichen Gedanken los zu werden. Er fand ihn im Garten, wo er sich mit Oculiren beschäftigte. Seine Liebste gleng ihm dabey an die Hand, Sidonia aber hatte sich in Schatten gesetzt. Herr Redlich ver-

gnügte sich an der kleinen Bestürzung; bereit diese Gesellschaft durch seinen unvermutheten Eintritt ge-
eignet. Doch da er an Deulichen's Mittem besondern
Gefallen hatte, ließ sich der Pastor betreiben, sein an-
gefangenes Werk zu Ende zu bringen. Herr Red-
lich sagte sich indessen neben der Sidonia auf ein
Kasenhaut, und war voll Verlangen, die Umstände einer
Verfolg näher kennen zu lernen, die seine
Hochachtung erworben hatte. Was arbeiten sie
denn? Mademoiselle, sagte er, nachdem er ihr sein
Compliment gemacht hatte. Ich thue Arbeit, sagte
sie, ich mache ein wenig besser als die andern. Mein
ne, sagte er, und was ist das? Ich mache ein wenig
von dem, was man in der Welt nennt die Kunst der
Gewebe zu machen. Hierbey zeigte sie ein
ne seidenen Beutel, der ungemein künstlich gestrickt
und bey nahe fertig war. Herr Redlich versicherte,
daß er nie dergleichen artige Verbindung gesehen
hätte, und erkundigte sich, ob sie sich darauf ge-
fallen wäre, worauf ihm Erwidlung, er schon be-
kann, sagte er, ich habe noch, sagt sie, noch Maria mit
der Tochter eines Franzosen bekannt, die in allen
Frauenzimmerarbeiten ihr ganzes Verbleibt über-
traf; bey derselben habe ich viel Gelegenheit gehabt,
dergleichen, und noch viel schönere Sachen zu se-
hen. So haben sie sich eine Zeitlang in Berlin
aufgehalten? Es ist mein Geburtsort. Mein
Vater ist ihnen nicht unbekannt gewesen. Ich
habe noch einen Brief voll Freundschaft unter mei-
nen Sachen gefunden, den mein verstorbenen
Vater von ihnen erhalten hat. Nimm, sagte eine
Lehrerin in der Sidonia schönes Auge, das sich
bey

bey Nennung des Vater Namens zu den Wolken erhob. Auf Herr Redlichs Angesicht aber brei- tete sich Verwunderung und Freude so plöztlich aus, daß er einige Zeit nöthig hatte, ehe er das Gespräch weiter fortsetzen konnte. „Ich habe, sagte er endlich, nachdem er die Sidonia aufmerksamer, als jemahls, angesehen, nach Berlin keinen freundschaftlichen Briefwechsel gehabt, ohne nur mit dem berühmten M . . den ich von Universitätsjahren her aufs ärtlichste geliebet. Ist es möglich, daß ich die Tochter meines allerbesten Freundes so unermuthet finde? „Ja, ich bin die Tochter des seligsten M . . „ Aber warum haben sie mir eine Nachricht nicht eher gegeben, davon sie glauben konnten, daß mir daran sehr viel gelegen seyn müsse? Verdient ihres Vaters Freund nicht, auch ihr Freund zu seyn? Dieses sprach Herr Redlich mit einem so ärtlichem Thone aus, der die Liebe eines Vaters in ihrer ganzen Grösse auszudrücken schien. „Vergeben sie, sagte Sidonia, wenn ich mich ihnen zu späte zu erkennen gebe. Ich wollte ihnen gar den Schmerz des Mitleids ersparen, und unberkannt bleiben; aber mein Pflegevater, wovon sie auf den Pfarr wies, hat es ernstlich verlangt, daß ich mich ihnen offenbaren soll. Der rechtschafene Mann kennet die Empfindungen der Freundschaft, und ihre Pflichten: ich bin ihm verbunden, daß er ihnen diesen Rath gegeben hat. Finden sie mich geschickt, ihnen womit zu dienen, so lassen sie michs ja wissen, ich will mit größten Vergnügen in ihren Diensten seyn. Aber darf ich wohl fragen, wie sie das Glück an diesen Ort gebracht hat?

„Es

Ich Ihnen bekannt, daß mein Vater vor drei
 Jahren starb. Kurz vorher war meine Mutter
 auch mit Tode abgegangen. Sie hatte ihr gan-
 zes Vermögen dem Bruder meiner Mutter ge-
 ben, der durch mancherley Umstände, und vielmehr
 durch Unglücksfälle in das äußerste Armuth gera-
 then ist. Bei dem Tode meines Vaters blieb uns
 als nichts übrig, als der Schwager aller seinen Ver-
 muthen. Meine beiden Brüder waren noch so glück-
 lich, anständige Dienste bei der Wittwe zu finden.
 Ich aber mußte mich ganz allein verwalten, und in ei-
 nem Zustand, der mich bis an die Grenzen der Ver-
 zweiflung trieb. Einmal, nach die Kriege-
 rinnen von 1757, so saß unter der Verwaltung,
 ich war mit der Wittwe Gesellschaft sehn. Sie be-
 fahnd sich auf ihren Gütern, die sie mit Hilfe eines
 Volgt selbst verwaltete. Es ist wohl niemahls
 eine größere Veränderung in den Lebensumständen
 von einer Person meines Standes vorgegangen,
 als mit einmal zu geschehen. Ich getraute darüber
 in eine kleine Zeit, so saß ich unter der Verwaltung,
 daß sie das Ende aller meiner Noth zu küssen be-
 fördern würde, und die Kriegskassen wieder herzu-
 rich, mich so zu dem Einkommen zu küssen in mei-
 nem höchsten Kummer ein, daß mein Vater eine
 Erbschaftswette in Sachsen gehabt, von der er starb
 mit einer Hochachtung sprach. Ich wagte auch,
 daß sie an den Pastor Weissen verheirathet wäre.
 Aber der Name ihres Aufenthaltes war mir unbek-
 ann. Unter dessen erkundigte ich mich bei einem
 Viehhändler, den ich bei der Kriegskassen hatte
 kennen gelernt, ob er sich wohl getraute, gegen gute
 Bezahlung

Bezahlung, den Pastor Weisen, auszufragen, und einen Brief an dessen Frau zu überbringen? Es glückte ihm, oder vielmehr mir. Sie erhielt meinen Brief, darinne meine Sehnsucht, zu ihr zu kommen, entdeckt war. Der Herr Pastor bat die Frau Kriegsräthin um Erlaubniß, daß er mich dürfte abholen lassen, und weil ich täglich schwächer ward, erhielt er sie den Augenblick. Nun habe ich mich seit einem Jahre hier aufgehalten, auch gar bald erhohlt, und wenn mich nicht der Gedanke, daß mein Daseyn die redlichen Leute nach und nach beschweren könnte, bisweilen unruhig macht, so glaube ich auf die Insel der Zufriedenheit versetzt zu seyn. „Ach daß es mir der Wohlstand erlaube,“ sagte Herr Reck, „sie in mein Haus zu führen, und ihnen alle die Güte zu erweisen, die ein Vater seinem Kinde erweisen kann.“ Ich antwortete indessen nicht, daß man sie hier überdrüssig werden wird. Ich will mit dem Magister einen Vergleich treffen, daß ihm ihr Daseyn nie beschwerlich werden soll. Sidonia glaubte durch dieses Anerbieten erniedriget zu werden, sie sorgte, der Magister möchte sie zu den Mädchen zählen, die von der Eitelkeit gewisser Herren Unterhalt ziehen; Ihr ganzer Stolz erwachte. Doch konnte sie noch so viel antworten: Erlauben sie, wenn ich ihnen sage, daß unser Herr Pastor von dieser Seite sehr empfindlich ist. Er würde es vor eine Beleidigung, und vor den größten Undank halten, wenn ich ihm nicht vertraute, daß er mir Zeitlebens beystehen werde, nachdem er sich einmahl dazu anheischig gemacht hat. Aber ich merke, daß viel Nothleidende ihre Zuflucht

Zukunft zu ihm nehmen, und daß er sich überwinden
 muß, und jenes abbrechen muß, wenn er nicht an dem
 ganz ohne Hilfe lassen will. Der Bräutigam wollte
 er sich meinen rechtigen Wohlfahrer das nicht so
 schweren zu büßen. „Sorgen sie nicht, um was
 sich der Herr, und lassen sie mich machen.“
 Der Bräutigam der Pfarrer mit ihm, sie selbst zu Ende
 kommen. Seine Einmischung, indem das
 sprechen. Der Bräutigam, indem er
 Zeit in der Gegenwart, und wünschte ihm, daß er
 diese Frucht, indem er, der Bräutigam der
 sprach ihm die Wahrheit, indem er, der Bräutigam der
 ob er sich nicht zu lassen, die Pfarrer zu
 ihm, der Bräutigam der, und gestopft, oder
 omdie hatte. Der Bräutigam folgte, war seinem
 Führer, er war aber von der Gesellschaft der Sibon-
 tia dergestalt eifriggenommen, daß er sonst nichts
 denken konnte. Der Pfarrer fing an die Geschichte
 und Geschichte, indem er, der Bräutigam der, zu erzählen;
 er sagte, wie lange dieser gestanden, und wie oft je
 nie gestanden, indem er, der Bräutigam der, zu erzählen;
 thenschaft, indem er, der Bräutigam der, zu erzählen;
 Bräuder wären? Zu anderer Zeit, indem er, der Bräutigam der, zu erzählen;
 lich auf diese Art wohl unterhalten gewesen seyn;
 legt aber richtete er das Gespräch auf die Sibontia,
 welche sich nunmehr entfernt hatte.
 Sie sind glücklich, fragte er, daß sie eines
 wackern Mannes tugendhafte Tochter die, ha-
 ben, und ihr Wohlfahrer seyn können. Erlauben
 sie, daß ich an dem letzten künftigen auch Antheil neh-
 me, da ihr Vater mein Herzensfreund gewesen ist.

„Wenn

„Wenn ich ihr doch recht viel Gutes erweisen könnte! Sie verdient ein besser Glück, als so weit man sagen kann; daß ein Mensch etwas verdient. Aber sie hat schon viel Widerwärtigkeit erfahren. Doch vielleicht würde sie nicht so gelassen, nicht so entfernt von Verachtung anderer, nicht so voll Vertrauen auf die Regierung des Höchsten; nicht so eifrig in ihrem Privatgottesdienste seyn, wenn sie nicht durch Ansehung geübt wäre.“

„Machen sie doch nicht die Trübsal zu einer Quelle ihrer Tugend, denn ich gestehe, daß eine Tugend, die sich blos auf die Noth gründet, in meinen Augen einen schlechten Werth hat, weil ich besorge, daß sie bey der ersten Veränderung des Glücks verschwinden wird.“

„Ich mache die Widerwärtigkeit nicht zu einer Quelle wahrer Tugend.“ Ich sehe solche nur als einen Probiertstein an; die Güte eines Herzens zu erkennen, und als eine Gelegenheit, mancherley Pflichten zu erfüllen, an die bey vollen Glück wenig gedacht wird. Sidonia hat sich wirklich in guten und bösen Tagen sehr edel erwiesen.“

„Ist denn ihr Glück so gar schlecht?“

„Sie verlor ihre Aeltern, da diese vorher all ihr Vermögen durch einen Freund verlohten hatten, der sowohl untreu als unglücklich war. Ihre Großmutter hatte ihr hundert Ducaten als ein Vatersgeschenk hinterlassen, das war das einzige, was ihren Zustand auf einige Zeit hätte erträglich machen können. Es fand sich aber, daß ihr Vater zwey hundert Thaler mehr schuldig war, als von der Verlassenschaft konnte bezahlt werden. Sie wollte nicht

nicht; daß Jemand ihrem Vater nachsagte, er sey
 durch ihn in Schaden kommen. Sie bezahlte die
 ganze Schuld; und wurde zwar von dem Gläubiger
 sehr dafür gedankt; fand aber Niemanden der
 an ihrem Ruhm verdienen wollte. Bey andern
 steht ihr inagemein gar leicht, was sie thun müssen,
 weshalb das Glück vieler Thakten erworben wol-
 len trüber, weil die Ausübung Tugend kommt,
 überfällt uns eine wunderliche Unvorsichtigkeit, was zu
 thun sey. Und jede Entschuldigung, daß es Nichts,
 sondern eine sehr wichtige Ursache darum, weil uns
 so manchen Schaden zu thun ist, daß wir uns
 und die Schwere der Pflicht nicht gut, daß sie die Pflicht
 und die Schwere der Pflicht durch den Mangel der Selbst-
 liebe aufgeopfert hat. Doch wenig Menschen wol-
 len die Pflicht von dieser Art zu erfüllen. Sondern
 sich bricht die Gefahr, zu darben, durch alle Bande
 der Gesetz, und der Mangel hat sowohl als der Ue-
 berfluß große Schwächen zu Gefährden. Und
 vor dem Mangel ist es, daß die Schuld ist;
 daß sie aber auf blinde Weise, daß sie
 ihr Unglück durch ihren Schaden durch die schlechteste
 Brod, das gefunden wird, anzuwenden. Und sich
 das Leben vergiften zu lassen. Und so ist es.
 Und so ist es doch, was ihr so gar wider-
 gegenbegehrt ist? Hat sie sich denn die zu Dienst
 wollen und folgen müssen? Und so ist es.
 Den Namen nach war sie gar nicht unter
 die Bedienten versessen, aber ihr Zustand war viel
 mitleidenswürdig, weil sie sich nicht mehr eine Be-
 dienete bey Endigung des Jahres auf ein besser Glück
 Hoffnung machen durfte. Ueberdies mußte sie sich
 bey



bei allen Gelegenheiten die kleinsten Wohlthaten auf das Bitterste hinvorwerfen lassen. So oft eine Waschfrau, oder andere Tagelöhlerin, zur Kriegsküche kam, erzählte sie ihr, daß sie diese arme Junger aus christlicher Liebe zu sich genommen hätte. Es ist ein verlassenes Mädchen: ihre Eltern, heißt es, haben schlecht für die Kinder gesorgt, sie werden es verantworten müssen. Wenn sie nur noch zu was angeführt wäre, daß sie mir an die Hand gehen könnte! Aber sie weiß euch gar nichts von der Haushaltung. Sie kann euch nicht eine Henne begreifen, nicht einen Asch Milch abnehmen. Ich dachte, ich wollte die Ausgeberin ersparen, aber es wäre Noth, ich ließ ihr aufwarten. Sie verdient ihr Brod nicht. Nun wer weiß wo mir es Gott sonst verlohnt! Doch vielleicht wären solche unachtliche Reden durch die Gewohnheit gewöhnlich worden, wenn nicht die arme Sidonia von dem Eigensinn und Geize ihrer vermeinten Wohlthatlerin bis zum Tode gequält worden. Ich schreibe es wirklich einem außerordentlichen Schutze des Himmels zu, daß sie noch lebt.

Herr Redlich war durch diese Erzählung sehr gerührt, und wünschte, sein Sohn möchte noch von aller Liebe frey seyn, damit er ihm die Sidonia vorschlagen könnte. Er wollte der Sache weiter nachsinnen, nahm deswegen Abschied, und versicherte, er würde alle Wohlthaten, die der Sidonia erwiesen würden, so ansehen, als wenn sie seinem Kinde wiederführen. Nach seiner Zuhaukskunft traf er Verfügung, daß ein Kalfmann dem Sohne seines Pfarrers fünfzig Thaler auszahlen, und

E wenn



wenn er sich gut aufführte, alle Messen mit so viel
 continuiren sollte. Er wollte aber, daß es weder
 der junge Mensch, noch sonst jemand, erführe; wie
 ihm diese Wohlthat angedeten stehn. Hierauf gab
 er Befehl, alles zu veranstalten, daß es folgenden
 Tag abreisen könnte. Er ließ die Pächterin mit
 ihren Kerbhülzern kommen, und mit Lucassens
 Rechnung richtig übereintrafen. Doch wollte die
 Frau Schwarzin unterschiedliches dabey erinnern,
 und Herr Redlichen bereden, er hätte besser, wenn
 er ihr den Sittlauf der Lebensmittel überlassen, und
 wöchentlich fünf Reichthum geben würde. Die
 Pächterin nahm dieses als eine Beschuldigung ge-
 brauchter Untreue an; ihre Stimme verfinsterte sich,
 und der Mund war schon zur Verantwortung of-
 fen. Doch es blieb bey dem säuern Gesichte. Die
 Frau Schwarzin aber lachte so höhnisch, als ob sie
 ihres künftigen Triumphs schon gewiß wäre. Herr
 Redlich endigte diesen stummen Streit, indem er
 der Frau Schwarzin befahl, ihren kleinen Abreise-
 koffer zu packen, in acht zu nehmen. Sie ver-
 sicherte mit vielen Worten, daß sich eine Herrschaft
 allemahl auf sie verlassen könnte. Am folgenden
 Morgen war alles mit Eilend auf den Aufgang zur Ab-
 reise geschickt. Herr Redlich stieg schon in den Wa-
 gen, als der Pächter und seine Familie zum Ab-
 schied nehmen herfür trat. Der Pächter sagte sein
 Adjektiv leben sie wohl, mit einem kühnen Aussehen,
 daß seine herabhängenden Worte fast auf die Fasse
 reichten. Die Pächterin drückte ihren Kopf ihrer
 Schürze an den Mund, und nahm ihn in den Arm
 wie eine Person, der das Weinen näher als das
 Lachen

Loth ist. Die Kinder sahen alle, bis auf die älteste Tochter, gar einfältig aus. Diese schlich sich listig hinter der Mutter weg, um hinter den Wagen zu Lucius zu kommen. Sie warf ihm, ohne beobachtet zu werden, einen Strauß junge Rosen zu, und machte ihm mit der Hand ein Compliment, das Unschuld und Verbindlichkeit gleich stark ausdrückte. Lucius ließ es dabey bewenden, mit den Augen Abschied zu nehmen. Endlich rufte bey der Abfahrt alt und jung: Kommen sie bald wieder!

Der Weg führte Herr Redlichen durch das Gebiete des Herrn von Einsamhausen, und er nahm sich vor, auf einige Augenblicke einzusprechen. Sie kamen so bald dahin, daß sich Herr Redlich besorgte, er werde allzufrüh daselbst eintreffen. Doch er irrte sich. Der Herr von Einsamhausen kam schon vom Felde zurück, wo er den Arbeitelenten ihr Tagewerk angewiesen hatte. Er schien über diesen Zuspruch sehr vergnügt, und führte den ankommenden Gast mit größter Höflichkeit in sein Schloß. Sie hatten einander kaum die gewöhnlichen Complimente gemacht, so sagte der Herr von Einsamhausen: Ich sehe es ihren Wagen an, daß sie weiter reisen wollen: ich bitte sehr, daß es nicht heute geschieht. Sie werden erlauben, sagte Herr Redlich, weil mein Pächter die Pferde nicht lange entzathen kann. Wir haben hier auch Pferde, sagte der Herr von Einsamhausen, die sie weiter bringen können; ich lasse sie heute nicht weg. Nach einiger Weigerung, der man das Unnützliche sehr ansah, bewilligte Herr Redlich alles, was

der Herr von Wilsamhausen vorzuschlug. Er ward
 dessen Kind die Gedulein Schwester in das Zimmer
 ausweichend sich der Herr von Wilsamhausen
 auf wenig Minuten entfernte. Die Pferde des Herrn
 Redliche: wieder nach Haus zu schicken. Sie
 erkundigte sich? nach abgelegten Buchstücken
 wohin man beim Herrn Redlich nach ausgestan-
 dener Morgendunst denken konnte? Der Redlich
 dankte vor allem; doch ließ er sich nicht etwas von
 eingemachten Wäffen einsehen. Die Gedulein Jo-
 hannette, so hieß die Schwester des Herrn von
 Wilsamhausen, hatte, wie man weiß, ein Jahr
 überstiegen; doch hat sie immer noch jung und
 was sie im Alter begehrt, ist im dem Wahn ei-
 ner jugendlichen Schwägerin. „Es ist diesen
 Morgenrecht kühle, sagte sie mit einer Wärme, die
 die Ankündigung einer wichtigen Nachricht auszu-
 drücken schien. Aber fuhr sie fort, indem sie ihr
 Mantel ablegte, gegen Mittag wird es doch wohl
 den Regen bringen. Sie sah, wie die Ge-
 schlossenheit der Wägen? der im Zimmer an
 seinem Dinge herumklopfte, sie versicherte sehr ernst-
 lich, bemerkte zu haben, daß er einen kalten Regen ab-
 sehen vor dem Regen trüge. „Denn so bald diese
 Thiere in das Zimmer kämen, schiene er allemal
 unruhig zu seyn. Sie wollte die Probe machen,
 und öffnete eine Thüre, die hinter den Tapeten
 verborgen war. „Sanne, rief sie, laß mich
 die Regen bekommen. Als ob sie sich ein-
 junge und alte Regen ein, die sich mit man-
 ches Geschehnisse, bald an die Wände, bald an
 die Gedulein hinstreichen. Sie überdachte die Ge-
 sell-



sellschaft, ohne weiter an den Papagei zu denken.,
Ihr habt sie nicht alle! schrie sie! Die dicke Nod-
ne fehlt, und der kleine Baron; die Röhle ist
auch nicht da. Sie fragte hierauf Herr Moll-
chen: ob er die Kagen leiden könnte? Und ohne
die Antwort erwartet zu haben, brachte sie unter
dem Arme eine der stärksten getragenen. Das ist
mein Favorit, sagte sie, von dem Kater, den sie un-
ter dem rechten Arme hatte: Die Gräfin, Ge-
schenkte mich vor sieben Jahren damit. Das
war es ein ganz klein Thierchen. Eine allerb-
ste Zeichnung! Sehen sie einmahl das schwarze Fleck-
chen auf der Nase, es ist gar niedlich! Und hier,
fuhr sie fort, da sie die andere bei den Förderp-
fen unter dem Kinn herführte, hat den allerzart-
sten Pelz, den man finden kann. Gehen sie
einmahl an. In Winter ist sie noch schöner.
Hier konnte sie sich nicht enthalten, das Thier mit
solcher Zuneigung an sich zu drücken, daß ihr Ge-
sicht und Mäntelchen voller Haare ward. Den-
noch setzte sie ihre Nachrichten fort! Sehen sie ein-
mahl die kleine Röhle, die ist gar schön! Gehen
wie alt ist die Röhle? Ja, ja, sechs Monath! Sie
giebt das Pföfchen. Komm her du kleiner glatter
Narr. Hier trat der Herr von Einsamhausen
in das Zimmer, und mit ihm hatte sich einer seiner
Jagdhunde eingeschlichen. In dem Augenblick
verschwand das ganze Kagenheer, durch die noch
offene Tapetenthüre, und Herr Redlich konnte
kaum das Lachen genug verbergen, da die Frau
lein über diesen Zufall feuerroth ward, den Hund
eine recht erschrecklich abscheuliche Bestie schalt, und

an: bunt Halsbände aus dem Stimmer schleppte.
 Der Herr von Einsambdöfen war dergleichen
 Ausstreife sehr erböht, daß er diesen nicht einmahl be-
 merkte. Er fragte hierauf: wie Herr Redlich
 das Landleben und das erkaufte Guth gefiele? Er
 gab zu erkennen, daß er mit den Herren Wier aus
 fern nicht im bestem Verkehren gestanden hätte.
 Er glaubte, der Geist des Widders auch habe sie so
 sehr eingenommen, daß man in ihrer Gesellschaft
 gar nicht seyn, oder nicht stehen müsse. Herr
 Redlich hatte diesen Schritt nicht wahrgenommen,
 und vernahm, daß sich an demselben Grundhert
 Wichtigkeiten finden mochte, da er abend nicht er-
 wägen konnte. Nach einigen andern Gesprächen,
 deren Inhalt nicht wichtig war, fragte der Herr
 von Einsambdöfen: ob es Herr Redlich ge-
 fällig wäre, sich im Hause herum führen zu lassen?
 Herr Redlich versicherte, daß ihm dieses besonders
 angenehm seyn würde. In das Haus ging er.
 Das Schloss Einsambdöfen war eines der
 ältesten im Lande. Die sehr starke und Thürmen
 und Schießhärten versehene Mauer, die Aufstiegs-
 brücke, der in der Höhe befindliche Helikette Gang,
 und viel andere Dinge bewiesen, daß es in den Zei-
 ten mochte erbauet seyn, da das Kaiserrecht noch
 gültig war. Das Wohnhaus hatte auch noch
 sehr starke in lauter Kalk gegossene Wände: das
 innere Gebäude aber, und das Dach hatte der Herr
 von Einsambdöfen nach der neuesten Art einrich-
 tet, die Fenster vergrößert, und alles aufs beste ab-
 bauen lassen. Ihr erster Gang war in die Ge-
 wehlammer. Hier fanden sich für mehr als fünf-

zig Personen Waffen von allerhand Erfindung : Hier waren noch einige Harnische, Panzer und Schilde: Hier waren Lanzen, Hellebarden, Morgensterne, und ander altväterisch Gewehr in ziemlicher Menge zu sehen. Alles war aufs schönste polirt, und in eine solche Ordnung gebracht, die nicht zu verbessern stund. Hierauf giengen sie in die Billiardstube. Sie war auf der einen Seite mit Tapeten bezogen, hinter welchen ein wohlangelegtes Naturaliencabinet war. Die andere Seite bedeckte der Stammbaum des Herrn von Einsambausen. Herr Redlich glaubte, es werde ihm nicht zuwider seyn, wenn er sich nähere Nachricht von dem Geschlecht erkundete. Der Herr von Einsambausen war auch sehr willig, solche zu geben. Dieser Luctatius, sagte er, indem er auf den Anhern wies, hat unter Carlo dem Großen, als General gedient, und sich im Kriege wider die Sachsen sehr berühmt gemacht. Von derselben Zeit an ist unser Geschlecht in Deutschland, und besonders in hiesigen Landen ausgebreitet worden, hat auch seit der Zeit von diesem Stamme den Namen geführt. Luctatius war von Geburt ein Römer. Die Nachkommen seiner Brüder machen noch jetzt in Italien, ungeachtet der daselbst oftmahligen Veränderungen, ein ansehnlich Geschlecht aus. Es ist daher vermuthlich, daß seine Vorfahren, bis über die Stiftung der Monarchie hinaus, berühmte Männer gewesen sind. Doch die Nachrichten davon, sind durch die Länge der Zeit, verloren gegangen. Dieser Otto, fuhr er fort, hat sich unter Heinrich dem Vogler wider die Hunnen herfür gethan.

gethan. Dieser Friedrich hat bey dem ersten Ma-
 zmalen ist Besondern Gnaden gestanden. Die
 worden so auch bemerken, daß das Wappen mit
 einem Balken vermehrt, und das rothe Feld in ein
 gelbes verhandelt worden ist. Dieser Hannß
 mein Hofbater, war Geheimder Rath bey Joh. Ge-
 örge dem ersten und andern. Unter dem Vicariat
 des andern sollte er im Grafenstand erhoben. We-
 dem Abt er starb den Tag vorher, the die De-
 claration des Churfürsten erfolgt. Ob ich es wohl
 schloß er endlich unter die größten Thorheiten zähle,
 wenn man den Mangel eines Verdienstes mit dem
 Verdienstern nicht vorfahren. Ich weiß nicht, ob
 man nicht doch nicht übersehen. Ich weiß nicht, ob
 es nicht möglich ist, zu wissen, man habe unter einem
 Vorworn bestimmte Leute gehabt. Wahre Ver-
 dienste geben allerdings auch dem Nachkommen ei-
 nen Glanz, antwortete Herr Redlich. Das aber
 scheint mir lächerlich, wenn man auf ihre Ahnen
 groß. Man soll die Hälfte von der Hälfte, als das
 größte Schwarm der Wippen, und die andere
 Hälfte die Hälfte der Hälfte der Hälfte des Gefüßes und
 der Tagelöhner gewesen ist. Unansehen Be-
 trachtungen hatten sie in die Bibliothek. Es war
 ein langes Gerölbe, darin sie sich alle Hauptbücher
 der alten und neuen Welt fanden. Hier waren
 auch allerhand mathematische Instrumente, und
 Sprachbüchse von unterschiedlichen Metallen, die
 schienenhaft Elektrischen, Bergbrennung, Silber,
 Brennpiegel, und dergleichen Dinge, mit welchen
 allen der Herr von Einsambäusen wohl um-
 zu gehen mußte. Herr Redlich sahe sich meistens an-
 len

in Bewunderung lange um, und fand an diesen Vorräthen ein ganz besonder Vergnügen. Doch da er nicht alles auf einmal genau betrachten konnte, bat er sich Erlaubniß aus, bald wieder zu kommen. Der Herr von Einsamhausen drückte ihm fähste die Hand, bat mit einer Art, die kein Heuchler nachthun kann, um beständige Freundschaft, und sagte, indem er ihn an ein Fenster führte: „Thun sie doch auch meinem Garten die Ehre, und würdigen sie ihn ihrer Aufmerksamkeit. Hier sehe Herr Redlich zwar keine besondere Pracht, doch war alles sehr ordentlich und zu wahren Nutzen angelegt.“

Nummehr kam die Zeit, da das Hofgesinde sich zur Mahlzeit versammelte, und Herr Redlich erkundigte sich, wie der Herr von Einsamhausen mit seinen Leuten zufrieden sey. „Ich habe sehr er, lauter Zwarttgesinde, daher kommt es, daß man mehr Noth mit ihnen hat, als man sonst haben würde. Weil es aber einmahl eingeführt ist, kann man es nicht wohl ändern. Vergeben sie, sagte Herr Redlich, ich habe geglaubt, es sey ein grosser Vortheil, wenn der Gesindewang bey einem Guthe ist. „Ich kann sie versichern, sagte der Herr von Einsamhausen, daß ich diesen Vortheil nicht klein finde. Erstlich sieht es das Gesinde an, mein für die größte Noth an, wenn es zu Hofe dienen soll, und thut daher alles mit dem größten Verdrusse. In der Widerwille gehet so weit, daß manche Magd lieber zu Falle kommt, oder blind heurathet, als ein Jahr zu Hofe dient. Die Knechte gehen aus eben der Ursache Handwerke, zu denen sie sich vielmahl nicht schicken, und darinnen sie leben.“



einigen wollten. Wir verlangen Treue, Obedien-
sam und Fleiß von unserm Dienstvolke, und geben
ihnen nicht Verzeigungs Gründe genug an. Du be-
kümst, sagen wir, Lohn und Brod, du mußt for-
gem, sonst lasse ich dich einstecken. Lohn und Brod
sehen sie für eine zu geringe Belohnung ihres Ab-
fers an, und das Gefängniß macht bey ihnen kei-
nig Eindruck, da sie mehrentheils ganz sanft dar-
inne schlafen können. Man sollte sie besser mit ei-
nem belohnenden und strafenden Gott bekannt ma-
chen, so würde man sich viel sicherer auf sie verlas-
sen können.

Unter diesen Gesprächen kam der Gerichtshä-
ter des Herrn von Einsamhausen in die Biblio-
thek, nachdem er denselben Vormittag in der Ge-
richtsstube erpedirt hatte. Es war ein alter Do-
ctor der beyden Rechte, der in fastiger Weisheit mehr
als zwölf Gerichtsbestallungen hatte, und an allen
Orten von den Unterthanen als eine Straßstülze
Gottes angesehen, und mit gemeinschaftlichen Hän-
den belegt ward. Doch war er noch nicht der
schlimste in seiner Art. Er liquidirte wohl als
mahl mehr, als er sollte, und rührte jeden Kun-
griff, die unter Händen habenden Sachen recht
läufig zu machen, besonders besaß er eine ungewö-
nliche Fertigkeit, die Bauern recht nachdrücklich zu
schimpfen, man sagte ihm auch nach, daß er in der
Berechnung der eingetriebenen Strafen vergesslich war-
re, und bisweilen gegen eine gute Discretion einen
Kauf oder Consens verfälschte. Doch hatte er
noch viel gutes an sich. Er verachtete die Armen
nicht, und wenn ihm einer auch nur ein Schock
Krebst,

lenkte deswegen das Gespräch auf die Bibliothek; und sagte: Der Herr Doctor sind wohl sehr bekannt mit diesen Werken, da sie vermuthlich öft hier sind, und doch nicht stets in der Gerichtsstube bleiben können. Der Doctor gehörte wirklich nicht unter diejenigen Gerichtshalter, die weiter nichts als die gangbaren Acten, Zeitungen und den Ealender lesen. Er konnte also mit Wahrheit antworten: Ich glaube, daß was zu meiner Profession gehört, mir nicht unbekannt ist. Das Repositorium an welchem wir stehen, fuhr er fort, enthält sehr alte Werke von päpstlichen Decreten, und andern Dingen, die in das Kirchenrecht einschlagen. Diese zwey Reihen Folianten bestehen aus lauter, libels, decretorum et decretalium, aus glossis und glossatibus. Von diesen muß ich wissen, daß sie meine Gedult sehr bald erschöpfen. Nun kommen neuere: Carpzov, Grocius, Pfaff, Böhmmer, Brunhemann, Thomassius u. s. w. Hier fieng der Doctor an, die beyden letzten mit vielen Lobe zu überhäufen, damit er Gelegenheit fände Carpzoven niederschlagen. Doch da er merkte, daß Herr Redlich die Verdienste des Thomassius zwar kannte, Carpzoven aber auch Gerechtigkeit wiederfahren ließ, wollte er an ein ander Repositorium gehen. Der Herr von Einsambausen aber bat, sie möchten sich gefallen lassen, mit ihm zur Mahlzeit zu gehen. Sie folgten. Die Mahlzeit ward vergnügt gehalten; hierauf nahm der Doctor seinen Abschied, der Herr von Einsambausen aber, und Herr Redlich, brachten die Nachmittagsstunden in einem Gartenhause zu, wohin noch

noch ein benachbarter Edelmann zur Gesellschaft kam. Folgenden Morgen trat Herr Redlich seine Reise wieder an. Der Herr von Limmhausen ließ ihn bis zur ersten Poststation fahren, denn so weit hatten ihn die zurückgeschickten Pferde des Pächters bringen sollen.

Sie hatten drey Stunden zu reisen, ehe sie in ein Posthaus kamen. Die erste Stunde brachte Herr Redlich, wie er bey allen seinen Reisen gewohnt war, mit seiner Morgendacht zu. Nach diesen, ließ er Johann zu sich in den Wagen setzen, damit er von den Schütteln des Wagens desto weniger empfinde. Johann: Ich habe mich nicht bedacht, sagte Herr Redlich zu ihm, Ihr seht, als wenn Ihr nicht recht ausgeschlafen hättet? Sie haben völlig recht, antwortete Johann. Weiß der Wagen nicht abgepackt war, fuhr er fort, bin ich vorige Nacht darinn sitzen geblieben, und habe der Mühen wegen kein Muth zu thun können. Die Liebe zum Schlaf, und der Mangel voriger Munterkeit erinnert mich, daß ich alt werde, wenn ich es sonst nicht wüßte. Ihr habt euch wohl, sagte Herr Redlich, in eurem Leben sehr strapazirt? Ich habe freylich viel ausgestanden, antwortete Johann, und ich werde mich nun bald nach einer völligen Ruhe sehnen. Ihr könnt euch den Schlaf und mir die Langeweile vertreiben, sagte Herr Redlich, wenn ihr mir euren ganzen Lebenslauf erzählet. Ich weiß nicht, sagte Johann, ob sie an meiner Geschichte Geschmack finden werden. Weil sie es aber befehlen, will ich gehorsam seyn.

Ich bin am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Oberlausitz geboren. Mein Vater hieß Johann Müller, und war ein Müller zwischen Görlitz und Bautzen. Der vielmahlige Umgang, den er mit seinem Geistlichen unterhielt, brachte ihn auf die Gedanken, daß ich studiren sollte. Er hielt deswegen für mich und meine beyden Geschwister einen Informator, der zugleich des Richters Kinder unterrichtete. Es war ein frommer Mann, der sowohl uns Kindern, als auch selbst den Aeltern grosse Ehrerbietung für die Religion einflößte. Besonders gab er sich mit mir grosse Mühe, weil er glaubte, daß solche bey mir am besten angewandt wäre. Einer seiner vornehmsten Kunstgriffe, mich zu löblichen Thaten zu ermuntern, war die Geschichte vortreflicher Leute, die er schon im achten Jahre meines Alters mit mir anfieng. Er machte mir von der allgemeinen Historie einen kleinen Entwurf, und stellte sie mir mit verjüngtem Maasstabe vor, damit ich wüßte, wo ich zu Hause war. Hernach nahm er einzelne Geschichte, die sehr rühmliche Handlungen in sich hielten, und wußte durch allerhand Fragen, das Rühmliche, Edle und Erhabene in einen solchen Gesichtspunct zu bringen, daß es mir nicht nur gefiel, sondern daß es mich auch entzückte, und einen ernstlichen Wunsch erregte, ich möchte Gelegenheit haben, auch solche löbliche Thaten zu verrichten. Er merkte dieses; er führte mich deswegen weiter; er sagte mir: daß die größten Tugenden der Heiden, darinne sie die schwache Menschheit zu übertraffen scheinen, nichts anders wären, als was die christliche Religion in allen ih-

ren

ren Vertheilung wollte. Das ist, sagte er öftmahl,
 der Vorzug unsers heiligen Glaubens, daß wir den
 wahren Adel des menschlichen Geistes nicht auf
 überirdischen und irdischen, sondern auch über die
 niedrigen im Tode ausbreiten. In Es fand nicht
 nur in dem Leben Davids und Josephs, sondern
 auch in der Geschichte der Wirtin zu Barpach, und
 anderer armer Heiliger, und Aufzucht, die allen
 Glanz der weltlichen Tugenden verankerten, nach-
 dem es sich in ihrem Leben gezeigt hat. Er lobte
 sie sehr, und sagte: Dieses Tugent, und ließ mich
 in die Welt. Ich habe mich nur bewegen der-
 lieb worden, daß ich zu noch mehr Tugenden er-
 höhen möchte. Demeist scheint es mir, wenn
 ich sage, daß ich schon im 12. Jahre meines Alters
 vor Verlangen brannte, mich der Tugend ganz auf-
 zuopfern. Dank sey es der gnädigen Vorsehung,
 daß sie mich auf diese Art zubereiten ließ; meine
 Rolle ist der Welt zu spielen. Ewiger Dank sey
 ihr, daß sie mich die Früchte einer frühzeitigen
 Gottesfurcht, noch liegt in der Ruhe meines Gewis-
 sens, genießen läßt, und daß ich mich nicht vor mir
 schämen darf. Ich sage dieses mit wahrer Em-
 pfindung meiner Schwäche, und fleher Verjünge-
 rung einer übernatürlichen Hülfe, die mich zu
 mir bringe. Ich schon zu einem solchen Um-
 stande, der sehr wichtig vor mich worden ist. Mein
 Vater starb, da ich noch nicht ganz dreizehn Jahr
 alt war. So lange die Mutter des Vaters wahr-
 te, blieb der Informator im Hause, nach deren En-
 digung aber verheirathete sie sich wieder, und wie
 Kinder wurden zerstreut. Ich kam auf die Schule
 nach



nach Baugen. Es gieng mir wohl in dieser Stadt. Ich wohnte bey einem Barbier, dessen Liebe ich gewann. Er lehrte mich einen Bart kunstmäßig abnehmen, etliche Pflaster machen, und eine leichte Wunde verbinden, er offenbarte mir auch das ganze Geheimniß der sympathetischen Curen. Doch diese Nebendinge hinderten mich nicht, mein Hauptwerk fortzusetzen. Ich war binnen vier Jahren so weit gekommen, daß ich zur Noth auf die Universität hätte ziehen können. Doch man rieth mir ich sollte noch ein Jahr in Baugen bleiben; allein ich wurde krank, und mußte mich zu meiner Mutter bringen lassen, wo ich Jahr und Tag am viertägigen Fieber niederlag. Während der Zeit hatte ich freylich viel vergessen, doch das schlimmste war, daß mein Vormund mich unterdessen fast um mein ganz väterlich Erbe gebracht hatte, weil er sich geglaubt, ich würde an der langwierigen Krankheit sterben, und er werde alsdenn schon eine Rechnung machen können, die passen mußte. Nach meiner Genesung bat ich meine Mutter um ihren Beystand, versicherte auch, ich wollte meinem Geschwister, was sie vorzüglich an mich wenden würde, treulich vergüten. Ich fand wenig Gehör. Der Stiefvater hatte sie zu sehr eingenommen, und überdies hatte sie auch wenig in ihrer Gewalt. Sie rieth mir indessen ich sollte nach Danzig zu meines Vaters Bruder reisen, derselbe sey in guten Umständen, und würde mir wohl was zur Fortsetzung meines Studirens geben. Ich wußte, daß daselbst ein berühmte Gymnasium ist, und machte mich daher sehr gerne auf den Weg. Kaum war ich

ich noch eine Meile von der Stadt entfernt, als sich ein Commando sächsischer Soldaten antrafen, die mit Montirungsstücken zum Winter nach Pohlen glengen, wo damals der General B. führte einen Haufen unruhiger Köpfe zu Felde lag. Der Hauptmann, der diese Bedeckung führte, ließ mich anhalten, und fragte mit rauher Stimme: „Ob ich Dienste nehmen wollte?“ Ich antwortete ihm demüthig, daß ich mich den Studien gewidmet hätte. Er erkundigte sich nach meinen Umständen. Ich wies ihm meine Beugnisse, und erregte mit geduldeter Aufrichtigkeit meine Sache, indem er schien freundlich zu werden. „Wenn ich“, sagte er, „Ihr habt eine sehr langelegene Zeit getroffen nach Dänzig zu kommen. Es sind jetzt vor mehr als einen Potentaten Werbestände in der Stadt. Ihr kommt nicht an das Thor, so seyd ihr schon weggehascht, und wer weiß wo ihr alsdenn hingeführet werdet.“ „Seyd froh, daß ihr in meine Hände kommen seyd, denn da könnt ihr denn angebotenen Könige dienen, und euer letzter Gedanke wird mehr eine Lustreise als ein Krieg seyn.“ Da die unruhigen Pohlen unsern Anblick gar nicht vertragen können. Ich antwortete darauf, daß ich zum Soldatenstande gar keine Neigung hätte, und daß ich beim Studiren bleiben wollte, und bat, der Herr Hauptmann möchte mich doch wieder zurück gehen lassen. „Ihr bedenkt euch über“, sagte er, „Ihr wollt studiren und es fehlt euch an Vermögen. Glaubt mir, ein armer Student ist noch schlimmer dran, als ein Musquetier. Und wie hoch beßelt ihr denn beim Studiren euer Glück zu bringen?“

Wenn

Wenn es aufs beste geht, doch nicht so hoch, daß ein Oberofficier mit euch tauschte. Nur der Soldatenstand kan niedrige, die sich braf halten, empor bringe. Ihr habt schon, weil ihr so lange auf der Schule gewesen seyd, einen Vorzug vor vielen andern; ihr könnt noch Oberofficier mit der Zeit werden. Wird es nicht gut seyn, wenn ihr euer Pferd und euern Kerl werdet halten können? Ich antwortete: halten Sie mir es zu Gnaden, wenn ich glaube, daß mehr Arme bey dem Studiren als bey der Soldatesca empor kommen. „Einsältiger Mensch! sagte er. Wenn es unter tausenden einem durch große Patrone geglückt ist, wird es euch auch glücken müssen? Habt ihr nie Studenten sehen betteln gehen? „Ja Herr Hauptmann, antwortete ich, aber auch. „der Hauptmann merkte was ich sagen wollte, er lachte und fuhr fort: Wenn es nun soll und muß studirt seyn, so wartet nist erst den Feldzug mit ab, ihr könnt hernach noch lange kahlmäusern. Ich sagte, ich hätte mich der Gottesgelahrtheit gewidmet. „Was ist das mehr? antwortete der Hauptmann. Ich habe, sagte er dazu, vor etliche zwanzig Jahren in Italien einen Franzosen als Fähnrich gekannt, der ist jetzt der beste Prediger in Holland, und vielleicht in der ganzen Welt. Ich kenne auch einen Capellan in Sachsen, der den ganzen schwedischen Krieg durch Corporals Dienste gethan hat, und jetzt in wahrhafter Hochachtung bey seiner ganzen Stadt steht. Bey uns ist die rechte Academie für das menschliche Leben, und wer Lust hat zu moralisiren findet dazu keine bessere Gelegenheit,

F 2

als

als beh' ich, da so vielen Köpfe und Sinne
 beisammen sind. Ich will gar nicht wissen
 den, daß nach absolvirten Studien die Abwer-
 tung eines Feldzuges auch einem Menschen nüt-
 lich seyn kann; Aber ich bin noch zu weit zurücke.
 Das mag seyn, wie es will, fiel mir der Hauptmann
 in die Reden. Ihr seyd in meiner Gewalt; Thut
 Flug und schickt mich in die Zeit, ehe meine Getule
 austreift. Ich war ungefähr eine halbe Stun-
 de in tiefem Gedanken mit fortgeschleppt worden, als
 mich der Hauptmann wieder zu sich rief. Hört,
 sagte er, ich brauche einen tüchtigen Krieger meiner
 Bedienung. Wenn ihr gar nicht Soldat seyn
 wollt, so bleibet bey mir als Bedienter. So bald
 ich wieder nach Sachsen komme, will ich euch zur
 Fortsetzung eures Studirens allen Vorschub thun.
 Ich gab ihm zu erkennen, daß ich nicht hofte den
 Feldzug zu überleben. Er belachte meine Furcht-
 samkeit, und tröstete mich, binnen Jahresfrist wie-
 der in Sachsen zu seyn. Ich bewilligte endlich,
 insofern mit einem Herzen seines Vorschlag,
 und nahm statt des Montur, Livree. Ich war
 Diese Bewilligung, unterzeichnet hier Herr
 Redlich die Erzählung, sieht euerem Vorsche, das
 Leben mit edeln Thaten zu verbringen, nicht ähne-
 lich. War Montur nicht edelmüthiger, als Livree?
 Was es nicht besser, für die Gerechtsame des
 besten Königs zu sechten, als in dem Capitul auf-
 warten? Ja, sagte Johann, ich habe dieses nach
 der Zeit oft bedacht. Damals aber dachte ich
 bald wieder von Herrendiensten loszukommen, und
 zu den Mäusen zurück zu kehren. Ich war auch
 über-

überhaupt so bestürzt; daß es ein Wunder würde gewesen: Sept, wenn ich den klügsten Rath getroffen hätte.

Mein Zustand war nun sehr geändert. Damahls war es noch eine nöthige Eigenschaft eines Officiers, rauh und unfreundlich zu sein. Mein neuer Herr hatte, nicht so wohl nach der Beschaffenheit seines Herzens, als nach den Sitten der damaligen Zeit, auch diese Eigenschaft. Doch ich fand bald Gelegenheit, mich besonders bey ihm beliebt zu machen. Ich konnte ihn nach seinem Sinne bairiren, und war der erste der es konnte. Ich probirte an seinem Potadeur, welcher geschlagen war, ein Heilwasser; das sich mit leichter Mühe aus Salmiack machen läßt. Die Cur gerieth so gut, als ich nur wünschen konnte, und weil wir keinen Feldscher bey uns hatten, unternahm ich mir auch, einen Purseschen zu verbinden, der vor seinem Calmmeraden war gehauen worden. Das Stück wolte mir wieder wohl: Die Wunde heilte ohne alle üble Zufälle, und mein Hauptmann behauptete mit tausend grossen Schwüren, ich hätte mehr gelernt, als alle Feldschere bey'm ganzen Regimente.

Wir kamen endlich mit erträglichen Mühsen zur Armee, die damahls nicht allzutief in Polen stand. Der Mann der den unruhigen Schwarm führte, that uns damahls wenig Schaden, ohne daß er uns durch viele Märsche, die er uns verursachte, sehr abmattete. Der Sommer war fast verstrichen, und die Armee hatte keine Gelegenheit gefunden, etwas wichtiges auszuführen. Der angehende Herbst verursachte mancherley Krankheiten;

ten; mein Hauptmann wurde auch davon ergriffen; und weil er sich nicht ruhig genug halten konnte, starb er. Ich hatte ihm alle mögliche Treue und Wartung geleistet. Der Oberste W. hatte dieses erfahren, und war begierig, mich in seine Dienste zu bekommen. War ich dankbar, so hätte ich mich gewiß aus dem Staube gemacht. Aber ich fand allzu große Schwierigkeit bey der Flucht, und mußte des Obersten Dienste annehmen. Wir hatten noch immer viel Mühsche und Contramärsche, welches ohne Beschwerde der Einwohner unmöglich abzuwenden war. Ich darf mich indessen rühmen, daß ich manchen Nothleidenden Bauer mit Rath und That gute Dienste geleistet, und daß ich den Credit, darinnen ich bey meinem Obersten stand, nur dazu angewendet habe, daß ich bey ihm für manche unglückliche Person bat, und die Soldaten nach Vermögen von Excessen abhielt. Einmal wurde mein Oberst commandirt, eine Parthei Reiter aufzubrechen, die in einem großen Dorfe stehen sollten. Wie kamen in möglichster Stille dahin. Gleichwohl mußte ihnen unsere Ankunft bekannt worden seyn, denn wir fanden das ganze Dorf leer, ja es war auch nicht ein einziger Einwohner darinne anzutreffen. Wir marschirten ihnen noch weiter als eine Meile nach, da wir aber gar nichts von ihnen zu sehen bekamen, verlor die Oberste die Hoffnung, sie einzuhohlen, und führte das Regiment wieder in das Dorf, um, bey eingebrochener Nacht, einige Stunden darinne auszuruhen. Wir

quar

quartirten uns in einem Hofe ein, der vermuthlich einem reichen Edelmann gehörte, darinne aber kein Mensch zu finden war. Früh setzten wir uns wieder in Marsch und waren ungefähr tausend Schritt von dem Hofe entfernt, als der Oberste seinen Reitknecht vermisste. Es war ein Wend, den der Oberste in Verdacht hatte, daß er untreu worden, und mit den Pferden davon reiten könnte. Er fragte mich also, ob ich den Reitknecht nicht gesehen hätte? Ich konnte versichern, daß er die Pferde auf den Hofe gehabt, und daß er im Begriff gewesen wäre, aufzusitzen. Der Oberste befahl mir also ich möchte mich geschwind nach ihm umsehen. Ich jagte mit größter Eilsfertigkeit zurück in den Hof, und fand die Pferde angebunden, der Kerl aber war nicht dabey. Ich suchte ihn im Stalle, aber vergebens: ich ruffte, ohne Antwort zu erhalten, und wollte gleich mit den Pferden davon reiten, als ich ein Geräusch im Hause hörte. Ich wunderte mich, da wir kein lebendig Geschöpfe darinnen gesehen hatten. Ich gieng also hinein, und wunderte mich noch mehr, als ich den Reitknecht in einem Kampfe mit einer jungen ansehnlichen Weibsperson fand. Der Kerl wurde meine Gegenwart nicht gewahr, weil er mit den Rücken zugekehrte. Das Frauenzimmer aber sahe mich mit solchen Augen an, die um Verstand baten. Das Erstaunen hinderte mich, ihr augenblicklich Hülfe zu leisten. Sie hielt den Verzug vor eine Verweigerung, und sagte mit einer gebieterischen Stimme: Besinnt ihr euch noch, zu welcher Parthey euch die Ehre ruft? oder kann kein Herz unter

Lieber den Ruf der Ehre beschützen? Ich sah hier auf dem erhigten Keel in die Wunde und drohte ihm ein übel Tractement, wenn er sich nicht gleich auf sein Pferd setzt, und zu seinen Herren kommen würde. Er schaute mit düsterm Blick auf den Hals, und wollte nicht mehr auf die Wunde losblagen, aber die er erst auf andere Seiten hatte triumphiren wollen. Sie sahen die Hefe, schrie er, es kann die nicht natürlich zugehn, wie ein Mann gebohrt hat. Sie hat mich, da ich mich nach ihr bückte, auf's Herz gestossen, daß ich mich nicht besinnen könnte. Das Graupensinnig antwortete ihm weiter nichts, als: Das ist ein Wunder, so sprach aber die Worte mit einem so edeln Stolz und einer so verächtlichen Miene aus, daß ich ihr größtes Herz noch jetzt bewundere. Zu mir aber sagte sie mit einer sanften Stimme: Der, der durch euch geholfen hat, wird euch diese Stunden zum Segen anschreiben. Sie gieng hierauf ganz pfaffen in eine Kammer, die oben dem Kampfsplatz war. Der erbitterte Keel wollte ihr nachlaufen, und sie als eine Hefe ermorden. Ich hielt ihn so viel wie möglich war, er mühte aber doch, und ich eilte ihm nach, allen Unheil in der Kammer vorzukommen. Aber die Verfolgte hatte sich verloren, und weil wir nicht Zeit hatten zu untersuchen, wo sie irgend eine Zuflucht nehmen können, so ward der eifersüchtige Keel in der Meinung gestärkt, sie müsse ganz gewiß eine Hefe seyn, und sich unsichtbar machen können. Ich brachte ihn endlich mit vieler Mühe wieder zu den Pferden, und wir eilten, den Obristen einzuhohlen. Unterwegens fragte

fragte ich ihn, wie er zu seiner vermeinten Heile gekommen wäre? Er sagte er hätte sich umsehen wollen; ob er was im Hause fände, das er mitnehmen könnte; da wäre sie an dem Orte geblieben, wo ich sie benommen gefunden hätte, und würde mir ihr Nicht viel zu Leide gethan haben, wenn sie nicht so desperat um sich geschlagen. Ich that ihm, daß der Oberste seinerwegen in Sorge gewesen, und glaubte ich er werde übel angenommen werden. Der Kert war deswegen unbekümmert, er klagte aber sehr über die Brust, und fieng an, Blut auszuwerfen. Wir hobten endlich das Regiment leicht ein. Der Oberste fragte den Kert Knecht, warum er zurück geblieben sey? Er antwortete: Es lief dir ein recht glatte Pferdchen bey der Hofe vordrüber, ich wollte dir's halber kriegen. Der Oberste ließ diese Entschuldigung gelten. Der Kert aber ward immer schlechter, es kam eine innterliche Entzündung, und starb nach wenig Tagen. Ich habe dieses Exempel viel Edelmännern zur Warnung erzählt.

Nun lief Nachricht ein, daß sich der Schwarm der Rebellen sehr mehrte, und daß sie immer weiter nach den sächsischen Grenzen vordrückten. Der General B. begleitete sie fast Schritt für Schritt, und die ganze Armee war voll Verlangen, Gelegenheit zu einer entscheidenden Schlacht zu finden. Sie ereignete sich endlich, da K. der feindliche Anführer, so dreuste ward, uns den Probiant abzuschneiden. Der Streit war mehr heftig, als anhaltend: Der Sieg fiel auf unsere Seite, und wir hatten hernach ruhige Winterquartire. Hier

sah ich auch, daß den wendischen Reichen-
thum der einzige war, der den Kopf voll Sorgen
hatte. Selbst die dasigen Urtheilverfasser, die
sich leicht verleiten, wegen Verdacht der
jemanden das Leben abzusprechen, um ein reiches
Bayer verklagt, seine Winter und seine Schwelger
wegen dieses Lasters. Beide wurden verurtheilt,
es war aber höchst wahrscheinlich, daß beide durch
irrtlicher Zufall wegen gerathen hatten, daß der
den Winter sehr vielmal umzugehen, nicht edel
und war noch immer willens das Schlimmere fort-
zusetzen. Der Oberste aber, der mich sehr auf-
und bald, wenn bis zum Herbst auf den Wir-
marscheren abgemacht, nach England, und ich bekam
damals meine Freunde zu sprechen. Es wollte
mir aber Niemand rathen, das Studiren zu con-
tinuiren, oder vielmehr aufs neue anzugreifen, und
da ich sahe, daß ich ohne Hülfe war, ließ ich mich
endlich gefallen, in des Obersten Dienste zu blei-
ben. Unter Begleitern erhielt ich, fast nach Un-
garn zu gehen, wo damals die Türken über den
Kaiser zu Felde lagen. Wir waren mit Anfan-
ge des Mayes auf dem Marsche, kamen zu Wina-
sten nach Wien, campirten, bis mehr Hülfsstrup-
pen anrückten, und wurden alsdenn auf der Donau
zu Schiffe bis an das kaiserliche Lager bey Bel-
grad gebracht. Wenn uns nicht die erstaunliche
Hize des Tages, und die nächtliche Kälte sehr ge-
drückt hätte, würden wir von keiner Beschränkung
gewußt haben. Denn wir hatten gewünschte Ru-
he, und bekamen damals keinen Türlen zu sehen,
weil



weil nach der ansehnlichen Verstärkung der Kaiserlichen Armee die Türken Friedensvorschlüge thaten. Doch verzog sich der völlige Friedensschluß so lange, daß wir bis im October im Felde blieben. Kurz vorher, ehe wir aufbrachen, war unser Regiments Feldscher tödtlich krank worden. Er hatte vielmahl, wenn er bey dem Obersten war, mit mir gesprochen, doch kann ich nicht sagen, daß er sich bis zur Freundschaft herabgelassen hätte. Jetzt ließ er mich zu sich rufen, und nachdem er den Feldscher, der ihm in der Krankheit beystehen sollte, von uns entfernt hatte, sagte er: Ich habe Ursache zu vermuthen, daß ich an dieser Krankheit sterben werde. Doch da sich die Natur manchemahl wundernswürdig hilft, kann ich den Ausgang nicht mit Gewißheit vorher sehen. Ich brauche einen Freund der schweigen kann, und das ist. Mein Vertrauen ist auf ihn gefallen. Will er mir wohl die Treue erweisen, und was ich ihm offenbaren werde verschweigen, und was ich ihm auftrage, nach meinem erfolgten Tode redlich ausrichten? Ich dankte ihm, daß er mich seines Vertrauens würdigen wollte, und versprach, alles zu thun, was mich dessen werth machen könnte. Ich habe, sagte er hierauf, vierhundert Stück Ducaten in meinem Reitsattel verborgen. Im Fall ich wieder aufkommen, und es bekannt werden sollte, daß ich noch so viel bey mir habe, muß ich entweder alles an die Officiers, die nicht gut haushalten, verleihen, oder die größte Feindschaft geübt seyn. Drum wünschte ich, daß niemand etwas davon erführe. Im Fall ich sterbe, wollte ich, daß das Geld

Mein lieber Schwester treulich überbracht, und
 sie lebt als Wittbe in Dresden, und wird durch
 dein Namen der Frau Richterin bey der Frau
 Feigke nicht zu erforschen seyn. Ich habe noch
 dieß noch einige hundert Thaler unter den Offizie-
 ren auffstehen, und ich will ihm die Dokumente
 einhändigen, daß er sie für meine Schwester vintred-
 ben kann. Was ich bey dem Regimente zu fordern
 habe, meine Taschenlöse, und alle meine Sachen,
 die aus Silber bestehen, will ich ihm als ein Voll-
 strecker meines letzten Willens anvertrauen. Er soll
 auch mein Nachfeld bekommen, und meine Wit-
 gebächten Casse zu sich nehmen, und erlaubet ihm
 der Oberste nicht, das Pferd zu halten, so wird es
 doch dem Casse bewahren können. Damit ind-
 ich der Feldscher, der bey mir ist, für seine Wähe-
 was hat, will ich ihm meine ganze Equipage beschre-
 ben. Ich schwur ihm hierauf, er sollte sich in Ni-
 hies Vertrauen zu mir nicht setzen haben. Damit
 ich ihm das Pferd so, daß ich es ihm an-
 diten, und seine Folgen hollen, und ich
 ich habe alles eigenhändig aufgesetzt, und ihm
 seine Nachrichten übergab. Der Casse war an-
 hielt, er mochte doch den Aufseher hollen lassen,
 war er es zu seindem. Er ließ alles, bis auf den Um-
 stand von den vierhundert Ducaten niederrei-
 ben, und versiegelte das Testament folgendes Ta-
 ges mit seinem Tode. Meiner Oberster hatte hiezeit
 viel auf den Regimentsfeldscher gehalten. Er er-
 laubte mir also leicht bey seinem Ende zu seyn, das Be-
 grabniß zu besorgen, und die Erbschaft im Empfang
 zu nehmen.

Ich hatte mit niemand, als mit dem Feldscher zu theilen, und der machte mir desto weniger Schwierigkeit, weil er die verledigte Stelle zu erhalten hoffte. Er erhielt sie auch. Nun kam ich mit einem gefüllten Pferde, mit einer Taschenuhr, und den Brieffschaften vor des Obersten Zelt. „Künftig mögen sich, sagte er, die Türken immer vertriehen; nun ihr ein eigen Pferd hat. Ich Sorge ihr werdet Constantinopel damit zu Grunde reiten. Laßt es immer stehen, wir bekommen sonst wieder einen Feldzug am Rheine. Unter diesen Scherzen sah er das Pferd mit Aufmerksamkeit an, und fragte wo es der Verstorbene müsse herbekommen haben. Ich sagte, daß er es kurz vor seiner Krankheit vor dem Lager einem schlechten Kerl abgekauft, welcher es seinem Vorgeben nach, aufgehäutet gehabt. Das ist, sagte der Oberste, strafamt Gott, ein veritabler Türke. Aber wer weiß, was der Hund vor einen Mangel hat. Wollt ihr mir es verhandeln? ich will es euch ablaufen. Ich sagte, daß ich ohne Erlaubniß des Herrn Obersten kein Pferd halten könnte, und daß ich es ihm recht gern überlassen wollte. Ich bat nur daß er mir den Sattel zu beständigen Gebrauch erlauben möchte, weil ich noch nie für mich einen so bequemen Sattel angetroffen hätte. Das Pferd schlug vorzüglich ein, und der Oberste gestund, daß er keins habe, das ihm gleich käme. Dem ungeachtet bezahlte er mirs nicht theurer, als mit zwölf Ducaten. Doch glaube ich der Regimentsfeldscher werde lange noch nicht so viel dafür gegeben haben.

Des anrückenden Winters ungeachtet marschirten wir wieder nach Sachsen, und kamen erst mit dem neuen Jahre in die Standquartiere. Meine erste Sorge war, die bey den Officieren ansehnlichen Schulden einzutreiben, und da mir der Oberste allen Vorschub that, brachte ich auch die ganze Summa binnen zwei Monaten zusammen. Die Förderung bey dem Regimente war mir schon in Ungarn ausgerollt worden, und ich hatte davon einige Annehmlichkeiten für den Winter vorbenutzt gemacht. Nun offenbarte ich dem Obersten, daß ich über das erregte Geld noch vierhundert Ducaten an die Soldaten des Regiments noch auszahlen hätte. „Ist denn,“ sagte er, „es nicht da? Es aufrichtig werden wenig Bedenken seyn? Ihr könnt den großen Fuchs nehmen und hinreißen, ihr könnt mir sogleich alles schiedliches ausrichten. Ich möchte es wohl mit ansehen, wie sich die alte Frau ansetzen wird, wenn sie das Geld in ihre Hände bekommt.“ „Das möchte ich nicht gesehen haben,“ sagte Herr Kiedlich, erzählt mir es doch so umständlich, als es euch befällt. Ich werde mich tags Johanni, auf das meiste besinnen, weil ich oft an dieses Theil meiner Geschichte gedacht habe.

Ich machte mich also, fuhr Johann fort, auf den Weg, nachdem ich das Geld vollends in Ducaten umgesetzt hatte, und kam ganz glücklich in Dresden an. Ich bestellte zu erst meines Herren Briefe, gieng alsdenn zu ermeldetem Traktirer, und erkundigte mich, wo die Frau Richter ein anzutreffen sey. Er nannte mir ein Haus in der

der Vorstadt, darinne ich sie finden würde. Ich kam dahin, man wies mich auf meine Anfrage in ein Hintergebäude, das weder Sonne noch Mond beschien. Ich mußte auf einer finstern Treppn bis unter das Dach klettern, wobey es ohne Kopfstöße nicht abgieng. Endlich erblickte ich an der schwarzen Wand etwas, das einer Stubenthüre nicht ganz unähnlich sahe. Ich gieng darauf zu, und hörte, ehe ich anklopfte, drey Weibestimmen vor Tische beten. Nachdem sie sich, wie ich glaubte, zu Tische gesezet hatten pochte ich an. Hierauf öffnete mir eine alte, aber noch ziemlich muntere Frau die Thüre, und hieß mich näher kommen. Ich fand zwey erwachsene Mädchen, die ihre Töchter waren, am Tische sitzen. Sie hatten ein reinlich Lätzchen aufgedeckt, auf welchem ein Schälchen voll Salz stund. Jede hatte ein halb ~~Bröckel~~ vor sich, an der Stelle der Mutter lag eine halbe Semmel, und das Glas Wasser, welches zugleich aufgesezet war, schien der ganzen Gesellschaft zu ständig zu seyn. Sie thaten anfangs, als wenn sie schon abgegessen hätten, ich merkte aber wohl, daß die ganze Mittags Mahlzeit auf dem Tische stund, und denke allemahl an diese Leüte, wenn ich an einem Orte bin, wo das Tisch Gebet vergessen wird. Ich fragte hierauf die Frau Richterin: ob sie von ihrem Bruder keine Nachricht hätte? Sie sagte ich weiß nicht, wo der Obriste W. . . steht, und kann gar nichts von meinem Bruder erfahren. Er schreibt mir nicht mehr, er schickt mir auch nicht mehr, was er mir sonst schickte, ich bin seinetwegen in größtem

Gor.



Sorgen! Ich sagte ihr, daß ich ihr nicht wohl
 konnte, ob ich wohl nicht bey seinem Regimente
 gewesen wäre, es hätte mir aber ein guter Freund
 sagt, er wäre umweit Wien sehr krank geworden
 und hatte Anstalt gemacht, daß sie seine Ver-
 schenschaft richtig erhalten möchte. Ach daß Gott so
 barm! schrie sie mit einem recht ängstlichen Tone.
 Er will mich zubereiten, die Nachricht von dem Tode
 meines Bruders zu hören; Groß wird er gestor-
 ben seyn. Ach Kinder! unser einziger Freund, un-
 ser einziger Wohltäter! Ach Gott! wie so vor
 Umständen sollen wir gerathen? Ach wir armen
 Creaturen! Sollen wir denn die Welt verlassen, die
 du auf deiner Vorsehung läßt? Was aber du sonst
 für alles sorgst? Die Kinder stiegen all überlaut
 zu wehnen, die Mutter schlug, indem sie auf ihrem
 Stuhl sank, die Hände kläglich über dem Kopfe
 zusammen, der Jammer hemmte ihre Sprache,
 und ich wurde selber so weich, daß ich nicht wußte,
 wie ich weiter mit ihr reden sollte. Endlich erhol-
 te ich mich, und sagte zu ihr: Es ist wahr, sie ha-
 ben einen treuen Bruder verloren, aber so weit er
 ihr Wohltäter war, lebt er noch. Er hat ihnen
 ein ansehnlich Capital verlassen, und es steht bey
 ihnen, die Zeit zu bestimmen, wenn ich es an sie
 auszahlen soll. Nur dieses muß ich sagen, daß
 ich mich nicht länger, als heute, hier aufhalten
 kann.

Die Mädchen schienen durch meine Rede ge-
 tröstet zu werden. Die Mutter aber fuhr fort,
 ihre Hände zu ringen, und konnte kaum so viel
 heraus bringen, daß ich ihr etliche Stunden gön-
 nen

nen sollte, ihren Thronen den Lauf zu lassen, als denn möchte ich mich wieder zu ihr bemühen. Ich gieng hierauf wieder zu dem Traiteur, der sich bey einer guten Mahlzeit und bey einem Römer Wein wohl seyn ließ, nachdem sich seine Tischgesellschaft verlaufen hatte. Ich ließ mir das beste, was noch vorhanden war, anrichten, und erkundigte mich nach den Umständen der kleinen Familie, von welcher ich kam. Die Richterin, sagte der Traiteur, ist eine weitläuftige Muhme von meiner Frau. Ihr Mann hatte hier eine colligirte Schule, und so lange er informiren konnte, verdiente er sein Brod ganz gut. Aber er hat etliche Jahre krank gelegen, und darüber sind sie sehr arm worden. Sonst hat die Mutter Pus gemacht, iest kan sie aber wenig mehr nach der Mode machen. Die jüngste Tochter ist fast beständig siech und krieget die älteste nicht manchemahl einen Groschen erwarbe, sie müßten Hungers sterben. Sie haben zwar so das trockene Brod kaum satt, und sind den Winter über fast erstoren.

Ich bat, er möchte mir ein gut Glas ungarischen Wein verschaffen. Ja ja, sagte er, ich kann welchen schaffen, ich kann ihn auch trinken. Wir tranken eine Kanne mit einander, und eine Mößelflasche steckte ich zu mir, die niedergeschlagene Lebensgeister meiner ängstlichen Wittbe zu ermuntern. Nachdem ich wieder zu ihr kam, fand ich sie noch eben in dem Zustande, darinne ich sie gelassen hatte. Die Mädchen versicherten mich, sie hätten grosse Noth mit ihr gehabt, weil ihr eine Ohnmacht nach der andern zugestossen wäre; sie wünschten nur, daß sie ihr etliche Bissen Semmel

G

zur

zur Stärkung beybringen könnten, weil ich seit ge-
 stern Mittags nichts gegessen habe. Ich hob hier-
 auf mein Fläschgen aus der Tasche, und verlang-
 te ein Glasgläschen zum Einschenken. Die jün-
 ste Tochter brachte mir in Ermangelung eines Glas-
 ses ein Theeschälchen. Ich goß es voll Wein, und
 drückte Bisquit ein, um die nöthige Erquickung zu
 verschaffen. Ich gab auch jeder Tochter eine Hand
 voll Zuckerbrod, und hieß sie einbunkern. Sie stuf-
 sen sich leicht dazu bewegen, und ihre Augen sag-
 ten mir, daß sie nie so was gekostet hätten. Bey
 der Mutter hielt es schwer, was ich ihr etwas bey-
 bringen konnte. Doch nachdem sie einige Portion mal-
 nes Mynas genommen hatte, kam sie wieder fol-
 der. Ich sagte ihr, daß ich mit ihr vernünftig reden konn-
 te. Sie sagte ihr, daß ich die Verlassenschaft ih-
 res Vaters bey mir hätte, und gegen Quittung
 aushändigen wollte. Ich bat, es möchte ihr Vor-
 mund gehohlet werden, damit ich völlige Richtig-
 keit erhalte. Sie ruffte sie mit schwacher Stim-
 me, du mußt den Vormund hohlen. Ich erzähl-
 te unterdessen die letzten Umstände des Verstorbe-
 nen, die sie gern wissen wollte. Sie unterbrach
 meine Erzählung mit tausend Fragen, die mit noch
 mehr Thränen und Seufzen begleitet wurden. Der
 Vormund kam. Es war ein Schuster. Er frag-
 te ganz ungeduldig: was er sollte? und versicherte,
 er könne sich nicht aufhalten. Ich sagte ihm kürz-
 lich, wer ich wäre, und was ich zu verrichten hätte.
 Er wurde aufmerksam, fieng eine elende Gratula-
 tion zur Erbschaft an, und bat mich, ich möchte
 immer aufzählen. Ich nahm den eigenhändigen
 Aufsatß des Verstorbenen und das Testament aus
 der



der Tasche, damit er sich daraus informiren könnte, ob meine Auszahlung richtig sey. Er laß eine halbe Geste auf eine solche Art, daß ich wohl merken konnte, wie er gar nichts von dem verstände, was er gelesen hatte. Ich bat deswegen, man möchte jemanden hohlen, der mir nachschien, und eine tüchtige Quittung ausstellen könnte. Die Wahl fiel auf einen Notarius, der im Hause wohnte, und weil er seit länger Zeit nichts anders zu thun gehabt, sein Brod mit Pappelkästchen verblente. Er kam sehr bald herzu. Ich sehe ihn noch klammer in seiner schwarzen Paruque voll Schafpelze, und in seiner mit Fuchs gefütterten Weste, darauf Kleister und Schnupftoback von vielen Wintern klebte. Er hatte ein groß viereckichtes Dintesaß und einen Stempelbogen in der Hand, hinter dem Ohr saß eine sehr abgenutzte und eine halbeschneitene Feder. Ich mußte ihm meine vorhabende Berichtigung umständlich erzählen. Er machte dabei wunderliche Gesichter, pustete seine Brille auf dem hirschhäutenem Knie, durchsah meine Briefschaften, und sagte endlich zu mir: Monsieur, Er ist ein außerordentlich Exempel der Ehrlichkeit. Die vierhundert Ducaten hätte er können behalten, ohne daß ihm jemand was abfordern dürfen. Aber können es nicht fünf hundert Stück gewesen seyn? Ich lächelte, und sagte, haben sie nicht aus dem Aufsatze des Verstorbenen gesehen, daß er nicht mehr als vierhundert angiebt? Recht, sagte er. Nun kann ihn niemand auf den Schwur treiben. Wenn das nicht wäre . . . Ich bitte sie um Gottes willen, sagte die Wittbe mit einer bittern Stimme, reden sie nicht so vergebliche Dinge.

G 2

Wer

Wer hat den redlichen Menschen nöthig? Nun nun, fiel er über ihn die Rede. Er hat mich requirirt. Ich muß als ein klagender Notarius nach meinen Pflichten ihr Bestes thun. Er überrechnete hierauf die Schulden, die ich getrieben hatte. Sie belaufen sich, sagte er, über vierhundert Ducaten noch zweihundert und zehn Thaler Capital, und dreihundert und zwanzig Thaler Interessen. Ich sagte, das ist fünf und achtzig Stück Ducaten ausmachen. Ich lobte wiederum das Geld, und erhielt eine Abrechnung, und wollte nun sehen, wie sich die Einnahme verhalten würde. Der Notarius und Vormund sahen auf das Geld, als wenn sie etwas davon haben wollten. Ich sagte endlich zur Wittbe: Sie werden mir die ehelichen Herzen für ihre Mühe bezahlen müssen. Ich bin angethan, sie mit allem ungeschickt, ich bitte, daß sie und sich selbst für ihre Mühe bezahle. Hierauf gab ich dem Notarius einen Ducaten. Er bedankte sich sehr freundlich bey mir, und bey der Wittbe, und bot mir eine Prieße Schnupftoback an, überhäufte mich auch mit vielem Lobe, und sagte endlich, wenn ich mit der ältesten Jungfer einen Theil dieser schönen Fäße haben wollte, sollte ich ihn zum Freiersmann annehmen. Ich antwortete ihm auf eine solche Art, daraus er sehen konnte, daß es mir am liebsten wäre, wenn er uns verließ. Er verstund meine Meinung, und sagte: Sie wollen allein seyn, sie wollen niemanden Verbindlichkeit haben, sie werden es schon machen,

den, der Vormund ist da. Hierauf nahm er Abschied. Nun, sagte ich, wird der Vormund auch eine Vergeltung seiner Mühe erwarten. Ja, sagte die Wittbe, ich bitte, daß er ihn befriedige. Ich gab ihm hierauf vier Ducaten, band ihm aber das bey fest ein, er sollte Sorge tragen, daß das Geld nicht verlohren gienge, oder übel angewendet würde. Er bedankte sich auf eine solche Art, die zu erkennen gab, daß ich alle seine Hoffnung übertroffen hatte. Er versprach alle mögliche Treue, und versicherte, daß er schon oft auf Mittel gesonnen hätte, der guten Frau nützlich zu werden. Das führte ihn auf das Lob seiner Geschicklichkeit, und er bat mich, daß ich ihn beym Obersten recommendiren möchte. Endlich gab er zu erkennen, daß er nicht wüßte, wo das Geld am besten aufgehoben wäre. Ich will es wohl, sagte er, zu mir nehmen; aber, aber, sagte ich, so liegt es müßig, und wird in wenig Jahren sehr abgenommen haben. Er zuckte die Achseln, und sagte: Ich sollte alles nach meiner Einsicht einrichten, er hielt es alles vor genehm. Voriezt müsse er zu einem Grafen gehen, der ihn um die Zeit hätte bestellen lassen: Auf den Abend wollte er wieder kommen, und sehen, was ich vor Einrichtung getroffen hätte. Die Wittbe sagte: er sollte sich von nichts abhalten. Hierauf nahm er sein Adieu. Nunmehr näherte sich die äußerst gerührte Frau dem aufgezählten Gelde mit schwachen langsamen Schritten, und mit den Worten: Nun Sickle mußt du meine grosse Bibel wieder einlösen. Ja, sagte die jüngste Tochter, und auch das damastene Kleid. Märchen, sagte die älteste, nun können wir

wir neue Kleider schaffen. Die Mutter gab durch eine Miene das Mißfallen zu verstehen; das sie über das Geschwäz ihrer Töchter hatte; sie blieb einige Zeit ganz stille am Tische stehen, ihre Augen waren zum Himmel gerichtet; ihre Hände gefalteten, und ihr Herz redete ohne Zweifel auf eine solche Art mit Gott, die durch keine Worte ausgedrückt werden kann. Endlich zählte sie fünfzig Stück Ducaten ab, und bat mich, solche für meine Mühe anzunehmen. Das ganze Capital ist seine, sagte sie; er schenkt mir alles. Ich schenke ihm wirklich nichts. Ich will nur beweisen, daß ich nicht unerkennlich sein würde, so ich bald eine Gelegenheit zum Danke finden könnte. Ich antwortete: Der selige Bruder verdient den Dank, den sie ihm abstatten, zugleich bezeugte ich, daß ich weder viel noch wenig von ihr annehmen würde, und sie schien mißvergnügt zu werden, daß ihr keine Gelegenheit übrig blieb, meine Mühe zu vergelten.

Ich fuhr indessen fort, mit ihr zu überlegen, wie das Geld am sichersten unterzubringen, und am besten zu nutzen sey. Sie sagte, ich bitte mir seinen Rath aus. Er wird dadurch uns armen Leuthen eine eben so große Wohlthat erweisen, als er uns durch die treue Aushändigung erwiesen hat. Ihr ganz Capital, sagte ich, ist dreizehn hundert Thaler. Tausend Thaler können sie auf Zinsen verleihen: Hundert Thaler können sie zu Anschaffung nöthiger Dinge anwenden; und das Uebrige können sie als einen Nothpfennig auf ihr hohes Alter beylegen. Er wird immer größer in meinen Augen, vortrefflicher Freund, sagte sie, wobei der Affect

Affect so heftig ward, daß sie mir die Hand küssen wollte. Nur sage er mir noch, wo ich das Capital am sichersten unterbringe? Ich sagte, daß ich das größte Vertrauen zu dem öffentlichen Credite hätte, und rieth ihr, es dahin zu geben. . . . Ja sagte sie, aber wer wird mir die Sache besorgen? Ich will es thun, gab ich ihr zur Antwort. Ich nahm tausend Thaler, brachte solche ohne Weitläufigkeit unter, und ließ mir, weil zwey Töchter da waren, zwey Scheine, jeden zu fünfhundert Thalern geben. Als ich wieder zu meiner kleinen Familie kam, fand ich den Vormund in einem starken Wortwechsel mit seiner Curandin. Er hatte das Capital schon einem gewissen Baron versprochen, und war über meine Eilsfertigkeit äußerst verdrüsslich. Die Art, womit er meinen schon ausgeführten Rath bestritt, ließ mich nicht zweifeln, er müsse einen grossen Vortheil eingebüßet haben, und da ich, ihm seine Eigennützigkeit mit Recht vortwerfen zu können, glaubte, brachte ich ihn zum Schweigen, worauf er bald weg gieng. Ich nahm mir alsdenn die Freyheit, den Töchtern gute Lehren zu geben, wie sie künftig ihre Sachen einrichten sollten. Ich warnte sie für Stolz, Verschwendung, Müßiggang und Eitelkeit. Die Mutter hörte mir mit Thränen zu, drückte mir die Hand, und sagte: Göttlicher Freund! Was für eine edle Seele wohnt in ihm! Ist es möglich, daß ein so vortreflich Herz unter Livree seyn muß? Sie redete noch ausschweifender von mir, und ich glaube, wenn es bey ihr gestanden hätte, ich wäre der nächste nach dem Könige worden. Ich unterbrach ihre Reden durch meinen Abschied, und

wurde mit tausend Thränen, Dankfagungen und
 Segenswünschen bis an die Hausthür begleitet.
 Ich kam wieder zu dem Traiteur zum Abend-
 essen. Er machte mir einen viel tiefern Reverenz,
 als zu Mittage, führte mich in eine besondere Stube,
 trug mir ungefordert die besten Speisen auf,
 gab ungatrischen Wein, und bediente mich so gut,
 als ich immermehr in einem Italienerkeller hätte
 bewirther werden können. Ich sagte ihm endlich:
 Herr Feßgut verkennt mich; sonst kann ich nicht
 begreifen, woher diese Bewirthung kommt. „Er-
 lauben sie mein Herr,“ antwortete er, „daß ich mei-
 ne Schuldigkeit beobachte. Sie sind der nicht,
 für den sie wollen gehalten seyn. Unser einer siehet
 zu viel Ehre, als daß man eine Standesperson
 verkennt sollte; wenn sie sich auch in Libree ver-
 steckt. Ich vermuthete, daß er eine unvollkomme-
 ne Nachricht von dem erhalten, was ich an der ar-
 men Familie gethan hatte: Ich war nicht aufge-
 räumt genüß ihm alles umständlich zu erzählen, und
 ließ ihn glauben, was er wollte. Es war Zeit in
 mein Logis zu gehn, ich wollte also, was ich ver-
 zehrt hatte, bezahlen. Mein Traiteur aber versicherte mich,
 daß alles bezahlt sey, und nun vermuthete ich,
 daß die Wittbe binnen der Zeit, da ich das Geld weggetragen,
 diese Anstalt müsse gemacht haben. In meinem Logis war ich wie-
 der außerordentlich gut bedient, und ob ich gleich
 sehr früh zu meiner Rückreise aufstund, fand ich
 doch schon die Chocolate fertig, wobei ein Zeller
 voll Confect, und eine Flasche Wein aufgesetzt
 war. Es schien, daß man mich auch hier für ei-
 nen verkleideten Cavalier hielt, und es wurde von
 mir



mit keine Bezahlung, ja nicht einmahl ein Trinkgeld wegen Versorgung des Pferdes, angenommen. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, der Wittbe meine Dankagung abzustatten. Ich fand sie bey ihrer grossen weimarischen Bibel, darinne sie einen Psalm von der Vorsehung Gottes aufgeschlagen hatte. Sie war meinem Besuch nicht vermuthend gewesen, weil ich den Abend vorher gänzlich Abschied genommen hatte. Sie schien deswegen ein wenig bestürzt, doch da sie die Absicht meiner Ankunft hörte, sagte sie: Lasse er es genug seyn, mein Herz mit Güte und Lidschickheit zu bestürmen. Ich weiß nicht, ob meine Tochter alles nach meinem Sinne wird bestellt haben: „Aber für wen haben sie mich denn ausgegeben? fragte ich die Tochter. Ich sagte nicht, antwortete die älteste, wer sie wären, ich sagte nur, was sie an uns gethan, und überließ es einem jeden, für wen er sie halten wollte. „Und wir, sagte die Mutter, werden nie anders, als unter den Namen eines sichtbaren Engels, und des Besten unter den Menschen, an ihn gedenken.

Ich hatte Ursache zu eilen, nahm deswegen nochmahls Abschied, und kam glücklich wieder bey meinem Obersten an. Ich mußte ihm in Gegenwart der Oberstin meine ganze Berrichtung erzählen. Die Oberstin war etlichemahl bis zum Thränen vergiesen gerührt. Der Herr war auch mit mir zufrieden, und sagte: Ihr habt eure Sachen gut gemacht, ich hätte es selber nicht besser machen können, den einzigen Umstand ausgenommen, daß ich mein Nachtquartier bey der Wittbe, oder vielmehr bey den Töchtern, würde aufgeschlagen haben.



den. Das glaube ich ohne Schwur, sagte die Gemahlin. Denn der Oberste that dabey keinen Schwur, den ich nicht nachsagen wollt. Er suchte aber seinen Einfall zu verbessern, indem er hinstiegte: Verstehen Sie mich recht; mein Ehgel, ich meine in allen Ehren; und lege zum Grunde; wenn ich Johann wäre, und keine so lebenswüthig ehe fürchtliche Gemahlin hätte. Die Sache erinnerte den Obersten an das Frauenzimmer, das ich aus des Reittnechts Händchen ~~erhielt~~ erhielt. Er ließ mich diese Begebenheit der Oberstin gleichfalls erzählen, und sie erzählte mir so wohl, daß ich das sie sagte. Der Oberste hat sich dabei ein besondres Vergnügen in uns gesehen. Vor unserm Vornehmsten auf die Universität bestellten, und getreuermaßen ihr Führer und Aufseher seyn, ob ihr wohl das Ansehen eines Bedienten dabey nicht ganz werdet ablegen können. Ich freute mich über diesen Antrag gar ungemein, küßte der Oberstin den Rock, und empfahl mich zu ihrem Gnaden. Dennob ich wohl nicht hoffen konnte, mich als akademischen Bürger aufgenommen zu werden; so stellte ich mir doch das Glück, eines Unversichts zu sehn, so süße für, daß ich es für die schönste Belohnung meiner Dienste hielt.

Es verflossen zwey Monathe; ehe dieser Vorsatz der Herrschaft erfüllet wurde. Der Oberste war niemahls auf einer Universität gewesen und ob er wohl durch Lesen guter Bücher, durch Reisen; und durch den Umgang mit gelehrten Männern vielleicht geschickter worden war, als mancher ist, der von Studirent Profession macht; so getraute er sich doch nicht seinen Schylen eine Vorschrift zu ihrem akademischen



akademischen Leben zu geben, und ihre Einrichtung selber anzuordnen. Er hatte aber bey dem General M. einen Mann kennen lernen, der viel junge Cavaliers auf Akademien und in fremde Länder begleitet hatte, und im Begriff war mit einem jungen Grafen wieder nach Frankreich zu gehen; den ließ er zu sich hohlen und fragte, wie seine Söhne so wohl das Studiren, als übrige Wirthschaft einzurichten hätten. Der Hofmeister machte zu einem so wohl als zu dem andern einen ordentlichen Plan. Die Vorschrift der Collegien hab ich wieder aus der Acht gelassen unsere Wirthschafts Einrichtung aber war also gemacht. Der Oberste sollte alle halbe Jahre Collegia, Hauszins, Kostgeld, Bücher, und mit einem Worte alle unentbehrliche Ausgaben bezahlen lassen, ohne daß die jungen Herren das Geld dazu in die Hände bekommen. Diese Auszahlung könnte, in Ermangelung eines Hofmeisters, der Bediente verrichten, wenn er treu, und zur Rechnungsführung geschickt wäre. Hernach sollte der Oberste überlegen, wie viel er seinen Söhnen jährlich zu ihrer Ergözung gönnen wollte. Was er nun bestimmen würde, müsse, wenigstens anfangs, Wochen weise an sie ausbezahlt werden. Wegen der Aufsicht rieth er, der Oberste möchte sich an einen Professor wenden, und die jungen Herrn in dessen Hause wohnen lassen, dabey könnten sie in den Gedanken erhalten werden, daß ihr Bedienter ein Kundschafter sey, der alles, was sie thaten, nach Hause berichtete. Es wurde alles nach diesem Plane eingerichtet. Ich hatte bis zur Abreise keine Dienste zu verrichten, sondern war stets bey den jungen Herrn, damit



mit mir umlände gewöhnen und liebgevolhen sol-
ten. Ich brauchte alle unschuldige Künste und
Vertrauen zu erwerben, und es schien, daß sie
mich gut leiden konnten. Der Oberste war dar-
über vergnügt, und bestimmte mir jährlich dreißig
Thaler Lohn, und sechzig Thaler Kostgeld, befahl
auch, die jungen Herrn sollten beständig auf ihrer
Stube essen, damit ich die Abwechslung vom ih-
rem Tische haben möchte.

Endlich rückte die Zahl Woche an, mit deren
Anfange wir in Leipzig seyn wollten. Der Ober-
ste begleitete meine junge Herrn. Der Oberste
gieng selbst mit ihnen zu dem Magnificen und al-
lem Professoren, die ihrer Lehren Konzepte mit uns
sahen aber nicht Gelegenheit, in dem Hause eines
Professors unter zu kommen. Doch traf der Ober-
ste auf der Nicols Strasse ein Logis an, wie er
es wünschte, und wir zogen ein. Der Oberste gab
mir auf ein halbes Jahr dreihundert Thaler zu un-
entbehrlichen Ausgaben, und überließ ein hundert
Thaler, davon ich wöchentlich vier Thaler an die
jungen Herrn zu ihrer Ergötzlichkeit auszahlen sollte.

Das erste Jahr verfloß in den gewünschten
Umständen. Meine Herrn wußten nichts anders,
als daß sie Studirens wegen da wären, sie besuch-
ten die Collegia sehr ordentlich, sie wiederholten,
was sie gehört hatten, sie nahmen Lectionen in Lei-
besübungen, und man konnte so wenig sagen, daß
sie darthins nachlässig waren, als man sagen konnte,
daß sie ihr Hauptwerk darauf machten. Sie er-
richteten mit andern jungen Cavallieren eine Gesell-
schaft, die wöchentlich zweymahl bald hier bald da
zusammen kam. Sie unterhielten sich mit gelehr-

ten Gesprächen; lasen einander wichtige Schriften vor, setzten selber Abhandlungen oder Gedichte auf, und unterwarfen sich einander zur Prüfung, sie disputirten ohne Zanksucht, sie scherzten ohne was beschimpfendes oder beissendes zu sagen, sie spielten ohne Mißvergnügen bey widrigem Glücke, und also ihr Zeitvertreib war eine Gemüthsstärkung zu neuem Fleisse, die sich von aller Verschwendung entfernte! Ihr Wochengeld langte von einer Zeit zur andern, und es trug sich das ganze Jahr über kaum zweymahl zu, daß der älteste Herr seinen Theil einen Tag eher verlangte, als es gefällig war. Sie begegneten mir dabey so leutselig, als ob ich gar nicht von ihnen abhänge, erwarteten mir auch mein ganzes Kostgeld durch die Einrichtung, welche sie mit ihrem Tische machten. Ich hatte also die Freude, daß ich lauter gute Nachricht an den Obersten berichten konnte, und er war sehr mit uns zufrieden, da er im folgenden Jahre nach Leipzig kam, und ungeachtet er uns überraschte, alles in guter Ordnung fand, auch einen guten Vorrath von Büchern antraf, die sauber eingebunden, auch schon größtentheils gebraucht waren.

Binnen der Zeit hatte ich viel Gelegenheit den Zustand der Bedienten junger Herren kennen zu lernen. Diejenigen welche jungen Verschwendern aufwarten, und von der Thorheit derselben Nutzen ziehen wollen, können in kurzer Zeit viel Geld für sich bringen, wenn sie nur was wenigens zur Anlage haben. Es fallen oft Zeiten ein, da der junge Herr auf sicher Pfand borgen und den Thaler wöchentlich mit einem Groschen verzinsen muß. Da stellt sich der Bediente, dem dieses Ge-
schäfte

schärfte ordentlich aufgetragen wird, als wenn er viel Mühe hätte, das Pfand umherzubringen, und als wenn er lange nicht die Hälfte des Werths davon auf geliehen bekäme. Er schloß aber das Pfand selbst für, zieht die Interesse, und tornit das Pfand nicht zu rechter Zeit eingelöst werden kann, so spricht er: es ist verfallen, die Zehner geben es nicht wieder, und bey Gelegenheit verkauft er es mit großem Profit. Auf diese Art kamm er in kurzem mit fünfzig Thalern etliche hundert erworben. Bey alle dem habe ich wenig Bediente gekannt, die reich worden sind. Die meisten schreiben so verthullisch als ihre Herren, und müssen nicht eben so, soviel Interesse geben, als ich. Hier unterbrach Herr Redlich die Erzählung, indem er sagte: Alles dieses ist mir bekannt, erzählt mir nur was euch selber angeht. Ich war, fuhr Johann fort, in meiner Schulzeit bis auf das andere Jahr meines akademischen Lebens gekommen. Ich untersteh mich, also mich auszubringen, weil ich das erste Jahr aber auch Pöction nach meiner Art genommen hätte. Es wohnte in unserm Hause ein alter Magister, der viel Gelehrsamkeit besaß. An einem andern Orte würde er ein groß Licht haben seyn können. Aber in Leipzig lag er unter der Menge der Gelehrten verborgen. Gedachter Magister las mir und zwey andern, die nicht methodice studiren, und doch was lernen wollten, ein Collegium, darinne er uns die Geschichte der Religion und der Weltweisheit vortrug. Ich würde noch weiter gegangen seyn, wenn mich nicht die Veränderung meiner Herren zurück gehalten hätte. Diese Veränderung

derung veranlaßte ein reicher Schlesier, der in unser Haus zog, und durch sein lustig Wesen meine Herren bald an sich lockte. Er glaubte, wie es schien, bloß deswegen in Leipzig zu seyn, daß er alle Arten des sinnlichen Vergnügens kostete, das daselbst gefunden wird. Doch da er das mehrte also einzukleiden wußte, daß es das Ansehen einer unschuldigen Ergözung und jugendlicher Scherze erhielt, durfte ich mich so sehr nicht wundern, daß meine Herren so leicht hingerissen wurden. Nun war ihnen die Abwartung der Collegien eine Bedanteren: Rüdiger wurde lächerlich: Möller war nur für Leute, die um das Brodt studiren: Wolf gieng zu tief in die Sachen hinein, ein schriftlicher Kopf konnte sich damit nicht einlassen: Metze, Rechenberg, Mascow waren gute Leute, von denen ein bürgerlicher Student noch wohl lernen konnte; aber für Edellente, war es zu niedrig, sie stets zu hören. Die Collegia wurden also versäumt, die Dörfer hingegen fleißig besucht. Die tugendhafte Gesellschaft trennte sich, und es traten rothe Leute an die Stelle derer, die meine Herren verließen. Das Wochenlohn wollte niemals mehr zulänglich seyn. Meine Herren brachten mir Zettel von Buchführern, Aeryten, Schustern, und Schneidern die ich an sie auszahlen sollte, da ich doch gewiß wußte, daß sie weder Bücher gekauft noch Arzneien genommen oder Kleider machen lassen. Ich hielt es also für meine Schuldigkeit, die Auszahlung zu verweigern. Sie wurden dadurch erbittert, nannten mich einen impertinenten Kerl, speiseten von der Zeit an nicht mehr auf der Stube, und nöthigten mich dadurch, mein Kostgeld zu verzehren, thaten mir auch
sonst

sonst alles, was sie konnten zum Verdruss. Ich drohte, daß ich ihre veränderte Lebensart an die gnädigen Aeltern berichten wollte, aber sie wurden nur sinnreicher mich zu gedenken. Nun bedauerte ich tausendmal, daß ich Dienste angenommen hatte. Ich wollte nunmehr einem Vater rathen, daß er seine Söhne unter der Aufsicht eines Dilectanten gäbe, noch einem Bedienten, daß er dergleichen Betheiligung über sich nähme. Denn was ist eine Aufsicht ohne Macht und Ansehen?

Ich sehe auch, daß es ganz was anders sey, wenn man seine Macht mit Verfall und Ruhm bedecken kann, und nicht durch die Unwissenheit der Kinder und geblendet wird. In solchen Umständen ging der ganze Sommer hin. Der ansehnliche Winter gab zu neuer Lustbarkeit Anlass. Die Herren ließen sich die Begierde auf den Schlitten zu setzen, ganz hinreissen. Die Uhren, Löffel, Messer, Zuckerschale, und was vom Werthe war, verlohr sich, und sie wollten mich glaubend machen, sie wären bestohlen worden. Nun brachten sie auch oft Leute auf ihre Stube, mit denen sie sich betranken, und vergesselt lernten, daß der Besitzer des Hauses nicht als einmal gesagt hat: Ansehen thun das Haus nicht gut einreisen. Einmal kam auch eine Pandynympe, mit welcher meine Herren zu meiner größten Bestürzung bekannt waren. Ich kündigte mich in ihrer Abwesenheit, was ihr Anbringen sey? Ihre Antwort war deutlich genug, mich zum größten Jorn zu reizen. Ich nahm sie augenblicklich beim Arme, und führte sie so sanft die Treppe hinunter, daß ich eben nicht zweifeln will, sie werde die Spuren meiner Hand nach etlichen Tagen noch gesehen haben. Jetzt war es wohl die höchste Zeit, der Oberstin die Veränderung ihrer Söhne zu melden. Ich that es, und bat nur, mich so viel möglich dabei zu schonen. Noch wenig Tagen kam sie meinen Herren un-

ange-

angemeldet über den Hals. Sie hatten gleich eine starke Gesellschaft wüster Rithte auf ihrer Stube, und waren in vollem Schwärme als der Bediente der Oberstin die Thüre eröffnete, und sie einlieten ließ. Ich habe nie die Mischung einer mütterlichen Angst und eines gerechten Mißvergnügens auf einem Gesichte so lebhaft abgeblendet gesehen, als damals des dieser Mutter. Ich habe aber auch nie eine lustige Gesellschaft so geschwind aus einander zerfallen sehen, als diese. Der eine lief nach seinem Gute, der andere suchte seinen Dehen, der dritte schlich sich ohne Bedenken davon, und wünschte mir, daß ich es ihm nachbringen sollte! Meine Herren eilten der Maiba die Hand zu fassen. Sie wollten es verweigern zu wollen, doch sagte sie anfangs nichts, als: Es ist, wie ich sehe mehr als zu gewiß, daß sich euer rechtschaffner Vater von eurer Aufführung hat lassen sagen lassen! Nachdem die Gesellschaft durch Abschied genommen hatte, fragte sie: Was noch es wider ihr Sey? Aber es war keine Uhr vorhanden! Dies gab zu anderweitiger Untersuchung Anlaß. Sie wollte die Dinge sehen, die sie jedem gegeben hatte: Sie wollte andere Dinge mehr sehen, und es war nichts davon in unsrer Gewalt! Hierauf stellte sie sich, als wenn sie ungemein über mich zufrieden wäre, drohte auch nicht aus dem Dienste zu jagen. Ich merkte aber wohl, daß sie dieses zu meinem Vortheil that. Endlich sagte sie den jungen Herren alles, was ihr der Affect eingab. Bitten, Ermahnungen und Drohen wechselte so schön in ihrer Rede, daß ich mir schwerlich eine größere Beredsamkeit vorstellen kann, als die ihrige war. Wir beflissen uns mit gemeinschaftlichen Kräften, sie wieder auszusöhnen, und die vielen theuern Versprechungen meiner Herren hatten endlich die gewünschte Wirkung, daß sie wieder befänstigt ward, und zur Wiederanschaffung der verkauften Sachen Geld gab, auch ziemlich



hisch und die Thon, da meine Herren, folgenden Dank, in
 ihr, Logis kamen, und sie eine Mahlzeit bestellten.
 Dieser Ausspruch war nicht ohne Nutzen, denn
 wenn auch meine Herren nicht ganz zufrieden waren, so
 enthielten sie sich doch von allermaßen Anfechtungen
 zu mahl, da sich ihr Hofmeister, der das Recht Schlichter, mit
 vielen Schulden beladen, unsicher zu mahl hatten. Man
 wollten sie nicht wissen, wer sie nicht zu verrathen haben.
 Nach langen Mühen fiel endlich die dritte Vermuthung
 auf den jungen Mann, und die Herren, dessen Wä-
 ner, das die Herren nicht zu mahl, man nicht zu dem, das
 Freundhaft zu mahl, hatten nicht zu mahl, das die Herren
 Lebenszeit, das die Herren nicht zu mahl, das die Herren
 das die Herren nicht zu mahl, das die Herren nicht zu mahl,
 ge, das die Herren nicht zu mahl, das die Herren nicht zu mahl,
 durch Klugheit und Bescheidenheit alle die Gallen vertrieben,
 welche sie ihm stellten. Endlich nahmen sie wieder das An-
 sehen einer besondern Freundschaft gegen ihn an, und be-
 redeten ihm, das er mit zu dem Herrn von L. einem alten
 Rathesmann, wolle, der seine Hofe nicht weit von
 ihnen, das die Herren nicht zu mahl, das die Herren nicht zu mahl,
 junger Cavalier, ganz gerne sahen. Sie luden sie gleich
 den ersten Abend beim Spiel eine Gelegenheit, ihr junda
 Duell fordern zu können, trieben es, auch so weit, daß er
 endlich sagen mußte: Er wäre nicht gewohnt, sich drohen
 zu lassen. Wie verstehen sie das? fragte ihn der Herr
 gar hitzig. Sie mögen es, gab er gelassen zur Antwort,
 verstehen wie sie wollen. Hierauf wurde er nicht so be-
 zigt, das der Herr des Hauses sich in dem Streit legte, und
 das Spiel endlich aufgegeben ward. Der alte Herr von L.
 ließ hierauf noch etliche Flaschen Wein holen, und sang
 an, seinen Gästen vieles von seiner Haushaltung und der
 Beschaffenheit seines Gutes zu erzählen. Unter andern



versicherte er, daß ich seinem Hofe allemahl, wenn ein Unglück vorgehen sollte, ein Gespenst zum Vorschein käme. Hiaweilen warnte es auch die Leute vor Unglück, und man könne sich darauf verlassen, daß das eintreffe, was es verkündigte. Er beschrieb die Figur, darinne es erschien, und die Orte, wo es seinen Gang hätte. Meine Herren erzählten daß sich bei ihrer Familie auch ein solcher Geist befände, der einen Todesfall, der darinne vorgehen sollte, auf sehr entfernten Gältern zu gleicher Zeit meldete, und es deuchte mich ganz lächerlich, daß Leute, die ungetroffen blieben, ob sie einen Gott glauben sollten, so fest Gespenster glaubten.

Unter diesen Gesprächen war die Schlafstunde kommen. Ich leuchtete meine Herren in das Zimmer, das ihnen angewiesen war. Der Älteste hieß mich warten, schrieb mit Bleistift eine Ausforderung an den jungen V. und befahl mir, solche augenblicklich zu ihm zu tragen, wollte auch mit Anbruch des Tages geweckt seyn. Ich nahm das Billet, mit dem Vorsatze, es weder zu bestellen noch ihm zu wecken. Indem ich voller Gedanken auf dem Sale verweilte, kam der Herr des Hauses, der mein Licht hatte schimmern sehn, und fragte mich: ob man mir keine Schlafstelle angewiesen hätte? Ich bat um Erlaubniß, ihn noch einige Worte zu sprechen. Er ließ mich in sein Zimmer kommen, und ich offenbarte ihm, was mein ältester Herr willens war. „Laßt es gut seyn, sagte er, sie werden einander nicht gleich die Hälse zerbrechen, ich habe mich als Cadet und sonst vielmahl auf dem Felde geschlagen, ich habe keinen erschöden, bin auch allemahl gut weggekommen.“ Ich wurde darüber ängstlich, und sagte: Das Unglück das man nicht verhütet, wenn man kann, ziehet Verantwortung nach sich. „Aber was wollt ihr verhüten? sagte der alte Herr. Die Ausforderung ist einmahl geschrieben, euer



Herr kann sich nicht mit Ehren zufriedennemen: Der Junge W. muß erscheinen; ob er gleich nicht Unrecht that. Das sind Ehren Sächel; mein Sohn; ihr verflucht nicht, was das bey Cavallieren so gewohnt hat. Ich sagte die jungen Herren sind keine Offiziers, wie wohl mir auch ein Offizier; der lieber seine Charge niederlegt, als ein Mörder werden will; gar nichts an seiner wahren Ehre zu verlieren scheint. Euer Herr; bekam ich zur Antwort; sind doch Edelknechte. Aus ungerächte Verschimpfungen sind nicht wahren Edelmannen bitterer als der Tod. Meine Herren; sagte ich; sind ja wirklich nicht beschimpft. Ew. Gnaden haben alles was vorgegangen ist; nicht gehört und verfahren sich selbst für den jungen W. Aber auch dieser hat die Begegnung meiner Herren noch nicht so hoch empfunden, daß es deswegen ein Blumergießer brauchte. Das alles ließ sich hören, sagte der alte Herr, wenn die Ausforderung noch nicht geschehen wäre. So halten sie, sagte ich, nicht für gut, daß man das Duell hindere? Die Ehre, mein Sohn; sagte er, die Ehre besteht, daß man der Sache ihren Lauf lasse. Aber, sagte ich mit einer Flugs; die der Sachen Wichtigkeit entschuldigen mußte; wird es denn beyden Familien zur Ehre seyn, wenn einer den andern zum Räuber macht, oder ersticht? Was ist das für Ehre, wenn einer die ganze Zeit seines Lebens lahm und elend seyn muß, oder wenn er nebst dem Leben, das Wohl der Zukunft verliert, und ohne ehrenlich Begräbniß bleibt, oder wenn er als ein Mörder schuldig wird, mit bösen Gewissen das Elend büßen, und zuletzt elendiglich verderben muß? Der gütigere Herr, wird es ihnen bey erfolgten Unglück zur Ehre angerechnet werden, daß sie dieses Duell nicht gehindert haben, da es doch in ihrer Macht stand? Jetzt können sie noch Friedensstifter seyn: aber Gesundheit und Leben ist nicht zu ersetzen.



gen. „Der alte Herr blieb dabey, man müßte sie zusammen lassen, aber man müßte es verhindern, daß sie sich nicht die Häße brächen. Wo habt ihr denn, sagte er, den Ausforderungszettel? „Ich wies ihm solchen, weil er aber mit Bleystift geschrieben war, konnte er die Schrift nicht erkennen; und ließ mich solchen fürlesen. „Es soll also, fuhr er fort, das Duell an der Gartenecke vor der Sonnen Aufgang für sich gehen. Ich will thun, als wenn ich zufälliger Weise dazu käme, und sie auseinander setzen. „Wie aber, sagte ich, wenn sie zum Unglück zu späte kämen? Ich befinne mich auf eine List, wodurch ich alles gut zu machen hoffe, wenn Ew. Gnaden die Sache erlauben. „Run was wollt ihr denn thun? fragte er. „Ich will, war meine Antwort, dem jungen V. gar nichts von der Ausforderung wißlich lassen, mein Herr aber mag auf dem Kampfsplatze erscheinen; alldem will ich die Gestalt des in hiesigem Schlosse bekannten Gespenstes annehmen, und ihn die Lust zu schlagen durch eine Prophezeiung vertreiben. „Ihr beschimpft euern Herrn, sagte der alte L. und wenn der Betrug entdeckt wird, kann euch viel Verdruß zuwachsen. Ich ließ es eher gelten, wenn beyde Partheyen auf die Art aus einander gejagt würden. „Auch das soll mir nicht unmöglich seyn, sagte ich, zumahl wenn der kommende Morgen so neblicht ist, als der vergangene war. „Ich will von weiten zusehen, sagte der alte Herr, und hoffe die Partheyen werden euch kennen, und tapfer abprügeln. „Beschaffen sie mir nur, war meine Bitte, einen alten Schlafpelz, und eine Federmütze, wie das Gespenste tragen soll. Sprache und Gesichte will ich schon genug verstellen. Der alte Herr gab mir mit viel Lachen einen Habit, wie ich ihn brauchte, und den Gartenschlüssel. Ich legte alles in meine Kammer, und gieng hierauf nach der Stube des jungen V. der aber schon eingeschlafen war. Er hatte die

Thüre nicht abgeschlossen, er machte auch gleich, da ich zu ihm kam, aus da er ein Billet in seiner Hand sah, was er mitbrachte; er, was ich bringen würde. Er schaltete, nachdem er es gelesen hatte, und ließ meine Herren versichern, daß er sich zu rechter Zeit einstellen würde. Ich schlief die ganze Nacht nicht einen Augenblick. Am noch der Morgen recht anbrach, gieng ich zu meinen Herren die auch awunter waren; und den Anbruch des Tages, ich weiß nicht, ob wünschten, oder schritten. Ich stellte ihnen Himmel und Erde für: ich erwiderte: sie an die Ermahnung ihres Vaters, und an die Thronen ihrer Mutter. Ich ließ sie ihre Jugend und ihre Glorie in Betrachtung ziehen. Sie versuchten mir, weiter, weiter, hielten mich. Ich machte und schickte auch zu dem jungen V. daß ich ihn bitten sollte, er solle sich ein. Sie tranken unter gleichgültigen Besprechungen ertliche Schälchen, und machten sich, ehe noch die Sonne heraus war, auf den Weg. Ich eilte, meinen Habit anzulegen; und lief den nächsten Weg durch den Garten, an den bestimmten Ort zu kommen. Ich hatte schon die äußerste Thüre zum Ausgange geöffnet, ehe sie sich mit einander einfanden. So bald sie sich in Positionen wollten, fuhr ich mit einer greßlichen Stimme herfür, und brummte: Ihr seyd alle dreye des Todes; wenn ihr euch nicht gleich verßhnt. Augenblicklich zog ich mich wieder zurücke, und sahe durch eine Spalte der Thüre was die Partheien thun würden. Sie waren äußerst bestürzt, und davon ungefähr noch ein heftiger Wirbelwind um die Gartenecke herum kam, ich auch ertliche Hände voll Sand zum Ueberflus über die Mauer warf; sagte: mein Herr wieder den jungen V.: Wir sind auf ewig gute Freunde. Ich rannte alsdenn mit größter Geschwindigkeit zurücke, verßteckte die Geißlergestalt, und that, als wenn ich sehen wollte, wie die Sache ablaufen würde. Meine Herren waren

Maß und zitterten; der junge V. war in tiefem Nachsinnen; in dieser Schüchternheit giengen sie mit einander auf die Stube, darinne meine Herren geschlafen hatten. Nach einem Stillschweigen, das länger als eine Viertelstunde dauerte, wurde die angetragene Freundschaft bestätigt, und der ganze Tag mit Scherz und Vergnügen zugebracht. Wir reiseten alsdenn zurück, und die Universitäts-Jahre verstrichen vollends, ohne daß weiter was merkwürdiges vorgefallen wäre.

Nun sollten meine Herren auf Reisen gehen, und der Oberste trug mir an, mit ihnen zu reisen. Ich suchte viel Ausflüchte, und es glückte mir, daß ich mich, ohne des Obersten Zorn zu reizen, los wickelte. Der Oberste gab ihnen seinen Kammer Laqvai zur Reisebedienung; und nahm mich an dessen Stelle. Hier hatte ich die ruhigste Zeit von der Welt, zumahl da der Oberste sein Regiment abtrat, und auf seinen Güthern blieb. Meine Geschäftigkeit bestand darinne, daß ich seine Kleidung ordentlich hielt; die er als ein Podagricus selten in Unordnung brachte, und daß ich bey der Tafel hinter seinem Stuhle stand. Die müßige Zeit zu vertreiben machte ich mich mit dem Förster des Obersten bekannt. Es war ein alter Mann, der, weil der Oberste einen besondern Jäger hielt; sonst nichts zu thun hatte, als auf die Revier-Achtung zu gehen, und Holz zu verkaufen, und anzuwelsen. Er unterrichtete mich in den Dingen, die zu seinem Amte gehörten, und trug mir bisweilen auf, seine Stenck zu betreten. Ich gewann dadurch eine solche Liebe zu dem Wafde, daß dem Obersten mein Fleiß nicht verborgen bleiben konnte. Er sagte deswegen, da ich ihn einmal wieder, „Johann ihr sollt mein Holzförster werden. Der arme alte Mann kann die Revier nicht recht nithe durchstreichen



chem: Ich will ihm sein Brod auch geben, und er soll
 auch dafür mit gutem Rathe an die Hand gehen.
 Ich nahm dieses gnädige Anerbieten mit allem Dan-
 ke an, und eilte, meinem Aeltern Nachricht davon zu ge-
 ben. Anfangs schien er ein wenig empfindlich dabey zu
 seyn. Und wer ist nicht empfindlich, wenn er durch einen
 Abschied erinnert wird, daß ihn die menschliche Ge-
 schaft für halbtodt hält? Er sagte sich aber bald,
 gieng zum Obersten, und, nachdem er sich aufs dem-
 thigste empfohlen, und die größten Versicherungen einer
 beständigen Vorsorge erhalten hatte, lobte er des Ober-
 sten Wahl, versprach auch mir mit Rath und That Be-
 stand zu leisten. Es hielt sein Wort rechtlich, was ich hätte
 von einem Vater in gleichen Umständen nicht mehr er-
 warten können. Damit ich nun nach Ansehn meiner neu-
 en Stelle bewies, daß der Oberste nicht ohne Nutzen
 zwey Holzbesten ernährte, theilte ich den Wald mit vie-
 ler Mähe in vier und zwanzig gleiche Theile, zeichnete je-
 den Theil mit einem Buchstaben, zählte hernach aus,
 wie viele Bäume in jedem Theile stünden; bemerkte alle
 Gänge, von Sandbäumen bis auf die Hefflinge und
 endlich gab ich auch an, von was für Erde jede Sorte
 sey, nämlich ob was Gipfel dürre oder Wurzel loß
 werde, oder ob es noch wachthast sey. Diese Arbeit,
 damit ich binnen sechs Monathen fertig ward, machte
 meinem Obersten viel Freude.
 Nun sollte ich auch heirathen. Und nun geht der wich-
 tigste Theil meines Lebens an. Wie sind die Posten na-
 he, als daß ich meine Erzählung fortsetzen muß. Ja
 ich werde Ihnen nicht alles recht vorzutragen im Stan-
 de seyn, wenn ich nicht vorher mein Tagebuch zu Hülfe
 genommen habe.

Herr Reolich sagte hierauf, ihr sollt mich einmahl in
 Schö-

Schönan mit der Fortsetzung unterhalten, und Lucius soll alles in seiner Sammlung bringen.

Nun war Herr Redlich vor dem Pösthause. Er besaß nach wenig Minuten Postferde und erreichte das Ende seines Weges ohne Anstoss. Der junge Herr Redlich, der nun von seinem Character der C. Rath heißen soll, flog gleichsam dem Vater von der Treppe entgegen, sobald er seine Ankunft erfuhr, und bewillkommte ihn mit der größten Zärtlichkeit, schaffte auch alles herzu, was die Beschwerlichkeit der Reise konnte vergessend machen. Sie fragten einander tausend Dinge, wodurch sie sich, wie es schien, zur Vertraulichkeit vorbereiteten. Endlich erkundigte sich Herr Redlich nach der Braut, davon der C. Rath eine so grosse Vorstellung gemacht hatte.

Der C. Rath antwortete: Sie werden erlauben, daß ich den Wirth vom Hause und dessen Liebste zum Essen bitte. Die vieljährige Bekanntschaft mit diesen Leuten wird sie an der Gewisheit der Sache nicht zweifeln lassen, und mein kurzer Roman wird in ihren Munde anständiger als in dem meinigen seyn.

Es wurde gar bald Anstalt zum Essen gemacht, und die erwarteten Personen stellten sich richtig ein. Herr F. der Besitzer des Hauses war ein berühmter Rechts-Gelehrter, mit dem Herr Redlich die zwanzig Jahr über, da er in seinem Hause logirte, stets gute Freundschaft gehalten hatte. Sie bewillkommten einander mit wenig Complimenten und desto mehr Liebe. Man setzte sich zu Tische und unterhielt sich mit Gesprächen, dergleichen Freunde halten, die einander etliche Monate nicht gesehen haben. Nachdem die Gesundheit der Anwesenden getrunken waren, trank Herr F. dem C. Rathe die Gesundheit der artigen Coelestine zu. Herr Redlich consor-

wirte sich; und nahm alsdenn Gelassenheit nach diesem Frauenzimmer gedauer zu fragen: Die Frau Bismar sehr willig, die verlangte Nachricht zu geben.

Was denken sie denn, fragte sie Herr Redlich, das wir den Herrn E. Rath bis auf ihre Einwilligung zum Bräutigam gemacht haben?

Wenig, antwortet Herr Redlich, sie beyderseits Nichts gebrüder gewesen sind; darf ich viel Gutes hoffen. Aber sagen sie mir, wo An solch Frauenzimmer Kind mein Sohn beschrieben, hergekommen ist? und mit wem so genannte Bekanntschaft mit ihr geknüpft sind; daß sie für meinen Sohn um sie habhaft werden könnten?

Die Frau Bismar wird auf solche Anrede nicht leicht zu geben. Ihre Worte sind: Ich stehe auf eine lange Eizählung gefaßt zu machen. Denn sie saß sich recht gewiß auf ihren Stuhl, lehnte sich sanft an, suchte ihr Schnupstuch, wie Leuthe die gerne weinen, zog es mit der einen Hand über die Serviette, und ließ die andere zu ordentlich Bewegung frey bleiben. Ich muß thun, sagte sie, die Sache vom Anfange erzählen. Es werden sich noch erinnern, daß der Herr E. Rath von Jugend auf viel Neigung gegen meine Heilige Tochter zeigte, und daß sie solche mit vieler Hochachtung vergalt. Es war mit einem Worte bey ihnen ein hoher Grad der Freundschaft, und der Anfang einer zärtlichen Liebe. Ich kann dieses desto gewisser sagen, da ich sicher weiß, daß ich die Vertraute meiner Tochter war; für welche sie gar kein Geheimniß hatte. Weil ich nun die guten Grundsätze des Herrn E. Rath's kannte, war ich nicht darwider, daß diese Freundschaft fortgesetzt ward. Kurz vor ihrer letzten Krankheit, da sich etliche Freyer angaben, hatte ihr der Herr E. Rath gesagt, er würde ihr Herz und Hand anbieten, so bald er einen anständigen Character erhielt. Aber es war

war bey der Vorstellung anders beschlossen.... Die bösen
Blattern... hierbey machte sie eine wortreiche Aus-
schweifung von dem Schmerze der Aeltern bey dem Tode
einziger Kinder, von andern, denen es eben so ergangen,
von wohl und Abelgerathenen Kindern, von Leuten die
eine zahlreiche Nachkommenschaft haben, und von solchen
die niemanden hinterlassen. Nachdem sie sich nun durch
vergleichen Vorstellungen unruhig gemacht, und wieder
zufrieden gestellt hatte, fuhr sie fort: Nun erlauben sie
daß ich sage, der Herr E. Rath und ich haben unsern Ver-
lust ersetzt bekommen. Vor zwey Monathen kam mein
Bruder, der Jubeliterer, unvermuthet aus Holland. Er
war sonst in Leipzig, wandte sich aber mit seiner Familie, auf
Veranlassung seines holländischen Correspondenten nach
Amsterdam. Von da aus hat er zwey Reisen nach Ostindi-
en gethan, und, wie er mich versichert, mehr als zwey Ton-
nen Goldes erworben. Die letzte Reise, von der er nur
vorm Jahre zurücke kommen ist, war so weit unglücklich
für ihn, daß er seinen Sohn dabey einbüßte, und bald nach
seiner Heimkunft starb auch seine Frau. Dieser doppelte
Verlust hat ihn so sehr gerührt, daß er weiter keine Reise
thun will. Er hat sich vielmehr sürgeßet, sein Leben in
Ruhe zu beschließen, und damit seine Tochter nicht in der
Fremde verlassen oder um das ihrige gebracht würde, im
Fall er bald mit Tode abgienge; so hat er sie, wie er spricht,
in meine Hände überliefern wollen. Diese liebe Tochter
war kaum in unserm Hause ankommen, als alle die sie sa-
hen, eine sehr grosse Aehnlichkeit zwischen ihr und meiner
Beata fanden. Niemand aber war so sehr dabey gerührt,
als der Herr E. Rath. Er hatte sie nur wenig mahl gese-
hen, als er uns besuchte, und mit vielem Eifer nach den
Umständen des fremden Frauenzimmers fragte. Ich sag-
te ihm, daß es meine Tochter wäre. Er gratulirte mir
sehr



sehr häufig zu einem so Gottrechten Kinde. Ihr Wunsch,
 sagt er fort, ist erfüllt: Aber Maria, eine aufmerksame
 Begegnung, habere ich, weiter zu reden. Er ergriß mit
 seine Hand, drückte sie in seinen Arm, und schloß sie
 sich zu sein. Es wäre zu unbarmherzig gewesen, den
 Sohn eines so guten Freundes so rasch zu lassen. Ich sprach
 ihm Muth ein, machte ihn mit Collette bekannt, und
 nachdem ich gesehen hatte, daß der Herr E. Rath noch
 mehr von dem Gemüthscharakter der Collette, als von
 ihrem Aeußeren entzückt war, sprach ich bei ihr, daß
 der Herr Vater für ihn. Welch Wunder, machte gleich der
 ich Schwierigkeiten, auch wenn er so sehr für den Herrn E.
 nach Uingindlichkeit, daß er seinen Tag ohne ihn zu bringen
 kann. Collette beugt sich auf den Willen ihres Vaters
 und erlaubt sich unter häufigen Schmelzungen, die sie mir
 macht, so gut, als der E. Rath bei der Erhaltung des vä-
 terlichen Consenses hat wünschen können. Nur konnte
 es darauf an, ob meine Tochter bei ihm, mein Herr
 Redlich, so viel Eindruck machen wird, daß sie selbst
 zu ihrer Tochter zu haben wünscht. **Herr Redlich** dankte der Frau für die an-
 derbländlichen Worten für ihre Freundschaft und bat sich
 einen Zutritt bei ihrem Herrn Bruder. Sie sollten
 ihn, daß sie ihre Antwort, morgen bei Collette bei
 ihm haben, wenn sie sich wollen gefallen lassen zu Mittag
 mit uns zu essen. Herr Redlich versprach es. Wenn er
 aber durch die erhaltene Nachricht in tiefen Gedanken ver-
 fallen war, und man sein Stillschweigen bei ihm bemerkte, so
 schrieb, sollte man, ihn der Nähe zu überlassen, und er sollte
 selbst zur Einsamkeit sein volles Herz vor dem aus-
 zuschicken, daß alle Dinge wunderbar
 regierten.

Ende des ersten Theils.

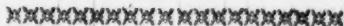




1907. 11580
Begebenheiten

des

Herrn Redlichs



zweiter Theil.



Frankfurth und Leipzig 1769.

1910

1910

1910

1910

1910

1910

1910



Vorrede

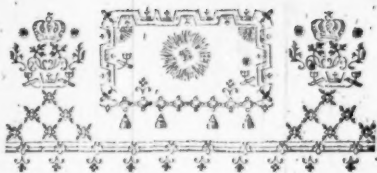
Dieser zweyte Theil der Begebenheiten des Herrn Redlichs ist von drey oder vier Verfassern. Daher der Mangel in der Anlage und im Zusammenhange. Er ist nicht
schlech.

schlechter, als der erste und nicht
besser. Daher taugt er gar nichts.
In der künftigen Messe wird sich
zeigen, ob der dritte Theil eben so
wenig tauge.

Der letzte der Verfasser.



Erstes



Erstes Kapitel.

Betrachtungen über das Frauenzimmer und
über die Gespenstergeschichte eines
Engels.



Der Herr Redlich sein Abendgebet anfieng, hielt er eine weitläufige Unterredung mit seinem Sohne, dem Kommissionsrathe, über die Eigenschaften, welche er bey seiner künftigen Ehegattin zu finden vermeinte. Dem hieraus koste er auch die zu erfahren, welche sein Sohn von einer Frau zu fordern, sich berechtigt hielte.



Er sahe aber gar bald, daß sein Sohn, der Kommissionsrath, so eifrig er auch sonst den Wissenschaften obgelegen haben möchte, dennoch um die Kenntniß des Frauenzimmers sich nicht sonderlich bekümmert hatte. Denn dieser neu angehende Liebhaber machte ihm ein Bild von Eölestinen, dazu das Original wohl kaum unter den Engeln im Himmel, geschweige unter den irdischen Engeln hätte angetroffen werden können.

Deswegen fand Herr Redlich für nöthig, ihm noch einen kleinen Unterricht in diesem Theile der Wissenschaften zu geben, und ihm mit wenigen Worten zu sagen, daß niemand glauben müsse, bey der Frau nach der Hochzeit, die Liebhaber n vor dem Verlöbniße wieder zu finden. Er versicherte ihn, mit der Treuherzigkeit eines Vaters und mit der Zuverlässigkeit eines gewesenen Ehemannes, daß ieder Mensch eine Ungerechtigkeit begehe, der etwas mehr, als einen Menschen zur Frau zu bekommen, sich einbildete. Aller Warscheinlichkeit nach mochte er im Sinne haben, auf eine sehr erläuternde Weise in dieß Kapitel hinein zu gehen, als zum grossen Schaden sowohl für seinen lieben Herrn Sohn, als noch mehr für alle dieses Unterrichts bedürftige Leser ein plötzliches Gepolter seine Weisheit unterbrach und durch einen heftigen Knall, gerade über seinem Kopfe ihn gänzlich stumm machte. Wer nicht

wußte

wußte, daß unversehne Zufälle auch sonst ganz rechtschaffene und mithin beherzte Leute in Verwirrung setzen können, würde sich verwundert haben, warum über einem blossen äußerlichen Verdrusse, das aus tau'end ganz gleichgültigen Ursachen entstehen konnte, Herr Redlich so verblaßt da gestanden hätte. Der aber wird sich nicht verwundern, der sich an das Verhältniß erinnert, in welchem die Wirkungen der äußerlichen Verührungen des Körpers mit der jedesmaligen Lage unserer Seele stehen. Herr Redlich hatte eben alle Tugenden seiner seligen Hälfte im Kopfe, so wie sie ihm bey ihrem Leben öfters zur Last gefallen waren. Er stand im Begriffe seinem lieben Sohne den Beweis seines Sages daraus zu vollführen. Zwar versteht sich, daß er solches auf die bestmögliche Art gethan haben würde, um dem Kommissionsrath kein Aergerniß zu geben, noch ihn zur Sünde wider das vierte Gebot zu reizen. Indessen ist es immer eine bedenkliche Sache, von seiner eigenen Frau, nach ihrem Tode den Panegyristen zu machen. Ueberdies war Herr Redlich zu einer Zeit unterrichtet, wie der geneigte Leser aus den Jahren, in welchen alles dieß vorgefallen ist, leicht abnehmen kann, in der die angesehensten und ehrwürdigsten Männer noch zweifelhaft waren, ob Thomasmus mit den Hexen, die er erlösen wollte, verbrennet, oder nur mit den Gespenstern, die

er läugnete, verbannt werden sollte. Um nun auf keiner Seite zu viel zu thun, hatten seine Lehrer für nützlicher gehalten, ihn in der Geschichte der letztern nicht unwissend zu lassen, in der Hoffnung, daß wenn nur Furcht überhaupt erst da wäre, gar leicht Gottesfurcht daraus gemacht werden könne. Also konnte es nicht wohl fehlen, daß der plötzliche Knall über seinem Haupte mit der Erinnerung an seine fehlige Hauskehr zusammen genommen, eine Idee in dem Gehirne des Herrn Redlich's hervorbrachte, die verdient hätte, im höllischen Proteus oder in den Gesprächen des Geisterreiches zu stehen.

Sein Sohn, der Kommissionrath, war nur erst im Begriffe sich zu verheurathen, und wußte also noch nicht, was es heiße, vor einer Frau sich fürchten. Auch war er in Absicht auf den Gespensterglauben in seiner Kindheit zweifelhafter geblieben, als man von der Sorgfalt seines Vaters hätte erwarten sollen. Sie war aber durch viele andere einträglichere Beschäfte verhindert worden, in diesem Stücke mit ihrer ganzen Kraft über den jungen Redlich sich auszubreiten, und was er ja zuweilen des Abends von den Mägden, oder auch seiner lieben Frau Mama erschnoppt hatte, war mehr von der Reichthumheit gewesen, daß es ihn zur Neugier und zur Untersuchung, als zur Furcht hätte reizen können.

Auf

Auf Schulen war ihm manche Gelegenheit geboten worden, selbst ein Gespenst mit gutem Erfolge zu seyn, und die auf Universitäten erlangte mehrere Bekanntschaft mit halb unglaublichen, wenigstens verbotenen Schriften hatten ihm das ganze System der spasshaften irrgelenden Geister, so gänglich aus dem Kopfe gebracht, daß ein Gespenst immer das letzte war, was ihm bey einem Geräusch oder einem andern dunkeln Phänomen einfiel. Daher statt über den Poltern zu erschrecken, entsetzte er sich mehr über dem plötzlichen Stillschweigen seines Vaters und über dessen Gesichtsveränderung. Als ihm aber auf seine Frage, ob dem lieben Papa übel würde, die Antwort ward: Hörst du denn das Lärm nicht über uns? ergriff er ein Licht und eilte zur Thüre hinaus, vielleicht eben so sehr, eine kleine Verückung des Mundes, die ihn eben überfiel, zu verbergen, als den Poltergeist aufzusuchen.

Diesen fand er gar bald an einem zu Ende des Vorsaals durch die halb offene Thüre der zum obern Kornboden führenden Treppe hervorragenden metallenen Scheffel. Er kannte diesen Scheffel wohl, und wußte, daß er gewöhnlich oben an der linken Treppenspfoste angelehnet zu werden pflegte. Er konnte auch ganz leicht begreifen, daß eine solche Last, wenn sie in der Nacht von einer Treppe herunterrollte, ein ganz beträchtliches Geräusch machen müsse,

müsse, nur den Ursprung dieser Bewegung so-
 gleich zu entdecken, wollte doch nicht angehen.
 Mit dem Lichte den obern Boden zu besichti-
 gen, fand er bedenklich, weil einiger Vorrath
 von Flachs auf einer und von Heu auf der
 andern Seite lag. Indessen fiel ihm doch die
 Möglichkeit ein, daß ein lebendiges Geschöpf
 diesen Scheffel in Bewegung gesetzt haben könn-
 te, und weil er sich erinnerte, daß er ein Vor-
 legeschloß mit den zugehörigen Hacken und Ue-
 herwürfen liegen habe, fiel er darauf zur Sicher-
 heit des Hauses, solches vorzulegen und gieng
 zu dem Ende in das Zimmer zu seinem Vater,
 dem Herrn Redlich, zurück. Auf viele Fragen,
 welche dieser über dieß Abenteuer und über
 die Entdeckung that, die er davon gemacht ha-
 ben konnte, antwortete der Kommissionsrath
 nur ganz kurz und war mehr beschäftigt, das
 Schloß aus einem an sein Wohnzimmer stoß-
 enden Kabinette abzulangen, als die Neugier
 seines Herrn Vaters sogleich zu befriedigen.
 Er fand es an dem Orte, wo er es suchte;
 denn er selbst hatte es hingeseat, und seit der
 Zeit war es weder von ihm, noch sonst von ei-
 nem Menschen oder Thiere weggenommen wor-
 den; und gieng, ohne auf die fernern Fragen des
 lieben alten neugierigen Mannes anders, als
 durch einen Wink zu antworten, der einem Ver-
 sprechen, bey seiner Zurückkunft eine umständ-
 liche Erzählung abzustatten, für dießmahl bey
 dem

dem Annahmer gleich galt, ob er gleich bey dem
 Ausgänger noch einer andern Nebenbedeutung
 schick seyn mochte, mit seinem Schlosse in der
 einen, und mit dem Lichte in der andern Hand
 zur Thüre hinaus. Hat er nun nicht drey
 Hände geh't, oder hat er nicht die Geschick-
 lichkeit beßessen des Leuchters und des Schloß-
 ses unachtet die Thüre mit einer seiner bey-
 den Hände dennoch zu öfnen? So mögen meine
 geehrte Leser errathen, wie er hinaus gekom-
 men sey, sie wüßten denn lieber annehmen wol-
 len, daß sein Vater ihn bey diesem Vorhaben
 mit einer der seingigen, wozu sie nach Belie-
 ben die rechte oder die linke wählen können,
 zu Hülfе gekommen sey. Ich will aber nicht
 Gelegenheit geben, einen meiner Leser in einen
 Irrthum fallen zu lassen; und das würde ich,
 wenn ich ihnen diese Erklärungart im Ernste
 erlaubte; daher will ich ihnen lieber die unver-
 läßliche Nachricht ertheilen, daß der Kommiß-
 sionsrath, weil er zugleich Doctor war, des
 ihm zustehenden Vorrechte des Adels, bey sei-
 nem Hineingehen in der Geschwindigkeit sich
 bedienet und die Thüre nicht zugemacht hatte.
 Golderaestadt bedurfte er weder der dritten
 noch der vierten Hand, sondern konnte mit ei-
 nem leichten Fußstoss den Ausgang sich weit
 genug öfnen. Er gieng hierauf ohne Ausloß
 fort, lietzte den aufrecht stehenden runden
 Schüssel ein Paar Male vor sich her, lehnte

ihn etwas schief mit seiner breiten Unterflache an die äussere Wand des Treppenverklages an, schraubte seine Kramme in die Pfoste, den Ueberwurf in die Thüre, legte das Schloß vor, schloß es zu, rüttelte etliche mal daran, ob es auch die gehörige Festigkeit hätte, steckte den Schlüssel mittelst des an den meisten Schlüsseln befindlichen Ringes auf seinen kleinen Finger der rechten Hand, ergriff das Licht, das er während dieser Beschäftigung auf einen nicht weit von ihm an der Wand stehenden Tisch gesetzt hatte, mit der linken, und begab sich wieder zu seinem Vater.

Während seiner Abwesenheit hatte der alte Herr Nédlich nicht wenig Angst seines lieben Sohnes wegen ausgestanden. Diese Angst war als eine reichliche Zugabe zu seinem vorigen Schrecken über das unbekannte Getöse und zu seiner Furcht vor einer Erscheinung seiner lieben seligen Frau hinzugekommen. Beides hatte seine Lebensgeister so geschwächt, daß seine Gedanken nicht viel ordentlicher und zusammenhängender waren, als eine Vormundschaftsrechnung für einen jungen lockern reichen Studenten. Daher war er in seinen wiederholten Fragen an seinen Sohn, den Kommissionsrath, was denn gewesen wäre? ob er nichts gesehen hätte? ob ihm niemand was gethan hätte? desto eifriger, und fragte so viel auf einmal und so schnell hintereinander, als hätte er eine

eine Erzählung von der größten Wichtigkeit zu erwarten gehabt.

Wie nun sein Sohn, der Kommissionsrath, ihm ganz gelassen den natürlichen Bericht abstattete, das Gepolster sey durch einen metallenen Scheffel entsonden, der sey die Treppe herunter gerollet, es könne seyn durch einen Windstoß, da er nicht behutsam und sicher genug gesiesset gewesen, oder durch einen andern ungefähren Zufall, der morgen bey Tage sich bequemer untersuchen lassen würde, aber auch könne es seyn, durch Verührung eines Menschen, eines Diebes, eines Liebhabers, eines Flüchtlings, einer Katze, eines Affens, er wisse selbst nicht gleich, wessen alles: Indessen habe er für seine Schuldigkeit gehalten, für die Sicherheit des Hauses in so weit zu wachen, und wenn eine lebendige Kreatur dieß Gepolster veranlaßt hätte, solche auf eben den Boden zu verschleiffen. Deshalb sey er mit solcher Eilfertigkeit zurück gekommen, daß er auch damahls seinem lieben Papa auf seine Fragen nicht geantwortet hätte, habe ein Vorlegeschloß geholet, und nun die Thüre zur Bodentreppe, an welcher der ohne dieß von innen aufzuhiehende Schloßriegel vermuthlich nicht ganz eingefallen gewesen, so fest verwahret, daß ohne grosse Gewalt und merkliches Getöse solche von innen nicht geöffnet werden könne,

Wie nun, sage ich, der Kommissionsrath alles dieß so ganz gleichgültig erzählte und selbst nicht den geringsten Argwohn halte, daß irgend ein Engel oder Teufel, eine selige oder verdammte Seele mit metallenen Scheffeln gonkeln könnte; so saß sein Vater eine gute Weile ganz stille, sahe seinen Sohn mit einer Ernsthaftigkeit an, die zu einem guten Theile ins Traurige fiel, zuckte endlich die Achseln, that seinen Mund auf, schlug die Hände zusammen, und hielt ihm folgende Rede, Ermahnung, Lehre, oder wofür es meine Leser sonst annehmen wollen.

Mein Sohn! wenn auch allen dem so wäre, wie du saast; So wirst du doch einsehen, daß weder Mensch, noch Hund, noch Kaze zu so ungewöhnlicher Zeit bloß von ungefähr und ohne Bedeutung für uns, oben unter dem Dache sich finden, vielweniger, einen so schweren metallenen Schffel die Treppe herunter rollen kann. Ich fürchte, ich fürchte, nicht bloß, daß ein böser Geist sein Spiel damit habe, wie solches wohl mit mehreren Scheffeln geschehen ist, wenn sie ehemals von Wucherern besessen worden sind; sondern ich fürchte, was mir näher am Herzen liegt, daß du auch einer von denen seyst, deren, wie ich höre, icht in der argen Welt es mehr giebt, als aut ist, die weder Erscheinungen der Geister, noch Abbildungen, noch des etwas glauben. Thue das nicht,

nicht, mein lieber Sohn! Sey versichert, daß deine Aeltern und deren Vorfahren, auch keine Phoren gewesen sind. Frage alte verständige Leute, lies alle Geschichtschreiber vom Anfange der Welt bis jetzt. Von ihnen wirst du hören, in diesen wirst du finden, daß zu allen Zeiten und an allen Orten Gespenster in Menge sich haben sehen lassen. Ganzen Versammlungen, am hellen Tage sind sie erschienen. Erinnere dich des alten Weibes, das den Hunnenkönig Attila über den Tod, des noch älteren, das den Dufus von der Elbe zurückjagte, Beides geschah am Tage unter freyen Himmel, bey hellen Sonnenschein, in Gegenwart vieler tausend herrhaften Kriegsmänner, die sich doch nicht alle werden haben von einem Undinge bekhören lassen. Ist die die allgemeine Uebereinstimmung aller Völker, aller Weisen, aller Geschlechter, aller Schriftsteller, aller Priester in allen Sektten nicht hinlänglich, ungeachtet diese allgemeine Uebereinstimmung ein unauflösliches Traument ist, darwieder niemand was einwenden mag, der sich nicht das Ansehen geben will, als dünke er sich klüger, dann die ganze todte und lebende Welt; so laß dich von der heiligen Schrift belehren, in welcher der Gespenster an mehr, als einem Orte ausdrücklich Erwähnung geschieht. Irre dich nicht an den unaeräumten Auslegungen einiger unglüklichen Klüglinge. Die Päbster mögen

gen sagen, die Offenbarung sey eine wächserne Nase; du nicht also. Bleib bey den Worten, da keine Noth dich drängt, davon abzugehen. Sey versichert, der nächste Weg zum gänzlichen Unglauben sey der Zweifel an irgend einem, auch dem kleinsten Theile des Glaubens. Wisse, daß der Teufel noch eben so mächtig ist, als in jenen Tagen, daß er ein geschwinde, listiger, grausamer Geist sey, der zu seinen natürlichen erhabenen Geisteseseigenschaften noch die Erfahrung von sechs tausend Jahren gesammelt hat, und daher viel thun kann, daß wir arme unwissende Menschen nicht verstehen, noch begreifen, daß seine Absicht sey immer herum zu gehen, als ein brüllender Löwe, und zu suchen, wen er verschlinge, und wenn er den nicht findet, als ein Fürst der Finsterniß des Nachts die Gläubigen, wenigstens, die er nicht verschlingen darf, mit Völkern und allerley Gespücnisse zu erschrecken. Er ist ein Feind aller guten Ordnungen und also auch des heiligen Ehestandes. Was konnte ihm lieber seyn, als dich, gleich den Vorgängern des frommen Tobias, von deinem christlichen Ehemerke abzuhalten?

Nun doch, lieber Papa, antwortete der Commissionsrath, mußte er dann es anders anfangen. Wenigstens hätte er den Scheffel mir auf das Bein werfen müssen. Durch ein zweydeutiges Geräusch erreicht er diesen Zweck nicht,

nicht, wenn er ihn hat. Und ich wußte nicht, warum er bey mir ihn eher haben sollte, als bey den hundert und neunzehn Paaren, die dieß Jahr in dieser Stadt getrauet worden sind, ohne Gespenst, ohne Teufel und ohne Scheffel, zumahl, da meine Bekanntschaft mit ihm gar nicht sonderlich ist, und ich mich nicht erinnern kann, seiner jemahls in Guten oder Bösen erwähnt zu haben.

Spotte nicht lieber Sohn, spotte nicht. Gott sey bey uns! was ist das? indem, wer an die Thüre klopfte. Das wollen wir gleich sehen, sagte der Kommissionsrath, und machte die Thüre auf, veränderte aber die Farbe doch etwas, als er seinen Vater auf der einen Seite ohnmächtig in dem Stuhl niedersinken und zur Thüre einen Engel mit vergoldeten und blau lakirten Flügeln herein treten sahe. Gleichwohl erholte er sich bald, ergriff den Engel beym Arme und fragte ihn, wer er sey? und was er wolle? Beydes, sein Blick und seine Stimme, setzten den guten Engel nicht wenig in Furcht, so, daß er kaum im Stande war, durch seine Stimme dem Kommissionsrathe sich in Erinnerung zu bringen, als er seine Frage, mit der Gegenfrage: Ja, Herr Kommissionsrath, kennen sie mich denn nicht mehr? erwiderte. Indessen, als er ihn erkannte, lächelte er etwas, und sagte, setze er sich nieder Sussel, ich will ihn nachher fragen, was er
will



will, und wo er herkommt und bemühte sich darauf nur, seinen Vater wieder zu sich selbst zu bringen, der noch ausgestreckt und ohne Empfindung im Armsuhle lag. Dieß gelang ihm endlich durch starke Riechwasser, die er bey der Hand hatte und durch die wiederholte Versicherung, es sey ein guter Engel zu ihm gekommen, vielleicht gar sein Schutzengel, der ihn, wo nicht eine goldene Uhr zum Hochzeitgeschenke für Edlestinnen, wenigstens einen tüchtigen Vorrath guter Lehren und Ermahnungen überbringen würde. Doch konnte der alte Herr Nedlich der furchtsamen Verwunderung so gleich sich nicht entschlagen, als er den schönen holdseligen guten Engel, so ganz ruhig, ohne Blitz und Donner, ohne Feuerflammen und Sonnenglanz, gleich einem andern europäischen Menschenkinde auf einem Stuhle sitzen, und ihn mit neugierigen Augen angaffen sah. Er besorgte immer noch einen traurigen Ausgang dieses überirdischen Besuchs, zumahl da ihm nicht unbekannt war, daß der Teufel auch in einen Engel des Lichtes sich verstellen könne und solches nur gar zu gern thue. Der Kommissionrath bath hierauf den Engel im Ernste, ihm die Ursache seiner so späten Ankunft zu entdecken, und Herr Nedlich horchte hoch auf, als der Engel seine Geschichte folgender massen erzählte:

Geschichte des Engels.

Ich würde bey ihnen mehr um Verzeihung zu bitten haben, wenn ihnen der Zufall nicht schon bekannt wäre, der ihnen den Grund meiner Anfunft leicht vermuthen läßt. Ich war, wie es in unserm Hause gewöhnlich ist, um zehn Uhr zu Bett gegangen. Gleich im ersten Schlafe traumt mir, es sey Weihnachten und die ganze Komödie, wie wir sie vor einem halben Jahre bey uns spielten, kommt mir wieder vor. Sie wissen, daß ich sonst schon Anfälle vom Nachtwandeln gehabt habe, und werden sich erinnern, wie sie mich vor etwann vier Wochen, des Morgens früh im Nachzuge auf unsern großen Kirschbaume im Garten finden. Ich stehe also auf, ohne daß Herr Günther das gerisse merkt, hole meine Engelsmaske aus dem Schranke, ziehe sie an, thue zum Häusler vermuthlich hinaus auf die Gallerie uners Hintergebäudes, von da in die Ecke zu ihrem Dachfenster, durch das auf den Boden, gehe nach der Treppe, und der Himmel weiß, wo weiter hin, wenn ich nicht an den auf seinem gewöhnlichen Orte diesmal nicht gefahren erssen Schefsel gelassen hätte, und durch diesen Fall und Stoß von meinem Schlafe ansetzt worden wäre. Viel fehlte nicht, ob wäre hinter her gefallen, und ich brauchte einige Zeit mich zu besinnen,

wo ich wäre. Die helle Nacht aber und die gute Bekanntschaft mit ihren Boden brachten mich bald zu rechte und da ich überdieß meines Traumes mich erinnerte, fand ich mich desto leichter und dachte nun nur auf ein bequemes Mittel, ohne grosse Unruhe wieder nach Hause zu kommen. Ich stieg zu dem Ende ganz leise die Treppe hinunter und war eben auf deren Mitte, als sie das erstemahl mit dem Lichte herauskamen. Ich stand etwas bey mir an, ob ich sogleich ihnen mich zeigen sollte, und in der Unentschlossenheit giengen sie mit der Eilsfertigkeit eines Menschen, der noch eig Vorhaben auszuführen Willens ist, wieder zurück ins Zimmer. Dieser Zeit bediente ich mich vollens herunter zu schleichen und mich unter dem grünen Tische zu verstecken, auf den sie bey ihrer Zurückkunft das Licht setzten. Ich hatte die Absicht, wenn alles still bliebe, und sie nicht wieder kämen, hinunter ins Haus zu gehen, und entweder Petern oder Annelieschen zu wecken und zu bitten, daß er, oder sie mir behülflich wären, in den Garten zu kommen. Aus dem konnte ich leicht in unsern übersteigen, und da hatte ich mir vorgenommen, weil ich wußte, daß das Lusthaus offen wäre, die Nacht auf dem Sopha zuzubringen und Morgen mit dem frühesten, entweder unentdeckt mich wieder in mein Bett zu schleichen, oder, wenn mir ja jemand begegnete, der mich zu
 fra

fragen ein Recht hätte, die ganze Geschichte offenherzig zu gesehen, von welcher ich ohnedieß wohl wußte, daß ich sie meinen Aeltern nicht länger, als bis bey Tische würde verheerlen können. Daher, als sie die Treppenthüre verschlossen hatten, und wieder im Zimmer waren, schlich ich mich sachte hinunter in den Flur, von da auf den Hof zum Pferdestable, in der Meinung, Petern da zu finden und mit seiner Hülfe in unsern Garten zu kommen. Er war aber weder im Stable, noch in seinem Bette und dieß nöthigte mich Jungfer Annliechens Hülfe zu suchen. Ich gieng wieder zurück nach ihrer Kammer und fand nicht allein deren Thüre zu meiner Verwunderung offen, sondern überdieß Petern bey ihr im Bette, und beyde im festen Schlafe. Denn der aufgegangene Mond stand gerade auf ihrem Fenster. Weil ich nun immer von Annliechen gehört hatte, es sey nicht gut, wenn man einem Nachtwandeler in seinem Herumirren begin Namen riefte und von Petern vermuthete, daß er eben ein solcher Irrwisch sey, als ich, so dachte ich, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch, und ließ also beyde schlafen, weil ich doch auch Annliechen nicht füglich hätte wecken können, ohne daß Peter zugleich mit erwacht wäre. Ich entschloß mich also bey ihnen meine Zuflucht zu suchen. Hätte ich aber das gewußt, daß der

B

lieb.



liebe alte Herr da, über meine späte Ankunft so hätte erschrecken wollen, wäre ich lieber in Peters Stall gegangen und hätte dessen Zurückkunft abgewartet. Und nun bitte ich mir diese Nacht Quartier zu geben, damit ich morgen mit dem frühesten wieder nach Hause kann. Ich bedaure nur den armen Herrn Günther, wenn der etwan aufwachen und mich vermissen sollte. Doch hoffe ich, ich will wieder zu Hause seyn, ehe er aufzuwachen gewohnt ist.

Der Kommissionsrath wies ihm hierauf in einem andern Zimmer ein Bett an, welches er zu unversehnen Fällen in Bereitschaft hatte, und weil sein Zufall des Nachtwandels in einer Nacht nie öfter als einmahl kam, ließ er sehr geruhig ihn allein und begab sich wieder zu seinem Vater, dem er mit wenigen Worten erzählte, daß der Engel der Sohn eines neben an wohnenden angesehenen Kaufmanns, und nunmehr ungefähr dreyzehn Jahr alt sey, daß er seit anderthalb Jahren diesem Zufalle unterworfen gewesen, daß aber weder seine Aeltern noch er, noch seine Bekannte viel daraus machten, weil die Aerzte durchgehends versicherten, daß solcher in einiger Zeit von selbst vergehen werde, wie er denn auch seit einem halben Jahre merklich nachgelassen hatte. Herr Redlich hätte gern mehr gewußt, denn die Geschichte
mit

mit Petern und Annlieschen lag ihm im Sinne, hätte gern mehr gesprochen, wenigstens von Eölessinen; denn die Gespensterlehren hatte er des Engels halber für diesen Abend ausgesetzt: Sein Sohn, der Kommissionrath, aber drang in ihn, ein niederschlagendes Pulver zu nehmen, und weil es schon sehr spät würde, sich zur Ruhe zu begeben, wou er denn auch nach vielen Anhalten seines Sohnes endlich sich bewegen ließ, und ich weiß nicht, ob vor, oder nach gesprochenen Abendsegen so ruhig einschlief, als ich hoff, daß vermöge der guten schriftstellerschen Eigenschaften dieses Buches, meine Leser, noch vor der Mitte dieses Kapitels werden eingeschlafen seyn.

Zwentes Kapitel.

Philosophische Untersuchung eines Kopfes.

Der Leser wird zur Tafel geführt.

Beide, Herr Redlich und sein Sohn schliefen diesmal etwas länger, als sie beyde sonst gewohnt waren, als der Kommissionrath endlich um acht Uhr aufstand, war sein erster Gang nach dem gestrigen Engel. Den fand er aber nicht mehr, sondern des benachbarten Kaufmanns Bedienten auf dem Saale, welcher Namens des Engels und dessen Aeltern,



denen dieser den Zufall schon erzählt hatte, ein Dankfagungskompliment überbrachte. Sein Vater, der alte Herr Redlich, war indessen auch munter worden und wiederholte beim Frühstück seinem Sohne, wie sehr er sich gestern erschrocken gehabt, wie er nicht anders geglaubt, da die Thüre aufgegangen, als der leibhaftige Böse trete herein mit seinen gespaltenen Klauen und den feurigen Augen und dem langen Schwanze und so weiter. Sein Sohn sagte wenig dazu und machte nur die Anmerkung, daß vermuthlich iedermann, der ein Gespenst gesehen zu haben vorgäbe, eben so wenig bey sich selbst gewesen seyn möchte, als der liebe Papa gestern, und suchte das Gespräch zu verändern, weil er an dem Eifer, womit sein Vater gestern seine Meinung verfochten und an denen Waffen, denen er sich bedienet; wahrgenommen zu haben glaubte, daß er bey seiner Ueberzeugung, sie möchte nun gegründet, oder eingebildet seyn, unveränderlich beharren werde. Zu dieser Veränderung fand er kein näheres Mittel, als den Gegenstand, der icht sein Herz und seinen Kopf ganz erfüllet hatte, seine Cölesline.

Auf die lenkte er die Unterredung, beschrieb sie seinem Vater noch einmahl, wie er sie ihm gestern beschrieben hatte, mahlte sie ihm nach allen ihren Zügen, Gebärden und Verhältnissen, unterhielt ihn von dem Erstaunen, darin

da in ihr erster Anblick und ihre seltene Aehnlichkeit mit seiner sechzen Beate ihn gestürzt hatte, sprach von deren vortreflichen Eigenschaften, von den grossen Verluste, den er durch ihren unerwarteten Tod gelitten, von dem reichlichen Erbsaße, den er durch Eölestinen erhalten hatte, von dem Unterschiede zwischen beyden, in Absicht auf ihre Bildung, Wuchs, Stellung, Gemüths- und Denkungsart, der bey aller nur möglichen Aehnlichkeit dennoch auszufinden war, wenigstens der Scharfsichtigkeit eines Liebhabers nicht verborgen bleiben konnte und ganz natürlicher Weise, die ganze Erzählung durch, der sechzen Beate zwar sehr viel Ehre machte, ganz unvermerkt aber doch zum Vortheile der noch lebenden Eölestine sich hinüber zu lenken schien. Hierauf kleideten beyde Vater und Sohn sich zur Gesellschaft an, gingen hinunter in den Garten, besichtigten unterwegs den Pferdestall, die Pferde und Petern, böten letzterem einen guten Morgen, und Herr Redlich konnte bey seinen Jahren nicht umhin, ihn zu fragen, ob er seine Pferde, die er eben zu streigeln im Begriffe war, des Nachtes mit eben dem Fleisse, als des Tages wartete. Nun konnte er zwar keiner andern, als einer züsichernden Antwort entgegen sehen; Aber auch die ward ihm nicht ohne eine merkliche Eröthung von Petern ertheilt, indem dieser ganz wider seinen Willen,



aus wahrer Müdigkeit bey Anstieschen eingeschlafen, und wenigstens ein Paar Stunden zu spät aufgestanden war.

Im Garten trafen sie Herr Hörslern und seine Frau Gemahlin an, welche ihren Kaffee im Lusthause getrunken hatten, becomplimentirten sich mit denen, und Herr Niedlich erzählte ihnen das, was sie von der Geschichte des Engels, die ihnen nur überhaupt und im Ganzen zu Ohren kommen war, nicht wissen konnten, das Gepesteter, seine Angst, ein gutes Theil seiner Ermahnung an seinen Sohn, und endlich seinen Schrecken über die wirkliche Ankunft des Enacels. Diese Erzählung wird mit Bedauern und vieler angenommenen Ernsthaftigkeit anachöret, hierauf die Lage und Anlage des Gartens gerühmt, einige Blumen bewundert und so die Zeit vertrieben, bis endlich, da sie den Garten hinunter nach dem Lusthause zu gegangen und nun eben wieder umzukehren im Begriffe waren, auf einmahl Edelstine und ihr Vater vor ihnen standen, erstere dem Herrn Niedlich die Hand küßte, und letzterer vom Kommissionsrathe die Hand sich küssen ließ.

Denn diese beyde waren kurz, nachdem jene der Gartenthüre den Rücken zugekehret, hincingetreten, saßt hinter ihnen hergegangen und hatten sie solchergestalt einigermaßen überraschet.

Wer von meinen Lesern jemahls in eine Cölestine verliebt gewesen ist, der kann auſs genaueste wissen, was der Kommissionsrath bey diesem Anlasse gedacht, wie er sich bezeigt, was er gesprochen, wie er seine Blicke und auf wem am meisten gerichtet hat. Auch kann er wissen, ob er es einem andern sagen kann, das versuche er, wie es damahls im Gehirne des Kommissionsraths ausgesehen hat, und in welcher Ordnung die Ideen auf einander gefolget sind, auch ob sie überhaupt eine Ordnung gehalten haben. Wiewohl, das müssen sie per S. citat. philosophi magni: Recht gut, sie sollen es auch, aber nur eben in diesem S. cit. philosophi und keinesweges hier, keinesweges in dem Kopfe eines jungen verliebten Kommissionsrathes.

Indessen ist es ausgemacht, daß jedes Ding sein Ende haben muß, nur daß es zuweilen näher, zuweilen entfernter ist. Geseegnet oder verflucht sey er, der Geist des Menschenverstandes, oder der Schmähsucht, der die Komplimenten in dieser letzten Hälfte des Jahrhunderts aus den Gärten und von den jungen Kommissionsrathen zu den kleinen Pächtern und den nicht viel grösseren Bürgermeistern, Richtern und Rathsherrn in den Fränkischen und Schwäbischen Flecken verbannt hat! Ihm mögen meine Leser es danken, daß ich sie nun diesen Garten des Herrn Försters nicht öfter,



als nur noch drey Mahl auf und drey Mahl niederzehen lasse, und sie sodann ohne weitere Umstände, einige wenige Verbeugungen angenommen, gleich in ein wohl aufgeputztes Eßzimmer führe, wo sie allseits, nach verrichtetem Tischgebete, zur Mittagsmahlzeit sich niederlassen können, wenn es ihnen beliebt. Ich kann nicht läugnen, daß ich großes Belieben dazu trage, und weil ich bey Tische so wenig gestöhrt seyn mag, als ich andre zu stören suche; So kann ich mir nicht helfen, ich muß dieß Kapitel schliessen und ihnen allen eine gesegnete Mahlzeit wünschen.

Drittes Kapitel.

Nach Tische begaben sich diese sechs Personen in ein anderes Zimmer. Die beyde Frauenzimmer und der Herr Kommissionsrath tranken eine Schale Thee. Herr Redlich aber, Herr Förster und Eölestinens Vater, dessen Namen bis jetzt noch nicht vorgekommen ist, auch nicht eher vorkommen soll, bis er selbst ihn nennet, mußten dem letzteren zu Gefallen noch einige Flaschen Wein ausleeren helfen, zu welchen er, aus einer Seegewohnheit, Taback rauchte.

Eben dieß wollte er sowohl seinem Schwager und Herr Redlichen, als insonderheit seinem

nem künftigen Schwiegersohne empfehlen, unter der Versicherung, die ein ieder Arzt von dem, was ihm gut schmecket, zu ertheilen pflegt, es schade ihm nichts. So wenig der Kommissionsrath zu dieser fremden Lebensart auch gewöhnt war, mußte er des alten Mannes Begehren doch bewilligen, weil derselbe seine Entschuldigungen fast übel nehmen zu wollen, anfang. Indessen fiel ihm doch in der Geschwindigkeit ein Mittel bey, theils die Aufmerksamkeit seines künftigen Schwiegerherrnvaters von der Genauigkeit, womit er seine Befehle befolgte, abzulenken, theils auch für seine eigene Nachgiebigkeit sich schadlos zu halten, und schlug daher vor, weil der liebe Herr Papa diese löbliche, angenehme und gesunde Gewohnheit doch ohne Zweifel auf Reisen erworben hätte, er mögte der ganzen Gesellschaft die Gefälligkeit erweisen und von den Begebenheiten einige Nachricht ertheilen, die ihm bey seiner langen Abwesenheit zugestossen wären.

Die ganze Gesellschaft trat dieser Bitte des Kommissionsraths bey, weil ieder sich sonderbarer und nicht unangenehmer Neuigkeiten vermuthete, die bey allen, wenigstens den Werth der Wetter- und Stadtzeitungen haben würden, wenn sie auch gleich bey Eölessinen und ihrem Präußraam die Süßigkeiten nicht ersetzen, die sie sich vermuthlich gesagt hätten, wenn sie al-



sein oder unverschämte genug gewesen waren, in Gesellschaft sich allein zu glauben.

Eölestinens Vater machte zuerst zwar einige Einwendungen und bezeugte Lust diese Erzählung auf einen andern Tag zu verschieben. Auch hatte er einen nicht unebenen Vorwand darein, daß er sein Tageregister von seinen Seereisen lange nicht durchgelesen, an seinem Gedächtnisse aber beydes durch die Jahre und durch die Menge der Gegenstände, die ihm an so vielen Orten und unter so mancherley Gestalten vorgekommen wären, einen beträchtlichen Abgang gelitten hätte.

Wie aber die ganze Gesellschaft ihre Bitten wiederholte, der Kommissionsrath diese Erzählung als eine Bedingung des ihm auferlegten Tabackrauchens beyim Weine anzugeben, muthwillig genug war, die Frau Försterin hinzuthat, daß sie von Jugend auf nicht die geringste Nachricht weiter von ihrem Bruder gehabt, als daß in ihrer Kindheit ihre Aeltern ihr zuweilen erzählet, daß sie einen ältern Bruder hätte, der nach Ostindien gegangen wäre, wahrscheinlich aber daselbst oder in dem Meere längst begraben seyn mögte, und also um so viel billiger wäre, daß sie nunmehr einige Kenntniß von seinen Begebenheiten erhielte, auch auf sein Tagebuch nichts ankäme, weil sie alle zufrieden seyn wollten, daß er von ihnen Abschied nähme, so bald er zu Schiffe zu gehen

gehen genöthigt würde: So ließ der gute Alte, entweder aus Galtlosigkeit gegen die Gesellschaft, oder gegen seine eigene Stämme, oder aus beiden Ursachen sich bewearen die Erzählung seines Lebens folgender massen zu liefern.

Ich bin von väterlicher Seite ein Hollsteiner und von mütterlicher Seite ein Franzose. Diese Vermischung schon mag mir einigen Anspruch auf Ebenthauer geben haben. Die muth'ge Freyheitsliebe der alten Angels und die Windigkeit der Provençalen in gehörigen Ebennasse mit einander vermischt, scheinen schon so etwas zu versprechen, das einem Zwerge auf dem Donjon, einer krystallinen Zugbrücke und etlichen geschmackten Elchbonten ähnlich siehet.

Mein Aelterrater hatte bey dem Einfalle des schwedischen Feldherrn Forstensohns gleich andern Hollsteinischen Landkassen mit ihm zwar sich verglichen, auch so lange er mit den Dänen allein zu thun hatte, alle Sicherheit für seine Person und Güter erlangt gehabt. Wie aber im folgenden Jahre der Kaiserliche General Gallas einbricht und in Pinneberg sein Quartier nimmt, ist das erste, daß er den oft aufgestellten und eben so oft widersprochenen Satz mit gewaffneter Hand und mit der ganzen Unmenschlichkeit seiner Kroaten unterstützt: Daß nämlich alle Welt des Kaisers Auassus Unterthan sey, daß ein Kaiserliches Schutheer zu gleicher Zeit bey Brünn und bey Mel stehen könne,



könne, und daß der, welcher mit einem übermächtigen Feinde sich lieber vergleichen, als gehenkt seyn wolle, einen Hochverrath begehe, um dessen willen er wenigstens gehenkt, für allen Dingen aber seine Güter vorher eingezogen werden wüßten. Mein Aeltervater hatte sich auch unter denen gefunden, die im ächten opostolischen Kriegsrechte nicht gründlich genug unterrichtet gewesen waren, und der Herr General Gallos hält ihn deshalb einer nachdrücklichen Belehrung würdig. Solche ihm beizubringen, trägt er einen Kroatenrittmeister mit hundert und funfzig der gesitteten Krieger auf, welche zwischen der Kulb und der Uuna wohnen.

Diese sind ihrem Auftrage auch so getreu, daß sie nicht allein meines Aeltervaters Schloß in Karlpe, nebst den ganzen Flecken mit aller Vorsicht und Birthschaftlichkeit ausplündern und die Gebäude nebst dem, was ihnen entweder unnütz scheint, oder auf den gefundenen Wagen nicht süßlich fortzubringen ist, dem Triumphe über besiegte wehrlose Bauern im Feuer aufopfern, sondern auch meine Aeltermutter, welche mit meinem Großvater nur etwa vierzehn Tage vorher niedergekommen war und ihn zu einem Anverwandten nach Kiel mit seiner Amme geflüchtet, selbst aber Schwachheits halber dahin in Sicherheit sich nicht hatte begeben können, in Gesellschaft von etlichen
weni.

wenigen sechzig bis siebenzigjährigen Pauer-
weibern und eben so vielen zehn- bis zwölfjäh-
rigen Mägdchens, unter denen eine Schwester
von meinem Großvater gewesen, zu tode schän-
den, meinen, in einem hinterm Schlosse beie-
genen Moraste, aeflüchteten, und darin mit
rechtgläubigen Räuberspüßhunden aufgesuchten
Aeltervater erschossen, meines Großvaters beyde
ältere Brüder einen von zehn, einen von drey-
zehn Jahren um ihre Seelen zu retten zur
Wirtung ihrer altkatholischen Pferde mitneh-
men und solchergestalt mit dem ehrenvollen
Rapporte, daß sie seiner Excellenz Befehl über-
all genauest nachgekomen wären, im Haupt-
quartier wieder anlangen.

Mein Großvater ist also seinem Schick-
sale überlassen. So lange die Base lebt, der
ihm meine Aeltermutter anvertrauet hatte, wird
er ganz wohl gewartet und ziemlich gut erzo-
gen, so daß er, da sie in seinem zwölften Jahre
stirbt, schreiben, lesen und rechnen kann, auch
etwas von der Musik verstehet und, welches zu
der Zeit was ungewöhnliches im Hollsteinischen
gewesen seyn mag, außerordentlich schön tangt.

Diese Wissenschaften und Künste kommen
ihm trefflich zu Statten, da nach dem Tode
seiner Tante, deren hinterlassener Wittwer sich
wieder verheurathet und, die Braut eines rei-
chen Landmannes Tochter, die W.yschaffung
dieses Findlings, wie sie ihn nennet, zur Be-
din-



dingung ihres Jaworts macht. Der arme Schelm von einem Fräutigamme muß zwar gehorchen, thut aber noch so viel an meinem Großvater, daß er ihm bey guten Leuten in Kiel Freytische, auch hier und da einige Gelegenheit verschafft, unter dem Vorwande der Uebung, jüngern Kindern, als er selbst ist, im Tanzen Unterricht zu geben.

Unter diesen Lehrern ist die Tochter des Professors M. welche bey seiner Anführung einen so schnellen Fortgang in der Tanzkunst macht, daß der Vater seine Freude daran sieht, und über das, was er meinem Großvater an Gelde bis dahin monatlich gegeben hat, ihm den Antrag thut, zu ihm ins Haus zu ziehen, seine Freytische aufzugeben und seinen Kindern zur Gesellschaft zu seyn, wobey er ihm nicht nur gemeinschaftlichen Unterricht mit diesen verspricht, sondern auch ihm die Verheißung giebt, daß er künftig für sein weiteres Fortkommen besorgt seyn wolle.

Diesen vortheilhaften Antrag ergreift mein Großvater mit beyden Händen, und hat in dem Hause und in der Gesellschaft nicht nur sein bequemes Auskommen, wöchentlich zweymahl einen feyerlichen Ball, und der ganzen Familie allgemeine Liebe, sondern nußt auch zu seinem nachherigen grossen Vortheile den Privatunterricht von des Professors Famulus soweit, daß

er lateinisch, griechisch und französisch reden und schreiben lernt.

Hierauf schreibt ihn der Professor, den das Rektorat trifft, als Studenten ein, unterhält ihn bey seinem Fleisse, und bringt ihn in dritthalb Jahren so weit, daß er ihn als einen tüchtigen Gerichtschreiber einem benachbarten Amtmanne der mit ihm etwas verwandt ist, vorschlagen kann. Der Amtmann nimmt ihn aus den Händen seines Vetzters willig, und da er nach Verlauf von fünf Jahren mit dem Pferde stürzt, ein Bein und einen Arm bricht, an seinem Aufkommen zweifelt, und keine Kinder, auch keine nähere Verwandten hat, als den Professor; so setzt er meinen Großvater, dessen Wünsche ihm verimuthlich nicht unbekannt seyn mögen, unter der Bedingung zum Erben ein, daß er des Professors Tochter, die schöne Tänzerin, wie sie vorzüglich in ganz Kiel genannt wird, zur Ehe nehmen sollte.

Wenige Tage darauf stirbt er, mein Großvater verlobt sich mit seiner Nete M. . zu vieler Freude ihrer Aeltern und erhält durch Fürspruch des Professors und dessen höheren Gönnern die erledigte Amtmannsstelle. Er heurathet seine Neta und ich kann mir vorstellen, mit welchem Beyfalle der Zuschauer dieß Paar am Hochzeitstoge den Ball eröffnet haben mag.

Von



Von da an lebt er ganz ruhig, besorgt seine Geschäfte, nuzt seine Wirttschaft, und hat weiter keinen Gram, als daß meine Großmutter ihm keinen Erben weiter, als meinen Vater zur Welt bringt. Indessen giebt er auch darüber sich zu frieden, und wendet desto mehr Fleiß auf die Erziehung dieses seines einzigen Sohnes, meines Vaters.

Der aber mag ein etwas wilder Bursche gewesen seyn. Wenigstens erinnere ich mich noch von meiner Kindheit her, daß er, wenn meine Mutter an meinen jugendlichen Thorheiten sich ärgerte, ihr zwar befiel, aber öfters hinzusetzte: Detlev, Detlev, es wird dich gereuen, daß du nicht folgen willst, wie es mich gereuet. Nachher habe ich theils von ihm selbst, wenn er in Gesellschaft seiner guten Freunde das Andenken seiner Jugend zurückrief, theils von andern, die ihn, als einen jungen Menschen gekannt hatten, dieß und jenes gehört, daß von einem so wilden Wesen nicht undeutlich zeugte, und daß ich jetzt nicht wiederholen mag.

So viel muß ich des Zusammenhanges wegen überhaupt anführen, daß ihn mein Großvater zwar mit Mühe und Noth so weit bringt, daß er ihn nach Rostock auf die Akademie schicken kann, wo er die Jurisprudenz hatte hören sollen, daß er aber da kaum ein Jahr ist, als er einer Menge unfertiger, theils schnalischer

Hän.

Händel wegen, von da weg und als Dragoner unter des Obersten Israels Regiment in Schwedische Dienste gehet. Hier bleibt er aber auch nicht lange, sondern geht bey der ersten Gelegenheit unter die Kurbrandenburgische Völker. Unter diesen gefällt er dem Baron von Spanheim, der zufälliger Weise einmal bey'm General Barfuß ist, als mein Vater was an ihn rapportiren muß.

Mein Vater war ein ansehnlicher, wohlgewachsener und, welches man aus meiner Gestalt nicht vermuthen sollte, ein schöner Mann. Französisch hatte er von Jugend auf gelernt und durch Privatunterricht zu Hause sowohl, als auf dem Gymnasium zu Jlenzburg und auf der Universität Rostock wenigstens so viel begriffen, daß er einen richtigeren und genaueren Vortrag machen konnte, als bey einem gemeinen Dragoner gewöhnlich zu seyn pfleget. Der Freyherr von Spanheim war eben zur Gesandtschaft nach Frankreich bestimmt worden, und mit der Einrichtung seines Gefolges beschäftigt. Er erkundigt sich nach seinem Herkommen und bisherigen Schicksalen und wie er hört, daß er französisch spricht und in Rostock die Grundsätze der Chirurgie und Anatomie gefaßt habe, trägt er ihm unter der Bedingung, daß er ihn zugleich rasiren solle, die Stelle eines Kammerdieners mit einem jährlichen Gehalte von hundert Thalern an, macht sich auch auf den

F

Fall

Fall anheischig, ihm seinen Abschied auszuwürfen.

Mein Vater mag im Soldatenleben die Unnehmlichkeiten wohl nicht gefunden haben, welche so viele junge unwissende Leute darin sich versprechen und so viele junge von Adel, die darum mit der Beschimpfung, als wären sie nicht so unwissend, nicht beschimpft seyn sollen, darin sich zu versprechen gezwungen werden. Deshalb ist er um so viel williger dieß Erbiezen des Freyherrn von Spanheim anzunehmen, zumahl, da er in der That in Klostok mehr auf die Medicin und Chirurgie, als auf die überall vornichte Jurisprudenz sich beflissen hatte.

Wie er also mit Beystand seines Herrn zur Reise sich zugerüstet hat, gehet er mit ihm nach Paris. Hier hat er, als ein junger schöner Deutscher mancherley Begebenheiten und solchen nachzugehen so viel mehr Zeit, da außer den wenigen Audienztagen und außer den nöthigen Zusammentünften mit den Ministern, der Freyherr von Spanheim seine Zeit mehr im Kabinette bey seinen Büchern, als im Umgange der grossen Welt zubringt, die damalige Kurbrandenburgische Gesandte auch, den grossen Aufwand zu machen, nicht im Stande waren, den sie unter der folgenden Regierung zum Erstaunen der Höfe, an welchen sie sich aufhielten, und zum Reide der Portugiesen und der Engelländer gemacht haben mögen,

mögen, vielleicht auch unter der ickigen noch machen. Denn die Emdenschen Chinafahrer, welche ich gesprochen habe, haben mir Wunderdinge von der Pracht und dem Reichthume ihres Herrn und aller seiner Diener erzählt.

Unter andern Begebenheiten wird er mit einer gewissen du Mesnil bekannt. Ihrem Wille nach zu urtheilen, muß sie ein ungemein schönes Mädchen gewesen seyn. Er hatte es vor seiner Abreise von ihr bekommen, und ich zweifle nicht, du, Schwester, wirst es entweder noch besitzen, oder wenigstens gesehen haben. Diese Bekanntschaft verschafft ihm das Glück dem Prinzen von N. das Leben zu retten. Dieser Prinz hat gleich neben der Wohnung der du Mesnil in der Vorstadt St. Antoine im Hotel d'Espernon seine Abendergölichkeiten. Mein Vater der gegen Morgen von der du Mesnil weggeheth, wird an der Ecke der Strasse von vier bewaffneten Leuten angefallen, die aber, als er sich zur Wehre setzet, und in einem vollkommenen Pariser Tone sie anredet, was sie von ihm wollten, einen Waffensstillstand unter der Bedingung mit ihm machen, daß er mit zween von ihnen in das nächste Caffeehaus gehen und da sich besichtigen lassen muß. Diese beyde finden ihren Irrthum bald und weil er ohne Bedenken gestehet, daß er von der du Mesnil komme, wodurch er hoffentlich keinen von ihnen beleidigt

E 2

ha-



haben würde, da er sonst den ganzen Hof und die halbe Stadt beleidigt haben müßte; so bitten sie ihn, mit zurück zu ihren Kammeraden zu gehen, und weil ohns dieß der Tag anbrähe, einige Höflichkeiten, wegen des ihm verursachten Schreckens anzunehmen. Mein Vater läßt dieß Anerbieten sich um so mehr gefallen, da er nicht sicher ist, ob nicht die Bitte sich in Zwang verändern, wenigstens die Versagung Rache hervorbringen möchte und gehet mit ihnen sämtlich in eines der besten Gasthäuser, wo sie ein Zimmer allein nehmen und ein gutes Frühstück bestellen.

Bei demselben, sagt er ihnen in einer Stellung, wo er vor ihnen sich sogleich nicht zu fürchten hat, daß er offnherzig mit ihnen umgehen wolle, wie es sein Nationalcharakter mit sich brächte, daß er kein Franzose, wofür sie ihn hielten, sondern ein Deutscher sey, daß er bey dem Kurbrandenburgischen Gesandten in Diensten stehe und sich zu allen möglichen Gefälligkeiten erbieten haben wolle, die er für seine Person, oder durch seinen Herrn ihnen leisten könne, daß er sie aber erörte, da sie einmahl den Irrthum in ihrem Ansatze ihm zugestanden und der Angriff mehr eine Beleidigung von jemanden, als Habsucht voraus setze, ihm den Anlaß dazu zu entdecken.

Einer von ihnen nimmt das Wort und versichert, daß er vom Anfange zu dieser Ver-
trau-

traulichkeit geneigt gewesen, insonderheit, weil er seinen Vater, noch dieser Begebenheit als das tauglichste Werkzeug ansähe, ihren Vor-
satz mit mehrerer Bequemlichkeit und Sicher-
heit auszuführen. Ob ihn nun wohl die un-
erwartete Nachricht, daß sein Vater ein Deut-
scher sey, davon zurückhalten sollte; so setzte er
doch eben in die deutsche Treue und Redlich-
keit ein so grosses Vertrauen, daß er durch ie-
nen Umstand sich nicht irre machen lassen wolte.

Sie wären allseits Bediente des Her-
zogs von Elbeuf. Der hätte mit anger Zeit
um die Herrscherheit der Gräfin von Chau-
mont Eyllery sich betorben, welche im Hotel
d'Espervon wohnte. Auch möchte er schon
ziemlich weit in ihre Herrscherheit eingedrun-
gen seyn. Seit einigen Moraten aber habe
er eine ungewöhnliche Kältsinnigkeit in ihrem
Vertragen angemerkt und durch vertraute Kund-
schafter erfahren, daß sie ein in vornehmen
Deutschen einen näheren Zutritt verstattete,
als er zu leiden sich berechtigt zu seyn glaube.

Dieserhalb hätte er ihnen Befehl erthei-
let ihm nachzugehen, und so bald sie ihn aus
diesem Hotel zu einer verdächtigen Stunde wie-
der herzukommen sehen, ihn anzugreifen und
niederzustossen. Ihren eingezogenen Nachrich-
ten gemäß wäre dieser benedete Deutsche ge-
stern Abend in das Hotel d'Espervon einge-
gan.



gangen. Ihre Schildwacht aber mußte sich versehen und weil die Thüren nahe bey einander meinen Vater für ienen angesehen haben. Es sey ihnen lieb, daß sie ihren Vorfaß nicht ausgeführet. Hingegen hofen sie mein Vater würde kein Bedenken haben, mittelst der du Mesnil ihnen in ihrem Vorhaben behülflich zu seyn. Nichts wäre leichter, als die Wand von diesem Wohnzimmer zu durchbrechen, die stieße an ein Staatszimmer der Marquise Chaumont. Von da könne man ohne Aufenthalt in alle ihre Apartments kommen, und auf diese Weise den Fremden so ertappen, daß er weder sich zu wehren noch einiges Lärm zu machen im Stande wäre. Ausser, daß sie hofen, mein Vater würde gegen ihr offenes Betragen und gegen ihre Bereitwilligkeit, von dem Angriffe wieder abzustehen, einige Achtung haben, versicherten sie ihm auch eine reichliche Erkenntlichkeit von Seiten ihres Herrn und eines hinlänglichen Schutzes, ja wenn ihm gefiele in dem vortreflichsten Reiche von Europa sich niederzulassen, einer ansehnlichen beständigen Versorgung, wie denn alle Anstalten bereits gemacht wären, so gleich nach verrichteter That, sie vier in die vier entlegensten Provinzen von Frankreich zu senden und ihnen da geruhige Wohnplätze anzuweisen.

Mein Vater antwortete ihnen, daß ein so wichtiger Antrag nothwendig einige Zeit zur Ueber-

Ueberlegung erfordere, daß er ihnen zwar im Voraus Wort gäbe, auch wenn er ihr Anerbieten auszuschlagen, bey genauerer Erwägung seiner Umstände gezwungen würde, dennoch ihren Plan mit der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit nicht allein zu bewahren, sondern auch denselben auf keine einem ehelichen Manne unaufrichtige Weise hinderlich zu fallen, inwiefern schlägt er ihnen vor, bey diesem Pfande ihres Vertrauens und bey der ihm dadurch aufgelegten Verbindlichkeit zur Freundschaft das Glas etwas munterer herum gehen zu lassen.

Dies wird befohlen und so wie der milde Wein ihre Herzen öfnet, entdeckt mein Vater, daß sie alle vier der protestantischen Religion zuwachan sind. Hieraus verardßert sich seine Hoffnung, das auszuführen, was er vom Anfange sich heimlich vorgenommen hatte. Er lenket die Unterredung allmählig auf den gefährlichen Zustand der Hugenotten in Frankreich, gehet von dem plötzlich auf die Zeiten Karls des V. unten, und auf die parisiſche Bluthochzeit zurück und da er ihre ganze Seele mit den schrecklichen Bildern dieser abscheulichen Tage erfüllet, und sie durch das entsetzliche Gemälde einer nähernden Religionsverfolgung erschüttert hat, zeigt er ihnen aus allen denen Vorbereitungen, die bey Hof und weit mehr noch die Geislichkeit des Hofes nicht nur machten,

E 4

son,



sondern wider alles Staatsinteresse der Krone übereilten, daß diese Gefahr ganz nahe über ihren Häuptern schwebte. Freylich mochte mein Vater hierinnen beredter seyn können, als viele andere. Mehr als einmahl hatte er die Berichte gelesen, welche der Freyherr von Spanheim dem grossen Churfürsten Friedrich Wilhelm herüber abgestattet hatte. Er hatte den ganzen Zusammenhang der Intrigue inne, wie Rom, aus Furcht vor der überwiegenden Macht Frankreichs, vielleicht etwas mit aus Rache wegen der vom Lavardin erlittenen Unanständigkeiten, die Wünsche des Hauses Oesterreich begünstigte, selbst den damaligen Prinzen von Oranien, nachherigen König Wilhelm den Dritten, mit Millionen unterstützte, nur, den für Italien überhaupt und für das päpstliche Ansehen insonderheit an Kräften zu stärken, an Gesinnungen zu despotischen Ludwig den Vierzehnten zu schwächen. Kein Mittel war dazu triftiger, als der Verlust an fleissigen Unterthanen. Hundert der blutigsten Niederlagen konnten Frankreich so tief nicht herunter setzen, als die Veriagung von einer halben Million treuer, fleissiger, geschickter und theils reicher Einwohner, die ihr Eigenthum vielleicht schon eher in Sicherheit gebracht hatten, ehe der böse Geist, der unter den Namen verfolgende Orthodoxie bey der Welt und im Himmel

Himmel bekannt und in beyden verflucht ist, es ihnen rauben konnte.

Unter seinen vier braven Zuhörern sind insonderheit zwey, deren einer sich la Racocche, der andre d' Olesat, nannte, die seine Vorstellungen mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit nicht nur, sondern auch mit nicht undeutlichem Beyfalle aufnehmen und sich Mühe geben, ihre beyde Kameraden du Mont und d' Allecourt in gleiche Gesinnungen zu versehen. Endlich werden auch sie alle über die Wahrheit und Gründlichkeit der Nachrichten eing, die mein Vater ihnen giebt, und es kommt nur noch auf die Frage an, wie dem unglücklichen Schicksale zu entrinnen sey, das über ihren Häuptern sie schweben sehen.

Du Mont und d' Allecourt sind zwar zuerst der Meinung, der Prinz d' Elboeuf, ob er gleich selbst dem Römischen Bekenntnisse zugehan sey, würde Macht genug und gegen sie hinlängliche Neigung haben, auch wider alle Stürme sie zu schützen, die über die Anhänger der protestantischen Religion ergehen könnten. La Racocche hingegen und d' Olesat sind ganz anderer Meynung und halten nicht dafür irgend einige Sicherheit, als ausser Frankreich und unter protestantischen Oberherren sich versprechen zu dürfen. Mein Vater unterstützt diese Meinung mit den Beyspielen vom Bar-

tholomäustage, wo unter einem schwächeren Könige und bey einer nicht verächtlichen Gegenwehrsverfassung der Huaonotten, weder Stand noch Ansehen, noch Macht, noch Gunst bey Hofe oder bey der Volke gegen die Raserey des wüthenden Bluturthes hätte schützen mögen, der unter der Maske eines vom Himmel gesandten Bürgengels verderbt hatte, was ihm vorkommen war.

Endlich werden sie alle einig, Frankreich ie eher ie lieber zu verlassen, und in protestantischen Ländern ihr Fortkommen zu suchen. Hier stößt es sich aber wieder an den Bedenklichkeiten, die einem jeden, der sein Vaterland und seinen bisherigen Unterhalt auf einmal verlassen und ohne einige Unterstüttung in fremden Ländern auf seine ganze Lebenszeit sich niederlassen soll, ohne zu wissen, wovon er da sich unterhalten könne, von selbst sich vorstellen müssen. Diese Gelegenheit ergreift Klein Vater, und zeigt ihnen zuerst nur von ferne und bey verspürter Billigung ganz offen den Weg, wie sie dieser Gefahr entseken, der Schande und der Gefahr eines Mordbetrugs ausweichen, die Unterlassung eines Verbrechens sich zum Verdienste machen, ihre beständige Versorgung dabey gewinnen, und sich in den Stand setzen könnten, den Unwillen ihres ichtigen Herrn mit Gleichgültigkeit und Sicherheit anzusehen. Er schlägt ihnen vor, den ganzen Anschlag des

Prim.

Prinzen von Elboeuf den Deutschen zu entdecken, auf dessen Leben ihre Hände und ihre Schwerdter gedungen wären, er eröffnet ihnen, daß dieser fremde Deutsche ein regierender Fürst aus einem der ältesten und ansehnlichsten Häuser seines Vaterlandes sey, daß er Länder genug habe viertausend Franzosen Zuflucht zu verstatten und ihnen Wohnplätze anzuweisen, daß seine Länder überdies nicht nur fruchtbar und annehmlich gelegen, sondern auch so entfernt und durch natürliche Bestungen so verwahrt wären, daß die ganze Macht Frankreichs bis dahin durchzubringen, nicht vermöge. Er verspricht ihnen, so wie der Prinz von Elboeuf sie sogleich von Paris in die Provinzen Frankreichs zu vertheilen, Anstalt gemacht habe, sie eben so auf einem, oder verschiedenen Wegen, mit der zuverlässigsten Sicherheit, nach Deutschland zu schaffen, alle Reisekosten zu tragen und bey ihrer Ankunft, an dem Hofe des Prinzen von N. der größten Warscheinlichkeit nach, ihnen anständige Bedienungen zu verschaffen. Nach einer kurzen Ueberlegung gehen sie alle in seinen Plan ein, und scheiden unter der gegenseitigen Versicherung, einer unverbrüchlichen Verschwiegenheit und unter dem Versprechen, den folgenden Tag Abends, in eben diesen Kaffeehause, sich wieder zu treffen, voneinander. Mein Vater geht nach seinem Quartiere und ent-

deckt



deckt die ganze Begebenheit vorerst seinem Herrn, dem Gesandten, und auf dessen Billigung und Erbieten, Falls der Prinz von N. nicht erkenntlich genug seyn würde, die vier Braven im Brandenburgischen unterzubringen, dem Prinzen von N. der ohnedieß demselben Abend beym Freyherrn von Spannheim Besuch ablegt.

Der Prinz von N. nimmt diese Entdeckung mit wahrer Erkenntlichkeit, oder wie mein Vater, im Kammerdienerstyle, unterthänigster Respect genannt, sich ausdrückte, in höchsten Gnaden auf. Er läßt sich die Verbindungen alle gefallen, welche mein Vater mit den vier Franzosen geschlossen hatte, nimmt mit dem Freyherrn von Spannheim Abrede, wie unter seinen Väßen, sie auf das schnellste und sicherste nach Deutschland gebracht werden könnten, läßt meinem Vater die erforderlichen Gelder dazu zahlen, ihn selbst aber bewegt er durch die herrlichsten Verheißungen, mit Bewilligung des Freyherrn in seine Dienste zu treten, und setzt zugleich den Entschluß fest, nicht nur das Hotel d'Espéron von nun an, sorgfältig zu meiden, sondern auch in wenigen Tagen, und sobald seine Angelegenheiten in Paris in Ordnung gebracht wären, diese Stadt zu verlassen. Die vier Franzosen werden gar bald als Courtiers in des Abgesandten Libree auf Strasburg, Metz, Wesel und

und Haag gesandt, und kommen sicher durch, der Prinz von M. aber reiset nach einem stillen und vorsichtigen Aufenthalte von drey Wochen von Paris auf Montpellier ab, um von da auf Marseille zu gehen, daselbst sich einzuschiffen und zur See, Italien zu besuchen. Mein Vater begleitet ihn unter dem Titel eines Kammerdieners, hat aber so viel Freyheiten und Einkünfte zu genieffen, daß die beyde Kammerjunker, die der Prinz bey sich hat, neidisch darüber werden.

In Montpellier wird der Prinz krank, zwar ohne Lebensgefahr, doch zu einem langwierigen Lager. Bey seiner Wiederherstellung muß er auf Anrathen der Aerzte, noch etliche Monate die See meiden und auf dem Lande wohnen. Hierzu erwählt er einen nahe bey Montpellier gelegenen Flecken Ciraisat, wo er sich ein bequemes Haus mit einem wohlangelegten Garten miethet, und unter dem Namen eines Deutschen Edelmannes die Frühlingsmonate in Vergnügen zubringt. Mein Vater macht bey vieler Gelegenheit im ganzen Flecken Bekanntschaft, und nach wenigen Tagen sind alle Einwohner in Ciraisat vom Layenprieester und dessen Köchin an, bis auf das jüngste Bauermägdchen der beyden deutschen Herren, Brüder und Schwestern. Denn der Prinz hatte meinen Vater für seinen Vetter, auch einen Deutschen Edelmann ausgegeben,

ohne



ohne zu fürchten, daß diese niedrige Denkart künftig bey der Lebensfolge ihm schädlich seyn würde, wie sie es ihm denn auch, als ein Verbrechen, ienseits des Rheins begangen und von Fiskale nicht erfahren, nicht geworden ist. Unter diesen Mägdchen findet sich auch eine Caton Troughet. Ihr Vater war Hauptmann unter den Grenadiers de France gewesen und von eben der Kugel erschossen worden, die den Marschall Turenne hinweggerast hatte. Ein sehr merkwürdiger Umstand, der doch bey allen Geschichtschreibern vergebens gesucht wird, ob er gleich dem System der Chiromantisten und Physiognomisten, ingleichen den Meinungen derer sehr nützlich seyn könnte, die an den Einfluß des Mondes und einiger anderen Planeten und Fixsterne zu glauben, für nicht viel weniger, als Religionspflicht halten. Denn der Hauptmann Michel Troughet war ein Jahr später, als Turenne, dieser im ersten Vierteltheile, er im letzteren, Turenne in der Coniunction der Sonne und des Mars, Troughet in ihrer Opposition und noch oben ein im Diagonal-gegenschein der Venus, des Skorpions und des Krebses, geboren, und sahe den Marschall so ähnlich, als ungefehr einem Menschen ein Duran Outang. Dieß alles ungeachtet nahm eine Kugel in einer Sekunde beyde hinweg. Nach dessen Tode lebt ihre Mutter einsam und beschäftigt sich weniger mit neuen Eroberungen,

gen, als mit der Erziehung ihrer Tochter.
 Auch glückt es ihr in dieser Bemühung soweit,
 daß sie dem Kinde mehr Arbeitsamkeit und
 Wirtschaftlichkeit, als schöne Künste ange-
 wöhnt und die dem Frauengemüthe angebohrne
 Eitelkeit wenigstens so weit austrottet, daß Ea-
 ton eine neue Mode ein ganzes Vierteljahr
 durch, mit Gelassenheit erwarten kann und
 nicht eher, als im folgenden Vierteljahre ihre
 heimliche Herzenswünsche, eine so allerliebste
 Mode, wenigstens, ehe sie ablöste, auch zu ha-
 ben, durch Thränen erklärt.

Zwar Tanzen und Musik besitzt sie bey-
 des in einem hohen Grade. Weil solches aber
 nicht durch mühsamen Fleiß und mit Aufwand
 errobene Vorzüge, sondern angebohrne Eigen-
 schaften der Provenzalinnen sind und nicht alle
 Vollkommenheiten der Eaten ausmachen, setzt
 mein Vater sich darüber weg und verliert sich
 im ganzen Ernste in das Wägbdien.

Er selbst wußte nicht gewiß und ich weiß
 es daher noch weniger, wer von beyden, Mut-
 ter, oder Tochter seine aufkeimende Neigung
 zuerst entdeckt hatte. Vielleicht haben beyde
 zugleich sich Vertraulichkeit darüber gemacht,
 und diesen Zufall eben nicht als ein Unglück
 für sich angesehen. Denn die Regierde, alles
 Hien Frankreichs nach einem einzigen bekann-
 ten Modell zu formen, welches, wie man sagt,
 von

von einem grossen Künstler in der Abbtley la Fleche zuerst erfunden seyn soll, hatte damahls schon nicht nur bey der rechtgläubigen Französischen Geistlichkeit, sondern auch bey vielen Grossen und am Hofe des Allerchristlichsten Königs selbst überhand genommen, und man fieng bereits an, denen unbeugsamen Hugenoten das Mittel anzuwenden, welches dreissig Jahre hernach mit dem herrlichsten Erfolge von der Welt, zur Vereinigung der politischen Partheyen in Laputa gebraucht ward. Zwar will ich nicht läugnen, daß dies Recept in Laputa ansehnliche Verbesserungen erhielt, weil sie aber mehr dienten, den Heroismus des Mittels zu erhöhen; So bin ich doch noch der Meinung, daß es auch schon so blos und so gelind, als es von den heiligen Männern und nicht unheiligeren Weibern und Maitressen in Frankreich den Seelenkranken Königen eingezwungen ward von vortreflicher Wirkung seyn müsse.

Madame Trouchet und ihrer Tochter war zwar dieß Recept noch nicht ganz vollständig vorgeschrieben worden; Aber doch hatte ein berühmter Seelenarzt aus Montpellier, der überdieß den unschätzbaren Vortheil hatte, ein Jesuit zu seyn, allerley kleine Vorbereitungsanstalten versucht, die beyden verdamnten Seelen der Mutter und Tochter entweder vor der Hölle zu bewahren, oder wollten sie ja dahin
sah.



Marſchall aus beſonderer Gewogenheit den Urlaub ertheilet, kömmt er in weniger, als vierzehn Tagen an. Mein Vater gehet ihm auf die letzte Poſt entgegen und entdeckt ihm das Geheimniß, welches, wie er ſagte, er bis dahin nur ſeiner Caſton, noch nicht ihrer Mutter offenbaret hatte, von der Anweſenheit des Prinzen, und erſucht ihn in deſſen Nahmen, ſolches ſeiner Tante und Couſine noch zur Zeit zu verheelen. Nun mögten meine wertheſte Zuhörer leicht auf die Gedanken gerathen, mein Vater ſey entweder ein Geher oder ein Zauberer geweſen, oder habe, wie die Portugieſiſche Dame, die ich mit dem Verfaſſer der Europäiſchen Reiſen zugleich in Belem geſprochen habe, zwanzig Meilen in die Ferne ſehen können. Denn außerdem iſt es wohl nicht ſogleich zu erklären, woher er die Zeit der Ankunft des Capitaine ſo genau vorher wiſſen können daß er ihn auf der letzten Poſt ſicher anzutreffen hoffen mögen. Annehmen, daß er acht Tage, oder ſo etwas auf der Route gewartet und im Poſthauſe, oder gegen über logiret und beym Poſtmeiſter ihm die Ankunft des Capitaine Trouchet zu melden, beſtellt habe, heißt annehmen, daß er in eine ſiebenzehnjährige Franzöſin nicht verliebt geweſen ſey, vielleicht auch, daß er der Güte ſeines Prinzen ſich gemißbraucht habe. Weil es nun ohne dieß ſchon ſpät genug iſt, eine ſo langweilige Erzählung abzubrechen; So will ich es ihnen allerſeits überlaſſen, was ſie für ein Erklärungsmitel dieſes Vorſalles anzunehmen belieben wollen,

nur

nur das bitte ich mir aus, wenn es ihnen gefiele, meinem Vater etwas Zauberey zutrauen, sich wenigstens zu erinnern, daß diese hohe Wissenschaft nicht erblich sey.

Viertes Kapitel,

Was in der Zeit, die zwischen diesem vierten und dem vorigen dritten Kapitel verfloßen ist, vorgegangen sey, womit die Gesellschaft bey Herrn Förstern sich unterhalten habe und durch welche Gelegenheit Eölestinens Vater zu seinen Erzählungen wieder zurück gebracht worden sey, alles das wird der geneigte Leser um so viel weniger erfahren, je weniger ich selbst es weiß. Der Verleger dieses Werks bringt mir ein ziemlich unleserliches Manuscript, das mehr einem rohen Entwurfe zu einem Romane aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als einer ausgearbeiteten Doulopädie unserer gegenwärtigen philosophischen Zeiten ähnlich siehet und erzählt mir, wie unglücklich er mit seiner Geschichte des Herrn Redlichs sey. Schon vor zwölf Jahren habe er den ersten Theil von einem Verdienstvollen Gelehrten herausgeben lassen, ohne von der Censur den geringsten Anstoß zu haben. Die Umstände dieses Schriftstellers hätten ihn genöthigt, sein Schreibhandwerk aufzugeben und weil doch das Büchlein hier und da seine Abnehmer, sonderlich unter der Dienerschaft gefunden hätte, als welche in



unfern Tagen auf ihre eigene Verbesserung ungewöhnlichen Fleiß wendete, habe er für dienlich gehalten, bey vorseyender Messe, den zweyten Theil von jemanden hinzufügen zu lassen, in der Hoffnung, daß der erste den zweyten und der zweyte den ersten mit verkaufen sollte. Sein Unstern aber habe ihn an einen Menschen geführt, der allem Ansehen nach nie einen Begriff von einem Buche gehabt, wie es ihm Vortheil auf den Messen abgesetzt werden könnte. Mit einem Worte, er sey jämmerlich hintergangen worden. Zwar ohne seine Schuld. Denn sein neuerwählter Autor habe in einer engen abgelegenen Straße, ganz unter dem Dache, bey einem Hufschmiede zur Miethe gewohnt. Sein Quartier sey von allen den Eitelkeiten, unter denen jedes gute Genie erdrückt zu werden pflegt, rein und unter allen ihm bekannten Wohnungen dem Zimmer des Herrn Dennils am ähnlichsten gewesen, als er schon über ein Jahr aufgehört hatte, Zoltschreiber zu seyn. Auch habe er dem Autor so gleich zweyen Gulden auf die ersten vier Bogen zu Lebensmittel und Schreibmaterialien pränumeriret. Alles sonst sichere Kennzeichen, daß er mit einem achten Sohn des Apollo Pochos zu thun habe. Gleichwohl habe er nachher erfahren, daß dieser Autor nichts weniger, als ein wahrer rechtschaffener Autor sey. Es sey ihm von Leuten, die es gewiß verstanden, von gekörnten Kritikfundigen, die überdieß sich dazu privilegiren lassen, versichert worden,

worden, sein neugedungener Bücherschreiber könnte weder einen Plan machen, noch eine Situation anlegen. Er sey zum Tragischen so ungeschickt, als zum Komischen, unwissend in der Geschichte und Geographie, verdächtig in der Moral, unrein in der Dogmatik und höchstens geschickt, ein Passquill auf einen Kommissionsrath zu schreiben, dessen Standeserhöhung seinem neidischen Herzen etwas ein Dorn gewesen wäre. Nun sey ihm das letzte zwar bedenklich vorgekommen, weil der Herr Kommissionsrath Redlich schon vor zwölf Jahren, von dem Verfasser des ersten Theils zu dieser Würde erhoben worden sey, das erstere alles aber habe er um so viel eher für zuverlässig halten können, da eines Theils die Arbeit seines Zwönguldenautors ihm selbst nicht sonderlich gefallen und andern Theils er immer Mühe und Noth gehabt habe, einen kleinen Bogen Manuskripte herauszupochen. Auch sey er des letztern Punktes halber nicht ganz ohne Corae gewesen, weil er Mühe gehabt, den Titel eines Kommissionsrathes durch die Hochweisheit des Herrn Censors, der doch weder selbst ein Commissionrath gewesen, noch dem Anscheine nach zu dieser Würde sich jemals würde herab gelassen haben, ohne Anstoß durchzubringen. Zu allem Glück sey dieser sein Autor an einem unmaßigen Lachen über denselben Censor erstickt, zwar zu einer Lehre, bey Verlust seines Lebens niemals über einen solchen Censor zu lachen, aber doch auch zu seinem des Verlegers

legers Vortheile. Er habe nach dem zwischen Buchhändlern und Schriftstellern gewöhnlichen Erbgangrechte, sich sogleich aller seiner Papiere bemächtigt und darunter die Bogen gefunden, welche er mir überbrächte, um sie so viel möglich in Ordnung zu legen, leserlich abzuschreiben und alles das, was wider den Staat, wider die Kommissionenräthe, die Censores und die Religion sich darein finden mögte, auszustreichen. Nun habe ich meine gute gewisse Ursachen, warum ich dem Verleger nichts abschlagen kann — dem geneigten Leser liegt nichts an ihnen — und kurz eine Hand wäscht die andere. Also sieng ich an zu lesen, in Ordnung zu legen, durchzustreichen und abzuschreiben. Aus dieser meiner mühseligen Arbeit ist dieß vierte Kapitel und die folgende entstanden, die so wie sie sind vom Wort zu Wort von dem erstickten Autor aufgesetzt sind, wie ich mich darüber durch seine eigene Hand recht freyigen kann. Freylich fehlt es hier und da am Zusammenhange. Die letzte Hand war überhaupt an das Werk noch nicht gelegt. Der erstickte Autor hatte auf allerley Papier, öfters auf kleinen Zetteln geschrieben, davon nur noch die eine Seite leer gewesen war. Die konnte ich nun zur Hälfte brauchen. Was auf der andern Seite stand, hätte ich um aller Welt Wunder willen nicht abschreiben, geschweige zum Drucke befördern mögen, so viele offenbare Anzüglichkeiten wider die Kommissionenräthe und Censores fanden sich darinnen.



darinnen. Was ich der Druckerey übergeben zu lassen, habe wagen können, ist folgendes: Der Kauf zwischen dem Capitaine Trouchet und Madame Trouchet kommt zu Stande. Durch die Vorschriften des Marschalls d'Uxelles werden die königliche Bewilligungen erhalten. Der Capitaine zahlt, meinem Vater über Baufch und Bogen dreißig tausend Livres in Wechseln zu Magdeburg zahlbar. Schon damals also muß Magdeburg eine ansehnliche Handelsstadt gewesen seyn und irren sich diejenige, welche den Grund ihres jetzt so blühenden Commercis in den vermehrten Bestungswerken und erhöhteten Abgaben allein zu finden glauben. Denn als mein Vater Hochzeit hatte, war die Citadelle noch nicht erbauet und die Regie françoise noch nicht angeleat. Der Prinz erhält endlich die Erlaubniß der Faculté, seine Reise fortsetzen zu dürfen und entschließt sich, solche zur See über Italien zu thun. Mein Vater geht deswegen in Gesellschaft seiner Eton, deren Mutter und des Capitaine Trouchet voraus nach Marseille, um ein bequemes und sicheres Schiff auszumachen, die übrigen, um einen Anverwandten zu besuchen, der eine der königl. Galeeren daselbst befehligte. Mein Vater konnte den Austritt nie ohne Lachen erzählen, den er bey diesem Galeerencapitain mit angesehen hatte. Es war eben der gewesen, der sich mit der schönen Nichte des alten Landjunkers aus Niederbretagne verlobt und den dieser um sei-

nen Beystand wider einen Galcerensklaven, der
 et selbst war, angeflehet hatte. Eben dieser Ca-
 pitain hat die Redlichkeit, die Einführung meines
 Vaters, der Madame und der Mademoiselle Trou-
 chet durch einen Algierischen Seeräuber, auf ei-
 ner dazü verabredeten Seeschifferfahrt zu veran-
 stalten. Sie werden alle drei und zwar mit ih-
 ren Wechselbriesen, baarim Gelde und Juwe-
 len genommen. Doch ist der Corsar so ehrlich,
 sie ohne Beschädigung in Livorno ans Land zu
 setzen, von da er seine Reise nach Smyrna, wo-
 hin er von Liverpool bestimmt war, weiter treibt.
 Zween Monate nachher kommt der Prinz auch
 glücklich zu Livorno an. Sie besuchen die Merk-
 würdigkeiten Italiens alle, bis auf den Besuch,
 von dem ihrem Vater öfters versicherte, daß er der
 Mühe, sein Leben zu wagen, nicht verlohnte und
 daß er ihn nie besteigen würde, wenn er auch ohne
 Braut wieder nach Italien kommen sollte; gesetzt,
 daß auch der Sie Calisto, den eine Britische
 Religion geküßelt hätte, an einem Falle sich in
 den Schlachth hinunter zu lassen, lebend wieder
 herausgekommen wäre. Weit besser hatte ihm
 das heil' Vaters Pantoffel gefallen. Von dem
 versicherte er mehr, als einmal, daß es ein recht
 hübscher Pantoffel und weit annehmlicher zu küß-
 sein sey, als die Hand mancher Hofdame. Mein
 Vater hatte diese Ceremonie zwar selbst nicht mit-
 machen können, noch dürfen; Zum ersten war sein
 Stand zu niedrig, zum zweyten seine Caton und
 noch



noch mehr, deren Mutter, zu sehr Huguenotten. Doch hatte er zu wiederholten Malen sie von andern verrichten sehen und pflegte sie allezeit als eine ganz artige Sache zu rühmen, bey deren Vollbringung man den Wuchs seines Körpers, seinen Anstand und den Fleiß, den man auf den Tanzboden angewandt hätte, mit vielem Vortheile zeigen könnte. Wenigstens bestand er darauf, daß das Wunderwerk, wodurch das Blut des heiligen Januarius in Fluß gebracht würde, eine grobe Marktschreyerey, gegen diese seine Römische Etiquette sey und den tiefen Einsichten, den scharfen Augen und den schnellen Fingern der Neapolitaner so wenig Ehre mache, daß er von manchen Taschenspieler in Bayern auf dem platten Lande weit größere Kunststücklein mit mehrerer Behendigkeit und zu ernstlicherer Bewunderung der Zuschauer habe ausführen sehen. Auch glaubte er in Rom bemerkt zu haben, daß die weltbekannte Nachrede von dem Aufsuchen der gestrigen Abendmahlzeit, wie Juvenal sich darüber ausdrückt, größtentheils eine Verklümmung sey, höchstens nur bey dem eminentissimen Stande der Herren Cardinäle einigen Grund habe. In Venedig hatte ihm nichts so merkwürdig geschehen, als die beyden Löwen auf dem Platze des heiligen Markus. Er hatte in den mittäglichen Theilen Frankreichs, auch in Italien, zu Florenz, Genua und Neapolis achte Afrikanische Löwen und Löwinnen gesehen; Aber
D 5 doch



doch hielt er sich überzeugt, daß alle diese in Grausamkeit und Wuth diesen beyden Venetianischen weit nachständen. Ein untrügliches Kennzeichen, meinte er, beydes der übermenschlichen Weisheit und der recht Christlichen Sanftmuth der höchsten Signoria, welche so gar das sonst leblose Metall mit dieser unentbehrlichen Eigenschaft, eines Wesens, das Gewalt über viele hat, zu begaben gewußt hätten. Von den angenehmen Damen und Demoisellen, die zum gemeinen Vergnügen in bezeichneten Straßen und Häusern sich aufhielten, war sein Urtheil bey weitem so vortheilhaft nicht, als der feinere Geschmack einiger deutschen Souverains unserer Zeiten es fällen mögte. Er erzählte öfters, daß es schwarze hagere Geschöpfe, ohne alles Emboupoint, ohne Sorge und von keiner Seite, als höchstens von der Seite der Beweglichkeit, Empfehlungswerth wären. Ein Urtheil, das einer deutschen Person, zumal, wenn sie eine Caton bey sich hat und wenn diese dem Arabischen Mädchén des Herrn Reiske so ziemlich ähnlich war, noch eher verziehen werden mag. In Florenz hatte ihn die geringe Aufmerksamkeit befremdet, welche die mehresten auf die Medicische Venus gewendet hatten. Bey mehreren angestellten Erfahrungen aber hatte er gefunden, daß bey der vorzüglichen Achtung gegen den Antinous, der Maggiordomo nicht ganz mit Unrecht zu seinem Herrn gesagt hatte: *Con licenza, io sono di*

di Fiorenza. Das aber, was er am wenigsten vergeßen konnte und wovon er nie sprach, ohne in einen gewissen Eifer zu kommen, war das Meublement und die Garderobe der Madonna zu Loretto. So wenig er sonst den Türken geneigt war, so gern hätte er ihnen doch die ganze Sammlung von Reichthümern gegonnt, die in der Casa Santa und ihrem Zubehöre verborgen liegen. Er hatte die Meinung, daß die Anhäufung so vieler Schätze ein wahrer Diebstahl wäre, an dem ganzen menschlichen Geschlechte begangen. Vielleicht hatte er hierin einen kleinen Hang zum Presbyterianismus. Das konnte er leiden, daß die öffentliche Bethäuser der Christen mit allen den Bequemlichkeiten versehen seyn sollten, die von den Absichten der Kirchen selbst unzertrennlich sind. Nur damit war er unzufrieden, daß man auch bey den Protestanten große Geldsummen auf den bloßen äußerlichen Zierrath der Kanzeln und Altäre wendete, ohne zu dem wesentlichen derselben, das mindeste beytragen zu wollen. Ich erinnere mich noch, als eine Hofdame, der er eben nicht die gewöhnliche Ursachen zutrauete, welche man sonst bey den Hofdamen, die, wie man sagt, zur Ehre Gottes seinem Hause etwas schenken, zum Voraus zu setzen pflegt, die Hofkirche des Prinzen von N. mit einem dunkelblauen mit Silber reich gestickten Kanzel- und Altarumhang, mit einem silbernen Taufbecken und dergleichen Messgeräthe begabet hatte, daß er nie in diese Kirche gieng,



gieng, oder aus derselben kam, ohne wider diese, wie er glaubte übel angebrachte Freygebigkeit zu eifern. Er hielt dafür, daß durch noch drey oder vier mal so viel ein hinlänglicher Fond hätte können errichtet werden, der jährlich genug abgeworfen hätte, um einen Mann von Gaben und Wissenschaft zum Prediger zu erhalten, statt, daß jetzt bey einer kümmerlichen Besoldung von etwan fünfhundert Gulden, der Herr Schloßpfarrer freylich ein elendes jämmerliches Geschöpf, leer von Theologie, noch leerer von Beredsamkeit, von Geschmack und Menschenverstand am allerleeren; obgleich von Eigenliebe und hömiletischen Slosse darum nicht weniger angefüllt war. Vielleicht klogte er hierli was übertreiben, indem er sich allezeit die unermesslichen Schätze von Voretto und zugleich die äußerste Unwissenheit der damaligen ehrwürdigen Väter vorstellte, deren gleichen, dem Gluttnel sey Dank, unter den Protestanten nicht mehr angekröffen werden. Ueberhaupt hatte er die allgemeine Betrachtung über Itallen gemacht, daß kein Mensch in der Welt Ursache habe, mit der Beständigkeit seiner Tugend sich zu schmeicheln und kein Volk Grund sehe, auf die Dauer seiner Freyheit zu rechnen. Zwo Anmerkungen, deren eine er der stolzen Tadelstüchtigen Tugend gewisset keuscher Frauenzimmer, die andere der brüttischen Nation in seinem letzten Willen, wie er scherzte, hinterlassen wolte. Nach einem fast halbjährigen Aufenhalte in Itallen entschliefte

der



der Prinz von N. sich endlich zur Rückkehr nach Deutschland und langt mit seinem ganzen Gefolge, ohne besonders merkwürdige Zufälle auf dieser Heimreise erlitten zu haben, in N. der Residenzstadt seines Herrn Vaters, des regierenden Herzogs von N. an. Die Moralisten mögen nachdenken und wenn sie nachgedacht haben, sich an einem bequemen Orte, wo alles tödtliche Gewehr bey Seite geschaffet ist, sich unterreden und in oder nach ihrer Unterredung sich vereinigen, wenn unter diesen Geschöpfen eine Vereinigung möglich ist, ob der Prinz von N. mehr sich gestreuet oder mehr sich betrübt habe, da er bey seiner Ankunft, den ganzen Hof in tiefer Trauer, den Leichnam seines Herrn Vaters auf dem Paradebette und sich mit Reden und Complimenten voller Beyleid und Glückwünsche von allen Seelen überschüttet siehet. Auf der einen Seite hätte er einen Vater verlohren und die eingepflanzte kindliche Liebe, von welcher niemand gewiß sagen kann, wer sie eingepflanzt habe und wie es komme, daß sie in so vielen Herzen keine Wurzeln schlägt, wenn sie, wie viele erfahrne Pathologen mit allerley Gründen behaupten und viele andere eben so erfahrne mit nicht besseren Schlüssen widerlegen, von der unveränderlichen Mutter Natur eingepflanzt ist, hätte eine tiefe Betrübniß nicht blos über sein Hochfürstliches Angesicht verbreiten, sondern wohl wirklich in sein durchlauchtigstes Herz, das dieses Vorzuges ungeachtet



geachtet doch hätte menschlich seyn mögen, ein-
graben können. Auf der andern Seite will
man bemerkt haben, daß schon bey Privatperso-
nen das Verzeichniß der Verlaßenschaft, wenn
es eines beträchtlichen Inhaltes ist, die Traurig-
keit um das Absterben auch des geliebtesten Va-
ters mit großer Heilkrast zu mildern pflege. Man
gibt ferner vor, daß alle Reichthümer, welche
eine Privatperson, gesetzt daß sie von der Statt-
halterschaft der Philippinischen Inseln zurück kä-
me und ihre Rechtfertigung nur mit hunderttaus-
send Stück von Achten erkaufft habe, ihren Erben
verlaßen könnte mit dem kleinsten Theile der Vor-
züge nicht zu vergleichen ständen, welche die Macht
eines Regenten und die Landesherrliche Oberho-
heit gewähret. Daraus will man ferner folgern,
daß die Betrübniß eines Erbprinzen, wenn sie
auch nicht weniger aufrichtig wäre, als die Trau-
rigkeit eines Privatkindes, dem sein Vater ab-
gestorben ist, doch unmöglich so dauerhaft seyn
könne. Ich laße alles dieß dahin gestellet seyn.
Denn da mein Vater selbst mir nichts zuverlässi-
ges darüber sagen konnte, er, der doch selbst gegen-
wärtig gewesen war und die nächste Gelegenheit
gehabt hatte, Beobachtungen zu machen und Be-
trachtungen darüber anzustellen; so kann ich
mich noch viel weniger erlauben, weiter etwas
zu thun, als das anzuführen, was mit mein Va-
ter von Warscheinlichkeiten auf beyden Seiten
an die Hand gab.

Der

Der Vater des Prinzen von N. hatte seit einem halben Jahre nicht der besten Gesundheit genossen, wozu nach der Meinung eines auswärtigen Arztes sein drey und siebenzig jähriges Alter etwas mochte beygetragen haben. Des Herzogs Leibärzte hingegen wollten dieß schlechterdings nicht eintäumen, sondern versicherten vielmehr, daß er seiner drey und siebenzig Jahre ungeachtet, noch wenigstens eben so lange, vielleicht auch noch länger hätte leben können, wenn er nicht ein Jahr vor seinem Tode bey einem leichten Anfälle von einem dreysäßigen Fieber sich von einem durchreisenden Englischen Quacksalber, denn er hatte nicht gehörig promoviret gehabt, sich hätte verführen lassen, einige Dosen von der damals sehr verschrieenen Fiebertinde zu nehmen. Dadurch wären alle seine ädle Theile geschwächet, die Verdauung gehindert, der Nervenlast verunreinigt, das Blut verdickt und die Röhren durch welche es lauft, versteinert worden. Außerdem hätten sie sich wohl getrauet, ihn durch ihre heilsame Universalmittel bis zum Tode der Urenkel seiner Unterthanen beym Leben und bey einer blühenden Gesundheit zu erhalten. Ob sie dem Erbprinzen hierdurch einen besondern Gefallen würden erzeiet haben, das wußte mein Vater unter andern auch darum nicht zusagen, weil der Fall nicht vorgekommen war. Wie wenig indeß die Gelehrten in ihren Meinungen einig sind, das wiäte sich auch hier. Der Oberhofprediger und Beichtvater des verstorbenen Her-

Herzog hatte eine ganz andere Ursache des kurzen Lebensziels seines Durchlauchtigsten Seelenschaßleins ausgefunden. Der Herzog hatte vor einem Jahre, von einem seiner Rätthe, einem jungen Manne der in L. in S. seine akademische Jahre zugebracht und hernach einige Reisen nach England gethan hatte, bereden lassen, einem seiner Unterthanen die Heyrath mit seiner verstorbenen Frauen Schwester zu erlauben.

Der Oberhofprediger hatte seiner Pflicht gemäß, öffentlich und heimlich dawider sich gesetzt, er hatte zur Zeit und zur Unzeit dawider geschrieben und geredet und endlich seinen brennenden Eifer für die Ehre Gottes, der hauptsächlich daran gelegen ist, daß die Israelitische Ehegesetze von den Deutschen nicht übertreten werden, so weit getrieben, daß er von allen protestantischen Akademien und von vielen geistlichen Konsistorien Urtheile und Gutachten und zwar, als in einer offenkundigen Amtssache auf Kosten der Kirche hatte einholen lassen, unter welchen zu einer sichern Bestätigung in seiner rechtgläubigen Meinung auch nicht ein einziges wider ihn ausgefallen war.

Dies ungeachtet hatte der verstorbene Herzog den gütigen Eingebungen des Rathes mehr gefolgt und durch ein Kabinettsreskript nicht nur die Ehe gestattet, sondern auch einem an der Gränze wohnenden Priester unmittelbar anbefohlen;

len, die Trauung zu verrichten. Nun war zwar dieß unrechtmäßiger Weise zusammengelommene Ehepaar zu einem augenscheinlichen Beweise der schnellen Gerichte des Himmels im ersten viertheil Jahre ihrer verbotenen Ehe gnug gestraft worden, indem die gewissenlose Weibsperson mit einigen hundert andern unschuldigen Leuten an einer ansteckenden hitzigen Krankheit hatte sterben müssen. Gleichwohl war es billig, daß alle Werkzeuge und Theilnehmer an diesem Gräuel die Folgen ihrer Missethat trügen und daher konnte es nicht wohl anders seyn, als daß der zu nachsehende Herzog das Jahr, worinn er diese Unzulässigkeit zugelassen, durch einen frühzeitigen Tod auch hinweg gerafft wurde.

Dies Urtheil hatte der Oberhosprediger, wie er es aus dem Kabinette des Himmels erhalten, meinem Vater zwar nur im Vertrauen, aber doch in ebenmäßigem Vertrauen, dem ganzen ehrwürdigen Haufen seiner ihm unter geordneten Geistlichkeit eröffnet. Daher war es meinem Vater sehr bedenklich vorgekommen, als er die Leichenpredigt von eben diesem Oberhosprediger gehalten und darin mit angehört hatte, wie der Redner die Frömmigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit seines hochseeligsten Herzas erhoben und nach allen den Anleitungen, welche Plinius mit seinen eilf Collegien davon zurückgelassen, eine Lobrede auf einen Herzog hergelesen hatte, die mit dem

6

nur



nur Tags vorher gefälleten Verdammungsurtheile so wenig übereingestimmt, als eine kurze Absolution mit einem reichen Beichtpfennige.

Nach der Standesmäßigen Verteidigung des Herzogs, tritt der bisherige Prinz von N. die Regierung selbst an, läßt sich, wie zu denen Zeiten es noch Mode war, von seinen Unterthanen huldigen; ihnen die Reversalien über ihre wohlhergebrachte Freyheiten und Vorrechte aushändigen und nimmt sich ernstlich vor, seine Regierung zugleich mit seiner Oekonomie auf einen sichern und ordentlichen Fuß zu setzen.

Zu diesem Ende verschreibt er sich aus der vom Herrn Ludwig Ernst von Faramond entdeckten und der ganzen Welt nach den Graden der Länge und Breite bekannt gemachten Insel, von der er durch einen Matrosen, der aus Atlantis zurückgekommen war, schon vor Faramond Nachricht erhalten hatte, einen Kabinettsminister, dessen ganzes Herz von dem Flämmlein der göttlichen Liebe, zu reden mit dem wohlseeligen Herrn Professor Philippi, sanft durchglühet war, der nichts als Christum kannte und sprach und seine Frömmigkeit, wäre, oder vermeinte so hoch zu steigen wußte, daß er zu unsern Zeiten einen Vorsteher unter den Wundenblutwarmen Kreuzlustvögeln hätte abgeben mögen. Diesem vertraute er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten an

an, unter denen damals ein angetragener Tausch von eines benachbarten Hochgeehrtesten Herrn Veters Majestät über des Herzogs Landeshoheit gegen eine beträchtliche Summe Geldes in Bankgeldeln und Hofobligationen in Bewegung kam.

Seine Finanzen übergiebt er einem erfahrenen Verwalter der bey einigen weitläufigsten Landwirthschaften die Rechenkunst sehr gut begriffen hatte, ziemliche Frömmigkeit besaß und besonders in einem gewissen Sonntagsevangelium fleißig studirte hatte. Dieser hatte sich vorgenommen, schlechterdings als eine Excellenz begraben zu werden und weil seine arithmetische Verdienste dazu nicht hinreichten, so addirte er klüglicher Weise die größere Meriten seiner ganz angeathmeten und belebten Frau hinzu und ließ das ganze Product dem Herrn Kabinetminister, der in Ermangelung eines eigenen Pallastes, in des Hrn. Kammer- und Finanzdirectors Garten den Brunnenn zu trinken pflegte, bey seinen morgendlichen Erquickungsstunden und zwar zur Vermehrung der Erbauung, durch seine Frau vortragen. Hierdurch erhielt er seinen Zweck vollkommener als er gedacht, vielleicht auch gewünscht hatte. Denn der gläubige Herr Kabinetminister fand so viele himmlische Süßigkeit in der Seelenvereinigung mit dieser frommen Tabaca, daß er nicht nur den Titel der Excellenz für ihren Eheherrn erhielt, sondern



dem auch den Herzog zur Stiftung eines neuen Kameralordens beredete.

Da der Orden selbst ausgegangen ist und in allen Nachrichten von Ritterlichen Ehrenzeichen eine Beschreibung desselben vergebens gesucht wird; So ist es der Mühe wohl werth, daß ich eine kleine Schilderung davon mittheile. Der Herr Kabinetminister war selbst der Erfinder davon gewesen, und hatte dem Ansehen nach, alles ausgeben, was bey dem Ritterorden damals am herrlichsten zu finden gewesen war, um seinen neuen Orden damit auszuklaren. Zu der Zeit stand der Orden des goldnen Bließes im höchsten Ansehen. Von diesen das Fell zu nehmen hatte er zwar Bedenken getragen; Aber er hatte das beste Theil, nämlich das Schaaf erwählet, dem das Fell gehöret hatte, vermuthlich mit aus einer Rücksicht auf das Lämmlein; das zu unsern Zeiten aller Väterlein Herrlein heißt und damals unter nicht eben viel anständigeren Namen von ihm und seines gleichen zum selbsterwählten Gottesdienste gemißbrauchet wurde. Dieß Schaf, roh und blutig, lag auf einen schwarzen Andreaskreuz von Dornen geflochten und ward an einem von Gold und Silber gewürkten Bande, nicht etwan auf der Brust; dahin mögen Kriegeritterorden gehören, sondern als ein wahrer Kameralorden, in der Tasche getragen. Der Erfinder hatte zwar bey aller Gelegenheit versichert, daß er blos auf
die

die Unschuld, Gnügsamkeit, Gedult und Sanftmuth eines Kameralisten und auf die dornichten Beschwerlichkeiten der Finanzarbeiten seine Absicht gehabt; Gleichwohl mußte er leiden, daß unterschiedene Hofleute das Sinnbild auf die Verschaffenheit der Bauern und Bürger deuteten, worinn die Accurateße des Herrn Finanzdirektors und sein patriotischer Eifer für den Kammervorrath sie gesetzt hatte. Zumal, da dieser Orden die zu unsern Zeiten den Husaren zum Theile gewordene Umschrift führte: Gieb was du hast und was du nicht hast, gieb auch.

Zum Justizpräsidenten und Kanzelleydirektor ersieht er sich einen Prediger, der aus Eifer für die Gerechtigkeit, welche ihm seine Zuhörer bey Reichung des Zehnten versagt haben mochten, sein Amt niedergelegt und einige Zeit lateinische Schule gehalten hatte. Bey dieser Uebung hatte er eine solche Fertigkeit im Lateine sich erworben, daß er das ganze Landrecht bey müßigen Stunden zum Besten der Einfältigen und Unwissenden in Ulpian's Sprache übergetragen hatte. Seine Bedienung ließ ihm die hierzu erforderliche Muße reichlich. Denn im ganzen Herzogthume N. sind bekannter Maßen die Prozesse kurz und das Ding, das an andern Orten Advokat heißt und vermuthlich zum Heuschreckengeschlechte gehört, gänzlich unbekannt. Mithin hatte er weder Akten zu referiren, noch mühsame Sentenzen zu machen,

sondern die vorkommende Streitigkeiten wurden bey einem mündlichen Verhöre kurz und nach dem Buchstaben des Landrechtes abgethan, so daß der Herr Kanzleydirector außer zween Sitztagen, die übrige Woche nach seiner Willkür anwenden konnte. Zwar mochte bey diesem kurzen und schnellen Verfahren öfters sich ereignen, daß der unrechte Buchstabe des Landrechtes ertappet wurde, das konnte aber den Partheyen wohl einerley seyn, welche bey dem weitläufigsten Betriebe ihrer Rechtshändel, am Ende doch mit einem von entfernten Orten eingeholten Urtheile, weiter nichts, als ein Lotterielos zu erwarten haben.

Die geistlichen Angelegenheiten übergiebt der Herzog einem freundlichen dickbäuchigten Manne, der viele Jahre lang die mühsame Stelle eines Schulkrektors verwaltet, außer diesem unter täglichen Streitigkeiten mit der leichtsinnigen Jugend und den wider die Subordination sich stäubenden übrigen Schullehrern aber noch die kräftige Empfehlung hatte, ein Schwiegersohn von einem der streitbarsten Klopffechter zu seyn, der beydes mit der Stange und den Fäusten öffentliche Schule in den Reichsstädten gehalten hatte. Dieser kam in die Stelle des wenige Tage nach dem Leichenbegängnisse des verstorbenen Herzogs an einer Unverdaulichkeit verschiedenen Oberhofpredigers und führte auch dieß Amt wie das vorige, in einem unaufhörlichen Zwiste mit seinen unter

untergeordneten Predigern und verwaltete die von seinem Amte abhängende geistliche Gelder mit einer Ordnung und Uneigennützigkeit, die seinem nachherigen Nachfolger unnachahmlich vorkam und der zur Einsicht seiner Rechnungen nach seinem Tode niedergesetzten Kommission eine Arbeit von etlichen Jahren verursachte.

Mein Vater behält unter dem Titel eines ersten Kammerdieners den nächsten Zutritt zur Person des Herzogs und erhält zugleich die Aufsicht über den Keller und die Einrichtung der Lustbarkeiten bey Hofe. Seine Besoldung wird im Anfange, Theils aus Neigung des Herzogs, Theils aus Sorglosigkeit meines Vaters, der dreißigtausend Livres für einen unerschöpflichen Schatz mogte gehalten haben, nicht bestimmt, sondern der Herzog giebt ihm von Zeit zu Zeit aus seiner Chatouille so viel und mehr, als er billiger Weise seinem Titel nach erwarten kann, so daß er hiervon und von einigen kleinen Nebeneinkünften, an welchen die Stellen des waren oder eingebildeten Lieblings eines großen Herrn niemals Mangel haben, gar bequem mit seiner Eaton leben kann. Meine Großmutter hatte er gleich im ersten Jahre seiner Verheurathung verlassen und stand er in den Gedanken, sie sey aus Unwillen über einem Geistlichen gestorben, dessen Besuch sie bey vermerkter ihrer Schwachheit sich ausgebeten, der ihn ihr aber abge-

E 4

schla



schlagen hatte, weil sein Schwiegervater gestorben und seine Trauerkleidung noch nicht fertig wäre.

Die Lustbarkeiten des Hofes, welche mein Vater zu veranstalten hat, sind größten Theils kriegerisch. Denn der Herzog hatte an den königlichen Haustruppen des französischen Hofes einen so großen Gefallen gefunden, daß er so viel seine Umstände verstatteten alle Arten derselben nachahmet. Er hält seine Mousquetaires, schwarz und weiß mit Schimmeln und Rappen, seine Karabiniers, seine Dragoner alle wieder unter verschiedenen Abtheilungen Uniformen und Benennungen und weil er weiß, daß allein die Ehre die große Triebfeder des Soldatenstandes ist; So ertheilt er jedem Cornette und jedem Fähndrich den Rang über seine geheime Rådthe. Mein Vater der auf den waren ernstlichen Krieg von seinen eigenen Soldatenaahren her, sich noch etwas versteht, erhält den Auftrag, tüchtige Officier zu allen diesen Corps! Armee anzuschaffen. Diesen Auftrag erfüllet er nach bestem Vermögen, giebt jedem der vier Braven, mit denen er bey Gelegenheit der Du Mesnil in die vorher erwähnte Bekanntschaft gekommen war, eine Kompagnie und macht zu Lieutenants, Cornetten und Fähndrichen junge Leute von guter Hoffnung. Weil es aber doch eines Menschen Werk nicht ist, jedes junge Genie so gleich aus dem Grunde

Gründe kennen zu lernen und richtig zu beurthei-
 len; So mag freylich wohl hier und da ein jun-
 ger Windbeutel mit untergelaufen seyn, der zum
 Steinmetz oder Maurergefellen sich besser, als zum
 Officier geschickt hätte. Dieß fällt nachher mei-
 nem Vater sehr zur Last, indem die benachbarten
 Truppen, so gar die Besatzung der Reichsstadt
 N. die Herzogliche Officier nicht für voll ansehen
 und ihres Umganges bey allen Gelegenheiten auf
 eine sehr merkliche Art sich äußern. Der Her-
 zog, dem dieser nachtheilige Umstand nicht ohne
 Vergrößerungen vorgetragen wird, ist darüber
 höchst empfindlich und setzt meinen Vater von
 seinen bisherigen Geschäften und allen Kriegsan-
 gelegenheiten zu der Einrichtung der Abend- und
 Winterlustbarkeiten herunter. Hier findet mein
 Vater mehr gnädigsten, gnädigen und hochge-
 neigten Beifall. Die Musik ist vollständig,
 der Saal wohl erleuchtet, das Büffet reichlich
 versehen und aller Welt offen. Nicht blos der
 Hof und die Armee, auch die Rottheiers und in-
 sonderheit die Geistlichkeit haben zu den Redou-
 ten und maskirten Bällen freyen Zutritt. Die
 Schönen aus der Stadt in Korsette und Juppon
 finden hier Gelegenheit, die große Welt, welche
 so klein sie an sich seyn möchte, ihnen die Stelle
 der ganzen Welt vertrat, kennen zu lernen und
 neue anständige Manieren an sich zu nehmen.
 Dabey erwirbt mein Vater nicht allein Ehre,
 sondern auch Vortheil. Er besorgt alle Lieferun-
 gen.

gen. Der Decorateur, der Mahler, der Kaufmann hängen von ihm ab und wer von denen nicht zu leben, in seine Gunst sich nicht zu setzen, in ihr sich nicht zu erhalten weiß, den schickt er weiter um die hierzu nöthige Wissenschaften anderwärts zu erlernen. Alles dieß dauerte etliche Jahre, bey deren Ausgang sich eine gewaltsame Katastrophe eräugte. Der Kabinetminister hatte umsonst gebetet, gesungen und in der einsältigsten Unschuld vom Heylande gefaselt.

Des benachbarten Herrn Vitters Majestät hatten indeß durch ganz unsfromme Rätthe ihre Armee verstärkt, ihre Flotte in Stand gesetzt und die Frömmigkeit des ganzen Herzoglichen Kabinetts war in einer Verlegenheit, aus welcher sie nichts, als der zufällige Beystand einer andern benachbarten Macht heraus half, von welcher der Kabinetminister mit gefalteten Händen versicherte, daß nur auf sein und anderer gläubigen Seelen eifriges Gebet, der Herr der die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche, sie zur Hülfe Israels wider den Grimm Nebukadnezars erwecket hätte. Schade war es, daß der Herzog ihm nicht mehr glaubt, sondern anfängt selbst zu sehen, selbst wissen zu wollen und in bloß menschlichen Angelegenheiten auf unmittelbare Beyhülfe der wunderthätigen Fürsicht sich nicht mehr so viel zuverlassen. Er ertheilt dem frommen Staatsmanne seinen Abschied, schickt den Finanzdirektor

rektor von sich, entläßt seine Armee, entsagt sei-
 nen Lustbarkeiten und schränkt meinen Vater auf
 den Gehalt eines wirklichen ersten herzoglichen
 Kammerdieners ein. Um diese Zeit bin ich ihm
 geboren worden. Die Verringerung seiner Ein-
 künfte und der Anwachs seiner Familie hätte
 meinen Vater wohl etwas mehr Wirtschaftlich-
 keit lehren mögen. Denn ich hatte schon eine
 ältere Schwester, die du, sagte er zur Frau För-
 sterin nicht gekannt hast, weil sie bey ihrer gro-
 ßten Niederkunft nebst dem Kinde starb. Allein
 mein Vater war eines reichlichen Hoflebens ge-
 wohnt und alles im Ueberflusse nicht nur zu haben,
 auch zu genießen, war ihm zur andern Natur
 worden. Also ließ er nach wie vor mehr aufges-
 hen, als er jetzt ertragen konnte. Er führte einen
 guten Tisch, trank einen guten Wein, kleidete
 sich über seinen Stand und zu jeder Lustbarkeit,
 sie mochte kosten, was sie wollte, war er der An-
 führer. Meine Mutter gab ihm in allen diesen
 nichts nach. In jeder Mode gab sie den Ton
 an und weil sie eine geborne Französin war, fehlte
 es nicht an eiteln leichtsinnigen Geschöpfen, die
 ihr überall nachzuäffen, für Nothwendigkeit hiel-
 ten. Was sie trug, es mochte so abgeschmackt
 seyn, wie es wollte, es mochte die natürliche Bil-
 dung eines Frauenzimmers aufs schändlichste ver-
 stellen, es mochte über allen Werth kostbar seyn,
 ward von allen bürgerlichen Frauenzimmern, die
 von den Handwerkseuten unterschieden waren,

oder



oder sich unterscheiden zu müssen, glaubten, blindlings nachgetragen. Weil ein zahlreicher Adel bey Hofe und in der Stadt war; So gab meine Mutter sich alle ersinnliche Mühe mit denen auf gleichen Fuße zu stehen. In allen, was sie zuwin- gen konnte und wozu ihr Vermögen, oder die Einkünfte meines Vaters hinreichten, ließ sie dem Adel nichts bedor. Sie nannte sich und ihre Gesellschafterinnen selbst *la petite noblesse* und er- regte durch allen ihren thörichten Aufwand bey dem Adel ein verächtliches Lächeln, bey denen, die zu arm waren, um eben so nährlich üppig zu seyn elenden Neid und bey denen, die aus Freundschaft gegen sie und meinen Vater, ihr Betragen mißbilligten, ehrliches Mitleid. Ich war zu der Zeit zu jung, etwas hiervon einzusehen und ward in meinem achten Jahre von Hause weg, auf die damals und ich glaube noch jetzt berühmte Schule nach L. geschickt, wohin mein Vater selbst mich brachte und bey einem der Präceptoren ins Haus und an den Tisch verding. Noch hatte ich von den Wissenschaften nichts weiter, als deutsch und französisch lesen gelernt, worin Theils mein Vater, Theils die tägliche Übung mich unterrichtet hatten. Zum Reden war ich in beyden Sprachen gleich fertig, wie solches meiner Abkunft nach, nicht wohl anders seyn konnte. Dieß machte mir einen großen Vorzug bey meinem Tischwirth so wohl, als bey meinen Mitschülern, indem zu der Zeit die französische Sprache bey weitem so ge-
mein



mein nicht war, als ich sie jetzt bey meiner Wiederkunft aus den andern Welttheilen gefunden habe. Der Rektor der Schule hingegen, welcher beides ein vortrefflicher Lateiner und ein eifriger Gottesgelehrter war, hätte mich um diesen kleinen zufälligen und von mir selbst nicht erkannten Vorzug lieber gehaßet. Er hielt einmal keine andere Sprache für würdig, daß ein gelehrter Mund sie sprechen sollte, als die lateinische und dann fürchtete er, es stecke, ich weiß nicht was für ein lägerischer Gift in einer Sprache, die Beza und Calvin geredet hatte. Indessen schätzte dieß noch zur Zeit mir so viel nicht, da ich in seiner Klasse nicht saß und er mich für noch viel zu jung hielt, als daß er einigen Irrsaal von mir hätte befürchten sollen. Also lebte ich ein ganzes Jahr hier recht vergnügt. Mein Hausvater war ein freundlicher gütziger Mann, der mit seinen Schülern recht väterlich umgieng und derselben allgemeine Liebe dadurch gewonnen hatte. Zwar war der Rektor nicht eben zum besten mit ihm zufrieden. Er hielt ihn zur Erfüllung seines schweren Amtes für viel zu gelinde und ermahnte ihn öfters in meiner und aller meiner Mitschüler Gegenwart, er sollte, nach den Worten des Sohns Sprach, den Knaben den Hals beugen. Ein Rath, den er der Rektor, vermöge der Erklärungsgründe, die ein berühmter Kinderlehrer Rabbi, wie er sagte, gegeben hätte, gänzlich im Buchstäblichen Verstande nahm und ihn auch solcher

solchergestalt besolale. Denn gemeiniglich, wenn er in die untere Klassen kam, um solche zu visitiren, entfernte er sich nicht eher, bis er einen oder den andern Knaben, der ihm ein Verbrecher schien und der konnte man ihm um ein leichtes scheinen, mit dem Kinn auf die Tafel gestoßen und also seiner Hals in der That gebeuget hatte. Ein Handgriff, von dem er öfters versicherte; daß er die heilsamsten Wirkungen am Leibe und an der Seele der Knaben hervorbrächte. Nun will ich an dem letztern eben nicht zweifeln. Viel viele große Weltweisen jenseits des Ganges, der Meinung sind, daß Ischuren, welches ihnen die selbstständige Weisheit ist; nicht anders, als durch einen Stoß in die menschliche Seele eindringe, auch die tägliche Erfahrung bey dem eigenthümlichsten Geschäfte der Ehre, beym Kriesshandwerke lehrt, daß mancher General durch Rippenstöße und Stockschläge in einen Freykorporal gebracht worden; sey; Was aber die großen Vortheile anlangt, welche dem menschlichen Körper durch diese Art des Nackenbetügens verschaffet werden sollten, darüber hatte der Herr Rektor eine Erfahrung, welche ihn nöthigte, wenigstens eine Ausnahme zu zugestehen. Denn als er einmals auf diese Art an der Vervollkommenung eines Rathsherrnssohnes, dessen Vater Scholarche war, arbeitete, mußte unglücklicher Weise sich es fügen, daß der Junge die Zunge zwischen die Zähne bekam und ihm durch dem nachdrücklichen

lichen Stoß fast ein Zoll von ihr abgequetschet ward. Der Rektor meinte zwar, daß auch dieser Zufall seinen Körper besser gemacht hätte, als er vorhin gewesen wäre, indem er dadurch untüchtig worden, die Zunge hinter seinen Lehrern her, herauszustrecken, welches zuweilen seine Gewohnheit gewesen seyn mochte; Der Vater aber war ganz anderer Meinung und hielt diesen Verlust von einem Zoll Zunge, für ein zu merkliches Nachtheil für einen Sohn, den er von seiner Wiege an, zum Pastor primarius und Senior des geistlichen Ministeriums, in seiner Vaterstadt bestimmt hatte, als daß er denselben so gleichgültig hätte ertragen oder ihn gar, wie der H. Rektor erwartete, mit Dankagung aufnehmen sollen. Vielmehr brachte er durch die Zurückhaltung einer halbjährigen Besoldung, welche er eben in diesem Jahre auszuzahlen hatte und deren Zahlung er unter mancherley andern Vorwände zu verzögern mußte, es endlich dahin, daß der Rektor bey den Worten des Sohns Sprach: Beuge den Knaben den Hals, in seinem Exemplare mit grüner Dinte und Canzellerschrift die Erklärung befügte: Nur dann, wenn der Knabe kein Scholarchensohn ist und die Zunge nicht zwischen den Zähnen hat.

Auch außer dieser Begierde, die Nacken der Jugend zu beugen, hatte der Rektor einige Eigenschaften und Neigungen an sich, welche das



das Ansehen etwas minderten, welches einem Schulmanne so unentbehrlich ist, wenn er sein Amt mit dem ganzen Nutzen führen soll; den die davon erwarten, welche es ihm anvertrauet haben, und die, welche denselben sich bedienen. Außer einer ziemlich heftigen Begierde zu starken Wäffern die ihn öfters überraschte, war die Frau Rektorin im Geschreye, sehr gelehrig und den Wissenschaften so geneigt zu seyn, daß sie sich kein Bedenken machte, von jedermann Unterricht anzunehmen, der es so weit auch nur in Sprachen gebracht hatte, um ihr einen alten lateinischen Schriftsteller aus dem Grunde zu erklären. Der erstere Umstand ward in kurzer Zeit fast allen Schülern bekannt und bey vielen Vorfällen bemerkt. Des letztern bedienten, wie ich aus dem Discurse meines Tischwirthes mit seiner Frau abnahm, nur die aus der ersten Klasse zu ihrem Vorthelle. Einmal erinnere ich mich, daß der Rektor in die Klasse kam, in der ich saß. Mein Tischwirth war zu einer Gevatterschaft über Land verreiset und hatte seine Stunden einem seiner Kollegen aufgetragen. Dieser gab uns also bey der Ankunft des Herrn Rektors Unterricht. Der Rektor mochte entweder sonst einen heimlichen Groll auf ihn haben, oder von den Kräften des Weingeistes zu sehr angefeuert seyn, genug er gerieth auf den Einfall, diesen Schulkollegen in der Art seines Unterrichtes zu tadeln und als dieser mit anscheinender großer Unterwerfung unter seine be-

bessere Einsichten, ihm den Kornelius, den er uns erklärte, in die Hand gab und ihn bat, es besser, als er zu machen, diesen hinterlistigen Antrag zu übernehmen. Er hatte sich aber kaum in die Stellung eines Weisheitsvollen Lehrers gesetzt und wenige Zeilen, gewiß nicht richtiger, als sein Subaltern erklärt; so überfiel ihn ein tiefer Schlaf. Der Kollege setzte also seine Stunde fort und nach deren Verlauf, gieng er in seine Klasse, um seinen Mantel zu hohlen und denn sich nach Hause zu begeben. Nun hatte der Rektor, wie der Zeit unter Schulmännern und Gottesgelehrten es nicht ungewöhnlich war, einen gar ansehnlichen Spigbart und den so, wie er auf beyde Hände sich aufgeleget hatte, über den Tisch hingebreitet. Diesen Umstand nahmen einige leichtfertige Buben von uns bald wahr und beschloßen, sich denselben zu Nuße zu machen. Es war Winter und einer von diesen Muthwilligen eines reichen Seilers Sohn, hatte ich weiß nicht, ob zu dieser, oder einer andern Leichtfertigkeit, oder von ungefähr, einen Klumpen Pech bey sich. Den ließ er am heißen Ofen fast zergehen und klebte sodann des Rektors ausgestreckten Bart, überall so fest auf der Tafel an, als es ihm nur möglich war und so giengen wir, nachdem wir uns allerseits ein brüderliches Stillschweigen versprochen hatten, unsres Weges und verschloßen die Thüre. Zu allem Unglücke, waren die übrigen Stunden in der Schule schon geendigt, so, daß,



daß, da niemand, als der Rektor im Schulgebäude und dieser zwar in dem andern Flügel desselben wohnte, der ganze Vorfall von niemanden bemerkt werden konnte. Die Frau Rektorin war überdies ausgegangen und wie sie des Abends ziemlich spät zu Hause kommt und ihren Eheherrn nicht antrifft, gleichwohl, alle Klassen gewöhnlicher Maßen verschlossen findet, geräth sie auf die Gedanken, er werde, wie er wohl zu thun pflegte zu einem seiner Bekannten in der Vorstadt gegangen seyn, von dem sie aus guten Gründen wußte, daß er ihn vor später Nacht selten von sich ließe. Diese Gelegenheit also bedient sie sich mit dem Präfectus des Chors, einem hübschen ansehnlichen Kerl in der Musik sich zu üben, woran sie sehr viel Geschmack zu finden pflegte. Der wird geholt und der Abend bis um Mitternacht mit Vokal und Instrumentalmusik hingebraucht. Um Mitternacht, da sie von ihren Uebungen etwas ausruhen wollen, erhebt sich plögl. ein Gebrülle, wie das Gebrülle eines Ochsen, der vom Knochenhauer einen falschen Schlag empfangen hat und alle seine Kräfte anwendet, den Strick zu zerreißen, der ihn hält. Sie und der Präfectus erschrecken, sehen sich an, horchen, das Gebrülle wird wiederhol't und immer stärker, so, daß sie endlich nicht zweifeln können, es sey im Schulhause. Es steht dahin, ob einer von beyden, oder alle beyde sich gewagt haben würden, dem Schalle nachzugehen, wenn nicht der auch
im

im Brillen kenntliche Ton der Stimme des
 Direktors sie auf die Gedanken gebracht hätte, er
 müsse der seyn, der sie so erschreckt hatte. So
 bald sie beyde in diesem Schlusse einstimmig sind
 und beyde durch ihn sich überzeugt halten, fallen
 sie auf die nothwendige Ueberlegung, was rath-
 samer sey, entweder daß der Präfectus des Ver-
 dienstes sich theilhaftig mache, seinen Rektor von
 einer Gefahr; denn die mußte wohl vorausgesetzt
 werden, befreiet zu haben, oder daß er still sich
 nach Hause schleiche und der Frau Rektorin und
 ihrer vertrauten Hausmagd die Ausführung des
 Handels allein überlasse. Zwar fehlte es ihm an
 einem Vorwande nicht, der seinen auch noch so
 späten Besuch beym Herrn Rektor gerechtfertigt
 haben würde. Er hatte kurz vorher, als die Frau
 Rektorin ihn rufen lassen, von seinem Vater,
 einem Organisten und Kantor in einem berach-
 terten Flecken, Briefe erhalten, darin dieser ihm
 die Krankheit seiner Mutter berichtete und ihm,
 wenn er ihres letzten Segens theilhaftig zu wer-
 den, Lust hätte, solchen persönlich in Empfang
 zu nehmen, anbefahl. Ein Bewegungsgrund,
 der wichtig genug war, die Erlaubniß zu dieser
 Reise auch noch in später Nacht beym Rektor zu
 suchen und also seine Anwesenheit zu einer so un-
 gewöhnlichen Stunde, selbst bey einem argwöhni-
 schen Manne zu rechtfertigen. Indessen fiel das
 gemeinschaftliche Gutachten doch dahin aus, daß
 der Präfectus nach seiner Wohnung sich begeben



und das Schicksal des Direktors seiner lieben Frau und der Magd allein überlassen sollte.

Diese fanden ihn dann in den kläglichsten Umständen. Er hatte das dritte Theil seines ehrwürdigen Bartes in der ersten Wuth bereits ausgerissen. Nun er aber zu einiger Ueberlegung gekommen war und den unerseßlichen Verlust bedacht hatte, den er an seiner vornehmsten Zierde leiden würde, lag er nur in einem unaufhörlichen Brüllen um Hülfe. Das erste, was seiner Frau einfiel, war die Scheere, das gewöhnliche Werkzeug des Frauenzimmers; jedes zusammengefügte Ding zu trennen. Er verdoppelte aber sein Geschrey bey deren Anblicke und erklärte sich rund heraus, daß er lieber die Köhle, als den Bart sich wollte abschneiden lassen. Also war der beste Rath dießmahl bey der Köchin zu finden, die schnell Anstalt zu warmen Wasser machte und dadurch den Herrn Direktor und dessen Bart aus ihrer Haft loßbrühete.

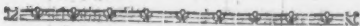
Er war vor Schrecken und Angst so abgemattet gewesen, daß er ohnmächtig hatte müssen zu Bette getragen werden und er hatte einige Tage unter den Händen, Pflastern und Salben des Wundarztes zubringen müssen, ehe er im Stande war, sich öffentlich wieder sehen zu lassen. Aber nun gieng die strengste Untersuchung an. Jeder Schüler in jeder Klasse ward aufs schärfste befragt

befraat. Viele deren Alter es gestattete mußten schwören, sämtliche Schulkollegen wurden ebensmäßig dazu angehalten und weil er, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vornehmlich auf den Scholarchensohn seinen Verdacht geworfen hatte; So konnte es fast nicht fehlen, da dieser von der Angabe so wenig, als von der Ausführung wußte, daß die ganze Untersuchung den Ausgang nahm, den so viele dergleichen Untersuchungen nehmen. Die Sache war geschehen, der Thäter blieb verborgen und die ganze Gmugthuung, welche der Herr Rektor erhielt, bestand in einer bulls in cœna domini, die er gleich dem Papste, eben am grünen Donnerstage feyerlich wider den unbekannten Thäter und seine verfluchte Mitgenossen verkündigte.

Ich bitte meine Zuhörer allseits um Verzeihung, daß ich sie mit einer elenden Schulposse so lange aufgehalten habe. Wie aber die Eindrücke, welche wir in unserer Kindheit bekommen, sich am längsten bey ihrer Lebhaftigkeit erhalten; So ist mir diese Begebenheit, wegen der Angst, die ich während der Untersuchung ausstand, ob ich gleich nur ein unthätiger Zuschauer gewesen war, noch immer so gegenwärtig, daß ich solche nicht auszulassen wußte und wenn ich meine Begebenheiten vor der ansehnlichsten Versammlung des Erdbodens, vor dem Römischen Senat, oder dem Areopagus zu erzählen hätte.

Hier bat der Kommissionsrath seinen künftigen Schwiegervater, sich etwas zu erholen und dieser gewährte ihn dieser Bitte, der die ganze Gesellschaft beytrat, um so viel lieber, da er für einen Mann von seinen Jahren allerdings genug geplaudert hatte. Er steckte also eine frische Pfeife an, trank ein Glas rothen Wein auf einmal aus und so ward der Abend nach Ablauf noch einer Stunde beschloffen, da der Kommissionsrath und Herr Redlich sich von der Gesellschaft trenneten, ersterer seiner Braut insbesondere mit einem etwas unwitzigen Compliment sich empfahl und beyde in ihr Quartier giengen um sich zu Bette legen, welches der geneigte Leser gleichfalls zu thun, Kraft dieser vier Kapitel ohne allen Zweifel geneigt seyn wird.

Ende des vierten Kapitels.



Fünftes Kapitel,

in welchem die Erzählung fortgesetzt wird.

Den folgenden Tag hatte die Gesellschaft ganz früh im Försterischen Gartenhause sich versammelt und nach einigen vorhergegangenen Umständen, an denen dem geneigten Leser nichts gelegen

legen seyn kann, setzte Eölestinens Vater seine Lebensbeschreibung folgender Gestalt fort:

Ich befand mich acht Jahre auf dieser Schule und erhielt von meinen Lehrern das Lob, daß ich einer ihrer fleißigsten Schüler sey. Auch hatte ich in der That es so weit gebracht, daß ich jeden lateinischen Schriftsteller verstehen, diese Sprache reden und schreiben, ja zur Noth, wie man es damals nannte, lateinische Verse machen, das war, die Worte nach ihrem Syllabenmaasse so ordnen konnte, als es nöthig war, wenn das äußerliche Ansehen eines epischen, lyrischen oder elegischen Verses heraus kommen sollte. Uebers dieß hatte ich einige Kenntniß der griechischen Sprache erworben und im ebräischen mit vieler Mühe; denn das wollte mir gar nicht in den Kopf, das alte Testament im Grundtexte zur Noth verstehen lernen. Solchergestalt hielt mein Vater für nöthig und mein Haus- und Tischwirth war gleicher Meinung, mich auf irgend ein berühmtes Gymnasium zu bringen, wo ich zu den höchsten Wissenschaften vorbereitet werden könnte.

Dem zu Folge ward ich in meinem siebenzehnten Jahre nach Stettin auf das dasige Gymnasium gethan, welches zu der Zeit in nicht geringem Ansehen stand, ob gleich dieß Ansehen mehr von den ehemaligen Professoren ererbt, als von den damaligen verdient seyn mochte. Denn



der Rektor war, ich weiß nicht durch welchen Zufall in seiner Jugend in Schwedische Kriegsdienste gerathen und hatte als Unterofficier bey des Obersten Alshenbergs Regimente gestanden. Diese Lebensart hieng ihm, ungeachtet er ein Theologe war, oder seyn wollte, noch so sehr an, daß sein Schritt, sein Blick, seine Sprache und sein Ausdruck überall noch den Korporal verrieth. Nach eben dem Fuße hielt er seine Disziplin, ließ seine Kollegia und behandelte die öffentliche Beschäfte des Gymnasiums so wohl, als seine eigene völlig militärisch. Hierzu kam noch ein gewisser Hang zum Frauenzimmer, der weder geringer noch leckerer war, als er gemeinlich hinter den Markelenderzeiten in den Pargergassen angetroffen zu werden pflegt. Und so hatten wir Lehre und Bepspiel zugleich.

Sein Kollege der Subrektor war ein Philosoph aus Märitimi. Schule nur, etwas ungerathen. Wie Aristoteles wußte er alle Dinge in der Welt in zwey gleiche Theile zu sondern, freylich aber zum öftern so fein, daß nur er den Unterschied verstand. Er hatte eine Logik ganz für sich erfunden und theilte sie seinen Zuhörern nur um des Versuches willen mit, ob noch ein so tiefsinniger Kopf, als der seinige in der Welt sey. Seine Metaphysik gab seiner Logik nichts nach und er verachtete öfters den seligen Scherzer, der nur sieben Argumente in Forma richtig ausgesunden

den hatte, zu beweisen, daß die Todten nicht gestorben wären, da er, nur Professor an einem Gymnasium, sieben mahl sieben Argumente untadelich alle, in einem Abende zum Beweise entdeckte hatte, daß die Verstorbene nie gelebt hätten. Dabey war er nichts minder ein schöner Geist und ein witziger Kopf im höchsten Grade. Er züchtigte gemeiniglich in seinen poetischen Vorlesungen den Horaz daß er so schlechte lyrische Verse gemacht und sich nie die Mühe gegeben hatte, Nappolts Auslegung über sich selbst zu lesen. Ein Buch von dem er außerordentlich viel hielt und von dem er so eingenommen war, daß er kein Bedenken trug, im ganzen Ernste zu behaupten, der König David habe es zu seinem Handbuche gehabt und lediglich aus dieser Ursache wären ihm seine Mahnen so wohl gerathen. Weil er auch als Subrektor die Kirche zu St. Marien in der Lastadie zu besorgen und dieserhalb alle vierzehn Tage eine Predigt in dieser Vorstadt zu halten hatte, ließ er sich diese Gelegenheit nicht entgehen, seine Zuhörer von seiner poetischen Wuth, bey'm Anfange und bey'm Schluß jeder Predigt zu überzeugen. Wie diese seine Verse beschaffen gewesen, läßt sich, denke ich aus vier Stücken derselben beurtheilen, die mir, ich weiß selbst nicht wie im Gedächtniße geblieben sind, so viele Mühe ich mir auch sie mit andern unnützem Zeuge zu vergeßen, gegeben habe:



Unendlich großes Au der Tag ist angebrochen
 Sieh, daß er ja uns nicht im Müßiggang ver-
 streicht.

Besondern daß er uns zum Seelen Heil gereicht
 Du hörest uns gewiß, du hast es ja verspro-
 chen, Amen.

Hierauf bildete er sich so viel ein und machte
 selbst so viel Ruhmens davon, worin ihm denn eini-
 ge gute alte Weiber nach ihren Kräften möglichst
 unterstützten, daß er seinen Kollegen, den Dia-
 konus an der Marienkirche zur Eifersucht über seine
 poetische Gaben und endlich zur Nachahmung
 verführte. Dieser wollte seinem vorstehenden Pa-
 stor, der als Professor überall in dem Ansehen
 eines hochgelehrten Mannes stand, nichts nach-
 geben und schloß daher eine von seinen Pres-
 digni so:

Eisgrate Ewigkeit der Tag ist wieder dein
 Wie tausend andere hast du ihn bald verschlungen
 Dem Gott der Ewigkeit sey tausend Dank
 gesungen.

So wird der todte Tag zum Leben uns gedeihn.
 Alleluja.

Außer



Außer diesen beyden Häuptern des Gymnasiums standen noch fünf Professoren an demselben. Ein Professor der Rechtsgelehrsamkeit, einer der Arzneykunst, einer der Mathematik, einer der Beredsamkeit und einer der orientalischen Sprachen. Der letztere war seiner Stelle wirklich gewachsen. Er hatte eine nicht gemeine Kenntniß der meisten asiatischen und afrikanischen Sprachen, nur war Schade, daß ihm die Gabe, andern das bezubringen, was er selbst wußte gänzlich versagt war. Ueberdies hatte er ungeachtet er verheuratet war, eine ausschweifende Neigung zur Veränderung und als er einmal in eine schöne Kürschneresfrau sich vergafft hatte, gerieth er auf den Einfall, einige Persische und Arimenische Handschriften die er besaß, in Graumwerk binden zu lassen, um Gelegenheit zu erhalten, wie er den Gegenstand seiner Absichten desto öfter zu Gesicht bekommen könnte. Gleichwohl ist dieser Mann mir nicht ganz unnütz gewesen. Denn ob ich um seine Lebensart mich zu bekümmern keine Ursache hatte, Statt wie meine Mitschüler über ihn mich aufzuhalten und ihn bey aller Gelegenheit zu gecken, durch Fleiß und Unverdroßtheit, seine Neigung gewann; So machte ich unter seiner zwar sehr verdrüsslichen, doch aber gründlichen Anleitung keinen geringen Fortgang in der persischen Sprache. Was aber diese auf meinen langen Reisen mir für Dienste gethan hat, werde ich nachher zu erzählen Gelegenheit haben, wenn



wenn ich erstlich zur See gewesen bin. Der Professor der Beredsamkeit war durch Empfehlung des Generals Würz zu dieser Stelle gelangt. Dessen Sohn hatte er in jüngern Jahren im Lesen und Schreiben unterrichtet und der General Würz, der vortreflich von der Vertheidigung einer Festung zu urtheilen und noch besser sie selbst zu vertheidigen, im Stande gewesen seyn mochte, wie solches die vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen von Brandenburg vergeblich unternommene Belagerung beyleben hatte, war dadurch bey den pommerischen Regleruths-räthen in ein solches Ansehen gerathen, daß sie ihm entweder zutraueten, er könne von der Eüchtigkeit seines Hausinformaters zur damals eben erledigten Professurstelle der Eloquenz hinlängliches Urtheil fällen, oder doch Bedenken trugen, einem um das ganze Land so wohl verdienten Manne eine Bitte abzuschlagen. Auf diese Art ward der Herr Informator wirklicher Professor. Er war von Natur stolz, die neue Stelle, hob diesen Stolz zusehends. Sein alter Herr machte ihm Gelegenheit eines Regimentsfeldscheerers Witwe zu heurathen, deren verstorbener Mann als Leibchirurgus bey dem General Wittenberg gestanden hatte und nach dessen Tode mit vier und zwanzig tausend Dukaten aus Pohlen zurück kommen war. Der hatte in Ermangelung leiblicher Kinder und aus vielleicht ungegründeten Widerwillen gegen seine arme Seitenverwandte, seinen ganzen Nach-
laß

laß seiner Wittve zugeeignet und von dieser erhielt der neue Herr Professor diese beträchtliche Summe. Weil er nun solcher Maßen Vermögen genug besaß, seinem Stolz überall ein Gnüge zu leisten; So verachtete er sich schlechthin einen Professor der Beredsamkeit am Stettinischen Gymnasium zu schreiben, sondern er erfand was ehrwürdigeres und unterzeichnete sich so wohl in seinen Briefen und Anschlägen, als in einigen elenden Programmen, deren Aufsetzung er sich doch nicht gänzlich entziehen konnte, wenn die Reihe ihn traf, nicht geringer, als einen von Sr. Königl. Majestät in Schweden und Allerhöchst Dero hochpreißlichen des Herzogthums Pommern hochverordneten Landesregierung privilegierten und approbirtten öffentlichen der Lateinischen und Deutschen Wohltredenheit ordentlichen Lehrer am hochberühmten akademischen Gymnasium der Stadt und Besten Stettin. Dieß ungeachtet war es mit seiner Wissenschaft in beyden Sprachen so elend bestellet, daß unter seinen Zuhörern viele sich fanden, welche den Cornelius Nepos nicht etwan richtiger nachahmten, sondern besser erklärten, als der privilegierte und approbirte Herr öffentliche Lehrer, ob er gleich in dem Verstande dieses Schulbuches, als welches er dem jungen Würz erklärt hatte, seine größte Stärke nicht nur zu besigen vorgab, sondern auch wirklich besaß, indem die übrigen lateinischen Schriftsteller ihm gewiß so unverständlich waren, als einem Mulatten

das



das Lappländische. Bey diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß er nicht öfters ein Gespötte seiner Zuhörer hätte werden sollen. Indessen waren dieß Begebenheiten, die zwischen ihm und diesen so ziemlich verborgen blieben. Auch als ihm einmahl einer seiner Auditoren einen Brief aus dem Cicero, als einen von ihm selbst gefertigten Aufsatz vorlegten und er unverschämt genug war, einige Donatschnitzer hinein zu corrigiren, entstand zwar ein Gemurmel in der Stadt und bey Theils seiner Kollegen, doch blieb es noch so bey'm Gleichen. Als er aber sich unterfieng eine Lobrede auf den großen König Gustav Adolf zu halten und die Unbesonnenheit hatte, solche Drucken zu lassen, ward Lärm.

Denn ein alter Kandidat des heiligen Predigtamtes, der in seiner Jugend etliche Jahre auf einer von der Chursächsischen Fürstenschulen zugebracht und daselbst die beyde ausgestorbene Sprachen der Griechen und Lateiner, wenigstens ihrer Reinigkeit nach, in seine Gewalt gebracht hatte, bemerkte die ganze Menge der unverzeihlichen Soldcisimen, welche der Herr Professor der Wohlredunheit in seinem Panegyrikus verschüttet hatte, mit einer hämischen Sorasalt, in einer kleinen Abhandlung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Grammatik, welche er durch öffentlichen Druck bekant machte und zu noch größerem Aergerniß des gemeinen Wesens, eben diesem

diesem privilegiirten Wohltredner zueignete. Hierdurch kam es so weit, daß den Herren von der Königlichen Regierung die Augen aufgingen und sie bemerken mußten, wie der so genannte Nepos, ein Name, den er zuweilen selbst sich beylegte, an dem er wenigstens, wenn er ihm auch nur zum Spotte gegeben ward, ein nicht geringes Vergnügen fand, ganz und gar an der unrechten Stelle wäre. Deswegen ließen sie, durch einen ihres Mittels ihm unter den Fuß geben, er mögte, da an zeitlichen Gütern es ihm ohnehin nicht mangelte und er also des Unterhaltes wegen zu arbeiten nicht nöthig hatte, seiner Stelle freywillig entsagen. Nun würden sie zwar, ohne eine förmliche Entsetzung von seinem Amte, ihre Absichten hierin niemals erreicht haben. Er war von seinen vorzüglichen Fähigkeiten zu seinem Amte so eingenommen und daß ohne ihr das akademische Gymnasium zu Stettin in die tiefste Barbarey versallen müße, so überzeugt, daß er vermeinten Gewissens halber, zu einer freywilligen Abdankung sich nimmermehr würde verstanden haben. Indessen kamen sie zu ihrem Zwecke auf eine andere Art, die sie zwar nicht gerade zu mogten abgezielt haben, die ihnen aber, da es einmal anders nicht ausfiel, herzlich willkommen war. Der dem Professor der Wohltredtheit, obgleich mit der ersinnlichsten Behutsamkeit und unter dem anständigsten Vorwande, gethane Antrag seiner durch übertriebene Gelehrsamkeit geschwächten

Ge

Gesundheitsumstände zu schonen und er liebte zu weilen mit seinem Hypochonder, als einem untrüglichen Beweise seiner tiefen Wissenschaft und seines übertriebenen Fleißes, von der Seite weg, groß zu thun, dieser Antrag sage ich, gieng ihm so nahe, daß er binnen acht Tagen in ein verzehrendes Fieber fiel und in andern vierzehn Tagen darauf, aus dem gegen seine Verdienste undankbaren Stettin, in die Elbischen Felder sich begab, wo bey einem so unsäglichem Zusammenflusse von Völkern, mithin auch von Sprachen, seine Fehler vielleicht weniger bemerkt worden seyn mögen.

Seine Stelle ward ein Jahr nach meiner Ankunft wieder durch einen Informator besetzt, gerade, als hätte das Schicksaal des Stettinischen Gymnasiums lauter Informatoren zu diesem Amte bestimmt gehabt. Dieser hatte viele Jahre bey dem Generalsuperintendenten in Greifswalde gestanden und war dabey, wo nicht Müd, doch alt worden. Der Generalsuperintendent, der ihn zu keinem Predigtdienste selbst zu keiner Landpfarre tüchtig gefunden hatte, mogte doch geglaubt haben, daß eine Professur am Gymnasium gerade für ihn angemessen sey. Daher hatte er durch sorgfältige Empfehlungen seine Ernennung zu diesem ledigen Professorstuhle bewürkt. Dieser neue Redner mogte sein Unvermögen mehr fühlen, als sein Vorgänger. Deshalb begnügte er

er sich, seine öffentliche Stunde über den Eutropius zu lesen, zu einer Zeit, da er fast sicher seyn konnte, daß er keine Zuhörer haben würde und auf eine Art, die nachher unter dem Titel: *ad modum Minellii* bekannt genug geworden ist. Der Professor der Mathematik war in seiner Jugend mit vielem Anstande und Stücke Vorsechter und erster Kenonist auf der Akademie Jena gewesen. Bey Abschaffung des Pennalismus hatte man ihn einiger unbeträchtlichen Kleinigkeiten halber, die im Studentenleben zu der Zeit häufiger, als zu unsern Zeiten vorgekommen seyn mögen, mit vielen Feyerlichkeiten relegiret. Sein Schicksal hatte ihn hierauf zum General Königsmark geführt, bey dem er einige Jahre, die Stelle eines Stallmeisters, Sekretärs und lustigen Rathes verwaltet hatte. Im Grunde hatte er von den gemeinen Feldmehern einige Handgriffe erlernt und war eben auf Empfehlung des sonst braven Generals Königsmark gebraucht worden, das durch den Westphälischen Frieden der Krone Schweden abgetretene Herzogthum Bremen und Verden auszumessen und in einen Riß zu bringen, aus welchem nachher eine zuverlässige Charte gemacht werden sollte. Der Himmel weiß, wie dieser Riß beschaffen gewesen seyn mag. Denn so viel er selbst auch davon zu rühmen pflegte und so viel er auf das Andenken seiner Verdienste um diese beyde Herzogthümer sich zu gute that; so mußte man doch sehr zuverlässig, daß eben dieses

B

Rißes

Niſes wegen der General Königsmarkt ihn im größten Unwillen fortgejagt und lediglich in Rückſicht auf die Stunden, in denen er ihn zum Laſchen hervogen und was er meifterlich konnte, ſelbſt mit gelachet hatte, ſich hatte bewegen laſſen, ihn an eine Stelle zu bringen, in welche man damals faſt jedermann ſetzte, der ſich nur dazu angab, weil die mathematiſche Wiſſenſchaften zu der Zeit ſelten aus dem praktiſchen Corps der Ingenieurs und Artilleriſten herausgiengen und ein Mann, wie deſſen von Dahlberg ein Wunder ſeiner Zeit und dreyer Königsreiche war.

Alſo war auch der Profeſſor. Seine Unwiſſenheit zu verbergen fehlte es ihm, einem ehemaligen luſtigen Jenaſchen Studenten, und nachherigen kurzweiligen Rathe eines Kriegsheiden, nicht an mancherley Einfällen. Oeffentlich laß er die Geographie. In dieſen ſeinen Vorleſungen machte er den Anfang von den unbekannten Südländern, gieng von denen über Amerika nach Aſien und wollte ſodann durch Afrika und ſeine Wüſteneyen bis zum Vorgebürge der guten Hoffnung gehen, von welchem Haſen er zu Schiffe nach Gibraltar zurück zu kehren und von dieſer Stelle aus Europa zu beſchreiben hoffte. Der Grund, welchen er von dieſer Methode angab, beſtand darin: Europa ſagte er, wäre bekannt genug. Von Aſien und Amerika wiſſte man wenig zuverläßiges. Kaum daß die Küſten
ber

bekannt wären. Afrika wäre noch mehr unentdeckt. Von den Südländern hätte man kaum einige zweifelhafte Vermuthungen ihres Daseyns. Er aber habe bey der Schwedischen Armee Officiers und Gemeline aus allen diesen Ländern in Menge angetroffen. Aus einer Abhandlung, welchen Platz in der gelehrten, wenigstens in der lehrenden Welt er einmal würde auszufüllen haben, hätte er von allen diesen Ausländern die genaueste und zuverlässigste Nachrichten von der Lage, dem Umfange, der natürlichen und politischen Beschaffenheit dieser Länder, der Farbe, der Regierungsgestalt und den Sitten ihrer Einwohner gesammelt. Damit nun diese nicht durch seinen frühzeitigen Tod verlohren giengen, sey es höchstnützlich, daß er eilte, der Welt solche mittelfst seiner Zuhörer bekannt zu machen und die Beschreibung des vorhin schon genug bekannten Europa, bis zu mehrerer Muße zu versparen.

Nun hatte zwar keiner seiner ältesten Zuhörer das Glück gehabt, nur von Amerika etwas bey ihm zu hören. Er war beständig bey den unbekannten Südländern geblieben. Aber auch hatte er mit einer Precision von denen und ihren Einwohnern gesprochen, die kaum dann von ihm zu erwarten gewesen wäre, wenn er seine ganze Lebenszeit unter ihnen zugebracht und vom Anfange mit der Absicht zugleich die Hülfsmittel gehabt hätte, ihr Geograph und Historiograph zu werden.



Auf diese Weise fehlten ihm Zuhörer nicht gänzlich, indem unter einer auch nur mäßigen Anzahl junger Leute, immer einige sich finden, die das Vergnügen, sich eine Stunde vorschwagen zu lassen, dem Vortheile einer arbeitsamen Stunde Unterrichtes vorzuziehen pflegen.

Der Professor der Arzneykunst war ein sehr fehnlicher, belebter Mann. Er hatte ein großes Theil seines Lebens in Fränkisch und Engelland zugebracht und wußte bey jedem Anlaß ein Histörchen, ein Märchen, eine Schurke mit gutem Anstande zu erzählen. Er ritt leidlich, tanzte besser, schoß gewiß und war ein ausgemachter Jäger. Die Natur hatte ihm vorzügliche Empfehlungen an das schöne Geschlecht gegeben, von denen man sagte, daß seit des Bartholomäus Cognioni Zeiten, er der zweyte sey, der dieser besondern Gnade gewürdigt worden. Dieser Vortheile wußte er sich trefflich zu gebrauchen. Er suchte das Glück zu finden und ward gesucht. Seine Absichten giengen aber weniger auf das Vergnügen, als auf den Nutzen. Wo er ein lediges Frauenzimmer, Jungfer, oder Witwe ausspürte, die Vermögen besaß und ihr eigener Herr war, die war seine Sachel. Auf diesem Wege hatte er manche beträchtliche Vortheile gefunden, ehe er in eine Grube gefallen war. Endlich aber als er eine ziemlich bezahlte Witwe hieselbst unter dem Scheine des Heurath um fast zwanzigtausend Tha-

Zahler beschwagt hatte, machte diese Lärm und erhob beim Tribunale in Wismar Klage wider ihn. Nun hatte sie zwar nicht alles so völlig erweisen können, daß es zu seiner Verurtheilung hinreichend seyn mögen, und er konnte selbst mit dem streitigen Gelde die Advokaten reichlich genug bezahlen, um die Entscheidung des Handels bis zum Tode der Kinderlosen Klägerin aufzuhalten. Uebrigens ließ er seine öffentliche Stunde Jahr aus Jahr ein über den Montan vom Geschmacke der Arzneymittel und weil diese Vorlesungen niemand hören wollte, wandte er die übrige Zeit desto völliger zu seinen Ergötzlichkeiten an.

Der Professor der Rechtsgelehrsamkeit war in seiner Jugend Famulus beim Bogislaw Philipp von Chemnitz gewesen und hatte bey demselben das Unglück gehabt mit einer Art von Staatsmännlichkeit, daß ich so mich auszudrücken wage darfs, angesteckt zu werden. Sein Gang, seine Kleidung, seine Wohnung; seine Mobilien, sein Gesicht, sein Umgang, kurz alles was um und an ihm war, verrieth einen gewissen kränklichen Anfall von Staatsklugheit, so daß man ihn zwischen den Hippolyth und den Severinfüglich hätte mitten inne stellen können, wie man das Bild eines entkräfteten Styliten zwischen einem Paare Athleten stellet, wenn man die Absicht hat, die nervichte Stärke dieser mehr zu heben. Wie er nun nichts anders war und nichts anders dachte,



als *raison* und *politique d'etat*; So laß er auch nichts anders, als bergleichen Collegia, zwar aller dings zu unserer, die wir allseits junge Leute, größtentheils in den ersten Anfangsgründen der Sprachen noch nicht fest waren, äußersten Erbauung, aber endlich zum Mißfallen der Königl. chen Regierung, die ihn durch eine eigene dazu niedergelegte Kommission anwies, seinen Zuhörern lieber den Text der Institutionen, oder das Handbuch des Professor Struvs zu erklären, als ihnen die Zeit mit Dingen zu verderben, die unter hundert kaum einer und im gymnastischen Jahren sicher gar keiner nutzen könnte.

Unter diesen Lehrern befand ich mich nebst den meisten meiner Spießgesellen nicht übel. Meistentheils hatten wir allseits so viel Zuschuß von Hause, daß wir anständig leben und jede Ergötzlichkeit mitmachen konnten, die unsere Jahre und unser Stand uns erlaubten. Wir waren von aller Gefährlichkeit nicht nur des Stadtrathes und des Kommendantens, sondern auch so gar der Regierung und des Bismarischen Tribunals befreit. Wir erkannten keinen andern Oberherrn, als, wie das alte Sprüchwort sagt: Gott und das Schwert. Des ersteren Stelle vertrat in unsern und vielleicht auch in seinen Gedanken der Rektor Magnifikus und mit dem letztern waren wir zur Zierde und zum Gebrauche reichlich versehen. Auch wußten wir nach Gelegen-

genheit unsere Schwerdter kühnlich zu ziehen und pflegten sie selten ohne Ehre, das ist, ohne sie mit unserer Feinde Blut gefärbt zu haben, wieder einzustecken.

Diese waren größtentheils die Fährdriche und Fährjunker der Garnison. Eben so jung, wie wir, größtentheils vom Adel, dem Kriege gewidmet und zum Degen berechtigt, waren wir ihnen und sie uns bey jeder Gelegenheit ein Anstoß. In allen öffentlichen Häusern, in den Gärten vor der Stadt, auf den Regelplätzen, sonderlich auf der Lastadie gab es mißvergnügte Gesichter, wenn wir einander antrafen. Diefers übertrafen wir sie an der Zahl und dann giengen wir unbarmherzig mit ihnen um. Denn der Kommandant hatte ihnen den Gebrauch des Seitengewehres wider uns auf Ansuchen unsers getreuen Beschützers, des Rectors, bey Cassation untersagt. Waren sie hingegen zahlreicher; So hatten wir entweder Beystand vom Wirth und seinen Leuten, von den Fischern und Fischerjungen auf der Lastadie, oder wenn wir, um Schläge zu vermeiden beyin ersten Anfange des Scharmüchels mit geschlossenen Gliedern uns vorsichtig zurückzogen, wußten wir unserm Magnifikus von dem Uebermuthe des Soldatenstandes, von unserer Unschuld, von unserer Gedult in Leiden und von der Nothwendigkeit, das akademische Gymnasium durch die Bedrückungen seiner blühenden

Glieder nicht ganz unterdrücken zu lassen, so pathetische Klagen vorzubringen, die er den folgenden Tag dem Kommandanten für sich und Namens des ganzen Kollegiums der Professoren wiederholte, daß sodann der Regimentsauditeur etliche Wochen zu thun hatte, die Schuldigen auszufinden, zu überführen und zu bestrafen.

Denn ehe nicht über die Angeschuldigte eine öffentliche Soldatenstrafe erkannt und vollstreckt war, ließ unser theurer Beschützer nicht nach. Hingegen wenn über uns Klage einlief, dann erkannten wir sein Vaterherz gegen uns. Die ehemaligen pommerschen Herzoge hatten bey Errichtung des Gymnasiums dem Rektor und den Professoren die Gewalt ertheilt, über die Verbrechen der akademischen Gymnasiasten zu richten und die Strafe an ihnen vollstrecken zu lassen. Weil sie ihre Residenz in Stettin selbst gehabt hatten, mochten sie für unnöthig gehalten haben, ausdrücklich mit beizufügen, daß dieß nur auf eigentliche Schulstrafen sich einschränken sollte. Auch konnten sie und ihre Räte sich nicht leicht haben begeben lassen, daß die Professoren diese allen Schullehrern gemeinschaftliche Erlaubniß, auf eine völlige Gerichtsbarkeit hinzuziehen versuchen würden, die ihnen nie förmlich ertheilt war. Auf allen Fall würden die Herzoge von Pommern ihre Befreyungs- und Errichtungsbriefe bald erklärt und dieser Erklärung den erforderlichen Nachdruck geben

geben haben. Alles dieß aber hatte durch den dreißigjährigen Krieg sich geändert. Die Herzöge waren ausgestorben, Stettin an die Krone Schweden gefallen, manche Nachrichten verlohren gegangen; die pommerische herzogliche Råthe todt und bey der Fortdauer des Kriegs manches vorgegangen, versucht, nicht verstanden, nicht geachtet und durchgeseht worden, das nunmehr von dem Rektor und dem Kollegium der Professoren für Recht, uraltes Herkommen und rechtsbewährte Observanz ausgegeben ward.

Nun waren in den Gesetzen des Gymnasiums keine andere Strafen benannt, als die des Carcers und der Relegation. Hieraus folgerte unser liebreicher Rektor Magnificus, daß auch keine andere wider seine Gymnasiasten Statt hätten, das Verbrechen mögte seyn wie es wolle. Auch stand er best in der Meinung und behauptete, sie mit mehr als väterlichem Eifer, daß seine Gymnasiasten, ihr Verbrechen sey, was es wolle, begangen gegen wen und wo es wolle, keine andere Gerichtsbarkeit anerkennen könnten, noch dürften, als allein die seinige, so daß auch keiner andern Obrigkeit frey stehe, der Fall sey welcher er wolle, eher wider selbige zu verfahren, bis er Nachricht davon erhalten, die Sache untersucht und nach seinem Befinden entschieden hätte. Diese Meinung hatte ihn während meines Aufenthaltes in Stettin fast zum Märtyrer der akademisch gymnasiastischen Freyheiten und Vorrechte gemacht.

Ein Gymnasiast, Namens Vandemer, ein Cassube, hatte vorher schon einige Verdrießlichkeiten mit einem Fähndrich vom Urküllschen Regimente, Thorblad, gehabt. Er gehet hernach vor der Hauptwacht vorbey und der daselbst stehende Fähndrich mag ihn seines Bedünkens nicht höflich genug ansehen. Denn daß ihn dieser sonst womit beleidigt hätte, konnte er selbst nicht angeben. Der bloße Blick des Thorblads aber bringt ihn so auf, daß er nicht nur einige Schimpfworte ausstößt, sondern auch den Degen auf den Fähndrich zieht. Dieser entwaффnet ihn zwar leicht, da er eine Muskete ergreift und dem guten Cassuben mit dem Kolben einen Stoß gerade auf den Mund beibringt, der ihm ein halb Duzent seiner besten Zähne raubt und ihn gestreckt zur Erde legt; Dem kommandirenden Hauptmann aber ist dieß Verfahren doch nicht gleichgültig und er läßt also den ohnmächtigen Vandemer in Arrest nehmen. Der Rektor der dieß erfährt und es als einen unerseßlichen Eingriff in seine Vorrechte ansieht, läuft sogleich zum Kommandanten und beschweret sich bey demselben über den Arrest seines Musensohnes aufs heftigste. Der Kommandant ein friedliebender stiller Mann, der in der Welt vor nichts so sehr, als vor Wortzänkerey sich fürchtete, zumal wenn sie in einem schwarzen Kleide zu ihm kam, ob es ihm gleich im freien Felde und unterm Gewehre an Muth keinesweges mangelte, sucht den aufgebrachten Rektor so gut, als möglich

sich zu befänstigen. Er stellet ihm die Vorrechte des Ortes der Hauptwacht; die Unverletzlichkeit des auf seinem Posten gestandenen Fährndrichs, die Größe des Verbrechens, seine eigene Verantwortung, wenn er einen solchen Anfall ungeahndet hingehen ließe und alles mögliche vor, um ihm die Unförmlichkeit seines Begehrens, nachdem er diesen Bandemer sogleich frey und die Untersuchung der Sache, nebst der Bestrafung beyder Partheyen vor sich gezogen wissen wollte, begreiflich zu machen, mag ihm auch wohl unter der Hand versprechen, den Arrestanten, als einen jungen und besonnenen Cassuben, durch seinen eigenen Grevel schon gnug gezüchtigt, demselben Abend unter irgend einem oder keinem Vorwande wieder loszulassen.

Mein Rektor aber durchaus hiermit unzufrieden, bestehet hartnäckig auf seiner Meinung und mag in der Hitze des Gespräches sich entfahren lassen, daß wenn Bandemer selbst ihn den Kommendanten angefallen und ihm ein Paar Ohrfeigen gegeben hätte, ihm doch nicht freyständte, diesen so hoch privilegiirten akademischen Gymnasiasten zu arretiren, oder ihn vor die Kriegsgerichte zu ziehen, sondern er müsse erwarten, ob er der Rektor in einem solchen Falle den Gymnasiasten mit achttägigen Carcer, oder mit der Relagation, als den beyden einzigen Strafen, die wider einen Gymnasiasten Statt hätten, bestrafen

strafen wollte und dieserhalb lediglich sich an ihn wenden.

Der Kommandant, ein sehr gelassener Mann lächelt über diesen unverschämten Antrag, ein bey ihm befindlicher Major aber, ein Obersächse von Geburt und wenn ich den Namen nicht vergessen habe, ein Planitz, reicht ihm gleich, so wie er seine Rede geendigt hat, nicht nur ein Paar achte Soldatenohrfeigen, sondern ergreift ihn auch bey'm Barte, stößt ihn unter vielen Stockschlägen zur Thüre hinaus und wirft ihn die Treppe hinunter. Nun hatte er zwar diesen Fall ohne merklichen Schaden gethan, die unten im Hause häufig sich findende Ordonanzen aber, hatten diese Gelegenheit erwischet und ihn mit Stöcken, Degen, Kolben, Stiefeln und Spornen dermaßen zugerichtet, daß er kaum bis ins nächste Haus kommen und von da sich auf sein Rektoratsgebäude tragen lassen können.

Der Kommandant war mit dieser Hize des Majors äußerst unzufrieden gewesen, oder, welches einerley ist, hatte äußerst unzufrieden geschienen. Der Major hingegen, der nur zum Besuche bey ihm war und unter dem Sternbockischen Regimente, auch bey'm General Rheenskind in gutem Ansehen stand, hatte ihm hoch und theuer versichert, daß er es keinem Soldaten, von welchem Range er sey, heißen wolle, ihm von Ohrfeigen vor-

vorzureden, wenn er nicht einer gleichen Begegnung gewärtigen wollte, hatte aber vom Kommandanten die Lehre erhalten; daß Soldatenehre zwar von seines gleichen beleidigt werden könnte, durch die Grobheiten eines Schulsüchses aber sich niemals ausbringen lassen müsse. Indessen gab dieser Vorfall zu Berichten und Gegenberichten, zum Hin- und Herschreiben, zu allerley Zwistigkeiten, heimlichen Umwegen, Chikanen und dergleichen Dingen Gelegenheit und endlich schloß die ganze Mordgeschichte sich damit daß der gute Bandemer relegiret und sodann unter die Musketiere gestossen, dem Rektor und den Professoren alle ihre vermeinte Gerichtsbarkeit, bloße Schulsachen ausgenommen; entzogen und uns allen in'sgesamt, das Degentragen bey Verlust der rechten Hand verboten, solchergestalt aber dieß damals berühmte Gymnasium in ein Ding verwandelt ward, das wir mit dem Namen einer schlechten Schule belegten und das mir so wenig länger anstand, daß ich vielmehr Abschied nahm und nebst meinem De-gen nach Hause reisete.

Ende des fünften Kapitels.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Sechstes Capitel.

welches keine Ueberschrift hat.

Also gieng ich nach Hause. Mein Vater war zwar mit meiner Ankunft nicht so recht zufrieden.



frieden. Er stand in der Meinung, ein Degen sey kein nothwendiges Mittel, zur Erkenntniß der Wissenschaften zu gelangen. Er wußte entweder den Einfluß nicht, welchen eine gute geschliffene Wollsekklinge, wie wir sie damals führten, auf die Erweiterung des Verstandes hat, oder wollte ihn nicht wissen. So gar hielt er den Degen nicht einmal für ein anständiges Ehrenzeichen eines Studirenden. Eine Feder, oder ein Buch hielt er hierzu schicklicher. Darin ließ er sich nichts einreden. Er habe sagte er, vor diesem von dem Freyherrn von Spanheim den Ursprung des Degentragens wohl gehört. Auf der einen Seite rühre er von dem Ansehen der Leibwächter unter den letzteren byzantinischen Kaysern her. Denen hätten die Staatsminister, ferner die Gerichtsräthe, die eigentliche Hof- und Canzellenbediente und endlich alle eitele Welt gleich seyn wollen. Auf der andern hätte bey den Deutschen zu den Zeiten, da alles Soldat war, auch alles Degen, oder Spieß, oder Keule getragen. Diese Zeiten, diese Sitten, diese Ursachen, diese Absichten wären vorbey. Den Soldaten wäre dieß Ehrenzeichen geblieben, weil es bey denen doch von einigem Nutzen seyn könnte. Dem Adel könnte man sein Schwerdt zum Zeichen seines Ursprunges gönnen. Dem bürgerlichen Stande sey es ganz unnütz und könne bey den Gelehrten weiter nichts als die Begierde anzeigen, den Soldaten im Ansehen gleich zu seyn. Eine Begierde, von der

er, verimuthlich nicht bloß deswegen, weil er selbst Soldat gewesen war, vorgab, daß sie eben keinen sonderlichen Ehrgeiz verriethe. Indessen, wie er fand, daß ich meine Zeit so gar übel nicht angewandt sondern soviel von den Vorbereitungs- wissenschaften begriffen hatte, daß ich mit einiger Hoffnung Akademien besuchen konnte; So ließ er sich endlich meinen jugendlichen Entschluß gefallen und weil es eben gegen den Winter gieng, erlaubte er mir, bis zum Frühjahr zu Hause zu bringen. Doch unter der Bedingung, daß ich nicht nur, das, was ich in Stettin gehört hatte, fleißig wiederholen, sondern auch bey einem Wund- arzte, der sein sonderlicher Freund und ein ungewöhnlich geschickter und erfahrener Mann war, in der Chirurgie Unterricht nehmen sollte. Denn da ich der Arzneykunst mich gewidmet hatte, bestand er hierauf um so viel eifriger, weil er, wie er sagte, aus eigener Erfahrung wußte, wie eine elende Figur der Medikus in tausend Fällen machte, wenn er der Chirurgie unerfahren wäre. Ich ließ mir beydes gefallen und nach den ersten vier- zehn Tagen, die mit einigen Familienbesuchen und kleinen Lustbarkeiten zugebracht wurden, fieng ich mit großem Ernste an, meine Mathema- tik, mein Latein und Griechisch und insonderheit, weil darin alles auf meinen eigenen Fleiß nun- mehro ankommen mußte, mein Persisch zu wie- derholen und meine Erkenntniß darin, so viel möglich zu erweitern und fest zu sehen. Allein
ich



ich ward in diesem Anfange meines Gleißes bald gestöret. Der Herzog, auf dem gewisser Maßen meines Vaters ganzes Glück beruhete, starb plötzlich an einem Schlagflusse. Meiri Vater hatte sich, wenn nicht meine ganze Erhaltung auf Unsers versüßten, doch einen ansehnlichen Beytraag dazu versprochen. Er mochte in einigen freywilligen Verheissungen des Herzogs hierzu Grund gehabt haben. Diese wahrscheinliche Hoffnung war mit ihm todt. Das Land fiel an einen weillsüßigen Agnaten, der bissher das sehr eingeschränkte Glück eines apunagierten deutschen Prinzen genoßen hatte. Alle dessen Bedienten glaubten, der regierende Herzog sey ihnen mit gestorben und wie sie glaubten, so handelten sie. Die Minister und Diener des vorigen Herzogs wurden größtentheils entlassen, oder auf Pension gesetzt, um den neuen Mas zu machen. So gieng es auch meinem Vater. In dessen geschache alles dieß nicht sogleich.

Die Feyerlichkeiten bey der Beerdigung des verstorbenen Herzogs entrißten mich meinem Studiren. Sie waren um so viel ansehnlicher, da er der letzte seiner Linie war. Sein nun zur Regierung gelangter Petit Neveu konnte so viel wohl anwenden, als zu einem prächtigen Leichenbegängnisse seines Lebensvorfahren, der überdieß noch zum größeren Theile sein Erblasser war, erfordert ward. Daher war das Trauergerüste, der Leichenzug, der Sarg, das Gewölbe, der Obelisk,

der

der sein Andenken verewigen sollte und insonderheit der Trauerschmaus prächtig und nach diesem Verhältniße kostbar. Diesem folgte ein solennet Einzug des neuen Herzogs zur förmlichen Huldigung. Zu der mußten die gesammte Landstände an Prälaten, Ritterschoft und Städten in der Residenz zusammen kommen. Man hatte von Seiten des Hofes sich alle Mühe gegeben, in der höchsten Pracht zu erscheinen, derer ein solcher Tag fähig seyn kann. Von Seiten der Stände hatte man die Anstalten dazu vorher erfahren und sich dergestalt darnach eingerichtet, daß der ganze Pomp sehr wohl zusammenstimmte und im Ganzen betrachtet größer und herrlicher war, als ihn das Herzogthum seit den Zeiten seiner ehemaligen heidnischen Könige gesehen hatte. Vielleicht auch größer und herrlicher, als es die Oekonomie der Herzoglichen Rentkammer und das Vermögen des Landes bequem ertragen konnte.

Allen diesen traurigen und freudigen Feyerlichkeiten wohnte ich als ein fremder Zuschauer bey. Mein Vater hatte Gelegenheit gnug, mir überall freyen Eingang zu verschaffen. Weil der Staat des neuen Herzogs noch auf einen festen Fuß nicht gesetzt und die Dienerschaft des verstorbenen noch nicht außer Sold gesetzt war; So hatte der Interimshofmarschall indeß einen sehr zahlreichen so genannten Kammertisch angeordnet, an dem alle Officianten des verstorbenen Herzogs mit allen Officianten und Officiantinnen des neu regierenden zusammen speiseten. An diesem Tische



sche, war ich, als ein Gast, nicht nur unter Bewilligung, sondern auf ausdrückliche Verordnung des an sich sehr gastfreien Interimsmarschalls die Zeit meines Aufenthaltes, mit und dadurch endigte sich mein Fleiß.

Der Herzog war bereits vermählt. Er hatte in seinen jüngern Jahren Frankreich besucht und sich da mit einer Dame, zwar nicht vom höheren, doch von altem französischen Adel heimlich trauen lassen. Nach seines Vaters Tode, erklärte er diese Vermählung öffentlich, zwar zum großen Mißvergnügen seines ganzen Stammhauses; aber doch mit dem Beifalle, aller derer, denen die einnehmenden Eigenschaften und die persönlichen Verdienste seiner ausländischen Gemahlin näher bekannt waren. Man trug sich mit einer Erzählung darüber. Wie die Erklärung seiner Vermählung, zu einem seiner Herren Bettern kam, der mit einer Prinzessin aus einem alten deutschen Fürstlichen Hause vermählt ist, aber nicht eben findet, daß die Ahnen allein die Eigenschaften einer guten Ehegattin ausmachen; So erkundigt er sich über Tafel bey dem deshalb zu ihm gesandten Cavalier nach der Schönheit der Französin und nach dem Betragen des damals noch apanagirten Prinzen mit ihr. Da dieser nicht nur die Wahrheit, sondern auch die Wahrheit von der vortheilhaftesten Seite sagt, wendet er sich zu seiner Gemahlin und spricht: Mein Better hat unrecht

unrecht gethan und ist vergnügt, ich finde, daß ich ihn kaum tadeln darf. Diese hatte Rede hatte zwar das vorige Mißverständniß mit seiner Gemahlin vermehret, aber doch den Beyfall aller derer erworben, die nicht wußten, wie viel zuweisen einem deutschen Fürstenstamme an einer gleichbürtigen Vermählung gelegen seyn kann.

Unter ihrem weiblichen Gefolge hatte die Herzogin eine Kammerjungfer aus Frankreich erhalten, die vorzüglich bey ihr in Gnaden stand und ihrer Schönheit zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als ihrer Gefälligkeit gegen jedermann, ihrer Sanftmuth und ihrer Dienstfertigkeit wegen, von der ganzen Hofstadt bewundert und geliebt wurde. Sogar dem Reide war sie größtentheils entgangen. Denn da sie das Ohr der Herzogin fast allein und gänzlich besaß und die Herzogin bey ihrem Gemahle fast alles durchzubringen vermogte; so wandte sie ihre Macht über der Herzogin Reigungen zu nichts lieber an, als ihren Neidern und Mißgönnern so lange gute Dienste zu thun, bis sie endlich über deren Widerwillen siegte und wenn ja nicht ihre Freundschaft, doch den Hofschein derselben erwarb.

Ihr äußerliches war in der That sehr reizend. Sie war groß, vorzüglich schön gewachsen, wider die Art der meisten Französinen gehörig gebrüstet. Ihre Haut war zart und von einer blendenden



denden Weist, die nur durch den Glanz ihrer Zähne übertroffen ward. Sie hatte ein kleines holdseeliges Gesicht, dem sie aber im Nothfalle so viel Würde zu geben wußte, daß man sie leicht mit Majestät verwechseln konnte. Sie hatte sehr lebhaft schwarze Augen, und dergleichen von Natur gelocktes langes Haar. Ihre Hände waren klein und fleischigt und der Fuß, der Fuß einer vollkommenen Tänzerin. Ihr Mund hatte was uns ausnehmend annehmliches beides im Sprechen und im Lächeln und ich muß bekennen, daß auf allen wenig dergleichen Schönheit angetroffen habe.

Ich war zu der Zeit in meiner ersten Blüte, aber über meine Jahre groß und ansehnlich. Die Fertigkeit in der französischen Sprache gab mir die erste Gelegenheit zu einer näheren Bekanntschaft mit dieser Schönen. Ihrentwegen zog sie mich allen Deutschen vor, mit denen sie so bequem sich nicht unterhalten konnte. Als sie vollends erfuhr, daß meine Mutter eine geborne Französin sey, rechnete sie mich mehr, als halb unter ihre Landsleute und dann währte es nicht lange, daß nicht ich weiß selbst nicht mehr, durch was für genealogische Künste, eine nahe Verwandtschaft zwischen einem ihrer Vorfahren und meiner Aeltermutter entdeckt ward. Zwar entstand hieraus eine nur sehr weitläufige Verwandtschaft zwischen uns. Indessen war ich ihr dießmal von allen ihren Anverwandten der nächste und wahrscheinlich die

die Zeit meines Aufenthaltes über, auch im Ern-
 ste der liebste. Sie machte über die Entdeckung
 unserer Verwandtschaft ein sehr feyerliches Aufhe-
 ben, erklärte solche nicht nur allen Hofleuten förm-
 lich, nannte mich sehr zuversichtlich Cousin, wie
 ich sie Cousine nennen mußte, sondern hatte auch
 Dreuzigkeit genug, der Herzogin diese Verwand-
 schaft als eine unstreitige Wahrheit vorzutragen.
 und unter dem Titel ihres Vetter's, deren beson-
 dern Gnade mich zu empfehlen.

Dieß war nun weder meinem Vater, noch
 mir unangenehm. Er rechnete darauf, durch
 einen so mächtigen Fürspruch entweder seine ver-
 lorne Stelle bey dem regierenden Herzoge bey-
 zubehalten, oder eine andere Hofstelle zu erlangen,
 oder wenigstens eine beträchtliche Pension auszu-
 wirken. Ich machte noch weitläufigere An-
 schläge. Bis junge Leute sind, herzlich in sie
 verliebt war ich. Fehlte es mir gleich an Muth
 zu einer förmlichen Erklärung meiner zärtlichen
 Neigungen, die nicht viel weniger helden-
 mäßig als die Liebe des Haramonds gegen
 seine Rosemunde waren; So war ich doch ge-
 gen mich selbst gut genug gesinn't, um meiner
 neuen Cousine Freundlichkeit für eine Art eines
 Unterpfandes anzusehen, daß sie künftig, wenn
 meine Jahre und Umstände erlaubten, eine Heu-
 rath zu treffen, und mit mehrerem Anstande meine
 Hand ihr anzubieten, solche anzunehmen, eben
 nicht sehr abgeneigt seyn würde. Dann stellte ich



mir' keine schlechtere Aussicht vor, als die eines Leib- und Hofarztes, welche gemeiniglich mit dem Titel eines Herzoglichen Hofrathes, mit einer beträchtlichen Befoldung und mit gar ansehnlichen Nebeneinkünften verbunden war. Nur war meine vornehmste Angelegenheit, einmal ihre Huld, die ich gutherziges Kind zu der Zeit dem Stücke aller Welt vorgezogen hätte, zu erwerben und dann es dahin bey ihr zu bringen, daß sie sich gefallen ließe, einige Jahre zu warten, bis ich mein Studiren geendet und den Titel eines Doctors angenommen hätte. Denn ich war nicht wenig besorgt, daß in der Zeit, da ich auf Universitäten seyn würde, meiner Cousine viele weit vortheilhaftere Gelegenheiten vorkommen mögten, die sie, ohne sich selbst Unrecht zu thun, eines jungen Menschen halber nicht ausschlagen könnte, der jetzt noch nicht den geringsten Grund zu einem Ansprüche auf sie vorgeben konnte.

Woll' ich täglich mit ihr umgelen; denn wir hatten nicht allein gemeinschaftliche Tische, bey der ich neben ihr saß, sondern fast alle Stunden, die sie bey der Herzogin nicht zubringen mußte, war sie meine Gesellschaft und ich gewöhnlich den ganzen Tag auf ihrem Zimmer; So hätte ich leicht einen Anlaß finden können, mein armes kleines Herz vor ihr auszuschütten. Ich war aber zu der Zeit noch so furchtsam und von der Bescheidenheit der großen Helden der Scudery und des

Ealo

Calprenede so eingenommen daß ich mich nicht entschließen konnte, etwas zu wagen, wozu Farasmond und Balamir, Cyrus und Orondates nicht Muth gung besaßen hatten. Mit einem Worte, es fehlte mir an Welt und sie besaß derselben desto mehr.

Mit Löwen und Tigern konnte ich ihrenthalben nicht kämpfen, die fanden in dem nördlichsten Theil Deutschlands sich nicht. Die Turniere waren abgeschafft und ich hatte in meinem Leben keine Lanze brechen sehen. Räuberische Prinzen gab es eben so wenig, wider die ich meiner Cousine bey einer Entführung hätte zu Hülfe kommen und dadurch mir ein Verdienst um sie machen können, das groß genug gewesen wäre, eine Liebeserklärung zu entschuldigen. Also mußte ich mit dem mich befriedigen, worauf so viel andere betrubte Ritter sich ein geschränket hatten, mit Seufzen.

Meine Cousine mochte mein Anliegen aller Wahrscheinlichkeit nach eine gute Zeit eher, als ich selbst entdeckt haben. Es sey nun, wie ich fast noch glaube, daß ihre natürliche Gutherzigkeit ihr nicht erlaubt, mit einem jungen unerfahrenen Menschen darum ihren Spott zu treiben, weil er von ihrer Schönheit sich einnehmen lassen, oder daß sie in der That eine aufrichtige Neigung zu mir empfand, welches zu der Zeit vielleicht sich



wohl so verhalten haben mag; So war ihr Benehmen gegen mich durchgehends sehr leibreich und sie äußerte so viel freundschaftliches Zutrauen zu mir, daß es zuletzt nicht fehlen konnte, ich mußte aufgemuntert werden, ihr meine Neigung zu gestehen.

Einsmals als ich einen ganzen Nachmittag allein bey ihr mit allerley Geschwätze und Tändeleien zugebracht hatte, fragte sie mich, auf welche Akademie ich zu gehen Willens wäre; Ich nannte ihr Jena. Sie hatte aber viel darwider einzuwenden und schlug mir Rostock oder Kiel vor, als welche beyde von meinem Vaterlande so weit nicht entfernt und der Schlägereyen und der wilden Lebensart wegen nicht so beschrieen wären, als zu der Zeit Jena war. Nun schien dieß in meinen Augen ein bloßer Vorwand zu seyn, indem Rostock damals so ganz ohne Zucht und Sitten war, als nur je eine Universität gewesen seyn mag und die Abwesenheit vom Vaterlande, bey ihrem eigenen Beyspiele, keinen Grund abgeben konnte. Daher nahm ich Gelegenheit, ihr einen kleinen Plan von meinem künftigen Leben zu entwerfen. Ich mußte sagte ich, die Akademie Jena deswegen vorziehen, weil die Arzneykunst, der ich mich gewidmet hätte, da im besten Florde stände. Könnte ich mit dem Titel eines Doctors nach drey Jahren zurückkehren und das Vermögen meines Vaters wollte mir diesen Vortheil erlauben; So wäre ich sehr geneigt, ein Paar Jahre in

in Leiden und in Paris zuzubringen, um sonderlich am letzteren Orte im Hotel de Dieu in kurzer Zeit mehr Erfahrung zu erlangen, als ich in einer kleineren Stadt, bey einer geringeren Anzahl Patienten in vielen Jahren nicht erwerben könnte. Alsdann mußte ich meinem glücklichen Schicksale überlassen, ob mir solches in meinem Vaterlande, oder sonst irgend wo einen besten Sitz zubereiten wollte.

Durch ihre Frage, ob es mir dann völlig gleichgültig sey, in meinem Vaterlande, oder auswärts mein Leben hinzubringen, gab sie mir Gelegenheit, das Ansehen meines Herzens ihr mit Furcht und Zittern zu eröffnen. Ich bekannte ihr, als hätte ich ein großes Verbrechen begangen, an einem hübschen Mägdchen Wohlgefallen zu finden, mit einer unsäglichen Angstlichkeit, daß mir jedes Land und jede Lebensart gleichgültig seyn würde, wenn sie nur von ihr mich nicht trenneten. Ich breitete meine ganzen Plan vor ihr aus und ward endlich bey ihrem Stillschweigen und anscheinender Gelassenheit, dreust genug, von ihr zu verlangen, daß sie, da unsre Jahre beyderseits einen solchen Verzug erlaubten, so lange wenigstens unverheurathet bleiben möchte, bis ich von Universitäten wieder zurück käme.

Sie sieng nachdem ich schwieg, auf eine Mittellart zwischen Spott und Mitleiden an zu lächeln und fragte mich, ob mein Vater um meinen Antrag wisse. Dies verneinte ich zuversichtlich,



lich, wie ich auch mit gutem Gewissen konnte. Denn wenn gleich von meinem Vater ich zuweilen einen abgebrochenen Ausdruck aufgefaßt hatte, der an seiner Einwilligung mich eben nicht zweifeln ließ; So hatte ich doch weder ihm von meinem Vorsatz eine förmliche Eröffnung gemacht, noch hatte er weiter über eine solche Sache gegen mich sich herausgelassen, wahrscheinlich, weil er bey meiner Jugend zwar Unbesonnenheit gnug, aber nicht Dreustigkeit vermuthet hätte, auf eine ernstliche Art an ein Frauenzimmer mich zu wagen, das vom ganzen Hofe fast angebetet ward und nach allen Ansichten zu weit ansehnlichen Hofnungen berechtigt war, als ihr ein junger Mensch von meinen Jahren und Umständen veranlassen konnte.

Meine Cousine nahm hierauf ein ernsthaftes Gesicht an und ermahnete mich in einem sehr freundschaftlichen Tone, eine Sache von dieser Wichtigkeit vor allen Dingen mit meinem Vater zu überlegen. Ihr sey, sagte sie nicht unbekannt, wie schnell die Leidenschaften der Liebe insonderheit in einem jungen Herzen entstehen und zu welcher gefährlichen Höhe sie steigen könnten, wenn ihr nicht in Zeiten gehörige Gränzen gesetzt würden. Junge Mannspersonen hielten gemeiniglich jedes Mädchen, das ihnen zuerst gefiele, für vollkommen und so feurig die erste Liebe zu seyn pflegte, so unbesonnen pflegte sie gemeiniglich auch zu seyn. Sie wisse mir zwar Dank für meinen Antrag, so
viel

so viel Unbedachtsamkeit damit vermischet wäre, sie wolte nicht läugnen, daß meine sittsame Gemüthsbeschaffenheit ihr, seit ihrer Bekanntschaft mit mir, nicht mißfallen hätte, mein Aeußerliches, worauf kluge Leute bey der Heurath allerdings auch zu sehen hätten, wäre jetzt erträglich und gäbe die Hoffnung, daß es mit zunehmenden Jahren vortheilhaft werden könnte, ich würde aber so viel bey allem Feuer meiner Leidenschaft wohl einsehen, daß es ein sehr ungewisses Vorhaben sey, ein Mädchen etliche Jahre auf sich warten lassen zu wollen, obne versichert zu seyn, daß nicht tausend andere Gegenstände indeßen ihr Andenken auslöschen und im Gegentheil, weil es scheinen könne, als wolte sie durch diese Anmerkung nur meine Beständigkeit auffordern, auch die Gefahr zu laufen, daß ihr viele andere vortheilhaftere oder angenehmere Vorschläge gethan würden, von denen sie, eines zweifelhaften Falles wegen abzuhalten, eine nicht geringe Ungerechtigkeit seyn würde.

Außerdem mögte ich bedenken, daß sie der besondern Gnade der Herzogin ungeachtet doch den Vorsatz, dermahleinst in ihr Vaterland zurückzukehren nicht gänzlich aufgegeben hätte. Sie habe da noch ansehnliche Verwandten und von denen beträchtliche Hoffnungen. Alles dieß müße sie aufopfern, wenn sie einen Deutschen und gar einen Protestanten heurathete. Sie selbst war Katholisch. Nirgend sey die geringste Warscheinlichkeit, daß ihr dieser Verlust irgend wodurch, in
Deutsche



Deutschland werde ersetzt worden. Wenn sie also auch völlig geneigt wäre, mich zu heurathen; So wäre diese Neigung, die sie doch jetzt nicht hätte, ihrer Einsicht nach, überall mit so vielen Schwierigkeiten umgeben, deren Werth mein Vater mir besser, als sie zu erkennen geben würde. Sie hege wirklich viel wahrer Freundschaft gegen mich, sonst würde sie nicht mit so vieler Offenherzigkeit über eine zwischen zweien so jungen ledigen Personen beyderley Geschlechtes nicht eben zum schicklichsten abzuhandelnde Materie sich herausgelassen haben. Sie sey erbditig mir alle Gefälligkeiten zu erzeigen, die in ihren Kräften ständen und alles, was sie bey der Herzogin gölte und vermögte, gern anzuwenden, um meinem Vater und mir in jeder andern Absicht gute Dienste zu leisten. Nur auf diesen Antrag konnte ich billiger Weise gar keine Antwort von ihr verlangen, ehe ich nicht mit meinem Vater davon gesprochen und dessen Meinung ihr eröffnet hätte. Zugleich verbot sie mir bey dem gänzlichen Verluste ihrer Freundschaft, die sie außerdem mir nochmals zusicherte, diesen Tag ihr von diesem Antrag kein Wort weiter zu sagen, brach gleich ab und unterhielt mich mit tausend andern Dingen, die mir kaum Zeit ließen, meine eigene Beschämung und die elende Figur zu merken, die ich bey meinem ersten Liebesantrage gemacht hatte.

Wie ich endlich bey spätem Abende von ihr gieng, überlegte ich unterwegs sorgfältig, ob ich ihrem



ihrem Rathe folgen und meinem Vater mein großes Geheimniß entdecken, oder in der Hoffnung, sie nach und nach doch noch zu gewinnen, meine Verschwiegenheit länger beobachten sollte. Auf der einen Seite schien ich besondere Ehre erwerben zu können, wenn ich eine solche wichtige Eroberung allein und ohne jemandes Beihilfe auszuführen im Stande wäre. Auch, wenn es mit in meinen Absichten ja mißglückte, hätte ich meines mißlungenen Anschlages keine Zeugen. Auf der andern hatte ich den ernstlichen Befehl meiner angebeteten Cousine vor mir, den zu übertreten ich für mehr als Todssünde hielt und ihn weit höher, als die Pflichten gegen meinen Vater oder die Ermahnungen des gemeinen guten Menschenverstandes in Anschlag brachte, daß ich in der Erfahrung meines mich liebenden und von Leidenschaften hier in freyen Vaters klügern Rath finden sollte, als ich ihn von meiner Jugend und von meiner Liebe zu einem schönen Mädchen erwarten könnte. Und so entschloß ich mich, meinem Vater Eröffnung von allem zu thun mit dem sehr natürlichen Vorbehalte, Falles er meine Absichten und Verfahren nicht überall billigte und meiner Liebe im geringsten entgegen wäre, Kraft der zwischen Kindern und Aeltern angeborenen natürlichen Liebe und im vierten Gebote gegründeten Folgsamkeit, meine Entschlüsse für mich zu nehmen und meinen eignen Einsichten weislich zu folgen.



Einem Theil meines Entschlusses setzte ich diesen Abend noch ins Werk. Ich erzählte meinem Vater alle Gründe, die ich hatte, eine heimliche Neigung bey meiner schönen Cousine zum voraus zu setzen. Ich mahlte ihm ein großes Glück vor, das auf ihn wartete und mir nicht entgehen könnte, wenn er zwar nicht eben so gleich zu einer Verbindung, denn die schien selbst mir doch um etwas noch zu frühzeitig, gleichwohl zu einer Verlobung auf Zeithin, oder wie die Kaufleute zu reden pflegen, auf Sicht, zu ertheilen sich bewegen ließe. Es fehlte nicht viel, ich hätte von ihm verlangt, er sollte diesen späten Abend längstens mit anbrechenden Tage mit mir zu meiner Schönen gehen und sein Glück durch das meinige unterstützen.

Daher verdroß es Anfangs mich nicht wenig, als mein Vater mir zuverstehen gab, meine Cousine wäre zwar klüger, als ich, aber gar nicht in mich verliebt. Wie es ihm vorkäme, hätte sie nur Mitleiden mit meiner jugendlichen Thorheit und wolle sich vorher versichern, ob mein Antrag aus meinem eigenen weisen Hirne herrührete, oder ob er, mein Vater selbst gnug alter Thor sey, daran Theil zu nehmen. Im ersteren Falle könnte es seyn, daß sie mich nur mit Spott bestrafte, nähme er hingegen Theil, so würde sie wahrscheinlicher Weise nicht anstehen, an ihm und mir sich empfindlicher zu rächen. Ich sollte Gedult haben, er wolle Gelegenheit suchen, meine Ausschweifun-

gen bey meiner Cousine selbst zu entschuldigen und wenn unglücklicher Weise er hierin keinen guten Fortgang haben würde, wäre weiter nichts übrig, als daß ich in möglichster Eifertigkeit und größter Stille nach Universitäten gieng.

Ich that alles, was in meinen Kräften war, um ihm dieselbe Ueberzeugung, die ich, wenn nicht von ihrer Liebe, doch von ihrer Freundschaft hatte, auch zu geben. Ich wollte ihm nach den Regeln der Rhetorik den schnellen Uebergang von dieser zu jener, zwischen jungen Personen beyderley Geschlechts, beredsamlich erklären und war eben im Begriffe meinen Eingang dazu von der Unmöglichkeit der platonischen Liebe zu machen, wie denn die schöne aphtonianische Ehre mich noch dauert, welche ich halb und halb in meinem Kopfe schon entworfen hatte. Er ließ mich aber nicht wieder zum Worte kommen, sondern rieth mir etwas ernstlich, zu Bette zu gehen und ihn in Freyheit zu lassen, daß er die Sache näher überlegen könnte.

Hier war ich völlig in dem Falle, in welchem mancher großer Staatsmann ist, dem sein Monarch nicht zu raisonniren gebietet. Ich gehorchte mit dem möglichsten Aufheine einer gelassenen Unterwürfigkeit und begab mich auf meine Stube. Was ich aber da für spanische Schritte machte und für spanische Schläger bey jedem Schritte



Schritte gründete und beym andern wieder niederriß, das wollte ich, daß ich jetzt noch im Stande wäre; genau zu erzählen, ich bin sicher, daß niemand die Verwirrung meiner thörichtesten Einfälle ohne Lachen würde anhören können. Endlich legte ich mich zu Bette und beschloß, weil mein Verstand nirgend hinreichen wollte, eine hinlängliche Auskunft mir zu zeigen, mich gänzlich meinem Schicksale zu überlassen. Ein Entschluß, von dem ich jetzt noch glaube, daß er der weiseste gewesen, den ich zu der Zeit und in denen Umständen den nur fassen können.

Des folgenden Morgens hatte meine Geduld ein Ende. Ohne meinem Vater ein Wort zu sagen machte ich mich gepußt, wie möglich, eben so traurig und noch mehr, wenn es seyn kann verliedt zu meiner Cousine und eröffnete ihr, was sie mir an den Augen ansehen konnte und, wie ihr etwas böhnisches Lächeln verrieth, wirklich ansah, die Antwort, die mein Vater auf meine treuherrige Entdeckung mir gegeben hatte. Ich erwartete, daß sie mich trösten, oder mit Verspottung abweisen sollte, ich hatte mich aber zu meiner grossen Verwirrung geirret. Sie blieb bey ihrer gelassenen Mine und versicherte mir, sie würde gern sehen, wenn mein Vater mit ihr von der Sache zu sprechen sich gefallen ließe. Hierauf durfte sie nun nicht lange warten. Denn mein Vater der kurz nach mir aufgestanden war und mein frühzeitiges

tiges Ausgehen, aller meiner dabey gethommenen Vorsicht ungeachtet bemerkt hatte, hatte sich sogleich gekleidet und kam zu uns, da ich seiner mich am wenigsten versah.

Diese Ankunft gab mir eine sehr wunderliche Gestalt. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich dießmahl nicht gegenwärtig gewesen wäre. Ich versuchte, mich zu entfernen, meine Cousine besah mir aber da zu bleiben und als mein Vater zögerte, die Unterredung auf meinen Antrag zu lenken, that sie es selbst. Zu meiner äußersten Bestürzung bekannte sie meinem Vater, daß sie ihren Kopf darauf gesetzt hätte, mit der Zeit mich zu ihrem Manne zu machen. Meine Gemüthsart hielt sie dafür, schicke unter den tausenden, die sie bey Hofe und auf Reisen zu erforschen Gelegenheit gehabt, für die ihrige sich am besten. Meine Jahre wären den ihrigen sogleich, als es bey einer Aussicht auf eine dauerhafte verträgliche Ehe erfordert werden könnte. Mein Aeußerliches wäre ihr genug gefällig. Nur käme es auf eine zureichende Einrichtung meiner Glücksumstände an. Sie wäre gar nicht abgeneigt, solche abzuwarten und ihrer Seits, so viel sie könne dazu beizutragen. Auf Universitäten müßte ich gehen. Drey Jahre wären dazu hinlänglich. Es solle ihr nicht fehlen, eine beträchtliche Unterstützung bey der Herzogin auszuwirken. Sodann hielte sie dafür würde ich weißlich handeln, wenn ich, wie ich dessen



mich schon gedauert hätte, auf einige Zeit nach Frankreich begäbe. Sie hätte nahe und sehr reiche Verwandte in Rouen und Blois. Von denen könne sie zwar nicht erben, sie erhielte aber nicht nur von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke von ihnen, sondern wäre auch versichert, daß sie ihr keine Gefälligkeit abschlagen würden, welche sie zu meinem Vortheil von ihnen verlangte. Käme ich zurück und die Umstände des Hofes wären noch die jetzigen, würde es ihr an Mitteln nicht man- geln, durch den Fürspruch der Herzogin mich beym Lande, beym Hofe, wenigstens bey der Person der Herzogin in einem Etablissement anzubringen. Dann könnte eine Verbindung zwischen uns weder zu früh, noch unanständig scheinen, noch so weit menschliche Bedächtlichkeit reichete, unsicher seyn. Bis dahin wolle sie freywillig sich anheischig ma- chen, unverheurathet zu bleiben, ohne doch eben- gezwungen zu seyn, nach Ablauf der Zeit schlechter- dings mich zu heirathen, ob es ihr gleich nahe- gehen würde, wenn ich durch meine Ausübung sie zwänge, von dieser Bedingung Gebrauch zu- machen. Mein Vater mußte ihrem gänzen Be- zeigen nach wohl glauben, daß es ihr Ernst sey, und nahm daher diesen Antrag mit dem höflichen Anstande eines alten Hofmannes auf, schüttelte sich in schicklichen Danksayungen aus, und schloß mit sehr väterlichen Ermahnungen an mich, daß ich ein Glück nicht verschmerzen mögte, von dem es- ungewiß bliebe, ob sich durch die eifrigste Be-
mühun-



mühungen meinen Pflichten und seinen Wünschen Gnüge zu thun, jemals würde verdienen können.

Nun war ich unsäglich froh, so froh, daß meine Cousine mir alle Augenblicke einreden mußte, mich zusammen zu fassen und durch eine ausschweifende Freude eine Verabredung nicht zu verrathen, die noch etliche Jahre ein Geheimniß bleiben sollte. Zugleich gab sie mir die Regel, in meinem Betragen gegen sie nichts zu ändern, weil der geringste Anschein von einer zu großen Vertraulichkeit gegen sie, ihr gegenwärtiges Glück schmälern könne, mein zukünftiges aber ganz sicher verhindern müsse.

Solchergestalt ward von allen Seiten das feyerlichste Geheimniß gelobet und weil sie darauf bestand, daß meine Abreise nach Universitäten so bald als möglich geschehen sollte, eilte mein Vater, der hierin völlig mit ihr einstimmete, nach aller Möglichkeit, meine Equipage einzurichten. Die war an Kleidern und Wäsche über meinen Stand. Er hatte mir jährlich zu meinem Unterhalte auf Akademien vierhundert Thaler ausgezahlt. Von der Herzogin erhielt ich die Versicherung eines jährlichen Gnadengeschenktes von zweyhundert Thalern und der Herzog, bey dem ich die Gnade hatte, mich beurlauben zu dürfen, machte mir ein Geschenk von hundert Dukaten.



Meine Abreise war binnen acht Tagen angelegt. Bei dieser Zeit am meisten zugebracht, brauche ich nicht zu sagen und den herzlich schmerzlichen Abschied zu erzählen, werden meine Zuhörer mir gern erlassen. Ich denke, es ist so gar schwer nicht einen verliebten irrenden Ritter von siebenzehn Jahren und etwas darüber in seiner ganzen beständigen Herrlichkeit sich vorzustellen.

Ich gieng also mit der Post von jener Vaterstadt ab auf Jura und die Veränderung der Gegenstände minderte meine Traurigkeit gleich dem ersten Tag beträchtlich. Diesen Tag war ich allein auf den ersten beyden Stationen. Des Abends aber fand in Segeberg noch ein Passagier sich ein, der nach Hamburg und von da nach Amsterdam wollte. Er war ein Mann, dem Ansehen nach von mittlern Alter, hatte aber schneeweiße krause Haare, die, wenn man seine glatte Haut, seine munteren Augen und seine lebhaften Zugewandte sah, ihn den ältesten Greisen würde begreiffen haben. Sein Anzug war auf keine Weise glänzend aber kostbar und doch einfach. Die Jahreszeit, es war in den Fasten und noch harter Frost verlangte untermogens einen guten Pelz. Ich war mit einer weißen Bärenhaut versehen, ich machte mir aber keinen geringen Begriff von seinem Reichthume, als ich im Posthause ehe er aufstieg, wahrnahm, daß er einen Pelz von den feinsten ganz schwarzen sibirischen Zobeln zur Reise trug und darunter ein Kleid

war

zwar von einer sehr bescheidenen Farbe, doch vom
 reinsten genuessischen Sammet hatte. Reisegefell-
 schaft macht schnelle Bekanntschaft. Er fragte
 nach dem Orte meiner Bestimmung, nach meinem
 Vaterlande, Herkunft und Absichten. Da er
 hörte, daß ich der Arzneykunst mich ergeben wollte;
 billigte er mein Vorhaben sehr. Et hätte, sagte
 er, in seiner Jugend viel und gern in medicini-
 schen Büchern gelesen. Zwar wäre er nachher da-
 von wieder abgekommen, er hielt aber diese Wis-
 senschaft höher, als irgend eine andere menschliche
 Scienz. Auch glaube er voraus zu sehen und
 kühnlich weisagen zu können, daß so wenig aus-
 gearbeitet sie jetzt noch sey, zu so einem hohen Gra-
 de der Vollkommenheit würde sie in dem nächsten
 Jahrhunderte steigen und durch sie würde zugleich
 allen andern Wissenschaften ein helleres Licht an-
 gezündet und wenigstens eine mehrere Freyheit ver-
 schaffet werden. Ich ließ einige Neugier blicken;
 seinen Stand zu wissen. Er antwortete garz un-
 gezwungen, er sey ehemals ganz was anders ge-
 wesen, jetzt aber, nachdem er fast alle Stände
 des menschlichen Lebens durchgegangen, sey er ein
 begüterter Kaufmann in Amsterdam. Diese Ant-
 wort und das, was ich auf Schule so wohl als
 auf dem Stettinischen Gymnasium von der Me-
 tempsychosis gehört hatte, brachte mich auf die
 Gedanken, er sey Pythagoras selbst. In dieser
 Voraussetzung machte ich den, meiner Meinung
 nach, recht listigen Entwurf, ihn auf die griechi-
 sche

sche Sprache, und dann vom Lærtius aufbehalten; die Erde des Pythagoras zu bringen; und also aus seinem eigenen Munde vielleicht zu erfahren, warum er seinen Schülern den Genuß der Bohnen verboten hätte. Ein Gesetz dessen Ursachen ihm verborgen, die ich von vielen Präceptoren und selbst von meinen Professoren gehöret, habet auf keine Weise Gmüge gethan hatten. Ich nahm die Gelehrtheit in Acht; etwas gründliches in der Medicin zu thun, ohne eine vollständige Kenntniß der griechischen Sprache zu besitzen, und verdaute mein Schicksal, welches mir gehindert hatte, zu einer solchen Fertigkeit darin zu gelangen, als mir zu wissen nöthig gewesen wäre. Et gab mir im ersten Verfall, und zeigte in einem Versuch alsdarn in diesem zierlichsten Dialect der deutschen Sprache Gleichheit. Der Ausdruck bestrebete mich nicht wenig. Denn ob zwar viele Ähnlichkeiten in der griechischen und deutschen Sprache von meinen Lesern gesehen, vielen unbekant gewesen; viele durch einiges Nachsinn mir entdeckt waren; so war ich weit entfernt, beyde Sprachen für nicht weiter, als Dialecte von einander unterschieden zu halten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu antworten, daß ich mich zwar nicht scheuen würde, im Nothfalle einen Versuch griechisch zu reden, zu wagen, daß ich aber nur allzuwohl wisse, wie oft wider die Richtigkeit ich bey einem solchen Versuche verstoßen würde und wie weit von der Reinigkeit der alten Griechen und noch weiter

weiter von der Zierlichkeit, beides im Ausdrucke und in der Aussprache ich entfernt seyn würde. Zugleich eröffnete ich ihm mein Bestreben über seine Benennung eines verschiedenen Dialects. Er fieng hierauf sogleich mit einer Geschwindigkeit und Eleganz an griechisch zu reden; daß ich in Erstaunen gesetzt ward und in einer Art von Bestäubung mich nicht enthalten konnte, ihn gerade zu fragen: Ob er Pythagoras sey?

Er lachte über meine Frage und wollte wissen, wie ich auf diese Gedanken käme und warum ich ihn eher für den Pythagoras als für einen andern Griechen hielte. Ich mußte ihm also den Anlaß dazu, der in seiner Nachricht lag, daß er fast alle Stände des menschlichen Lebens versucht hatte, nur gestehen. Dieß Geständniß machte ihm nicht wenig Vergnügen und er versicherte, daß er, wie ich wol glauben könne, Pythagoras zwar nicht sey, in anderer Absicht aber doch so viele Aehnlichkeit mit ihm habe, daß es ihn nicht wenig ergötze, durch meine Frage auf die Entdeckung dieser Aehnlichkeit, die er vorher nicht wahrgenommen, gebracht worden zu seyn.

Nun hätte ich sehr gern gesehen, da er einmal Pythagoras nicht seyn wollte, wenn ich gewußt hätte, wer er denn eigentlich sey. Um so viel mehr, da ich entdeckte, daß er persisch, so gut als ein geborner Perser und unendlich besser, als ich

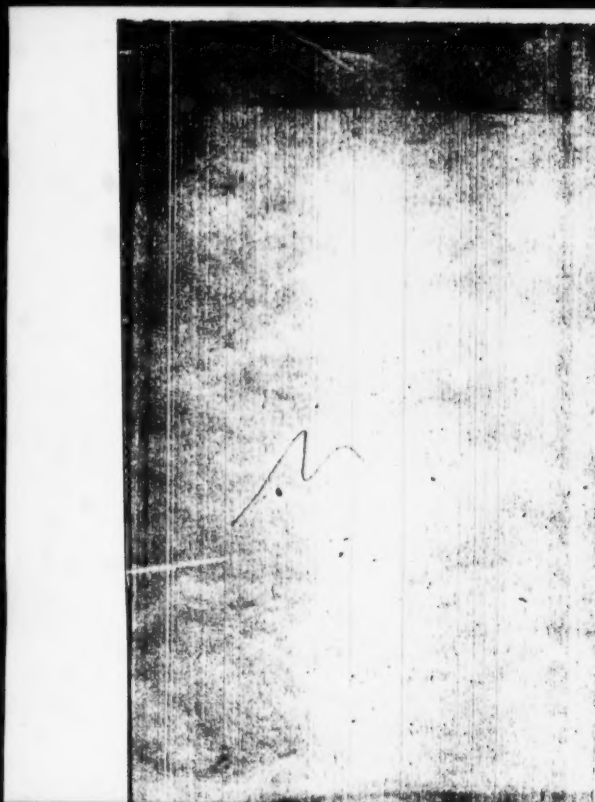
ich sprach, ungeachtet mein Professor in Stettin
mit hundert viele Schmelcheleyen über meiner Zee-
rigkeit in dieser mögenländischen in Deutschland
so unbekannten Sprache gemacht hatte. Ich fiel
darauf ob er legend ein armenischer Kaufmann sey,
der sonst seinen Handel in Constantinopel getrie-
ben. Ich gab ihm Vieles zu verstehen. Meines
Vaters war ihm so bekant, als mein Vaterland
nur seyn konnte. Constantinopel kannte er so ge-
nau, als ich meines Vaters Haus und doch war
er kein armenischer Kaufmann. Nach vielen
Ausflüchten, Bloß, um seinen Scherz mit mir zu
treiben und mich Deutlicher zu vernehmen, unter
vielen Wundungen nahm, entdeckte er
endlich, daß er der sogenannte ewige
Jude sey.

Ende des zweyten Theils.



Inhalts-Verzeichniß
des ersten Theils
des ersten Bandes
des ersten Theils
des ersten Bandes
des ersten Theils
des ersten Bandes
des ersten Theils
des ersten Bandes
des ersten Theils
des ersten Bandes









Vorrede.


 ieser dritte Theil der
 Begebenheiten des
 Herrn Nidlich's enthält eine getreue
 Fort-

Vorrede.

Fortsetzung von dem, was im ersten und andern Theil vorgekommen ist.

Da der Verfasser desselben nicht den geringsten Antheil an beyden ersten hat, so würde es ihm nicht schwer seyn, hier etwas weniges, von ihrem wahren Gehalte sowohl als von dem Werthe seiner eignen Arbeit zu sagen. Allein er ist entweder zu furchtsam,
oder

Vorrede.

oder zu bescheiden, oder er erkennt wohl gar, daß er keinen Beruf zu einer solchen Beurtheilung hat. Mitbin schweigt er lieber, und überläßt diese Mühe dem geneigten Leser selbst, nur erinnert er, daß die Beschreibungen der Städte nach den besten Nachrichten, die man davon hat, gemacht worden sind.

Vielleicht werden sich einige Leser wundern, daß in diesem
drit-

Vorrede.

dritten Theile noch so wenig von den Begebenheiten des Herrn Redlichs vorkommt. Es hat aber nicht anders seyn können, weil im andern Theil der Anfang zu einer fatalen Weitläufigkeit der Geschichte gemacht worden, und überdem sich die Sachen so, und nicht anders, zugetragen haben, wie sie hier beschrieben werden.

Sollte

Vorrede.

Sollte jemand weiter fragen, ob in dem folgenden Theile alle vorkommende Personen noch einmal auftreten würden, und ob sich das Schicksal eines jeden nach und nach entwickeln werde; so antworten wir, daß es allerdings geschehen wird, weil es zur Vollständigkeit der Geschichte nöthig ist.

Weitere Fragen die das Werk selbst betreffen, übergehen wir hier,
weil

Vorrede.

weil wir noch nicht wissen, was wir antworten sollen.

Auf künftige Michaelismesse, denkt man den vierten Theil zu liefern. Und alsdenn wird jedermann im Stande seyn, sich die meisten Fragen selbst zu beantworten.





Die Erzählung von dem ewigen Juden machte die ganze Gesellschaft aufmerksam, und ein ieder verlangte mehr von ihm zu wissen. Herr Riedlich allein schien an der Sache weniger Theil zu nehmen als die andern, und diß kam ohne Zweifel daher, weil er nicht leichtgläubig genug war, dieß Hölstörchen auf Treu und Glauben anzunehmen, dabey aber auch zu vernünftig, als daß er erst lange darüber hätte philosophiren sollen. Er sagte nur bloß mit einer heitern Miene: Sie können uns durch ihre Historien in der That vergnügen. Es giebt also doch wirklich einen ewigen Juden, rief die Frau Försterin, wer hätte das denken sollen? Freylich, erwiederte ihr Mann, als ich in Hamburg war, habe ich nicht nur viel von ihm gehört, sondern auch selbst

(21)



selbst ein Buch gesehen, daß von ihm handelte. Und wenn es nicht wahr wäre, daß er noch lebte, oder gelebt hätte, so würde man's wohl nicht gedruckt haben. Der arme Mann! redete seine Frau weiter, wo mag er iezt seyn? Mein lieber Bruder, es hätte sich doch wohl der Mühe verlohnt, daß du ihn um seinen Briefwechsel ersuchet hättest. Es ist doch eine erschreckliche Sache um einen ewigen Juden – Herr Redlich – wenn ich ihn – Gott vergeb es mir, so von ohngesähr sehen sollte, ich würde in Ohnmacht sinken. Wahrhaftig – Herr Redlich, ich glaube es würde mir eben so gehen, als Ihnen bey der Gespenstererscheinung – Das ist wahr – Sie erfahren doch recht viel Neues bey uns – Gestern ein solches Schrecken; und heute den ewigen Juden – Eölestinens Vater, der entweder noch gar nichts von der gestrigen Begebenheit gehört, oder doch nicht recht aufmerksam darauf gewesen war, fragte ganz hastig, was sie für ein Schrecken meine, und wer ein Gespenst gesehen habe? Herr Redlich, der gern geantwortet, und alles nach seiner wahren Beschaffenheit erzählt hätte, konnte für dem Ungestüm der Frau Försterin nicht zum Worte kommen. Sie hatte die löbliche Eigenschaft sehr vieler Frauenzimmer von mehr als mittlerem Alter, daß sie gern erzählte, und wenn es möglich war, alles mit ihren Anmerkungen

Fungen und Betrachtungen so ausschmückte und aufpuzte, daß es für leere Köpfe eine Vergnügen seyn mußte sie anzuhören, vernünftigen Leuten aber dabey Angst und bange ward. Sie sang jetzt ganz begeistert an, ihrem Bruder die Geschichte des gestrigen Abends mit gewöhnlicher Weitläufigkeit so pragmatisch zu erzählen, daß der beste Historienreiber, sie so vortragen zu können, zweifeln mußte. Um nun meine Leser in Absicht auf diß Meisterstück einer Erzählung nicht ganz unwissend zu lassen, sondern ihnen wenigstens eine kleine Idee von der mühseligen Beredsamkeit der Frau Försterin zu machen, so bitte ich sie, das erste Kapitel des zweyten Theils von der Geschichte des Herrn Redlichs zu lesen, und zu glauben, daß sie nach eben dem Tone gestimmt war.

Wüßten wir nun nicht gewiß daß der Verfasser dieses Theils bey der Unterredung der Gesellschaft nicht zugegen gewesen, sie auch sonst auf keine Art, habe erfahren können, wie sie die Frau Försterin hielt, so würden wir glauben, daß er sie von Wort zu Wort nachgeschrieben habe, weil nicht zwey Dinge gefunden werden können, die einander ähnlicher sind, als der Discours der Frau Försterin, und das erste Kapitel des 2ten Theils unsrer Geschichte. Das schlimmste dabey war, daß Herr Redlich die Rolle eines abergläubischen alten Weibes

Weibes darinn spielte, und zu seinem größten Verdruß selbst zuhören mußte. Er versuchte zwar einige mahl, ein Wort dazwischen zu reden, und sich zu vertheidigen, weil er nach seinem Gewissen dazu verbunden zu seyn glaubte, es war aber umsonst. Die Erzählung unse-
rer Frau Sprecherin war so anhaltend und gewaltig, daß eine iede Bemühung sie zu unterbrechen, schlechterdings vergeblich war — Herr Redlich stand daher einige mahl für Ungedult auf, setzte sich wieder nieder, stand nachmahls auf, wischte sich den Angstschweiß ab, und wußte nicht was er vornehmen sollte. Die Frau Fösterin sahe diß alles für Merck-
maale seiner übermäßigen Furcht an, und fuhr um so viel eifriger fort, zu moralisiren, iemehr sie die Bewegung des Herrn Redlichs merkte. Auch mischte sie einige ansehnliche und voll-
wichtige Trostgründe in ihren Vortrag, und bath Herr Redlichen wohl zu überlegen, daß er in ihrem Hause kein wirkliches Gespenst gesehen, sondern daß es nur ein ohngefährer Zufall und eine ganz natürliche Begebenheit gewesen sey. Beym Beschluß ihrer Nachrichten, berief sie sich zur Bestätigung der Wahr-
heit derselben, auf das Zeugniß des Herrn Redlichs und seines Sohnes, und bath um dessen Vergebung, daß sie durch ihre lebhaft-
e Erzählung seine Furcht wieder rege gemacht habe. Jetzt hielt es Herr Redlich für die bequem-

bequemste Zeit, noch einmal anzusehen, und sich zu rechtfertigen. Was meine Furcht betrifft, Frau Försterin, sagte er, da möchten sie wohl irren. Denn ich will nicht hoffen, daß sie mich — O das ist mir lieb Herr Riedlich, unterbrach sie ihn, daß sie sich nicht mehr fürchten. Denn in Wahrheit, sie haben es bey uns nicht nöthig. Es sollte mir sehr unangenehm seyn, wenn sie in unserm Hause Ursache dargu hätten. Unstre seelige Tochter, hub Herr Förster an, ist nunmehr — ach gewiß unsre liebe Tochter — fuhr die Mutter fort, die die Absicht ihres Mannes gleich merkte, und sich fürchtete, er möchte mehr sagen, als er sollte, unsre liebe Tochter fällt mir eben auch ein. Gewiß, Herr Riedlich, wenn sie sie gekannt hätten, sie würden sagen, daß wir sie nicht genug beweinen und nicht genug an sie denken könnten. Und nun kam sie wieder auf den verwünschten Juden, und verlangte von ihrem Bruder, entweder bald in der Erzählung seiner Begebenheiten fortzufahren, oder doch zu versprechen, daß er es ehestens thun wolle. Die übrigen Anwesenden unterstützten ihr Verlangen, und Herr Riedlich der sich von seiner Verwirrung so ziemlich erholt hatte, und seine Neugierde gereizt fühlte, sie auch nicht wohl verläugnen konnte, sagte zu Celestinens Vater: Ich fürchte mich nicht vor ihrem ewigen Juden, wenn es ihnen sonst gefällig ist, weiter zu erzäh-

zählen. Dieser der für einen Satyrilus gehalten seyn wollte, und auch schon einige Proben von seinem scharfsinnigen Wize in den Nachrichten von Stettinischen Gymnasio angebracht hatte, versetzte mit einer schalkhaften Miene: Sie habens auch nicht nöthig, mein lieber Herr Redlich, denn der Jude ist über keine Treppe gefallen. Herr Redlich, der diesen hölzernen Spaß nicht weiter treiben wollte, weil er mit dem künftigen Schwiegervater seines Sohnes zu thun hatte, lächelte nur bloß, und bath ihn nochmalis, wenn es ihm beliebte die lehrreiche Geschichte seines Lebens fortzusetzen. Zugleich wünschte er bey sich selbst, daß es ohne die vielen Anmerkungen und Charakterisirungen geschehen möchte, die in seinen Erzählungen so gewöhnlich waren, weil sie seinen Zuhörern wenig oder gar nichts nutzen konnten. Nun weiß ich nicht, ob er Herr Redlichen diesen Wunsch an den Augen angesehen, oder ob ihn sein eigenes Gefühl belehrt habe, daß seine bisherige Erzählungen größtentheils uninteressant und ermüdend wären, oder ob er es auf eine andre Art erfahren, kurz, da er dem Verlangen der Gesellschaft aus Gefälligkeit nachgeben und die Fortsetzung seiner Geschichte vorsehen mußte, maßigte er sich so sehr in seinem Vortrage, daß ihn die Anwesenden ohne viele Mühe und Nachdenken verstehen konnten. Ob
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525
 526
 527
 528
 529
 530
 531
 532
 533
 534
 535
 536
 537
 538
 539
 540
 541
 542
 543
 544
 545
 546
 547
 548
 549
 550
 551
 552
 553
 554
 555
 556
 557
 558
 559
 560
 561
 562
 563
 564
 565
 566
 567
 568
 569
 570
 571
 572
 573
 574
 575
 576
 577
 578
 579
 580
 581
 582
 583
 584
 585
 586
 587
 588
 589
 590
 591
 592
 593
 594
 595
 596
 597
 598
 599
 600
 601
 602
 603
 604
 605
 606
 607
 608
 609
 610
 611
 612
 613
 614
 615
 616
 617
 618
 619
 620
 621
 622
 623
 624
 625
 626
 627
 628
 629
 630
 631
 632
 633
 634
 635
 636
 637
 638
 639
 640
 641
 642
 643
 644
 645
 646
 647
 648
 649
 650
 651
 652
 653
 654
 655
 656
 657
 658
 659
 660
 661
 662
 663
 664
 665
 666
 667
 668
 669
 670
 671
 672
 673
 674
 675
 676
 677
 678
 679
 680
 681
 682
 683
 684
 685
 686
 687
 688
 689
 690
 691
 692
 693
 694
 695
 696
 697
 698
 699
 700
 701
 702
 703
 704
 705
 706
 707
 708
 709
 710
 711
 712
 713
 714
 715
 716
 717
 718
 719
 720
 721
 722
 723
 724
 725
 726
 727
 728
 729
 730
 731
 732
 733
 734
 735
 736
 737
 738
 739
 740
 741
 742
 743
 744
 745
 746
 747
 748
 749
 750
 751
 752
 753
 754
 755
 756
 757
 758
 759
 760
 761
 762
 763
 764
 765
 766
 767
 768
 769
 770
 771
 772
 773
 774
 775
 776
 777
 778
 779
 780
 781
 782
 783
 784
 785
 786
 787
 788
 789
 790
 791
 792
 793
 794
 795
 796
 797
 798
 799
 800
 801
 802
 803
 804
 805
 806
 807
 808
 809
 810
 811
 812
 813
 814
 815
 816
 817
 818
 819
 820
 821
 822
 823
 824
 825
 826
 827
 828
 829
 830
 831
 832
 833
 834
 835
 836
 837
 838
 839
 840
 841
 842
 843
 844
 845
 846
 847
 848
 849
 850
 851
 852
 853
 854
 855
 856
 857
 858
 859
 860
 861
 862
 863
 864
 865
 866
 867
 868
 869
 870
 871
 872
 873
 874
 875
 876
 877
 878
 879
 880
 881
 882
 883
 884
 885
 886
 887
 888
 889
 890
 891
 892
 893
 894
 895
 896
 897
 898
 899
 900
 901
 902
 903
 904
 905
 906
 907
 908
 909
 910
 911
 912
 913
 914
 915
 916
 917
 918
 919
 920
 921
 922
 923
 924
 925
 926
 927
 928
 929
 930
 931
 932
 933
 934
 935
 936
 937
 938
 939
 940
 941
 942
 943
 944
 945
 946
 947
 948
 949
 950
 951
 952
 953
 954
 955
 956
 957
 958
 959
 960
 961
 962
 963
 964
 965
 966
 967
 968
 969
 970
 971
 972
 973
 974
 975
 976
 977
 978
 979
 980
 981
 982
 983
 984
 985
 986
 987
 988
 989
 990
 991
 992
 993
 994
 995
 996
 997
 998
 999
 1000

gen meine Leser selbst aus seiner Geschichte beurtheilen, die ich so gleich mittheilen werde, wenn ich nur erst erinnert habe, daß er damals nicht bald damit fortfuhr, sondern sie bis auf den folgenden Tag verschob, wo sich die Gesellschaft auf ein nahegelegenes Landgut, so Herrn Förstern gehörte, begab, um der schönen Jahreszeit zu genießen, und wo unser Advokat Gelegenheit und Muße genug hatte, alles zu erzählen was er nur wußte.

Eben diejenigen Personen, so gestern in der Laube besaßen gewesen, waren auch heute in dem Garten des Landgutes besaßen, und nachdem sie seine Schönheit von allen Seiten her betrachtet, und dem Besizer die gewöhnlichen Complimente deswegen gemacht; erinnerte Herr Nedlich Edelstins Vater an sein gestriges Versprechen, und bath sich zugleich die Erlaubniß aus, ihn hin und wieder fragen zu dürfen, wo er in seiner Erzählung auf Dinge kommen würde, worüber er sich längst gern mit jemanden hätte unterreden mögen. Edelstins Vater erkannte sich ihm für sein Zutrauen verbunden, und versprach ihm alles mitzutheilen, was er nur irgend auf seinen Reisen gesehen und gehört hätte. Dem Sohn des Herrn Nedlichs war das Anerbieten seines Schwiegervaters nicht weniger angenehm als seinem Vater, weil er es für eine Gelegenheit ansah, sich von vielen Dingen zu unter-



unterrichten, die er noch nicht wußte, und die ihm, wenn sie ihm auch nicht höchst nöthig und unentbehrlich waren, doch auch nicht schaden könnten.

Eölesliniens Vater fieng nunmehr seine Erzählung an, und damit er diejenigen unter den Anwesenden wieder beruhigen möchte, die der ewige Jude so sehr erschreckt hatte, berichtete er noch folgendes von ihm: Der Jude verließ mich nach dem aufrichtigen Geständniß, wor er sey, und begab sich in das Posthaus wo wir angekommen waren. Ich suchte ihn allenthalben, fragte nach ihm, und wäre beynah unhöflich gegen diejenigen worden, die ihn hatten ins Haus treten sehen, und doch keine Nachricht von ihm geben konnten. Der Postillion machte endlich meinem ängstlichen Suchen und Fragen ein Ende, er hieß mich aufsteigen wenn ich mitfahren wollte, und so reiste ich ohne Gesellschaft nach Jena. Hier mietete ich mich bey einem Professor der Medicin ein, um bequemere Gelegenheit zu haben, mich in allem, was zu der Wissenschaft gehörte, die ich studieren wollte, vollkommen zu machen. Nach einiger Zeit ward ich mit angesehenen und vornehmen Personen bekannt, und ich bemühte mich eifrigst ihre Gewogenheit und Freundschaft zu behalten, auch durch sie mit andern bekannt zu werden. Dieß war für mich nicht schwer. Denn weil ich Vermögen genug hatte,

hatte, um mich auch im Aeufferlichen auf einer sehr vortheilhaften Seite zu zeigen, und in die Augen zu fallen, so kostete es mir wenig Mühe, allenthalben wo ich hinkam Eingang zu finden. Den Unterricht in der Medicin konnte ich mir nicht besser wünschen, als er in der That war, und weil ich ihn auf alle Art zu nutzen suchte, so darf ich, ohne mich zu rühmen, sagen, daß ich binnen 2. Jahren Fertigkeiten darinn erlangte, die mich den Docterbut hoffen ließen, und ich war damals wirklich stolz genug zu glauben, daß ich Meister in meinem Fache wäre. Binnen der Zeit nun, die ich theils bey Büchern, theils in Gesellschaft zubrachte, ward meine geliebte Cousine nicht vergessen. Ich schrieb öfters an sie, und erhielt allemahl Antworten von ihr, die eben so jätlich waren, als meine Briefe, wo sie sie nicht übertraffen — Damals waren mir diese ihre Zuschriften das angenehmste auf der Welt, und ich sammlete sie als den kostbarsten Schatz. Es ist mein Unglück, und nicht meine Schuld, daß ich sie jetzt alle vermisste. Gefährliche Zufälle denen ich auf meinen Reisen ausgesetzt gewesen bin, haben sie mir alle entzogen. Einer darunter ist mir immer ganz besonders merkwürdig gewesen, weil ich daraus die jätliche Sorgfalt und Liebe meiner Cousine erst recht kennen lernte. Ich erhielt ihn zu einer Zeit, als ich ihr einen Vorfall berichtet hatte,

A s der

der für mich sehr wichtig war, und gefährliche Folgen haben konnte. Er betraf, wie ich damals glaubte, meine Ehre, und die ganze Sache war folgende: Ein gewisser Jurist, der viel Ansehen unter den Studenten hatte, und über sie zu herrschen schien, ob er schon nur ihres Gleichen war, machte Bekanntschaft mit mir, und wir wurden endlich so vertraut, daß wir nicht ohne einander leben konnten. Endlich ward er auf einmahl kalt, zurückhaltend und mißtrauisch. Er besuchte mich weniger und blieb nach und nach gar weg. Wenn ich ihn besuchen wollte, war er nicht zu Hause, und wenn er bald zu Hause war, ließ er sich doch verläugnen. Einmal überfiel ich ihn unversehens, und bath ihn, mir sein bisheriges Verhalten zu erklären. Er antwortete mir mit einem finstern Gesicht und drohender Miene: Sind sie es nicht der Anlaß zu Zänkereyen giebt? Der eigenmächtige Eingriffe an Orten thut, wo er nicht hingehört, und wo er kein Recht hat! Sie werden wissen was ich meine. Vertheidigen sie sich wenn sie können, oder entscheiden sie ihr Schicksal auf eine Art, die sich für ihren Charakter schickt. Rechtfertigen sie sich, oder es wird am besten für sie seyn, daß sie einen Ort gänzlich verlassen, wo sie nichts zu hoffen haben. Ich konnt' mich in diese Aured' gar nicht schicken, und wenn Herr F. so hieß mein Freund, nicht so ernsthaft dabey

bey ausgesehen hätte, so würde ich gewiß gelacht haben. Ich erwiderte ihm also ganz kurz, daß ich noch zu wenig von seinen Beschuldigungen unterrichtet wäre, um mich rechtfertigen zu können, und daß ich mir nicht bewußt wäre, ihn jemals vorsetzlich beleidigt zu haben. Wie? stürzte er auf mich los, ich glaube sie hätten das Herz, mich zu spotten — o! ich kenne sie jetzt allzu gut, um nichts mehr von ihnen zu ertragen. Weil ich nunmehr wirklich sahe, daß es sein Ernst war, Streitigkeit mit mir anzufangen, so sagte ich bloß, ich werde mich rechtfertigen, wenn und wo sie es haben wollen. Nur bitte ich sie, bey kaltem Blut zu überlegen, was sie mir gesagt haben. Vielleicht erkennen sie denn, daß sie mir Unrecht thun, und mich ohne Grund im Verdacht halten. Können sie aber meine Unschuld nicht aus meine Miene und Gelassenheit erkennen, so sagen sie ja nicht, daß sie mich genugsam kennen. Mit diesen Worten verließ ich ihn. Den Tag darauf schickte er mir ein Billet, woraus ich sah, daß er eifersüchtig war, und daß ein Mädchen die Ursach unserer Zwistigkeit sey. Diß war die Anverwandte des Professors, bey dem ich wohnte, und die sich im Winter bey ihm aufzuhalten pflegte, um seiner Frau und Tochter Gesellschaft zu leisten. Sie war ein Frauenzimmer von 17. Jahren, die die gefälligste Tugend mit den angenehmsten Reizen



Reißen und edelsten Vorzügen des Körpers verband. Diese hatte Herr F. einigemal gesehen und gesprochen als er mich besuchte, und zum Unglück hatte sie ihm so gut gefallen, daß er sich in sie verliebte. Nun hatte ich die Ehre, diß Frauenzimmer den letzten Winter, so ich in Jena zubrachte, einigemal auf den Schlitten zu fahren, auch in einigen Gesellschaften wo Herr F. gegenwärtig war, von ihr vorgezogen zu werden. Alles diß hatte ihn so aus der Fassung gebracht, daß er in seiner Liebe bis zur Grausamkeit eifersüchtig ward, und ich lernte an ihm die Wahrheit, daß niemand auf der Welt, mehr zu Vorurtheilen und ungegründeten Verdacht aufgelegt sey, als ein solcher Mensch. Er glaubte schon, ich suchte mehr, als er zugeben konnte, ob er gleich für sich noch nichts gewonnen hatte, und es wäre von meiner Freundschaft mit diesem Mädchen nichts als Nachtheil für seine Entwürfe zu besorgen. Daher entstand also der Kalksinn, und endlich die tödliche Feindschaft, die ich ohngeachtet aller angewandten Mühe nicht abwenden konnte. Ich versuchte es auf mehr als eine Art, ihn zu heilen, es war aber vergeblich. Endlich war mir noch das letzte Mittel übrig, das ich für das sicherste hielt, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Nämlich ich schrieb ihm in einem Billet die Geschichte meiner auswärtigen Liebe. Ich stellte ihm vor,

daß

daß mich gewisse Ursachen abgehalten hätten, ihm dieß Geheimniß eher zu sagen, und er würde es auch niemals von mir erfahren haben, wenn er mich nicht durch seine Eifersucht und Feindschaft aufgebothen hätte, es zur Rettung meiner Unschuld zu gestehen. Allein auch damit war bey ihm nichts ausgerichtet. Er war, wie er sagte, von meinen Absichten so gewiß, daß ich ihm niemals eines andern überzeugen würde. Meine Entschuldigungen wären erfundene Kunstgriffe, womit ich ihn zu hintergehen suchte. Kurz, er sank endlich von seiner sonst gewöhnlichen Höhe so tief herab, daß er zu Gewaltthatigkeiten grif. Er schickte eine Menge seiner Freunde zu mir, die mir die Einwilligung abnothigen mußten unsern Streit zur Ehre des schönen Geschlechts und der Jenaischen Studenten mit dem Degen auszumachen. Ich ließ es mir gefallen, und willigte drein, ob ich schon diesen fatalen Umständen, sehr leicht hätte entgehen können, wenn ich nicht zu viel unvernünftigen Ehrgeiz gehabt hätte, alle die Mittel zu verachten, die man auf Akademien hat, solchen Rasereyen ein Ende zu machen. Es blieb also dabey ich wollte meinen Voratz ausführen, und mich der jenaischen Welt, als ein Mann von Ehre zeigen. Der Streit konnte aber verschiedene nachtheilige Folgen, theils für mich, theils für meinem Gegner haben, die ich vorauszusehen, nicht im Stande war, und die,

wenn

wenn sie mich betrafen, meine Cousine entweder früher oder später hätte erfahren müssen. Daher hielt ich es für das rathsamste, ihr alles aufrichtig zu melden, und eben so einleuchtend zu machen, als es mir selbst war, daß die Gesetze der Ehre und Unschuld mich nöthigten, einen Schritt zu wagen, den die ganze ehrbare und gesittete Welt, wenn sie ihn wüßte, billigen und rechtfertigen würde. Allein ich mußte zu meinem Verdrusse erfahren (wenigstens mußte ich mich damals so stellen, als ob es mich verdrüsse) daß meine Cousine ganz anders dachte als ich. Sie hatte auf meine Schlüsse und Bewegungsgründe weniger Achtung gegeben, als auf die Gefahr, die mir drohete, und ihr Brief war so voll von Beweisen, ihrer zärtlichen Bekümmerniß, daß ich ohnmöglich ungerührt dabey bleiben konnte. Je öfter ich ihn las, desto lebhafter wurden in mir eben die Empfindungen, die sie gehabt hatte, als sie ihn geschrieben. Nun sieng ich noch einmal an, meinen Zustand vernünftig zu überdenken, und fand daß ich in der elendesten Verfassung war. Mein Entschluß nach wenig Tagen im Felde zu erscheinen, kam mir so abgeschmackt und seltsam vor, daß ich ihn gleich aufgab. Die Hirngespinnste von falscher Ehre und eingebildeten hönnere-homme verschwanden aus meinen Augen, und ich war durch den Brief meiner Cousine vollkommen überführt worden, daß
sich

sich wahre Ehre und Unschuld auf eine von der meinen ganz unterschiedne Art vertheidigen müsse. Der Vorsatz, meinem Gegner die Spitze zu biethen, war also aufgegeben, nur wußte ich jetzt nicht, wie ich aus der Stadt kommen sollte, die ich sehr liebte und ungern verließ. Ich mußte sie aber verlassen, weil es meine Cousine haben wollte, und mir, wenn ich es nicht thäte, damit drohete, daß sie keinen Brief mehr von mir annehmen, vielweniger mich selbst sprechen möchte. Sie stellte es mir frei, einen Ort zu wählen, wohin ich gehen wollte, doch gab sie zu verstehen, daß sie es gerne sehen würde, wenn ich mich nach L. begäbe. Ich nahm ihren Wink als eine Warnung an, packte meine Sachen zusammen, und schickte sie voraus nach L. Weil ich schon einige Bekannte an diesem Orte hatte, so war es nicht nöthig, daß ich sogleich mit hinreiste. Ich adressirte also meine Coffers an sie und blieb noch einige Tage in Jena. Diß geschah mehrtheils deswegen, damit ich mich auf eine anständige Art von meinem Gegner entfernen könnte, und weder er noch andre Ursach hätten, mir nachzusagen, daß ich aus Furcht für ihn weggegangen sey. Den Tag vor meiner völligen Abreise besuchte ich ihn noch einmal. Er kam mir ziemlich höflich entgegen, und zeigte sich so offenherzig, daß ich einige Zeit vergaß, daß ich meinen Gegner vor mir hatte.

Das



Das einmal glaubte ich schon er hätte vermuthlich eingesehen, daß er Unrecht habe, und sey im Begriff sich wieder mit mir auszusöhnen. Ein andermal redete er wieder so, daß man hätte glauben sollen, wir wären niemals Feinde gewesen, oder er hätte wenigstens alle Feindschaft vergessen. In dieß Betragen konnte ich mich nicht finden. Endlich fieng ich von meiner Abreise zu reden an, und gestand ihm, daß ich hergekommen sey, mich bey ihm zu beurlauben, und zu melden, daß unser Streit hiermit ein Ende habe. Ich setzte hinzu, daß mich nicht die Furchtsamkeit antriebe, die Stadt zu verlassen, sondern vielmehr ein Brief von meiner Cousine, die ich ihm zu andrer Zeit beschrieben, und den ich ihm zugleich vorzeigte. Er laß ihn, und umarmte mich. Weil er nun selbst nicht eingestehen wollte, daß er Unrecht habe, und daß seine Beschuldigungen für mich nothwendig sehr beleidigend gewesen seyn mußten, so fieng ich selbst davon an, und nannte seine Aufführung gegen mich unbesonnen. Dieser Ausdruck fiel ihm aufs neue auf, und daß er ihm empfindlich war, konnte ich schliessen, weil er ihn öfters wiederholte, und zwar mit einem Tone, der Bitterkeit und gereizten Stolz verräth. Endlich sagte er noch, es ist mir genug, daß sie abreisen, wenn sie wollen so bin ich ihr Freund wie zuvor. Dieses Fragment von Großmuth erklärte mir, woher die Freude kam,

kam, mit der er mich aufgenommen. Er hatte wahrscheinlicher Weise von meiner Abreise schon gehört, ehe ich noch zu ihm kam, und mehr war zu seine Zufriedenheit nicht nöthig. Nun glaubte er, würde alles nach seinem Entwurfe gehen, und keine Hinderniß die Erfüllung seiner Wünsche aufhalten. Unter dessen dankte ich ihm doch dafür, und versicherte ihn, daß ich niemals etwas schmerzlicher gewünscht, als dieß Geständniß von ihm zu hören. Ich verließ ihn, und reiste den folgenden Tag von Jena auf L. zu. Unterwegens bedachte ich mich wieder, ob ich wohl dahin reisen sollte. Die Lust veranlaßte mich nach und nach ganz. Ich entschloß mich, meine Cousine zu besuchen, und ihr persönlich zu zeigen, daß ich ihren Befehlen nachzukommen entschlossen sey, daß mir aber meine Liebe nicht gestatte, eher nach L. zu gehen, bis ich ihr erst meine Ergebenheit bezeugt hätte. Ich nahm also meinen Weg nach Hause. Ehe ich aber so glücklich war, daselbst anzukommen, mußte ich erst einige Katastrophen erfahren, die ich ihnen hier erzählen will. Auf der 2ten Poststation setzten sich einige Kaufleute und etliche Juden mit auf den Wagen. Es war Nacht als wir abreiseten und wir hatten keine Hofnung die 3te Station vor Anbruch des Tages zu erreichen. Weil ich nun meine Reisegefährten noch nicht kannte, war ich anfänglich

(B)

ganz



ganz ruhig, und es schien als hätte keiner von den übrigen Lust der Gesellschaft die Zeit durch ein Gespräch zu vertreiben.

Endlich brach einer von den Kaufleuten das Stillschweigen, den ich für den jüngsten ansah, und der, wie die Folge zeigte, gesprächiger als wir alle waren. Sein Discours hieng sich mit Klagen über den damaligen Zustand der Handlung an. Nichts war nach seinem Sinne recht, und nichts hatte eine allgemeine Verbesserung nöthiger als das Commerce in Europa. Er sprach davon so nachdrücklich und entscheidend, daß man hätte glauben sollen, er wäre ein Commercienrath aller Nationen der Welt. Anbey wollte er auch ein Staatsmann seyn, und die Politik eines jeden Hofes verstehn. Kurz, es war für seinen scharfsichtigen Augen nichts verborgen. Er zeigte seinen Mitbrüdern, wie er zeither seine Handlung getrieben, und was er dabey für Vortheile gehabt, wie sie andre getrieben, was sie dabey versehen, und wie sehr sie den ganzen Handel dadurch geschadet hätten. Ich nahm mir die Freiheit, weil er mich durch sein Sprechen neugierig gemacht hatte, ihn um den Ursprung seiner Weltberühmten Handlung zu fragen. Kaum hatte ich ausgerebet, als er mit grosser Versicherung anfieng, daß er erst nur mit etlichen Scheffeln gebackner Pflaumen auf die Messen gezogen, nach und nach aber
immer

mehr dazu gethan habe, bis es so weit gediehen, daß er iezo die Welt iede Messe mit vier Ri-
sten untadelhafter Leinwand versorgen könne.
Nun konnte ich mich kaum des Lachens mehr
enthalten, und einer von den Juden war wirk-
lich so verwegen und lachte ganz laut. Er
machte aber seinen Fehler bey unserm Kauf-
mann dadurch wieder gut, daß er anfieng,
hebräisch zu reden; denn diß schien unserm
Helden so unerwartet zu kommen, daß er er-
schrack, eine Prieße Taback nahm, und den
Juden mit einem Ave Maria! zum Schwei-
gen brachte. Ich wollte den vorigen Di-
scour nicht gern aufhören lassen, und fragte
daher den Kaufmann ob er etwann mit den
Engländern und Spaniern nach Amerika hand-
le? Nein, sagte er, es sollte mir aber sehr
leicht seyn, mit beyden Völkern in Verbindung
zu kommen und meine Handlung nach Amerika
zu spielen. Dennoch werde ich mich niemals
dazu entschliessen, weil ich die schwache Seite
beyder Nationen nur allzuant kenne. Das
ist doch wunderbarlich, versetzt ich. Sonst hab
ich immer geglaubt, daß diejenige ihre Hand-
lung am sichersten und glücklichsten trieben,
die mit einer von beyden Nationen verbun-
den wären. O im geringsten nicht, erwie-
derte er, da haben sie sich geirrt, das muß ich
ihnen sagen. Und nun wollte er mir meinen
Irthum zeigen. Er hörte aber plötzlich auf,
B 2 und



und weil ich merkte, daß er verlegen war, wie er seine Widerlegung anfangen sollte, ich auch nicht Lust hatte, seine Verwirrung durch mehreres Nachfragen zu vermehren, so sagte ich nur bloß, daß ich doch dachte, es würde vortheilhaft für ihn seyn, wenn er nach Amerika handelte. Denn so viel ich wußte, aßen die Amerikanischen Wilden gern gebackne Pflaumen, und, da sie bey ihnen sehr rar wären, so bezahlten sie jede Pflaume die sie habhaft werden könnten, mit eben so viel Golde, als sie groß wäre. Er schien über das, was ich sagte, erstaunt zu seyn, und versetzte nur bloß, daß dieß Commercium nicht alt auch nicht sehr bekannt seyn könnte, weil er in den politischen Abissen noch nichts davon gelesen habe. Hierauf war einige Minuten alles still, bis sich einer von den Juden hören ließ, der mit seinen Cameraden von gebacknen Pflaumen redete, auch manchmal darzu lachte, und unter andern Amerika ganz deutlich nannte. Der junge Kaufmann saß eine Weile ruhig und lauschte. Endlich hielt er es nicht ohne Grund für eine Mequerie, und um Gleiches mit Gleichen zu vergelten, hing er an von der Jüdischen Religion und Schweinefleisch zu reden, auch manchmal unersätligne Spottereien über lange Pärte vorzubringen. Der Jude so würdest hinter ihm saß, gab ihm durch einen ziemlich unschuldlichen Nickenstoß zu verstehen,

stehen, daß er aufhören sollte. Dieser erwiderte das Comp'iment mit gleichem Nachdruck, und weil keiner von beyden aufhören wollte, geriethen sie einander in die Haare. Den Augenblick fuhren die andern Juden aus dem Hintertheil des Wagens hervor, und stürmten auf den Handelsmann los. Mir war bey dieser Affaire nicht wohl zu Muthe, weil ich den Juden Gelegenheit zur Spöttey gegeben hatte. Zwar konnte ich deswegen nicht viel besorgen: weil ich aber nahe bey dem Kaufmann saß, und die Nacht so finster war, daß man uns nicht leicht unterscheiden konnte: so hätte ich wohl statt seiner ins Handgemeine kommen können. Ich setzte mich in Position, und erwartete mein Schicksal nicht ohne Zittern. Der Possilion, der noch ein junger Kerl, und vor Furcht halb außer sich war, schrie erbärmlich, und anstatt still zu halten, jagte er desto schneller. Zum Glück oder Unglück verließ er den ordentlichen Weg, und fuhr querefeld ein. Endlich stieß der Wagen an einen Stein, und fiel um. Die Juden die viele Sachen bey sich hatten, waren am ersten wieder auf den Beinen, und übten an den andern dadurch Varmherzigkeit, daß sie ihnen aufhelfen. Selbst der junge Kaufmann, ward nicht vergessen, und er mußte gestehn, daß er in ihnen Mörder und mitleidige Samariter zugleich angetroffen habe. Wir machten



den Wagen wieder zu recht, setzten uns auf, und alle Fehde war geendigt. Niemand dachte mehr an den Streit, sondern ein ieder redete von seinem Fall, und der dabey möglichen und wirklichen Gefahr und dem gehabten Glück —. Wo sollte wir aber ietzt hin! Auf freyen Felde waren wir, finster war es auch, und an den Anbruch des Tages war noch lange nicht zu denken. Das rathsamste war, gerade auszufahren, und wenn wir einen Weg fänden, einzulenken, und so unsre Reise fortzusetzen. Der Postknecht ließ es sich gefallen, und nach einer halben Stunde kamen wir an einen Fuhrweg, der durch einen Wald gieng. Nunmehr wußte der Kutscher wo wir waren, und er versprach uns, in kurzer Zeit durch den Busch auf die rechte Strasse zu bringen. Wir passirten den Wald glücklich, und freyten uns schon, über unsre nahe Erlösung. Auf einmahl aber hörten wir eine Menge Reuter auf uns zu eilen, und ehe wir es uns versahen, umringten sie den Wagen. Sie verlangten alle unsre Sachen, und wenn wir sie nicht wollten gutwillig abfolgen lassen, drohten sie, Feuer zu geben. Der eine faßte mich beym rechten Arm, und visitirte mich. Ich reichte ihm in der Angst die Uhr, den Degen, und was ich sonst noch bey mir hatte, ohne Wiederrede, dann ließ er mich los. Den armen Juden gieng es am schlimmsten. Sie schrien zwar von ganzen

gen Herzen, Schalom! Schalom! allein die
 Räuber setzten ihnen die Pistolen auf die Brust,
 und nöthigten sie mit vielen Steckschlägen ihre
 Packete vom Wagen zu werfen. Da nun al-
 les abgepackt war, wünschten uns diese saubre
 Herren, wohl zu leben, und eine glückliche Rei-
 se. Als sie sich entfernt hatten, riefen wir
 dem Postknecht, und siehe da, er war weg.
 Nun untersuchten wir was zu thun sey? Kei-
 ner von uns hatte Lust, seine Stelle einzuneh-
 men. Wir deliberirten so lange bis einer von
 den Räubern, der sich noch nahe bey'm Wagen
 befand, und alles mit angehört hatte, was
 wir sprachen, hören ließ — Er kam näher,
 und rieth uns wohlmeinend, den Ort zu ver-
 lassen, oder er würde uns Quartier anweisen.
 Die Kaufleute wurden dadurch aufs Neue in
 Furcht gesetzt, nur die Juden nicht. Sie
 schrien, so laut sie konnten: Kanaillen seyd
 ihr alle, Räuber und Diebe? Ihr werdet
 nicht ins Paradies kommen! Diese Unbeson-
 nenheit machte uns aufs äusserste verwirrt, und
 wir hatten alle Mühe, sie zum Schweigen zu
 bringen. Der junge Kaufmann nahm nun-
 mehr den Sitz des Kutschers ohne Bedenken
 ein, und fuhr weiter. Nach einigen Minu-
 ten, kam der Postknecht wieder, und er-
 zählte uns, daß er sich gleich zu Anfange aus
 dem Staube gemacht, und vom ferne gehorcht
 habe, wie es ablaufen werde. Der junge Kauf-
 mann

mann verwies ihm seine Flucht aufs schärfste, und meinte, es sey wider das Völkerrecht daß er uns verlassen habe, und wenn man ihn belangen wollte, würde er sein Vergehen ohnfehlbar mit dem Kopfe bezahlen müssen. Sein Nachbar, ein andrer Kaufmann, der zeither stillgeschwiegen, und einen blossen Zuschauer abgegeben hatte, widersprach ihm jetzt das erste mal, und richtete den armen Postknecht dadurch wieder auf, daß er sagte; Es würde uns doch nichts geholfen haben, wenn er auch bey uns geblieben wäre, ob man zwar nicht läugnen kann, daß es sich besser für ihn geschikt haben würde, an dem Orte gegenwärtig zu seyn, wo sein Wagen und seine Passagiers waren. Der Postknecht fieng an, gewaltig zu klagen, daß man ihm seinen Kopf auf eine so unbarmerzige Art abspräche, da doch Niemand beschädigt worden wäre. Allmählig legte sich der Streit, und wir setzten unsre mühselige Reise unter lauter Wehklagen fort. Wir defilirten noch ohngefähr eine Stunde im Finstern auf dem Felde herum, und dann brach der Tag an. Das erste, was wir zur rechten Hand im Thal erblickten, war ein Dorf. Wir erreichten es in einer halben Stunde und begaben uns sämtlich ins Wirthshaus, um uns zu erholen und die Pferde füttern zu lassen. Der Wirth mußte sich ziemlich wundern, daß er so früh Gäste bekam,

und

und noch dargu mit der Post, die, wie er sagte, in seinem Leben nicht durch das Dorf gefahren wäre. Die Juden erzählten ihm unser Unglück, und bathen um Beystand und Hülfe. Er verwies sie an die Obrigkeit der nächsten Stadt, wo wir ankommen würden, weil ihr das Gehölk, mit den umliegenden Gebiethe achöre. Die Juden versprachen sich davon nicht viel Guts. Sie fingen wieder an, zu lärmen, und machten den Kaufleuten Vorwürfe, sie wären Schuld daran, daß wir aus dem Wege gekommen, und unglücklich geworden. Die Kaufleute schoben die Schuld auf mich. Hier, hieß es, sitzt der Herr, der angefangen, und das Unglück veranlasst hat. Wer? ich? fragte ich. Das will ich nicht hoffen, der Postillion ist Schuld daran. Warum ist er aus dem Wege gefahren? Was giengen ihm die Handel an? Er hätte nur in der Strasse bleiben sollen. Anbey winkte ich ihm, (weil er nahe bey mir stand, und schon im Begrif war, für Noth sein Brandweinglas fallen zu lassen) daß es nichts zu bedeuten habe. Die Juden stimmten mir bey, und versetzten ihm auch eine Stelle in ihrem Paradiese. Wenigstens sagt ich, soll er nichts von der grossen Gans zu essen kriegen, die im Ocean stehen wird *). Die an-

W s

bern

*) Die Juden glauben, es würde neben dem Paradiese



dern fingen an drüber zu lachen, allein die Ju-
 den machten Miene, mir das Spassen zu ver-
 treiben, und ich zweifte gar nicht, daß wir
 uns nicht noch ein Viertelftündchen würden
 gestritten haben, wenn uns nicht ein ohngesäh-
 rer Zufall wieder ausgesöhnt hätte. Es spreng-
 ten nämlich, ehe wir es uns versahen, zween
 Reuter in grünen Mänteln, in den kleinen Hof,
 der hinter dem Wirthshause feidwärts lag,
 und den man aus der Stube übersehen konnte.
 Sie stiegen gleich ab, kamen ins Haus, und
 riefen den Wirth. Dieser war eben bey uns
 in der Stube, und weil wir uns alle nichts
 Gutes von den angekommenen Herren vermu-
 theten, behielten wir ihn bey uns, um sie her-
 ein zu locken. Als sie noch ein paarmal geru-
 fen hatten, kam das Gesinde herbey, und nö-
 thigte sie in die Stube. Sie giengen einige-
 mal auf und ab, und sahen bald uns bald sich
 selber sehr bedeutend an. Man konnte auch
 ganz genau merken, daß sie etwas unter den
 Mänteln trugen, so sie nicht weglegen wollten,
 und das sie auf alle mögliche Art zu verber-
 gen suchten. Die Juden waren voll Unge-
 duld an sie zu kommen, und mit ihnen zu spre-
 chen. Endlich fragten sie, ob sie nichts zu
 scha-

diese eine große Gans im Ocean sehen, von der
 Niemand als die Rechtgläubigen und Proselyten
 etwas zu essen bekommen werde.

schachern hätten? Sie antworteten beyde trostlich: Nein! Die Juden fragten weiter: Und wo kommen die Herren her? Sind sie denn durch den grossen Busch geritten? Haben sie nichts von den Spitzbuben gehört? Wir sind bestohlen worden! Ey ja, wahrhaftig, Ey, Ey! Durch die letzte Frage wurden die Reuter etwas betreten, und antworteten wie zuvor: Nein, sie hätten nichts gesehen und gehört; wären auch nicht durch den Wald geritten. Hierauf wollte der, der am wenigsten wild aussehete, weggehn. Zween von den Juden liefen ihm sogleich nach, und riefen ihm zu: ob er nichts zu schachern habe? Dieser betheuerte ihnen zum andermal, daß er nicht das Geringste für sie habe. Dennoch setzten sie ihm immer mehr zu. Sie boten ihm dieses und jenes zum Verkauf an, und zogen ihn so lange bey'm Mantel, bis er ihm vom Rücken fiel, und nun stand der gute Urian da, mit einem Kästchen unter dem linken Arme, und so voll Verwirrung und Furchtsamkeit, daß er weder gehen noch sich zu sonst was entschliessen konnte. Die Juden fielen mit einem so entsetzlichen Geschrey über ihn her, daß man hätte glauben sollen, es wäre ein Regiment Janitscharen. Das sind sie, schrien sie, greift die Kanaille, die Hannabins, die Gajims — und schlugen dabey so mörderisch auf den Kerl los, daß der Wirth mit allen seinen Knechten von

von Glück zu sagen hatten, daß sie ihn noch lebendig aus ihren Klauen bekamen. Dem andern, der schon Willens war, sich einen Weg durchs Fenster zu machen, warf ich meinen Mantel, den mir die Räuber noch gelassen hatten, ins Gesicht und setzte ihm mit einem Sprunge auf den Leib. Kurz, wir bekamen sie beyde in unsre Gewalt, und als wir uns recht sicher glaubten, drückte der, den ich gefangen genommen, und der am schrecklichsten aussah, eine Pistole auf mich ab, verfehlte mich aber zu gutem Glück, und schoß in die Wand. Die Wuth sah ihm dabey aus den Augen. Er ward jedoch durch unser Distiren bald ausser Stand gesetzt, ferner zu schaden — Beyde wurden nunmehr dem Wirth, als Richter des Orts, zu gefänglicher Haft überlassen. Er schickte auch gleich, im ganzen Dorfe herum, und ließ seine Senatoren zusammen kommen. Unterdessen blieben unsre Gefangnen unter den Händen einiger Hausknechte, die herhaft genug aussahen, hundert solche entwasnete Diebe fest zu halten. Wir andern beschäftigten uns mit den Juden, und sahen ihre Kästchens und ihre Karitäten durch, die in kostbaren Juwelen bestanden. Zwey Kästchen fehlten ihnen noch, sie waren aber so ziemlich zu frieden, daß sie nur vor icht so viel wieder bekommen hatten, weil sie sich Rechnung machten, durch den Peggstand der
Obrig-

Obrigkeit noch und noch alles wieder zu erhalten. Endlich, als eine ziemliche Menge Volks in der Stube versammelt war, und die beyden Gefangnen in Augenschein nahm, trat der Wirth hervor, und rief Gebatter Petern und Seybolden, Nachbar Hansen und Belten, und wer es alle war, zum Gerichtstische. So gleich traten die benannten Personen hervor, der eine mit einer Hacke, der andre mit einer Heugabel, der dritte mit einem Ackergewehr, und so weiter, und legten es ganz zierlich an die Wand. Sie setzten sich zusammen an einen grossen neuneckigten Tisch, und winkten dem Pöbel, sich zu entfernen. Als diß geschehen war, mußten wir sämtliche Kläger und Beraubte, den Possillion an der Fronte, uns stellen. Vor uns hatten wir also das Corpus des Parlements, so aus einem Richter, 4. oder 5. Beysigern, ein Gerichtschreiber, und einen Amtsboten bestand. Hinter uns aber eine Menge von Unterbedienten, die alle mit entblößten Köpfen dastanden, ein Glas Brandwein hielten, und es den Beysigern reichten, wenn sie von vielen Reden und Auspuern heiser waren. Hier mußten wir unsre Begebenheiten erzählen, und aufschreiben lassen. Das gieng so hurtig eben nicht zu, weil der erste von den Beysigern alles was wir sagten, in seine eigne Redensarten einkleidete, und dann dem Gerichtschreiber diktirte, dieser aber, alle Augenblicke, entweder an seiner

 Feder



Feder etwas zu schnitzen hatte, oder um sein Gesicht und Finger zu stärken, einen Mund voll Brandwein nehmen mußte. Nach diesem traten wir ab, und weil wir durch den Amtsboten von den Gerichten Befehl erhielten, entfernten wir uns gar, und giengen ins Haus, damit sie die Gefangenen besser examiniren konnten. Weil nun diese mit der Sprache nicht heraus wollten, sondern den Magistrat durch das was sie sagten mehr in Verlegenheit setzten, und ganz ungewiß machten, was er machen sollte, wurden wir wieder herangerufen, und es ward in unsrer Gegenwart ganz kurz resolvirt, daß man die Sache in der Stadt anhängig machen wolle, dem der District gehöre, wo die Affaire vorgefallen, und daß ein ieder, der etwas zu fordern oder anzubringen habe, sich vorberegeten Orts gehörig zu melden, und Beystand zu erwarten habe. Uebrigens wolle man dafür sorgen, daß die Eingezogenen und in gefänglicher Haft seyende Verklagte in die Stadt gebracht und der Obrigkeit übergeben würden; Wir aber, als Kläger, sicher und ohne Beunruhigung dahin reisen könnten. Auf diese Art zogen sich die weisen Väter aus allen Schwierigkeiten, und wir mußten mit ihrem Endurtheil zufrieden seyn, weil wir kein bessres zu hoffen hatten. Denn der Wirth stand unverzüglich auf, und mit ihm seine Pessiker. Sie nahmen sich nur noch

noch so viel Zeit, ihre Gläser zu leeren, als denn ergriff ein ieder sein Gewehr, wünschte uns eine glückliche Reise, und eilte davon.

Wir machten nunmehr Anstalt, den Ort zu verlassen. Der Postillion zog seine Pferde zum Wagen, und wollte einspannen. Eins davon schlug nach ihm, und er erwiderte den Versuch mit seiner Peitsche. Das Pferd ward wild, riß sich los, und gieng durch. Weil aber damals viel Leute ums Wirthshaus waren, wurde es leicht aufgehalten, und zurück in den Hof getrieben. Dieser geringe Vorfall hatte uns alle aus der Stube gelockt. Da wir nun wieder zurückkamen, fanden wir unsre Arrestanten nicht. Wir mochten suchen, wie wir wollten es war Niemand zu finden. Der Wirth war in der größten Verlegenheit, und mit ihm seine ganze Wirthschaft — Ihre Pferde hatten im Hof gestanden, und die waren auch weg. Es war also nicht anders möglich, die Diebe mußten durch die Nebenthüre, die aus der Stube in die Küche, und aus der Küche auf den Hof führte, ohnversehens weggeschlichen seyn. Sie hatten sich so dann zu Pferde gesetzt, weil Niemand dabey war, und waren davon geritten. Der junge Kaufmann hatte jetzt verschiedene Einfälle. Er konnte ohnmöglich glauben, daß es natürlich zu.

zugieng, und behauptete, sehr eifrig, daß sie beyde mit samt ihren Pferden auf dem einen grünen Mantel, den sie mitgenommen, wie D. Kaust durch die Lust gefahren wären. Der Postknecht hörte das, und schwur hoch und theuer, er wollte nicht einen Schritt fahren, bis er wisse ob er von oben her für diesen Kerlen sicher sey. Indem wir noch miteinander spaßten, kam ein Mädchen ins Haus, die vom nächsten Dorfe war, und in die Stadt gehen wolte. Diese erzählte, es wären ihr zwey Reuter begegnet, die ihr zugerufen, sie sollte in das Wirthshaus gehen, und den fremden Passagiers sagen, sie ließen dem Magistrat zu *** ihr Compliment machen — — Der Wirth lief für Angst aus einer Stube in die andre, und fluchte bald auf uns, bald auf seine Knechte, und bald auf sich selbst. Die Juden sagten, er müßte das ganze Dorf ausbiethen, und ihnen nachsehen. Was Teufel? — versetzte er, gehen eure Diebe mein Dorf an? Wer sie haben will, kann sie holen. Wer hat euch heißen hieher kommen? Mit diesen Worten gieng er weg.

Ich wandte mich zu den Kaufleuten und Juden, und bath sie, mit wegzureisen, weil wir keine Hülfe zu hoffen hätten. Sie waren es zufrieden. Wir bezahlten der Wirthin die Zeche, denn der Wirth kam nicht mehr

mehr zum Vorschein, setzten uns auf und fuhren fort. Den zurück gelassenen grünen Mantel beschieden wir dem Wirth zu einer Belohnung für seine Mühe. Der gute Mann verlangte nichts für die Gerichtssetzung, und er ließ uns zu versprechen geben, daß er nichts prätendire, wenn wir nur abreisen wollten.

Unser Fuhrwerk gieng nahe bey dem Walde vorbei, wo man uns attackirt hatte. Die Juden fühlten bey seinem Anblicke lauter Herzenssliche, und konnten ihn lange nicht ansehen. Sie fluchten in allen morgenländischen Sprachen auf die Räuber, und gerietthen in eine fürchterliche Wuth. Die Kaufleute stellten ihnen vor, daß sie immer zu frieden seyn könnten, da sie einen ansehnlichen Theil ihrer Güter wieder bekommen hätten. Wir, setzten sie hinzu, müssen mit leeren Händen abziehen, ohne die geringste Hofnung, etwas wieder zu kriegen, und müssen doch zufrieden seyn. Ueberdem haben wir Ursache dem Himmel zu danken, daß wir so unbeschädigt weggekommen sind. Dem Fürnassen von ihnen war nur bange, daß sie uns noch einmal plündern würden, wenn wir dem Walde zu nahe kämen. Er sah sich daher fleißig um, und bath den Kutscher inständigst, aus allen Kräften zu fahren. Die Juden vermahnnten ihn auch, und verbotthen ihm, ins Posthorn zu stoßen. In einer Viertelstunde kamen wir so

(C)

jiem.



ziemlich weit vom Busch ab. Der Kaufmann sah sich noch immer um, und sieng mit einemmale an, entschlich zu schreien. Da kommt einer, rief er, fahrt zu, Kutscher, fahrt zu! Die Juden halfen ihm schreien, und setzten sich noch fester auf ihre Kässchen. Die Kaufleute sahen mich an und lachten. Daraus schloß ich, daß die Gefahr noch nicht zu groß seyn müsse. Ich fuhr geschwind auf und sah nach dem Walde, und nunmehr mußte ich auch lachen. Der Reuter, der uns nachkam, war ein alter Bauer, der, wie es sich nachher zeigte, in die Stadt auf den Viehmarkt ritt. Der Kaufmann, so den Lärm gemacht hatte, schämte sich jetzt nicht wenig. Er entschuldigte sich zwar mit seinen Augen, die, wie er sagte, nicht gut in die Ferne sehen könnten, wenn er eine Nacht nicht geschlafen hätte, allein die Juden wollten ihm die Entschuldigung nicht gelten lassen. Psup! sagte einer, so ein großer Kaufmann und so schlechte Augen! Psup! das ist schlecht! Der Kaufmann entschärbte sich dabey, und setzte sich in Stellung, dem Juden das Maul zu verbiethen. Ich kam ihm aber zuvor. Ich fragte ihn, ob er in der Stadt bleiben, oder weiter mit uns reisen wollte? Der Einfall war glücklich. Das Gespräch bekam eine andre Richtung, und der Kaufmann vergaß seine Hitze.

Endlich

Endlich kamen wir in die Stadt. Die Juden stiegen sogleich ab, und giengen zu ihren Glaubensbrüdern, um ihnen ihre Begebenheit zu erzählen, und die Sache bey der Obrigkeit anhängig zu machen. Die andern Kaufleute begaben sich zu ihren Vandleuten auf die Börse, und trugen ihnen die Commission auf, sich ihrer Sache anzunehmen, wenn ja einige von den Räubern eingezogen würden. Diese versprachen es, und versicherten auch mich, wenn sie etwas von dem Meinigen bekommen könnten, sollte es mir unverloren seyn, wenn sie nur wüßten wo ich anzutreffen wäre. Hierauf setzten wir uns sämtlich wieder auf, und bekamen noch einen fremden Herrn mit seinem Bedienten zu Reisegesährten. Die Kaufleute fiengen an gesprächiger zu werden, und zeigten in allen ihren Reden, daß sie erfahrene und vernünftige Männer wären. Sie erzählten mir, daß sie aus Dänemark wären, und bloß zum Vergnügen eine Reise nach Deutschland gethan hätten, um sich einen richtigern Begriff als einige Fremde gemeinlich hätten, von dem Lande zu machen, das in allen Gegenden der Welt berühmt wäre. Bey der Gelegenheit machten sie einige Anmerkung über das, was sie gehört und gesehen, die mir nicht übel gefielen, und die den Deutschen zur Ehre gereichten. Aus ihren übrigen Gesprächen konnte ich schliessen, daß sie auch in



andern Welttheilen gewesen. Ich fragte sie darum, und sie bejaheten es. Sie hatten alle drey Ost- und West-Indien und auch einige Theile von Afrika besucht. Sie beschrieb den ersten beyden Länder so reichend, daß ich heimlich wünschte, sie einmal selbst zu sehen. Ich gestand es ihnen auch, daß ich grosse Lust hätte, auf Reisen zu gehen, und wenns möglich wäre, Amerika und die Levante näher kennen zu lernen. Der eine von ihnen ward zum Propheten an mir. Er sagte: Sie werden noch zeitig genug dahin kommen, wenn sie sonst Lust zu reisen haben, und es ist auch eingetroffen. Hätte ich zu der Zeit vermuthen können, daß mich mein Schicksaal dahin führen würde, so sollten sie meiner nicht so bald losgeworden seyn. Etliche tausend Fragen hätten sie mir wenigstens mehr beantwortet müssen, als ich damals that. Bey dieser Unterredung saß der fremde Herr ganz still, und in Gedanken vertieft. Sein Bedienter saß hinter ihm, und kam mir nicht weniger nachdenkend vor. Jener hatte viel Aehnlichkeit mit dem einen Kaufmann, der zeither noch wenig gesprochen, und dem man es an den Augen ansehen konnte, daß ihm etwas auf dem Herzen läge, so ihm Kummer machte. Weil sie just hintereinander saßen, konnten sie es nicht bemerken. Ich hatte mich ganz vorn hingesezt, und hatte sie beyde in den Augen

gen. Je mehr ich sie nun ansah, desto bedenklicher schien mir die Sache zu seyn. Ich vermuthete ganz gewiß, daß sie wenigstens miteinander verwandt seyn mußten, wenn sie nicht gar Vater und Sohn wären, weil sie in ihren Gesichtszügen so was übereinstimmendes hatten, das man bey Personen, die einander sehr ähnlich sind, gemeiniglich vernimmt. Dennoch hatte ich das Herz nicht, sie schlechtweg darum zu fragen, und meine Vermuthung zu gestehen. Ich wartete immer auf Gelegenheit, und richtete alles was ich sagte, so ein, daß der fremde junge Herr auch mit reden sollte, und erreichte auch endlich meinen Zweck. Wir hatten eben von einigen berühmten Handelsstädten in Deutschland gesprochen, als ich den tiefsinnigen Kaufmann fragte, ob er nicht einen Sohn in L*** hätte? denn ich erinnerte mich jemanden da gesehen zu haben, der ihm sehr ähnlich wäre. Nein mein Herr, war seine Antwort, so viel ich weiß, kann mein Sohn nicht in L. seyn, und dabey sah er mich aufmerksam an. Er fragte mich noch um verschiedne andre Dinge, die seinen vermeinten Sohn betrafen, und ich antwortete ihm stets so, daß alles was ich sagte auf den fremden Herrn hinter ihm paßte. Dieser ward icht auch aus seinem tiefsinnigen Schlummer geweckt, und hörte uns zu. Sein Bedienter horchte hoch auf, und raunte seinem Herrn einigemal etwas ins Ohr. Un-

ter diesen Gesprächen kamen wir in die Stadt wo ich bleiben wollte. Weil mich meine Kaufleute unterwegs so wohl unterhalten hatten, hielt ich mich für verbunden, ihnen an dem Orte meiner Bestimmung alle mögliche Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen. Ich sorgte den Augenblick für ein gutes Logis, und bath sie, bis den folgenden Posttag zu bleiben, damit sie meinem Vater und meiner Cousine besuchen, und die Merkwürdigkeiten unsrer Stadt besehen könnten. Sie ließen sich gefallen, und ich begab mich mit ihnen auf ihr Zimmer. Der fremde Herr wollte sich von uns entfernen, ich bath ihn aber, weil er nicht wegreisen wollte, in eben dem Hause Platz zu nehmen, damit er an unserm Vergnügen bis zu seiner Abreise Theil nehmen könnte. Er schlug es mir nicht ab, und begleitete uns nach Hause.

So bald ich mit den Kaufleuten allein war, fieng ich das vorige Gespräch wieder an. Also haben sie doch einen Sohn? fragte ich den Herrn Hartonsen, diß war der Name des Kaufmanns. Ja, mein Herr, antwortete er, aber seit drey Jahren weiß ich nicht das geringste von ihm. Er begleitete mich vor vier Jahren in die Levante, oder wollte mich vielmehr dahin begleiten, ward aber in einem Schiffbruch entrisen. Gott weiß, ob er noch lebt, und wo er ist. Der junge Herr

Herr trat eben zu uns ins Zimmer, als Hartonsen diß sagte, und bath, daß es ihm erlaubt seyn möchte, bey uns zu bleiben, weil er nicht gern ohne Gesellschaft seyn möchte. Mir war es überaus lieb, daß er gekommen war. Ich glaubte nunmehr eine wichtige Entdeckung zu machen. Nehmen sie es nicht übel, sagte ich zu ihm, indem ich ihn bey der Hand nahm, sie sind dem Herrn den ich in L. gesehen, und den ich seit heute für den Sohn dieses Herrn gehalten, so ähnlich, daß ich sie selber dafür halten würde, wenn ich nicht glaubte, daß es unmöglich wäre. Sie erweisen mir eine Ehre durch das, was sie hier sagen, erwiederte er. Wollte Gott, ich könnte meinen Vater wieder finden. Herr Hartonsen, sieng ich an, wie lange ist es — Kaum hatte ich das gesagt, so rief der junge Herr: Wie? sie sind Herr Hartonsen — ich bin ihr Sohn, und fiel damit dem Alten um den Hals. Der Alte stand voll Erstaunen und Verwirrung da. Endlich, nachdem er ihn nochmals genau betrachtet, rief er mit thränenden Augen, es ist wahr, du bist mein Sohn, du bist es gewiß. Gott sey gelobt! Die allzuarosse Freude ließ ihn nicht mehr sagen. Die andern Kaufleute die um die beyden herstanden, riefen auch: Es ist ihr Sohn, den sie so lange gesucht haben. Und dann giengen die Umarmungen von Neuem an. Ich freute mich dabey nicht wenig,

E 4

nig, über die glückliche Entdeckung, nur hätte ich gewünscht, daß sie mit ihren Danksgungen gegen mich, sparsamer gewesen wären. Vater und Sohn konnten sich in ihrer Freude kaum mäßigen, und ich glaube, sie hätten mich in der Stunde zum Kaiser von Mex und Marocco gemacht, wenn sie nur gekonnt hätten.

Nach diesen rührenden Aufstritten, wobey ich nur eine stumme Person vorgestellt hatte, sagte ich der Gesellschaft, daß ich mich entfernen müßte, um meinen Vater und meine andern Freunde zu besuchen. Sie ließen mich unter der Bedingung weg, daß ich, so bald als möglich, wieder kommen sollte. Ich verließ sie, und gieng gerades Weges auf das Haus meines Vaters zu. Aber wie erstaunte ich, als ich statt meines Vaters einen ganz unbekannten Mann drinnen fand, der sich für den Besitzer desselben ausgab. Wo ist denn mein Vater? fragte ich ihn. Und wer ist denn ihr Vater? fragte er mich. Ich antwortete: Der Wirth von dem Hause ist mein Vater. Gewesen, sagte er, aber nicht mehr. Und wie so denn? fuhr ich fort. Sie sind vielleicht, antwortete er, ein Sohn von dem Herrn, dem ich das Haus abgekauft habe. Sind sie nicht zeither in Jena gewesen? Ja, und ich bin hergekommen meinen Vater einmal zu besuchen. En, hieß es, ihr Vater ist schon seit vierzehn Tagen nicht mehr

in der Stadt. Vor mehr als vier Wochen hab ich ihm diß Haus abgekauft, und gleich nach der Bezahlung ist er weggereist. Wenn sie sein Sohn sind, so habe ich ihnen diesen Brief zu übergeben, den er an sie hier gelassen hat. Ich sollte ihn auf der Post nach Jena schicken, ich hab's aber schon zweymal vergessen. Ich nahm den Brief und gieng weg. Voll von traurigen Gedanken, und ganz niedergeschlagen von diesem Unfall, verließ ich die Stadt und spazierte auf dem Felde herum, ohne zu wissen, wohin? Ich dachte weder an die fremden Kaufleute noch an meine Cousine, ja auch nicht einmal an meinen Brief, so sehr war ich aus meiner Fassung gekommen. Immer eine Katastroph nach der andern, sagte ich bey mir selbst. Gestern geplündert, heute keinen Vater. Kaum hab ich mich einmal gestreut, wie sich ein redlicher Mann, in einem ähnlichen Fall über das Glück seines Nächsten freuen würde, so muß ich das Veranügen schon wieder theuer bezahlen. Von ohngefähr grif ich in die Tasche, und bekam meinen Brief in die Hand. Jetzt wunderte ich mich über mich selbst, daß ich ihn noch nicht gelesen hatte. Ich wollte ihn aufmachen, und war doch zu furchtsam dazu. Allmählich faßte ich so viel Herz, daß ich ihn eröfnete. Aber ganz aufgeschlagen und ihn zu lesen, das währte noch eine Weile. E Ich ward ich so tapfer, oder viel-mehr

mehr desperat. Aufgemacht, schrie ich, und riß den Brief auseinander und laß:

Mein lieber Sohn!

Ich habe mein Haus verkauft, weil ich gewisser Verrichtungen wegen verreisen muß. Du kannst unterdessen in Jena bleiben, bis dir deine Cousine befiehlt, den Ort zu verlassen. Sie wird bald nach Dresden reisen. Was sie da zu thun habe, kann ich nicht gewiß sagen. Sie wird dir vermuthlich alles schreiben. Deine Schwester soll sie begleiten, und dort bleiben, bis ich wieder zurück-komme. Lebe wohl! Morgen reise ich nach Pohlen. Ich bin

Dein Vater ***.

Nach Pohlen, sagte ich zu mir selbst, und was will er denn in Pohlen, und die Cousine zu Dresden? Vielleicht ist sie noch nicht weg, ich will gleich hingehen, und sie besuchen. Ich gieng also zurück in die Stadt und begab mich an den Hof. Ich meldete mich bey einem Be-

Bekannten, konnte aber nicht erfahren, ob sie noch da, oder schon weg sey, weil ers selbst nicht wußte. Unterdessen war er mir doch zu gewisseren Nachrichten behülflich. Er führte mich bey einer Dame ein, welche eine vertraute Freundin meiner Cousine war. Ich erzählte ihr mein Schicksal, und den betrübten Umstand von meinem Vater, daß er weggereist sey, ohne mir vorher etwas davon zu schreiben. Und wo ist er denn hin? fragte sie. Nach Pohlen, Madame! Ey, fuhr sie fort, er wird ein Starosse werden wollen. Hätte das nicht eine Dame gesagt, so würde mich der Spas ohnmaßgeblich verdrossen haben. Nun sieng ich von meiner Cousine an, und bath sie, mich aus meiner Unwissenheit zu reissen. Sie ist vor einigen Tagen nach Dresden abgegangen, und hat auch an sie geschrieben. Der Brief wird ietzt unterwegs seyn. Ich möchte aber, unterbrach ich sie, gern voraus wissen, warum sie weggereist ist? Vielleicht, Madame, sind sie so gütig mir auch davon Nachricht zu geben. Sie antwortete mir darauf nicht, sondern schien sich zu besinnen. Ich ward ungeduldig und sagte, es ist gewiß etwas vorgegangen, was ich nicht wissen soll. Seyn sie doch so verbindlich, Madame, und lassen sie mich es wissen, es sey was es wolle, ich bin schon vorbereitet, auch das Aergste anzuhören. War nicht so hitzig, ant.



antwortete sie mir, mein junger Herr Doktor! Wenn sie dereinst mit ihren Patienten so häufig zu Werke gehen, werden sie gewiß auf Leben und Tod curiren. O das thut wehe Madame, erwiederte ich, in einer solchen Art von Ungewisheit zu leben, wie die meine ist. Ich bitte sie nochmals, bestreuen sie mich davon. Wann nun ihre Cousine krank wäre, fragte sie, was wollten sie denn thun? Curiren wollte ich sie, Madame. Aber seyn sie doch nicht grausam — Ey Herr Dokter schämen sie sich, sie haben wenig Geduld. Ein Dokter muß absolut geduldig seyn können. Nur nicht bey ihnen, Madame! sagte ich, denn sie sind ja nicht krank. Aber ich bin krank, und ich sehe, daß sie nur allzuviel Geduld haben können. Ich bitte sie daher, seyn sie doch nur jetzt einmal ugeduldig, und sagen sie mir — Ja doch, ja! unterbrach sie mich, ich sage ihnen dann, daß ihre Cousine gesund, und wenn ich nicht irre, jetzt schon in Dresden ist. Sie hat vor einigen Wochen Briefe aus Frankreich erhalten, die haben ihre Reise verursacht. Es ist eine von ihren Bekannten ohne Erben gestorben, die hat ihr ihren ganzen Reichthum vermacht. Ein gewisser Kaufmann in Dresden hat Anweisung, sie weitläufiger von dem Vermächtnis zu unterrichten. Vielleicht ist sie gar genöthigt nach Frankreich zu gehen. Mir hat sie gesagt, wenn

wenn sie die Reise thun müßte, würde es ihr lieb seyn, wenn sie in L. blieben bis sie zurück käme. Aus ihrem Briefe, der aller Wahrscheinlichkeit nach von Gena retour gehen wird, werden sie mehr sehen. Ich will dafür sorgen, daß sie ihn richtig bekommen, wenn er hieher zurück kommt. Für diese gütige Nachricht, muß ich ihnen verbunden seyn, Madame, und noch mehr, wenn sie so großmüthig seyn, und sich meiner fernere annehmen wollen. Jetzt muß ich sie verlassen, um mich von meiner Bestürzung zu erholen. Und wie lange wird denn das dauern? fragte sie lächelnd. Bis Morgen, Madame, denn hab ich die Ehre, ihnen wieder aufzuwarten.

Von ihr gieng ich nachmals vor die Stadt und dachte mein Schicksal nach. Der Brief meiner Cousine mußte alles entscheiden. Weil ich nun den noch nicht hatte, so konnte ich mich zu nichts entschliessen. Ich gieng zurück und begab mich zu den Kaufleuten. Die lebten in vollen Floribus, und freuten sich überaus sehr, mich wieder zu sehen. Was macht ihr Vater! fragten sie alle. Ich winkte ihnen mit der Hand und schüttelte den Kopf. Er ist doch nicht todt, führen sie fort, das wollen wir nicht hoffen. Das wohl eben nicht, war meine Antwort, es ist aber nicht viel besser. Er ist verreist, und Niemand weiß eigentlich wohin. Er schreibt mir in dem Briefe



Briefe den er mir hinterlassen hat, er wolle nach Pohlen, genauer hat er den Ort seines Aufenthalts nicht bestimmt, und auch nichts von seinen Verrichtungen gesagt. Der junge Hartonsen fragte, ob ich ihm etwa nachreisen wollte? Bis jetzt, sagte ich, hab ich weder Lust noch Geld dazu. Nehmen sie es nicht übel, fuhr er fort, sie thun auch sehr wohl, denn wer weiß ob sie ihn trafen. Nicht wahr? es scheint als wollte er neue Länder untern Nord-*Pol* suchen. Vermuthlich, antwortete ich, wird er weit reisen wollen, er hat mir ja nichts zurückgelassen von seinem Vermögen. Und was machen denn ihre andere Freunde? Ich sieng an zu lachen, und sagte, daß die Person, der ich zu Gefallen hergereist wäre, auch abwesend sey, und daß ich sie in Jahr und Tag nicht zurück erwarten durste. Gewiß ihre Liebe — sagte Hartonsen. O wenn das ist, so lassen sie sich ja nicht bange werden. Gehen sie mit uns nach Dännemark. Es giebt in Dännemark auch hübsche Mädchen, ich versichre sie. Das glaub ich gern, erwiederte ich, es giebt aber nicht allenthalben Cousinen für mich. Die andern Kaufleute wiederholten was der alte Herr Hartonsen gesagt hatte, und bothen mir an, mich mit nach Cöppenhagen zu nehmen. Sorgen sie' nicht, hieß es, für ihre Beförderung. Da sie ein Medikus sind, so kann ihnen leicht geholfen werden,

werden, und wir haben Vermögen und Ansehen genug, und ihrer anzunehmen. Ueberdem haben sie in Absicht auf ihre Cousine nichts zu verlieren. Sie wird erst nach einem Jahre zurück erwartet. Melden sie ihr, wo sie sind, und begleiten sie uns. Für so viel Grossmuth und Gütigkeit dankte ich diesen Herren ungähligemal. Ich bath sie, mich zu entschuldigen, daß ich ihr Anerbieten nicht annehmen könnte. Aufrichtig zu reden, wüßte ich selbst noch nicht, worzu ich mich entschliessen sollte, bis ich den Brief von meiner Cousine erhalten würde; so viel aber könnte ich wohl voraus sehen, daß sie mir nicht erlauben werde, mich so weit von ihr zu entfernen. Unterdessen wollte ich mir es ausbitten, daß ich manchmal an sie schreiben dürfte. Sie versicherten mich, daß es ihnen angenehm seyn würde, zu hören, wie ich mich befände, und sie versprachen zugleich, mir keine Antwort schuldig zu bleiben. Diß war mir überaus lieb. Denn da ich nicht mit ihnen reisen wollte, und mein künftiges Schicksal nicht wußte, so war ich doch durch den Briefwechsel im Stande eine Bekanntschaft zu unterhalten, die mir in Zukunft bey mißlichen Umständen nützlich seyn konnte. Nach allen den Complimenten setzten wir uns, um ein Glas Wein in Ruhe zu trinken. Wir hielten damit an bis in die späte Nacht, und würden an kein Aufhören gedacht haben, wenn uns nicht

nicht ein Feuerlärm auf die Beine gebracht hätte. Ich lief geschwinde auf die Strasse, und eilte mit dem Volk zu dem Ort wo es brannte. Zu meinem größten Vergnügen war schon alles gedämpft, als wir ankamen. Ich wollte nunmehr in mein Logis. Diß war den ganzen Tag das erstemal, daß ich dran dachte, und ärgerte mich, daß ich dran dachte, weil ich keines hatte. Kurz, ich mußte mich noch in einen Gasthof logiren, weil ich den Kaufleuten nicht gern beschwerlich seyn wollte. Den folgenden Tag gieng ich ziemlich spät zu ihnen, und fand sie reisefertig. Es ist gut, daß sie kommen, sagten sie, denn wir werden sie bald verlassen. Sie hatten kaum ausgeredet, so kam der Wagen vor die Thüre, und nun sahe ich, daß sie mit Extrapost reisen wollten. Noch ist es Zeit, fuhren sie fort, wenn sie mitreisen wollen. Ich dankte ihnen dafür. Oder können wir ihnen auf irgend eine andre Art dienen? Auch dafür erkannte ich mich ihnen verbunden, und begleitete sie an ihre Chaise. Beym Aufsteigen druckte mir der junge Hartonsen einen Zettel in die Hand, dankte mir nochmals für den erwiesenen Dienst, und ermahnte mich, ihn in Zukunft, ja nicht zu schonen, wenn er mir bey einer Gelegenheit nützlich seyn könnte. Bald darauf fuhren sie weg. Ich gieng vor die Stadt und eröffnete meinen Zettel. Zu meinem größten Erstaunen war

war es eine Anweisung, von 100. Dukaten, die mir in L. bey Vorzeigung dieser Handschrift, sollten ausgezahlt werden. Wer war froher als ich? Voll angenehmer Vorstellungen gieng ich zurück, und begab mich auf den Hof, um meinen versprochenen Besuch abzulassen.

Als ich ins Zimmer trat, kam mir die Frau E*. entgegen. Wie! sagte sie, und sie leben noch? Und wollen doch ein Liebhaber ihrer Cousine seyn? Nun, Madame, versetzte ich, erlauben sie gütigst, wie muß man denn aussehen, wenn man ein Liebhaber von einer Cousine seyn will? O, fuhr sie fort, das hätte ich mir nicht vorgestellt. Blas, verfallen, tiefsinnig, halb in Verzweiflung, so dacht ich würden sie heut aussehen. Aber so bey Kräften, so munter, diß zeigt wahrhastig keinen Liebhaber. Bedenken sie doch Madame, sagte ich, daß ich ein Arzt bin. Ich würde heute so aussehen, wie sie es zu verlangen scheinen, aber ich hab mich gellern curirt. Hier sehn sie, ist schon wieder ein Recept, wenn etwann das erste so ich gebraucht, nicht ganz helfen sollte, und damit übergab ich ihr den Zettel von Herrn Hartonsen. Sie laß ihn, und ward ernsthaft. Ist das wirklich an dem, fragte sie, was ich hier lese? Wirklich Madame! antwortete ich, und erzählte ihr zugleich, wie ich zu dem Glück gekommen wäre. Hierauf gieng sie in das
(D) Neben-



Nebenzimmer. Als sie zurück kam, fragte sie, ob denn alle Recepte für mich wären? Ich erwiderte, wenn sie von ihnen kommen, Madame, sonst nicht. Gut, sagte sie, ich will es mit einem versuchen. Hier nehmen sie — Ich sahe gleich, daß es ein Brief von meiner Cousine war, und fragte ganz ängstlich, wenn sie ihn erhalten hätte. Ohne auf ihre Antwort zu warten, erbrach ich ihn, und wäre beynahe so unhöflich gewesen ihn in ihrer Gegenwart zu lesen. Sie merkte, daß ich es nicht thun wollte, und befahl mir ihn aufzumachen. Ich that es, und fand wenig mehr darinn als mir die Frau E*. gestern gesagt hatte. Das beste war der begelegte Wechsel von 300. Dukaten, die mir in L. ausgezahlt, und binnen der Zeit, da sie abwesend seyn würde, zur Unterstützung dienen sollten. Die Frau E* fragte mich, da ich den Brief gelesen hatte, und ihr ihn zum Durchlesen anbooth, ob ich hoffte, ganz gesund zu werden? Auf die Frage konnte ich nicht antworten. Ich machte also bloß eine stumme Verbeugung, und als sie ihn durchgelesen, fragte ich, wie er ihr gefiele. Nicht gut, sagte sie, und ich rathe ihnen ihrer Cousine zu folgen. Reisen sie ab, so bald sie können. Ich that, als wenn ich ihr in allem Anfall gäbe, und nach einigen Unterredungen von eben der Sache, nahm ich gänzlich Abschied. Von ihr gieng ich auf die Post

Post und ließ mich einschreiben. Wenn du unterwegs bist, dacht ich, kannst du am besten nachdenken, was du in gegenwärtigen Umständen zu thun hast.

Ich setzte alle Untersuchungen bey Seite, und besuchte einige alte Freunde. Es wußte fast keiner von ihnen, daß mein Vater sein Haus verkauft, und weggerückt sey, vielweniger daß er mir nichts hinterlassen habe. Erzählte ich es ihnen, so bedauerten sie mich allenfalls, aber an eine mehrere Großmuth war nicht zu denken. Ich verlangte sie auch nicht. Unterdessen sah ich doch daraus, wie wenig man sich auf das Versprechen andrer Menschen verlassen könne. Als ich das erstemal von ihnen Abschied nahm und nach Jena reiste, versprachen sie mir ihre Unterstützung auf hundertley Art. Jetzt suchten sie jedem Wort auszuweichen, so sie daran erinnern konnte. Mit einigen hatte ich meinen Spas. Weil ich sah, daß sie es recht mit Fleiß vermieden, von ihren gethanen Promessen zu reden, so sieng ich an, über ein hartes Schicksal und böse Zeiten zu klagen. Ich wünschte ihnen Glück, daß sie es nicht nöthig hätten, weil Jedermann wüßte, daß sie in den favorabelsten Umständen wären. Wie bange den guten Leuten bey meinem Lobe ward, kann ich nicht genau sagen. Es war augenscheinlich, daß sie befürchteten, ich würde sie etwann um ein Capital ansprechen. Den

D 2

folgen.

folgenden Tag setzte ich mich mit vielen Freuden auf den Postwagen, weil mir die Stadt schon verhaft war.

Ehe ich aber weiter erzähle, muß ich ihnen sagen, Herr Redlich, daß ich wieder eine Entdeckung gemacht zu haben glaube. Der Bediente des jungen Herrn Hartonsens war ihrem Bedienten nicht unähnlich, und ich denke nicht unrecht zu haben, wenn ich sie beyde für eine Person halte. Vielleicht wissen sie mehrere Umstände von ihrem Bedienten, und können folglich am leichtesten entscheiden, ob ich Recht habe, oder nicht. Herr Redlich erstaunte da über und versicherte, daß er nichts davon wisse. Er sagte, es wäre möglich, ob es ihm gleich sehr unwahrscheinlich vorkäme. Am besten könnte man es von den Bedienten selbst erfahren. Johann ward gerufen, und Herr Redlich fragte ihn, ob er ehemals bey einem gewissen Dänischen Kaufmann in Diensten gewesen? Johann bejahte es und nannte den Herrn Hartonsen. Er setzte hinzu, daß er den Herrn hier (indem er auf Cölestinsens Vater zeigte) vor vielen Jahren schon einmal zu sehen die Ehre gehabt hätte. Herr Redlich versetzte: Seyd ihr denn so gewiß davon Johann, daß ihr gar nicht zweifelt? Johann erwiderte: Dieser Herr war noch sehr jung als ich ihn sah. Es war im Hollsteinschen. Mein junger Herr hatte da das Glück seinen Vater

ter wieder zu finden, und weil die Person die ihm darzu half, diesem Herrn ungemein ähnlich war, ob aleich die Jahre die sichtbare Aehnlichkeit etwas geschwächt haben, so zweifle ich doch im gerinasten nicht, daß er es nicht seyn sollte. Wenigstens, möchte ich gern aus seinem eignen Munde wiederlegt seyn, wenn ich ja irre.

Ihr habt Recht Johann, sagte Eölestiens Vater. Ich bin eben der, dem Hartonsen die Entdeckung schuldig ist, und ich herumdre die Wege des Schicksaals, daß es uns beyde hier wider zusammenbrinat. Besonders ist es mir lieb, daß ich von euch erfahren kann, wie es den beeden Herrn und ihren Gefährten nachher gegangen. Herr Redlich wird euch gewiß erlauben, daß ihr mir dieses zu andrer Zeit erzählt. Herr Redlich bestand darauf, Johann sollte aleich den Anfang machen. Weil aber der Gesellschaft gemeldet ward, es sey ein fremder Herr angekommen, und es wäre Zeit sich zu Tische zu setzen, so konnte es icht nicht geschehen. Sämtliche Gäste begaben sich mit Herr L. und seiner Frau zurück ins Haus, und Eölestiens Vater vor sprach ihnen, so bald als möglich seine Geschichte fortzusetzen. Wir werden sie dem geehrten Leser nicht entziehen, sondern aleich mittheilen, wenn wir nur erst den angekommenen Besuch abgefertigt, und die Gesellschaft nach Tische an-



einen Ort gebracht haben, wo sie Erzählungen und Historien anhören kann.

Tafelmusik.

Herr Förster und seine Frau gingen zu erst hin, den Fremden zu bewillkommen, und ihn denen Anwesenden vorzustellen. Sie kamen bald wieder, und führten einen Officier ins Speisezimmer den sie für ihren Verwandten ausgaben. Er war ein Mann von mittleren Jahren, voll Leben und Feuer. Sein Name war Bravedonner. Von Statur war er klein, und seiner Miene nach wild und aufsehend. Wir erinnern uns dabey in einem Buche *) die Schilderung des sittlichen Charakters eines solchen Helden wie der unsre war, gelesen zu haben, und weil wir glauben, es werde dem Leser nicht reuen, sie auch zu lesen, indem Herr Bravedonner dadurch kenntlicher gemacht wird, so wollen wir sie hier einrücken:

„Herr — — ist ein Mann der so er-
higt von sich selber spricht, daß niemand in dem
Stande ist, das Gespräch auf etwas anders zu
lenken. Er tritt in eine Gesellschaft. Man
unterredet sich bey seiner Ankunft von der Ge-
duld.

*) Kunst den Nächsten zu richten, S. 224.

buld. Er nimmt gleich das Wort auf: Ey! was Gedult! die ist meine Sache nicht. Die gehört vor alte Weber. Ich will mich zwar nicht rühmen, aber ich versichre sie auf meine Ehre, ich habe niemals etwas eingesteckt. In Paris, ja in Paris, war es auf meinen Reisen, daß sich ein Passa unterstand, übel von meinen Landsleuten zu sprechen. Aber es bekam ihm schlecht. Beim Element! Mein Degen durchbohrte ihn, daß er blutig zurückfiel und in die Themse stürzte.

Ich lobe nie die Tapferkeit, die war es,
sie befuerte mich,

Als mir bey Hochstädt alles wich.

v. Hagedorn.

Wie war es bey Düssel? Ohne Ruhm zu melden, weiß ich wohl, wie viel man da der Stärke meines Arms zu verdanken hatte. Allein ich mag mich nicht rühmen. Denn es ist meine Sache gar nicht, meine Thaten zu erzählen. Aber ich versichre auf meine Ehre, ihr sollt noch grössere Wunder hören. Der Sieg bey Dittingen wäre nicht ersochten worden, wenn ich nicht, ich muß es sagen, es ist die Wahrheit ohne mich zu rühmen, meinen Leuten so tapfer zueredit hätte. Ich gebe ihnen meine Ehre um Pfande, daß ich mehr als ein Duzend französische Reuter damals

malß selbst mit eigener Hand von dem Pferde geschossen habe. Und denn hat der General allemal den Ruhm des Sieges. Ja, ich weiß es wohl. Wenn ich, meine Herren! — — ja auf meine Ehre, wenn ich — — Herr * * * wird nicht fertig von sich zu reden und uns auf seine Ehre zu versichern. Was für ein schlechtes Ding, ein elendes Spielwerk muß nicht seine Ehre seyn, da er sie alle Augenblicke im Munde führt. Da er uns alle Minuten für die schrecklichsten Unwahrheiten diese seine Ehre verpfändet. Zum Unglück vor ihn ist seine ungeheure Begierde, sich zu erheben; so gar blind, daß er bey solchen ausschweifenden Erzählungen, nicht einmal glaubt, daß er sich rühmt und ungebührlich lobt.,,

So wie dieser, war unser Officier auch beschaffen. Er lobete sich gern, und redte gern von seinen Thaten. Ueberdem besaß er wieder die Gewohnheit aller solcher Bramarbasse eine gewisse Art von Unterschrockenheit und Tapferkeit. Wenigstens war er alsdenn tapfer, wenn er auf seine Bediente und Untergebene losschlug. Herr Bravedonner war entsetzlich hitzig. Er konnte keinen Widerspruch leiden, und die geringste Miene oder zweydeutig schelmendes Wort, konnte ihn halb rasend machen. Ueber Fische hatte Jedermann Gelegenheit, diß an ihn zu beobachten. Erstlich fieng er damit an, daß er Herr Ködlichen um die.

diese und jene Bataille fragte, und sich erkundigte, ob er nichts vom Grossen Bravedonner gehört hätte. Denn er mußte, ohne sich zu rühmen, sagen, daß er zu seiner größten Bewunderung den Namen Bravedonner in allen Ländern der Welt habe nennen und rühmen hören. Er erzählte so dann alle Feldzüge und Schlachten, denen er beygewohnt. In dieser Erzählung widersprach er sich unzähligemal, weil er nur immer bey den gewonnenen Bataillen zugegen gewesen seyn wollte. Dismachte öfters grosse Schwierigkeiten in Ansehung der Orter und Zeitrechnung. Das that aber nichts. Er redte so donnernd und schrecklich, daß Niemand das Herz hatte ihn zu unterbrechen, oder zu widerlegen. Herr Niedlich wunderte sich, daß er immer ohne Schaden weggekommen, und noch so bey Kräften wäre. Hagel und Bliß! Herr! hub er an, was denken sie? Wenn sie erst dabey gewesen seyn sollten, denn würden sie sich mehr wundern. Hol mich der — allemal und auf ieden Ritt ein Bataillon in die Pfanne — Das weiß mein Seel! mein Kerl hier, der Valer, wie die Köpfe gestogen sind, und wie viel ich Säbels zerhauen habe, und doch blieb ich immer unverwundet. Bey meiner andern Belagerung, der ich in meinem Leben beygewohnt, schoß ich, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, mit eigener Hand die halbe Stadtmauer ein,

D s und



und das nur mit meinem grossen Musqueton-
ner. Aber ich hatte auch 60. Kugeln einge-
laden, und eine Meße Pulver auf der Pfanne.
Das heisst Herz haben. Ein andermal, als
ich in K. mit bloquirt war, ritt ich ganz al-
lein vors Thor, und kaum hatte mich der
Feind bemerkt, als er die Bloquade der Stadt
aufhob, und mich allein einschloß. Aber ich
wartete nicht bis er seine Kanonen gegen mich
gerichtet hatte. Mit kleinem Gewehr, das wußte
er schon, war mir nicht anzukommen. Ich
ritt mit dem Säbel in der Faust auf ihn los,
und pußte der halben Armee die Köpfe ab.
Nicht wahr? Valer? Wenn Teufel, ihr habt
mir ja von der Stadtmauer zugehört. Nicht
wahr? Der Bediente antwortete ganz treu-
herzig: Herr Bravedonner, ich glaube sie ha-
ben die 4000. Mann zu nennen vergessen, die
vor ihnen aus der Stadt zogen. Ach Esel!
Bestie! schrie sein Herr, da sieht man den blind-
den Narren. Ganz allein, sag ich, hab ich es
gethan. Wer hat es also gethan, Dummkopf?
Sie haben es, erwiederte dieser, ganz allein
gethan, wie sie sagen. Mir ist nichts bewußt,
Herr Bravedonner. Ey, Flegel! fuhr der Of-
ficier fort, dafür bist du Kanaille! ein Bedien-
ter, daß du das bejahst, was ich als dein Herr
erzähle, wenn du gleich nicht weißt. Valer
wollte jetzt den Teller wegnehmen, als sein
Herr ausgeredet hatte, und stieß ihn damit
an

an den Arm. Herr Bravedonner fuhr wie ein Blitz vom Stuhl auf, und drohte ihn für dieses Versehen, unter den schrecklichsten Verwünschungen mit allen Strafen der Zeit und Ewigkeit. Zum Unglück fiel bald nachher, als Valer einen andern Teller wegnehmen wollte, Herr Bravedonnern ein Tropfen Fett auf die Weste. Daß dich alle Tausend — sprang er auf — Schwips, Schwarzs — Und ein fürchterlicher Hagel von Schimpfwörtern, Flüchen und Prügeln ergossen sich auf dem Rücken des armen Valers, vor den Augen der Fremden.

Herr F. stand auf, sich des Bedienten anzunehmen, und den Herrn Vetter zu besänftigen. Herr Bravedonner wollte ihn nicht hören, und fuhr fort zu schimpfen und zu prügeln. Herr F. ergriff hierauf den Bedienten, und wollte ihn zur Thüre heraushelfen. Was will der Kerl? sieng der erhobte Kriegsmann an, und wenn euer ein Regiment, oder eine ganze Armee, straf mich — so schlag ich euch alle zum T. — Sacre! et Diable! wie alte Lumpen zerreiß ich euch! Allons! Courage! Ventri di — Unter diesem Feldgeschrey gieng er wider Herrn F. und seine Bediente zu Felde. Die Frau F. war bekümmert um ihren Mann, und lief ihm zu Hülfe. Ach! schrie sie, Herr Vetter, Bravedonnerchen! Ach! nur meinen Mann nicht lädirt! Die andern Gäste standen bis auf



auf Herrn Redlich und Edlestinens Vater geschwind auf, und liefen davon. Herr Redlich sah voraus, daß man beim Herrn Bravedonner auf eine vernünftige Art leicht eben so wenig als mit Gewalt ausrichten würde, und rief daher den Uebrigen ihm nachzufolgen und den Kriegsgott allein zu lassen, bis er wieder zu sich selbst käme. Man folgte Herr Redlichen, und ein jeder suchte sich zu salviren. Herr Bravedonner blieb allein im Zimmer, und schlug unterdessen eben so unbarbarherzig auf Tisch und Stühle als auf seinen Vetter und Bedienten. Die Gäste hatten sich zusammen ins Hinterhaus retirirt, und nur die Bedienten saßen gelassen, damit sie zusehen könnten, was der Officier endlich vornehmen werde. Ohngefähr nach einer halben Viertelstunde kommt er aus der Stube und ruft seinem Bedienten. Valer erscheint, und bekommt Befehl die Pferde aus dem Stall zu ziehen, sodann setzen sie sich beyde auf, und reiten ohne Abschied zu nehmen, davon. Herr Förster bekam durch seinen Hausknecht Nachricht davon und nöthigte seine Tischgesellschaft zurück ins Speisezimmer. Aber welch ein Anblick! Tische, Stühle, Speisen, Flaschen, alles lag in einem Chaos verkommen, und es war unmöglich in die Stube zu kommen. Das beste war, daß man davon meist abgespeist, da die Schlägeren vorfiel, und daß also die Anwesenden nicht viel zu verlor.

verlieren hatten. Herr Förster und seine Frau bathen um Vergebung wegen dieses Zufalls. Sie sagten, sie hätten ihn eingeladen, weil er sonst ein sehr lebhafter und lustiger Mann wäre, und ihnen Vergnügen genug gemacht haben würde, wenn ihn sein Bedienter nicht erzürnt hätte. Nachher begab man sich in ein ander Zimmer zum Coffee.

Herr Redlich bekam Briefe vom Herrn von Einsamhausen und seiner Schwester. Der Herr von Einsamhausen berichtete ihm, daß in seiner Abwesenheit, einige Ländereyen, die an die seinen gränzten, seil geworden, und ehstens verkauft werden sollten: daß der Preis leidlich, und so beschaffen wäre, daß Herr Redlich gewiß damit zufrieden seyn würde. Daß übrigens derjenige die Aecker am meisten nutzen könne, der sie nahe an den seinigen habe, folglich Herr Redlich, an dessen Landgut sie gränzten. Herr Redlich nahm den Vorschlag an, so bald er den Brief gelesen hatte, weil er, wie er sagte, seine Wirthschaft bey so großem Vortheile als der wäre, den man ihm anböthe, um der Nachkommen willen erweitern müßte. Der Brief von der Fräulein von Einsamhausen, machte, daß er lächelte, und zugleich Mitleiden gegen sie empfand. Damit nun der Leser einsehe, daß sie sein Mitleiden verdient, und mit Recht unter
die



die unwissenden Frauenzimmer gerechnet werde,
wollen wir ihren Brief selbst hersehen:

Kneticher Herr,

Weil mein pruter an sich schreipen duß,
So kahn ig nigt underlasen, aug 1 bahr
seideln ahn sich peisulegen, ich wintsege,
son herdsen, tas sich möchen gliglich su iren
herhn son gegommen seun, ir hehr son wirt
dß dog nigt ibel nemen, wenn ig turg sich
im meyn Gomblimeng magen laesse, ig
pin: in gud weihl er ir son isß, sich gom-
men dog palt surig, nur pringen sich in ia mid,
aber pesugen müssen sich ons aug. sonßd
is meune bidteh fergebensd, unt nigd
ervilld. meune Gadsen (Kagen) unt hunte
sint nog Regt munder, sich wehrdehn sig
höhr über tie Dierchen (Thierchen) vrien.
melten sie mir dog schrivdlig op sich palt
wehrden surig gommen mit iren herrn son,
tanit ig mig darfu anschigken kahn. mein
pruter wirt inen. schon keschrieppen hben,
dass

dass tie eagger su fercanven sint, sonö
woldte iq inen möhr dasohn penagrighdi-
chen, leben sih wol, regd whol. ich bhin

Treh

ten , a Brist.

gehebrissame Tienerin

Delissabed sou einsahmhaussen.

Herr Nedlich zeiate diesen saubern Brief
seinem Sohne mit den Worten: Wenn du
nicht schon eine Braut lättest, so würde dich
diese Zatschrift gewis so bezaubern, daß du dir
bald eine wählen würdest. Und ohnfehlbar
würde es die Verfasserin desselben syn. Der
Commissionsrath ward dadurch bestüzt gemacht,
und noch mehr seine Edeleine, die eben bey
ihm stand. Sie nahm ihm den Brief ge-
schwind aus der Hand, und sieng an zu le-
sen. Allein sie konnte nicht weit kommen.
Sie wollte den Namen lesen, und biß war aar
unmöglich, weil er weit schlechter, als das Ue-
brige geschrieben, und noch darzu mit Fett-
und Dintenflecken übersdet war. Der Com-
missionsrath konnte ihr nicht helfen, weil er
selber nichts heraus zu bruchtabiren im Stan-
de war. Endlich laß ihn Herr Nedlich, oder
ver-



vielmehr er entzifferte ihn, damit die Ant-
 wesen nichts von der raren Orthographie ver-
 lieren möchten. Das Gelächter, so dabey ent-
 stand, und die lustigen Anmerkungen die man
 darüber machte, lassen sich leichter denken und
 vorstellen, als beschreiben. Kurz der Commis-
 sionsrath dankte seinem Herrn Vater lächelnd
 für die Recommendation, und fragte Edeles-
 nen, ob sie nicht ein wenig eifersüchtig seyn
 könnte. Diese wollte eben antworten, als ein
 Bedienter ins Zimmer trat, und Herrn F. ein
 ganz Packet mit neun Siegeln überreichte.
 Von Herr Bravedonnern, sagte Herr F. Alle
 wurden bey diesem Namen aufmerksam, und
 Edelesine sagte ganz hastig: Geschwind, ge-
 schwind Herr F. ich bitte sie. Lesen sie doch,
 und saen sie uns, ob er wiederkommen will?
 Herr F. that es, und sagte, indem er laß, sie
 haben nichts zu befürchten, Edelesine. Er
 kommt nicht wieder. Und damit ich sie recht
 gewiß davon überzeuge, so hören sie, was mein
 Herr Vetter schreibt *). Er laß:

Der

*) Der Brief ist nach dem Original abgedruckt, und
 nicht das Geringste in der Orthographie geän-
 dert, damit der Leser keine Rarität desselben ver-
 missen dürfte.

Der Ofzir Bravedonner macht sein Kompliment an die Dischgesellschaft bey Herrn Fetter & *.

Aber welcher bese Geist gab ihnen ein Herr Fetter, mich erbitten zu wollen, daß ich meinen Betinden den Mangel Halör nicht sollte brigeln dun. Diabel! ein Ofvizir solde bei ihnen nicht so vil Pulver haben. Herr Fetter, mein söhl, hol mig der henker, ganz verflugt bese bin ich auf sie, ganz doll, und wenn ich ihnen ein bahr Ohrfeigen mit außs Zel gegeben habe, so seß mir lieb sein dun, wahrhaftig, Her Fetter, denken sie, daß sie son Bravedonnern ein bahr Maulschellen gekriegt haben. ich schwere es ihnen Her Feter, und wen ich bei dem gresden Herrn auf der gansen Welt Ebeisen däte, so würde ich, straf mich saturnus, eben so verflugt sugegerbt haben, und noch derber. Sie hadden eine hibsche mannsöl mit bey Dische, das war gewis was vier mich. Herr Fetter sie sint aber an alem schult. ich mußte als
(E) ein

ein prafer Ofzir handeln dun. Ich hab ein-
mal eine ganze Stad zum Deufel geschlagen,
weil mir einige hunsfidsche Pirger nicht mei-
ne Gommodetet lassen wolden. Her Fetter,
sie ferstehn so war ich örlich bin keine kondez
wite, nicht vier 1 pennig haben sie lebens Ard,
und auch nicht ire Brau. Morbleh! sie
sint ein Ers Esell, herr Fetter, das sie mich
haben incomothiren dun. Wer Deifel gibt
inen den ein recht, das ich nicht meinen kerl
sol brigeln dun. Her Fetter, ich bin eine
Canalche, auch ihre ganze Dischgesellschaft
ist nicht salsa senia, ein Guckgug, werd.
Ausfenommen das hibfsche medchen. sie taug-
ten nicht ein sterling, allzusammen. Komt
doch heraus wenn ihr Hers habt, ihr fircht
euch vier mir wie firm Deifel. aber ich wold
euch das Leder schon gerben. Au Diabel, ich
schwer es bei meinen Ballasch, nicht ein son-
nensteibgen sollde fon euch dafon kommen.
ich wil euch refong leren. Meiner höch-
sten Söhl, Bravedonner wil und sol seinen
Fälör

Kalör brügeln, schlagen, gerben und dreschen können, wo er wil. Der Hedder hören sie das.

(L. S.) Bravedonner
Osvir.

Raum hatte Herr F. den Brief gelesen, und mit den andern von ganzen Herzen darüber gelacht, als seine Frau anfing: Auf Gottes Willen, Mann! was sollen wir mit dem Better anfangen? er ist ja ein eifriger Mensch. Wir sind ohne Gnade des Todes, wann er seinen Musquebonner wieder vorbringt. Ihr Bruder der Juwelierer oder Edelsteinens Vater, den wir künftig um alle Weltlustigkeit zu vermeiden, Herr D. nennen wollen, sagte: Wenn er uns nicht gar bloquirt, Schwester! Es ist leicht möglich, weil er uns schon herausgefordert hat, und da mußt du und dein Mann Fronte machen im Hofe, weil euch das Haus gehört, ich aber und meine Tochter beschließen den Zug, und halten uns im Hause auf, weil wir eure Freunde sind. Das will ich nicht hoffen, versetzte Herr Förster, weil das Haus mein ist, dacht ich, man müßte mirs Commando lassen. Sie können aber nicht commandiren, antwortete Herr D. denn sie haben es bey
E 2
des

der vorigen Schlägeren gezeigt. Es wird am besten seyn, wir überlassen Herr Redlichen die ganze Sache, weil er ein Rechtsgelehrter ist. Was meinen sie Herr Redlich, was sollen wir mit dem Herrn Branddonner machen? Nichts, antwortete Herr Redlich. Allenfalls wollen wir ihm für seine Roromantaden ein andres Bedrohungs-schreiben zurückschicken, um unsern Spott mit ihm zu haben. Lassen sie doch seinen Bedienten herein kommen. Ich will erst mehr von ihm hören, damit ich mich besser nach den Umständen accommodiren kann. Der Bediente ward herein gerufen. Herr Redlich fragte: was macht euer Rücken? Valer! Herglich schlecht, erwiederte dieser. Und euer Herr? Ach der ist, gewaltig böse auf sie und auf mich. Da er mir den Brief gab, sagte er zu mir, ich sollte nicht ohne Antwort zurück kommen, wenn ich mein Leben lieb hätte.

Und würdet ihr euch denn wohl fürchten, wenn wir euch keine gäben?

O nein. Denn mein Herr wird wohl jetzt schon wieder nüchtern seyn, und wenn er nicht besoffen ist, ist er recht gut. Aber wenn er einen Rausch hat, ist wenig mit ihm anzufangen. Denn er suchtelt gern.

Ihr müßt euch also sehr vor ihm in Acht nehmen?

Das ist wahr. Er kann keinen Wider-
spruch

sprach leiden, und der geringste Fehler ist bey ihm das größte Verbrechen. Wenn er einmal böse ist, muß er seinen Zorn auslassen, es sey an lebendigen oder leblosen Geschöpfen. An Leblosen thut er es am liebsten, und unter den Lebendigen, an seinen Bedienten, denn davon kann ihm keines widersprechen.

Und was thut denn euer Herr den ganzen Tag?

Vierley, Gnädiger Herr! Wenn er aufsteht, flucht er, und wenn ich ihn ansehe, prügelt er mich. Wann er Coffee trinkt, erzählet er mir seine Träume und die Schlachten, in denen er vergangne Nacht commandirt hat. Wenn wir ausreiten, galoppiren wir beyde mit bloßen Gewehr, wie die Wilden, auf dem Felde herum. Mein Herr stellt einen König oder General vor, und ich eine ganze Armee. Er schreit, und commandirt, als wenn alles voll Feinde wäre, und ich muß attaquiren.

Leztthin wurden wir beyde deswegen in Arrest gebracht, weil wir den Bauern die Saat zu Schanden geritten, und etliche Küh und Schaaf erschossen hatten. Mein Herr kriegte für diese Mühe die Fuchtel ganz ränimerlich, und mich prügeltten sie auch auf Regiments Unkosten.

Euer Herr kann doch das nicht immer thun, Vater? Wenn ihr nun zu Hause seyd, was macht ihr denn da?

Da hat mein Herr allerhand Einfälle. Am meisten beschäftigt ihn das Lesen. Weil ich aber besser, als er, lesen kann, so muß ich ihm immer vorlesen. Das sind wunderliche Bücher, die ich ihm schon tausendmal vorgelesen habe, und die er keinen Menschen sehen läßt.

Wißt ihr nicht wie die Bücher heißen, Wasser? Ihr habt sie doch oft gelesen?

Lauter Heldenbücher, Gnädiger Herr, die meinen Herrn ganz verwirrt machen. Z. E. Der gekörpte Siegfried. Die schöne Magdeleine, Leben und Thaten des grossen Hodefroy. Der Don Quichotte, und der Asiatische Drogambo, welches sein Leib- und Magenbuch ist. Wenn ich ihm daraus was vorgelesen habe, ist er ganz außer sich, und will mit Gewalt in alle Welt gehen. Er sieht auch alles um sich her für Festungen, Bollwerke, Kanonen und Armeen an. Er geräth in einen schwärmenden Eifer, und befiehlt mir allerhand unmögliche Dinge. Erst heute hatt' er wieder so einen Einfall. Da wir nach der Stadt zurück reiseten, und unter einem Obstbaum wogen, fiel ihm ein Stück Ast auf den Kopf. Er hielt es für eine Feldschlange, und zog den Säbel. Er sprengte zwey dreimal um den Baum herum, und schrie: Das erste und zweyte Bataillon rückt vor. Avancirt mit dem Bajonet! und noch tausenderley solche abgeschmackte Dinge. Ich wußte nicht was ich

thun

thun sollte, und hielt ganz stille. Was zum Teufel machen sie denn Herr Major? rief er mir zu. Pesser vorwärts mit den Kanonen! Wir haben ja keine, Herr Bravedonner, versetzte ich. Ist und Waid! flucht er, so lassen sie ihrer gleich ein halb Schock Hundert aus jenem Arsenal bringen. Das Arsenal war eine alte Schaafhorde. Ich mußte hinreiten. Er nöthigte mich mit dem Säbel dazw. Als ich wiederkam, sagt ich, der Feind hätte sie schon alle genommen, und wäre damit auf die Stadt zugefahren. Vielleicht wollt er sie bloquiren. Er antwortete mir nicht, sondern sprengte gerade fort auf die Stadt los. Da wir anämen, hatte er die Kanonen schon wieder vergessen. Sattelt euer Pferd nicht ab, Valer! sagt er, ihr sollt ein Nota bene! an die tapfern Hoasen bey Herrn Ritter F. überbringen. Setzt euch her und schreibt. Doch ihr versteht nicht, wie man ein Nota bene schreiben muß. Ich wilis selbst thun, und damit fieng er an zu schreiben, und hat wohl zehen Bogen verderbt, he er den Brief zu Stande brachte.

Gedenkt ihr denn, bey eurem Herrn zu bleiben, Valer?

So lange bis ich einen andern finde, gnädiger Herr. Ich hab schon viel Herren gehabt, gute und böse, und ich bin gerathet worden, daß es am besten ist, man bleibt bey dem,



den man hat, und ändert nicht ohne Noth. Hat man einen bösen Herrn, so denke ich, es ist am besten, man hält mit Geduld aus, wenns nur möglich ist, und übt sich so lange in dieser schweren Tugend, bis man eine gute Gelegenheit findet, seine Umstände durch eine Veränderung zu verbessern.

Ihr denkt ganz recht, Valer! Was ihr gesagt habt, gefällt mir überaus gut. Macht euch mit meinem Johann bekannt, damit er mich an euch erinnere. Ich werde an euch denken, Valer! Jetzt geht nur zu den andern Bedienten. Wir wollen euerm Herrn schriftlich antworten.

Nachdem Valer weggegangen war, sagte Herr D. zur Gesellschaft, er wollte doch zum Späße an den Officier schreiben, und ihn durch einen Heyrathsvorschlag wieder gut machen. Den Brief den er schrieb, war folgender:

Die Tischgesellschaft bey Herrn F**, macht ihr Compliment an den Officier Herrn Bravedonner.

Ihr Brief hat uns alle von neuem entsetzlich erschreckt. Sie sind in Wahrheit ein fürchterlicher Mann, Herr Bravedonner! Wir können ihnen nicht genug sagen, wie sehr

sehr wir alle vor Ihnen zittern. Der bloße Name von ihnen macht schon, daß wir beben, und wenn wir noch dazu ihre Thaten bedenken, und ihren Brief lesen, so vergeht uns aller Muth, und wir sinken aus einer Ohnmacht in die andre. Es kommt uns vor, als habe sich die ganze Natur geändert. Das hellste Wasser sieht uns aus, wie Schlamm, die schönsten Speisen schmecken uns bitter, die angenehmsten Gegenden um uns her, sind todt und öde, die reinste Luft ist uns neblig und finster, und wir sehen für Angst und Furcht am hellen lichten Tage die Sterne am Himmel. Wenn alles ruhig ist, scheint es uns doch als löste man eine Million Musquedonnern ab. Erholen wir uns nach dem Schrecken ein wenig, so schwancken wir zu den Fenstern, denn vor die Thüre wagen wir uns nicht, und sehen zu ob wir schon belagert sind. Kommt jemand, so denken wir, es ist ein Courier von ihnen, und erwarten nicht ohne die schrecklichste Furcht unser Schicksal. So elend sieht es um uns aus,



Herr Bravedonner! Wir gestehen es ihnen gera, daß wir uns Mühe gegeben haben, uns aus der gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen. Wir haben nach Hülfsvölkern ausgeschiedt, aber es will sie Niemand geben, weil man sich für ihnen fürchtet, und ihre Bravour kennt. Einige, an die wir uns wandten, hatten gar den Einfall wir brauchten sie nicht, und es wäre nur unser Spaß. Wir haben es auch daher selbst versucht, uns Muth zu machen, und wenigstens so viel Herz zu fassen, als nöthig ist, um sich ihnen auf eine würdige Art zu widersetzen. Wir haben Schlachten erdichtet, und Kriege erzählt, woben keiner von uns gewesen ist. Wir haben einander vorgestellt, daß wir so und so viel tausend, mit eigener Hand erlegt, diese und jene Stadtmauer mit einem Musquedonner eingeschossen, und noch andre fürtrefliche Thaten gethan. Wir haben, um aufrichtig zu reden, einander vorgelogen, und aufgeschnitten, aber umsonst. Wir sind noch so feige, und furchtsam wie
zuvor.

zuvor. Wir bleiben in der größten Noth, und es ist uns nichts übrig, als daß wir anfragen, ob sie nicht Capitulation von uns annehmen wollen. Die Bedingungen von unsrer Seite sind: Daß wir alle Belagerungen und Provocationen auch alle Briefe von dem letztern Schlage gehorsamst verbiethen, ferner, daß wir gern sehen würden, wenn sie uns nicht mehr auf dem Landgut mit ihrer Gegenwart incommodirten, und endlich, wenn sie die ersten beyden Stücke genehmigen, machen wir uns anheischig, ihnen zu einer Braut zu helfen. Den Namen erfahren sie eher nicht, bis wir wissen, ob sie unser Freund sind. Uebrigens melden wir ihnen, daß wenn sie unsre Bedingungen nicht annehmen sollten, einer von uns entschlossen ist, sich mit ihnen zu messen. Sie heißen Bravedonner und er heißt Donnerbrave. Man wird demnach sehen, ob der Donner bey ihnen a posteriori, oder bey diesem a priori mächtiger seyn wird. Damit sie sehen daß es wahr ist, so unterschreibt er sich ganz allein

Donnerbrave.

Mit



Mit diesem Briefe ward Valer abgefertigt, und die Gesellschaft begab sich, weil es noch nicht spät war, wieder in den Gärten. Herr D. ward an sein Versprechen erinnert, und er war auch gleich bereit es zu erfüllen.

Fortsetzung der Geschichte des Herrn D.

Ich habe ihnen, fieng er an, zuletzt erzählt, daß ich mit der Post aus meiner Vaterstadt nach L. gefahren. Auf dieser Reise begegnete mir wieder ein lustiger Streich. Ohngefähr neun Meilen von L. setzte sich ein Student mit auf, und da er hörte, daß ich auch einer wäre, und zu Jena studirt hätte, suchte er sich mit mir bekannt zu machen. Er sagte mir, er habe seinen Vater besucht, um sich seinen Wechsel zu holen, sey aber zum Unglück vergebens hereisk, weil sein Geld icht schon in L. wäre. Es ist fatal, fuhr er fort, daß ich mit der Post reisen muß. Ich kann das Fahren nicht vertragen. Auf der nächsten Station, die nur 4. Meilen von L. ist will ich absteigen und zu Fusse gehen. Die Motion ist mir höchst nöthig. Wenn es ihnen gefällig ist, mir Gesellschaft zu leisten, so werden sie sehen, daß es der angenehmste Spaziergang ist, und überdem denk ich, wird ihnen die Bewegung auch nicht schaden. Ich nahm seine Offerte an, weil ich nur noch einen Dukaten

laten bey mir hatte, und schon lange besorgt gewesen war, wie ich die Post bezahlen sollte. Kurz, wir marschirten von G. aus zu Fuß, und mein Gefährte war der lustigste Mensch von der Welt. Ich habe sehr viel Anverwandte unterwegs, sagte er, die ich besuchen muß, und sie müssen mit mir gehen. Vorher aber wollen wir uns auf unsre eigne Hand etwas zu gute thun. Zahlen sie unterdessen nur immer aus, wo wir hinkommen, und wenn sie kein Geld mehr haben, so sagen sie mirs, ich werde bezahlen. Wir gingen auch wirklich bey keinem Wirthshause vorbei, und zehrten inunter darauf los. Mein Dukaten war bald verschmaukt. Ich sagte es Herr Klondrianen, diß war der Name des Studenten. Er antwortete er, das hat keine Gefahr. Wir kommen nun bald zu einem reichen Hofgärtner, den mein Vater speciell kennt, der wird uns aufs herrlichste tractiren, sie werdens sehen. Ich freute mich schon im Geist auf das herrliche Tractament, und ward recht herrlich betrogen. Der Gärtner mußte den guten Zeisig kennen, und nöthigte uns nicht einmal in die Stube.

Meine Stiefeln drückten mich überaus sehr, weil ichs nicht gewohnt war, weit darin zu gehen. Ich hatte Schuhe bey mir, und bath den Gärtner um einen Stiefelauszieher. Statt dessen, führte er mich zu einem krum-

mer

men Baum im Garten, und sagte, der Baum würde mir dienen können, denn er wäre recht dazzu gemacht, die Stiefeln daran auszuziehen. Ich mußte mirs gefallen lassen, und da ich fertig war, hing ich mir die Stiefeln auf die Schulter, und reisete mit Herrn Flondrianen ab. Das war doch ein verheufelter Streich, sagte dieser, da wir durchs Thor giengen, so was hätte ich mir nicht träumen lassen. Ich fragte ihn, wie es denn käme, daß der Gärtner so massiv gewesen wäre. Er, sagt er, daran ist kein andrer Mensch schuld, als ein paar Studenten, mit denen ich leghin hier war, und die in der Betrunktheit den ganzen Garten zu Schanden ritten. Ich dachte nicht, daß sich der Schlingel noch daran erinnern würde. Es ist nur gut, daß er nicht davon redete. Ich würde ihm das Maul verflucht gestopft haben. Lassen sie es nur gut seyn, es wird nicht mehr so kommen, ich versichre sie.

Das nächste Wirthshaus, wohin wir kamen, war voll von allerhand Fremden, die nach N. zur Messe reiseten. Herr Flondrian ließ prächtig auftragen, und nach dem Essen fragte ich, ob es ihm gefällig wäre zu bezahlen, wir wollten abreisen. Noch nicht, sagte er, wir müssen erst eine gesunde Pfeiffe Taback rauchen. Wir kommen immer zeitig genug nach L. Unterdessen traten einige Kaufleute von Gene ins Zimmer, die ich kannte.

Ich

Ich ließ mich mit ihnen ins Gespräch ein, und da sie abreiseten begleitete ich sie an den Wagen. Herr Alondrian aber nimmt die Gelegenheit wahr, ergreift meine Stiefeln, schleicht damit zum Tempel hinaus, ohne daß es jemand merkt, und geht fort. Ich kam wieder zu rück ins Zimmer, sah mich allenthalben nach ihm um, und fragte nach ihm, konnte ihn aber nicht finden. Nun war ich in der größten Angst. Ich hatte nicht das geringste bey mir, so ich hätte versehen können, und bezahlen mußte ich doch. In der Verwirrung gieng ich auf den Hof, und dachte nach, was zu thun wäre. Ich fand kein ordentliches Mittel mich zu retten, ich mußte ein ungewöhnliches wählen. Zum größten Glück fand ich auch gleich eins. Ich sah etliche Küh im Hofe gehen, und da mich niemand beobachten konnte, trieb ich sie näher zum Thorwege. Ich machte ihn auf, und jagte die Kühe heraus. Darauf sprang ich geschwind zum Wirth, und sagte ihm, das Vieh wäre davon gelaufen, er müßte ihm augenblicklich nachschicken, wenn es sich nicht zu weit verliethren sollte. Den Augenblick lief alles, was in der Stube war, nach der Thüre und sah sich nach dem Vieh um. Ich aber nahm meine gebackne Peeren, gieng zur Hinterthüre hinaus durch den Garten, und nachdem ich über einige Zäune geklettert war, kam ich auf die Strasse. Ich fragte



fragte einen alten Mann, der mir eben begegnete, ob das der rechte Weg nach L. wäre! O nein, sagt er, sie müssen wieder durchs Dorf beym Wirthshause vorbey, der rechte Weg liegt auf iener Seite. Weil ich nicht Lust hatte, mich noch einmal im Dorfe sehen zu lassen, so bath ich ihn, mich ums Dorf herum in die rechte Strasse zu führen. Er that es, und wie ich nachmals von ihm hörte, war er ein Schwiegervater vom Gastwirth, den ich erst verlassen hatte, und wohnte bey ihm, folglich war es sehr gut, daß ich ihn mit mir genommen. Hätte ich ihn gehen lassen, so hätte er mich aufs geringste Wort, so er im Wirthshause gehört, verrathen, und man hätte mich eingeholt. So aber wars nicht möglich. Denn ehe der alte schleichende Mann nach Hause kam, konnte ich schon eine Meile zurückgelegt haben. Ich verließ den Alten mit vielen Bitten, wegen seiner hohen Jahre ja langsam zu gehen, und eilte so hurtig als möglich war, auf dem nahen Busch zu. Ich kam glücklich dahin, und da ich ein paar Minuten gegangen war, hörte ich eine bekannte Stimme aus einer alten Eiche: Das ist brav, Herr, das ist brav! Mein Seel! Helfen sie mir doch heraus. Ich gieng näher, und siehe da, es war mein Herr Flondrian, mit meinen Stiefeln. Nehmen sie es nicht übel, sagte er, indem er aus den Baum hervorkroch. Wir mußten



mußte wahrhaftig so machen, wie wir gemacht haben, wenn die Stiefeln ihre bleiben sollten. Denn ich wills ihnen mit stecken, ich habe keinen Pfennig Geld, und sie auch nicht; Essen und trinken muß aber der Student unterweßens, wie alles was unter dem Himmel kreucht. Bezahlen muß er auch, wenn er nicht so davon kommen kann, mithin hätten ihre Stiefeln dran gemußt. Zum Verkaufen sind sie zu gut und zum Verschren taugen sie nichts, folglich war es das beste ich ging davon, und nahm sie mit. Um sie war mir gar nicht bange. Sie sind doch schon ein Student gewesen, und mußten also wohl wissen, wie man ohne zu bezahlen aus einem Hause kommen kann, wo viel Volk ab- und zugeht. Ich wollte böse auf ihn seyn und konnte nicht. Er machte mir so viel Pöffen vor, daß ich ihm gut seyn mußte. Nun, sing er an, sind wir bald in L * *. Wir wollen aber erst einen Prediger auf dem Lande besuchen, ehe wir in die Stadt gehen, und vielleicht achn wir gar nicht hinein, wenn sie es zuschicken sind. Es fängt schon an, spät zu werden, und der Prediger wird ohne Zweifel so höflich seyn und uns bey sich behalten. Nur thun sie mir den einzigen Gefallen, und geben sie sich für den Sohn eines Predigers von dem Orte aus, wo ich her bin. Sie sollen sehen, wir werden tausend Spass haben. Ich antwortete ihm, daß das ganz unmöglich wäre, weil ich die Familie des Predigers nicht kenne. Da-

für lassen sie mich sorgen, erwiederte er, ich will das schon machen. Und wenns nur angeht, werd ich so viel von andern Dingen reden, daß dem Prediger nicht eine Silbe von ihrer Familie einfallen soll. Doch will ich ihnen zu mehrerer Sicherheit eine kleine Beschreibung davon geben. Hiermit fing er eine so gewaltig lange und breite Generalogische Description an, daß ich das erste längst vergessen hatte, da er aufhörte. Mercken sie sich anbey, sagt er zu sezt, daß sie ia recht distrair thun, wenn das Gespräch auf die Familie fällt, damit sie sich mit ihrer Zerstreuung entschuldigen können, wenn sie einmal schief antworten. Ich werde, so viel als seyn kann, für sie reden. Hol mich der! sie sollen sehn, daß es uns noble und extra fein gehen wird. Nur seyn sie hardi! Herr Glondrian überredete mich. Wir kamen bey dem Prediger an und ich gab mich für den Sohn des Pastors zu ** aus. Der erste Austritt ging gut. Denn da wurden zwischen uns und dem Herrn Prediger, seiner Frau und Töchtern, nur Complimente gewechselt.

Nach und nach ward es ärger, und Herr Glondrian ließ mich stecken. Am schlimmsten ging mirs Abends bey Tische. Die Frau Pastorin fragte mich; ob meine Mutter, von ihrer letzten Krankheit wieder hergestellt sey? O Ja, Gottlob! war meine Antwort. Das ist nicht möglich, sagte der Pastor, ihr Vater hat

hat mir ja mit eigner Hand geschrieben, daß sie gestorben ist. Ich will es ihnen zeigen, wenn sie es nicht glauben wollen. Er stand auf und wollte den Brief holen. Ich hielt ihn zurück, und bath, er möchte sich nicht erst Mühe machen, weil er vollkommen Recht hätte. Ihre Frau Liebste, fuhr ich fort, redte von meiner seeligen Mutter, und ich dachte an meiner Mutter Schwester. Mein Gott! rief der Prediger, wie ist ihnen? Ihre Mutter hat ja nie eine Schwester gehabt. Ach wie ist mir denn? fieng ich an voll Verwirrung, und bluthroth im Gesicht. Ich bin von meiner Reise ganz distract. Nehmen sie es nur nicht übel Herr Pastor, daß ich ihnen so confus geantworte. Fragen sie mich lieber morgen. Heute weiß ich wahrhaftig selber nicht, wie mir zu Muthe ist. Morgen will ich ihnen alles sagen, was sie verlangen. Der Prediger möchte wohl Unrath vermuthen, doch ließ er sich nichts merken. Herr Flondrian aber, und die Frau Pastorin mit ihren Töchtern, schienen einander zu verstehen, und lachten mich raisonnable aus. Wir sassen hierauf eine lange Weile ohne ein Wort zu sagen. Als wir uns von der Verstörung ein wenig erholet, machte ich Miene wegzugehen. Herr Flondrian trat zu mir, und zischelte mir ins Ohr: Seyn sie doch kein Narr! Sie werden doch nicht schlafen gehen? Wir müssen diesen Abend noch einen

B 2

Spaß

Spaß mit den Mädchen haben. Ich ließ mich nicht halten, sondern bath man möchte mit mein Schlafmütze anweisen, weil ich müde wäre. Diß geschah, und ich gieng weg.

Der Prediger möchte nicht Auf haben, Herr Flondriaten länger bey sich zu behalten. Er brachte ihn bald nachher zu mir, wünschte uns eine gute Nacht, schloß ab, und verließ uns. Da wir allein waren, hing Herr Flondrian an. Das muß ich gesehen haben, haben einander recht angefaßt. Das dankt ihnen Herodes, erwiderte ich. So was hatt ich mir von ihnen nicht vorgestellt. W, n, sagte er, gehen sie sich zufrieden. Es wird sie nie mehr weiter fragen. Wie sollten Morgen mit Anbruch des Tages wegreissen. Mich reuen nur die schönen Wanders, die ich bey den Mädchen zu machen gedachte. Es kam mir vor, als wenn sie sich selbst recht darauf freuten. Den folgenden Morgen, waren wir früh auf. Der Herr Pastor liess sich ihre allein sehen. Seine Frau und Herr kamen nicht mehr zum Vorschein. Wir bettessen den guten Nacht, ohne im geringsten an den geurigen Discour gedacht zu haben.

Herr Flondrian schien trauriger zu werden, je näher wir der Stadt kamen. Ich fragte ihn, wie das käme? Ach, sagte er, wenn sie mir versprechen, daß sie es nicht übel nehmen wollen, so will ich ihnen die reine Wahr-

Wahrheit von meinen Umständen sagen. Ich versprach es ihm, und er fuhr fort: Ich habe weder Vater noch Mutter mehr. Der Ort wo ich auf die Post stieg, ist zwar mein Geburtsort, ich habe aber meinen Vater nicht besucht, sondern einen von seinen reichen Freunden. Ich dachte, mir was bey ihm zu holen, allein es war nichts. Er meinte, da ich schon drey Jahre Jura studirt hätte, sollte ich bey ihm bleiben, und Sekretär, Kornscheiber hatt er nur sagen sollen, einige Jahre seyn. Dazzu hatt ich nicht Lust. Lieber wollt ich in alle Welt gehen, als bey diesem Haryphungern und dursten, und nicht die geringste Freyheit haben. Es mag mir in L. so schlecht gehen, als es will, so ist's doch allemal besser als bey ihm. Nun reise ich recht mit ihnen dahin, ich weiß aber im Ernst nicht, was ich da machen will? Wenn sie mir helfen, oberrathen können, so thun sie es. Es soll sie warlich nicht reuen, und die Zeit soll ihnen um mich nicht lang werden. Der arme Schelm dauerte mich. Er ist doch ein Mensch der Gaben hat, dacht ich bey mir selbst. Lustig ist er, gern reisen will er auch. Du hast Geld, wohl! er soll mit dir reisen. Ich erzählte ihm daher meine Fatalitäten, und schlug ihm vor, eine Reise mit mir nach Dresden und wenns nöthig wäre, nach Frankreich zu thun. Für seinen Unterhalt wollt ich sorgen. Von

Grund meiner Seele gern, antwortete er, und ich versichre sie, meine Person soll ihnen nicht viel kosten, ausserdem aber, sollen sie noch Nutzen von mir haben. Er hat sein Wort redlich gehalten. Er ist mit mir in Indien gewesen und hat mir manchmal nicht geringe Dienste geleistet, wie es sich im folgenden zeigen wird.

Wir kamen mit einander in P. an, und giengen sogleich zu meinen Freunden, denen ich meine Sachen geschickt hatte. Es war keiner von ihnen zu finden, und meine Sachen waren auch weg. Ihr gewesener Wirth, versicherte, daß sie vor vierzehn Tagen alle ihre Habseligkeiten verkauft, die Schulden bezahlt, und Abschied genommen hätten. Er nannte mir alles, was verkauft worden war, und meine Coffees waren glücklich dabey. Eben das erfuhr ich von einigen Landaleuten, die ich besuchte, und Herr Flondrian brachte von seinen Bekannten eine gleiche Nachricht. Mein Verlust belief sich auf 200. Rthlr. Damals machte ich mir wenig draus, weil ich genug zu leben hatte. Kurz, ich vergaß den Banquerott, löste die Zettel ein, so ich von meiner Cousine und Herrn Hattensen hatte, und reiste mit Flondrianen nach Dresden. Diß war seit langer Zeit das erstemal, daß mir dem Abendtheuer begegnete. Bald nach meiner Ankunft erfuhr ich auf der Post, daß meine

meine Cousine unter dem Namen der Madam H. nach Frankreich abgegangen, daß sie aber ein Frauenzimmer zurück gelassen, die öfters auf die Post käme, und anfragte ob nicht Briefe von L. angekommen wären. Ich vermuthete gleich, daß du es seyn würdest, Schwester! und ich irrte mich nicht. Als ich gehört, wo meine Amasia zu treffen wäre, reisete ich ihr mit Glondrianen nach. Du hast mir jetzt erzählt, Schwester! daß du noch 2. Jahr in Dresden geblieben, und mit Herrn F. bekannt worden wärst; daß du mit ihm in dein Vaterland zurück gereist, und ihn geheyrathet hast. Ich und Glondrian nahmen uns Zeit auf unser Reise. Ich wußte gewiß, daß ich meine Cousine treffen würde, und daher übereilten wir uns nicht. Wir sahen uns allenthalben um, machten Umwege, und ließen uns wohl seyn. Endlich wurden wir auf einmal genöthigt, grade auszureisen, weil ich einen Theil meiner Baarschaft verlohrt. Es geschah zu Strassburg, und ich weiß nicht welcher Unstern mich damals regierte, daß ich mich ins Spiel einließ. Ich verlohr 70. Dukaten und das wollte bey mir viel sagen. Endlich kamen wir nach Frankreich. Nun fiel uns erst ein, daß wir französisch reden mußten, wenn man uns verstehen sollte. Ich konnte mir allensfalls helfen, aber Herr Glondrian verstand nur bann und wann ein Wort. Doch

muß ich sagen, daß er es geschwind gelernt hat. Wir waren kaum eine Woche in Paris, so redte er schon ziemlich fertig, denn er konnte niemals still seyn, er schwatzte ohne Unterlaß. Das Leben in Frankreich gefiel ihm herrlich, und je mehr er sah und hörte, desto dankbarer ward er gegen mich, daß ich ihn in den europäischen Himmel, wie er es nannte, gebracht hatte.

Zu Paris logirten wir in dem Quartier de la Place Maubert, so ein Theil von l'Université ist. Ich hatte aus dem letzten Briefe meiner Cousine gesehen, daß sie sich hier aufhalten würde. Es war mir auch nicht schwer sie zu finden. Den 2ten Tag nach unsrer Ankunft bekam ich Nachricht von ihr, und ich machte mich fertig, sie zu besuchen, und mir die Verweise zu holen, womit sie mir gedroht hatte. Ich war aber nicht im Stande zu ihr zu gehen. Freude und Furcht wirkten zugleich aufs stärkste in mir. Ich schrieb ihr erst einen Brief, und stellte ihr die Ursachen vor, die mich bewogen hätten, ihr zu folgen. Kurz, ich entschuldigte mich, ich that demüthig, ich bath, ich flehte, ich drohte, und ich weiß selbst nicht alles, was ich für Furcht that. Sie antwortete mir, sie erwartete mich persönlich, und wollte keine Zeile mehr von mir sehen, bis ich bey ihr gewesen, damit sie sähe, ob ichs wäre. Ich gieng zu ihr und nahm
Herr

Herr Glondrianen mit. Sie stand eben vor dem Zimmer als wir ankamen. Herr Glondrian ward auf einmal so gerührt, daß er wie eine Bildsäule da stand, und nichts zu sagen wagte. Ich sah nicht weniger lächerlich aus. Aber ich erholte mich von dem Ersäunen, das mir ihr erster Anblick verursachte, bald wieder. Nach den ersten Zärtlichkeiten, die ich hier nicht weitläufig zergliedern will, wurden wir wieder stumm. Wir sahen einander nur an, und fühlten, glaub ich, beyde so viel, als wir nachher niemals wieder gefühlt, und als wir nicht sagen könnten. Nach einigen Stunden, wollte ich mich wieder wegbegeben, weil sie wegen der Erbschaft eine kleine Verrichtung außer Hause hatte. Jetzt merkte sie Herr Glondrianen erst. Sie fragte, wer er wäre? Er kam mir zuvor, und sagte: Un Allemand, s'il vous plaît Madame! Vous êtes, un drôle, antwortete sie. Er setzte den Spas fort, und wenn ich ihn nicht mit Gewalt fortgezogen, hätte er's Abschiednehmen gar vergessen. Nach der Zeit giengen wir fast täglich zu ihr, und weil ihr keiner von uns in ihren Erbschaftsachen helfen konnte, waren es nur Visiten zum Vergnügen. Ich bemerkte unter andern einen Abbé in dem Hause, wo meine Cousine wohnte. Er sah gemeiniglich zum Fenster heraus, wenn wir ankamen, und einigemal begegnete er uns auf der Strasse. Weil ich noch nicht

viel Bekanntschaft hatte, und auch keine auf den Caffeehäusern oder andern öffentlichen Plätzen suchen mochte, wünschte ich mit ihm bekannt zu seyn, damit ich jemanden hätte, der mich von den Merkwürdigkeiten der Stadt unterrichtete. Ich sagte es meiner Cousine. Ey, antwortete sie, mit dem Mann können sie bald bekannt werden. Reden sie ihn nur grades Weges an, wo sie ihn treffen. Er ist sehr höflich und liebt neue Bekanntschaften. Hat er etwan auch die ihrige gesucht? fragte ich lächelnd. Vielleicht, sagte sie, damit er mit ihnen bekannt würde. Kurz, ich folgte ihrem Rath, und da ich ihn das erste mal sah, redete ich ihn an. Ich bath ihn, mich zu besuchen, und versicherte, daß ich mir ein Verdienst daraus machte, mit einem so gelehrten Mann, als er wäre, bekannt zu werden. Der Abbé nahm das Compliment mit grosser Beredsamkeit an, und gab dadurch Herr Flondrianen Gelegenheit zu spotten. Hören sie, sagte der, sie sind der größte Gelehrte in der ganzen Welt, das geb ich Ihnen zu. Aber dafür thun sie mir auch den Gefallen, und führen mich und meinen Herrn Landsmann in Paris herum, und zeigen sie uns die Merkwürdigkeiten des Orts ein wenig. Wir sind Deutsche, und sind hier ganz fremd. Wie ich höre, versteht der Abbé, so sind sie mein Herr, wenigstens ein Deutscher.

Wenn

Wenn ich nicht höflich genug bin, unterbrach ihn Herr Klondrian, so bedenken sie Herr Abbe, daß ich kein Franzos bin. In diesem Tone fuhr er noch eine Weile fort, und brachte es so weit, daß der Abbe lachte und ihm gut ward. Dieser versprach endlich, alle Nachmittage um 2. Uhr zu uns zu kommen, und dann entweder mit uns auszugehen, oder von allem, was wir verlangten, Nachricht zu geben. Er hat es auch gethan, und aus seinem Umgang hab ich gesehen, daß er wirklich ein gelehrter Mann, und zugleich ein guter Gesellschafter war. Mit den Nachrichten von Paris will ich ihnen nicht beschwerlich fallen, weil ich weiß, daß sie, Herr Redlich! da gewesen sind, und vielleicht auch ihr Herr Sohn, überdem aber sind die Sachen alle so bekannt, daß es nicht nöthig ist, sie erst zu erzählen.

Ich bitte sehr, sagte Herr Redlich, wenn es ihnen gefällig ist Herr D., so erzählen sie uns, wie es in Paris aussieht. Denn, ob ich schon selbst da gewesen bin, so versichre ich sie doch, daß ich es gern mit anhören werde, weil ich einen grossen Theil von dem, was ich gesehen und gehört, wieder vergessen habe. Ich will es gern thun, fuhr Herr D. fort, nur bitte ich, mich jetzt zu entschuldigen. Vielleicht ist es ihnen nach der Abendmalzeit gefällig, sagte der Commissionsrath. Wenn
sie

sie dann nach Belieben haben, mir zuzuhören, fuhr Herr D. fort, so kanns geschehen.

Jetzt will ich ihnen nur noch, ihren Begebenheiten erzählen, die sich kurz nach unserer Ankunft zugetragen. Ich und Herr Glondrian gingen, fast täglich in der Stadt oder Vorstadt spazieren. Als wir das einermal aus der letzten zurück kamen, gieng ein Königlicher Schlächter vor uns her, mit einer Kuh, die er an einem langen Strick nach sich zog. Einer von den Soldaten hatte einen heimlichen Groll auf diesen Bedienten, und wollte ihm einen Streich spielen. Et sagte zu seinem Officier, wenn er ihm einen Louis d'or gäbe, wollte er ihn die Kuh zurück bringen, ohne daß es der Fleischer gewahr würde. Ja, sagte der Officier, und der Soldat gieng mit einem andern dem Boucher nach. Dieser letzte Soldat mußte den Strick anfassen, und ihn ohngefähr so stark anziehen, als es die Kuh that. Unterdessen schnitt der erste die Kuh ab, und führte sie zu seinem Officier. Nach einer Weile wandte sich der Schlächter erst um, und klagte über den Verlust seiner Kuh. Jedermann der den Streich angesehen hatte, lachte ihn aus. Et kam aber doch wieder zu dem Weinigen, weil der Officier so arckmüthig war, und sie ihm zuschickte, indem sie für die Königlichen Schlächter gehörte, ohne dem Soldaten seinen Louis d'or zu entziehen.

Wald

Bald nachher wiederfuhr Herr Glondrian ein Unfall. Er hatte die Gewohnheit, alle Wochen etlichemal auszureiten. Diese Lust wäre ihm bald theuer zu stehen gekommen. Das einmal begleitete ich ihn zu Pferde, und unsre Tour gieng über die so genannte neue Brücke, die unter den Parisischen die vornehmste und schönste ist. Sie hat, wie bekannt, drey Abtheilungen, und die mittlere ist für die Wagen und Carossen bestimmt. Wir ritten auf der dritten, nahe an den Büden hin, die zu beyden Seiten stehen, und den Königlichen Laquays gehören. Hinter der Säule Heinrichs des IV. baute man damals an den halben Zirkeln, worauf die Büden ruhen, und hatte zu dem Ende ein Stück von der Seite der Brücke abgetragen. Herr Glondrian ritt ein rasches Pferd. Es scheute sich vor dem Handwerksgeräthe und wollte nicht fort. Er setzte ihm die Sporen in die Seite, und nun sieng es an Corbetten zu machen. Nach und nach kam es bis ans Ende der Brücke, und eben da es das letztemal bäumte, sprang Herr Glondrian auf mein Zurufen herab, und das Pferd vollgirtete in die Seine. Alle die dem Spectakel zusahen, schrien aus vollem Halse, da das Pferd hinunter sprang, und glaubten schon, der Reuter läge im Wasser. Herr Glondrian war zufrieden, daß er glücklich davon gekommen war. Wir warteten

ten noch eine Viertelstunde, auf das Pferd, und es kam auch glücklich wieder ans Ufer. Bey der Gelegenheit wäre ich beynahe mit unglücklich gewesen. Mein Gaul machte auch Capriolen. Einer von den Arbeitern wollte ihm in den Zügel fallen, und mich vor dem unseligen Sprung bewahren, den Herrn Glondrians Pferd gethan. Das meine warf ihn um, und that einen Seitensprung. Wäre es noch drey Schritte weiter gegangen, so hätte ich samt dem Pferde ins Wasser geknust. Nach der Zeit ist es uns lange nicht eingefallen, über die Brücke zu reiten, ob sie schon wieder gebaut war.

Als Herr D. kaum ausgekehrt hatte, nahte sich ein Bedienter in dem Garten mit einem fremden Bedienten, und die Erzählung ward unterbrochen. Der Herr Commissionsrath bath Herrn D. er möchte nur sein Versprechen auf den Abend nicht vergessen, und die Beschreibung von Paris nachholen. Ehe Herr D. antworten konnte, ward schon ein neuer Besuch gemeldet.

Nämlich ein Prediger mit seiner Frau Eheliubste. Der Prediger war ein Bruder von Herr Förstern, und er war von diesem zum Abendessen eingeladen worden. Herr Redlich war von je her ein Freund der Geistlichen gewesen, und er freute sich, in der Hoffnung, einen Mann nach seinem Geschmack zu finden.

Er

Er betrog sich aber sehr. Der Prediger war ein Mann nach der Mode, dabey besaß er mit samt seiner Frau ein grosses Maas von Eitelkeiten. Er wußte von nichts als seinen Predigten zu reden.

Raum hatte sich die Gesellschaft von seinen Complimenten losgemacht, als er von seinem Amte anfieng. Ich dachte nicht, hieß es, daß ich heute die Ehre würde haben können, Ihnen aufzuwarten. Die Arbeiten sind gar zu überhäuft. Mein lieber Bruder, wenn du bey deiner Gesundheit mein Amt haben solltest, ich glaube, du würdest nicht lange leben. Ich will mich zwar nicht selber loben, aber die Wahrheit ist doch Wahrheit, es ist bey mir mit Arbeiten zu arg. Die letzten Feyertage habe ich wahrhaftig sechs, siebenmal gepredigt, und allemal bis spät in die Nacht Beichte gefessen. Ja, fuhr die Frau Eheliebste fort, das ließe ich noch alles gelten, wenn du nur nicht mit dem Filial so geplagt würdest. Es ist was entsetzliches. Können sie es wohl glauben Frau Schwägerin, drey bis viermal muß mein Mann in einer Nacht zu Hauskommunionen fort, und dazzu kommen noch die unzähligen Nothtaufen, und dergleichen Dinge, die mein Mann, wie das Consistorium sagt, ex officio thun muß. Er möchte auf der Nase liegen bleiben. Wenn er nach Hause kommt, ist er so



so müde, daß er keinen Bissen essen mag. Sein größtes Labmaal ist alsdenn ein Schälchen Coffee. Ich wundre mich öfters selbst, wie er noch so bey Kräften seyn kann.

Der geistliche Lastträger fällt ihr ins Wort. Sey nur ruhig, mein Kind! es ist zwar wahr, was du sagst, doch ist es stets mein Trost, daß ich nicht wie meines Gleichen bin, und mein Predigamt auf die leichte Achsel nehme. Aber es maa seyn, ich will mich nicht selbst loben. Solches elendes Zeug, als einige meiner Confratern predigen, mag ich nicht vortragen. Ein Zeddelprediger, o'er gar ein Postkutschenreuter, der das Predigbuch bey sich hat, mag ich nicht sehn. Dafür behüte mich mein Gott. Ich predige alles so wie sichs gehört. Auswendig, aus dem Grundtext predige ich. Auch nicht ohne Verweise, sondern ich unterstütze alles, was ich sage, mit Zeugnissen der Bibel und Kirchenväter. Vielleicht würde jemand, der's nicht versteht, denken, ich wollte mich selbst loben, aber es ist die Wahrheit. Meine Bauern und Berchtinder, könnens bestätigen. Ich steig nie auf die Kanzel biß ich vorher alles gehörig durchstudirt. Ich zeige meinen Zuhörern alsdenn wie der deutsche Text mit dem Hebräischen oder Griechischen entwedder übereinkommt oder nicht, ich nehme die Vulgata zu Hülfe, und vergleiche alle

alle Erklärungen mit den Regeln der Auslegungskunst, und prüfe die Uebersetzungen nach dem Grundtext. Ich denke, daß ich auf diese Art gewissenhaft verfare. Auch selbst bey den Kranken und Sterbebetten, such ich mein Gewissen zu bewahren, und meinen ganzen Vortrag gründlich zu machen. So etwas in den Tag hinein zu schnagen, und den Patienten nur die Ohren zu füllen, ohne ihnen Nahrung der Seele durch gründliche Erklärung beyzubringen, halt ich für die größte Ungerechtigkeit die man gegen sie begähen kann.

Es fragt sich nur, sung Herr Redlich an, ob sie ihre Zuhörer allemal verstehen können, wenn sie Griechisch und Hebräisch mit einmischen.

Nein, sagte der Prediger, es fragt sich nur, ob ichs so deutlich mache, daß sie es verstehen können. Aber da bin ich ihnen gut dafür. Valerii Herbergers Herzsposille wird ihnen ohnfehlbar bekannt seyn, Herr Redlich. Und so, wie in selbiger der Vortrag ist, müssen auch meine Erklärungen seyn. Meine Bauern hören mir recht mit Lust zu. Die meisten haben schon eine solche Fertigkeit im Zuhören, daß sie gar nicht viel attendiren dürfen. Sie legen sich mit den Köpfen auf die Bänke, lauschen mit halben Ohren, und gleichwohl verstehen sie mich vollkommen gut, wie sie selber sagen. Auch so gar die Kinder, die ich stets nach



nach der letzten Predigt examinire, Können meinen Vortrag fassen. Jetzt hört ich mit großem Erstaunen von einem Knaben in der Kinderlehre, daß er sogar das Hebräische und Arabische wußte, was ich in der Predigt angeführt hatte. Ich fragte ihn um den Beweis, daß sich die Welt nicht von sich selbst habe hervorbringen können. Der Bube beantwortete mir die Frage gleich mit dem hebräischen Texte: Nebusar, Adan, Rablari, Sar Ezer. Und so haben mir mehrere ihre Geschicklichkeit bewiesen.

So viel ich weiß, Herr Pastor, unterbrach ihn Herr Redlich, so ist das, was der Knabe gesagt hat, wohl keine Antwort auf ihre Frage gewesen.

Allerdings, Herr Redlich! allerdings, eine recht passende Antwort. Und warum denn nicht? Es heißt, im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Aber sagen sie mir, warum denn nicht?

Wo mir recht ist, haben Nebukadnezars Feldherren, die Namen gehabt, die sie vor zu nennen beliebten. Und daher kommt mirs unglaublich vor, daß die Wörter das bedeuten sollten, was sie eben gesagt haben.

Sie haben ganz recht, Herr Redlich. Aber sie müssen bedenken, daß zwischen Hebräisch und Hebräisch ein Unterschied ist. Im Anfang der Bibel haben die Worte ganz eine andre

andre Bedeutung als hinten in den Apokryphischen Büchern.

Sie meinen vielleicht die Propheten Herr Pastor. Denn die Apokryphischen Bücher sind ja Griechisch.

So mein ich auch, Herr Redlich. Und eben deswegen ist ein Unterschied zwischen den Worten.

Bei dieser Antwort konnte sich Herr Redlich das Lachen ohnmöglich verbiethen, noch weniger sein Sohn, und Herr D., der aber aus Gefälligkeit gegen seinen Schwester-Mann vom Stuhl aufstand, und ans Fenster trat. Vermuthlich mochte der Prediger keinen solchen Gegner gehabt haben, als Herr Redlich war. Wenn er dem Anzuge nach urtheilen wollte, so waren fast alle Anwesende so gekleidet, wie gemeiniglich diejenigen gehen, die sich aus der hebräischen Sprache nicht viel machen. Sein Herr Bruder mochte ihn vorher auch nicht genau genug unterrichtet haben, wen er antreffen werde, und wie die Personen beschaffen wären, die er zu sehen kriegen würde. Er würde ihn vielleicht gewarnt haben, wenn er hätte errothen können, daß der Herr Pastor so häufig mit hebräisch um sich schmeißen sollte. Da aber dies nicht war, und der Prediger glaubte er hätte lauter Lappen vor sich, war er um so viel bestürzter, da er sich auf einmal so sehr in die Enge getrieben sah.



Doch er erholte sich wieder, und wollte noch auf der Flucht den Sieg ersechten wie die Parther. Er wandte sich zu Herr Niedlich, und sagte: Wie ich höre, so können sie Hebräer, Herr Niedlich!

Verwahre Gott, sagte dieser, ich verstehe weiter nicht das geringste davon, als was ich jetzt von ihnen gelernt habe.

Ja nun freylich, da kanns nicht anders seyn. Da können sie von den Sachen unmöglich recht urtheilen, weil sie die Sprache nicht verstehen. Und wenn ichs ihnen auch bald erklären wollte, so würde es doch vergebens seyn, weil sie die Anfangsgründe nicht inne haben.

Sie erklären es ja aber ihren Bauern, Herr Pastor, ich sollte denken, wenn die es verstehen, so würde ich ohnsehlbar —

Ey! fuhr jener fort, mein lieber Herr Niedlich, das ist alles wahr, es ist aber ein Unterschied zwischen erklären und erklären. Ein anders ist auf der Kangel, ein anders hier.

So so! sagte Herr Niedlich, nun versieh ich sie vollkommen gut. Und damit trat er auch ans Fenster, um sein Lächeln verbergen zu können. Der Prediger schloß hiermit seinen gelehrten Discour, und freute sich heimlich, daß er sich so schön vertheidigt hätte. Er gieng mit vergnügter Miene zu Coelestinen, und ließ sich mit ihr ins Gespräch ein. Herr Niedlich hatte unterdessen seine Gedanken über das,

das was vorgegangen war. Reynade könnte ich mich heute mit Hannibald vergleichen, sagte er bey sich selbst. und ihm die Worte nachsprechen, die er von dem gross'n Redner Phormio sagte: Er habe viel Phantasten gesehen, aber einen grössern als Phormio, in seinem Leben nicht. Doch ich will nicht bitter urtheilen. Es bleibt aber wahr, wie ich sehe, was man sonst im Sprichwort sagt, daß leere Sonnen am meisten klingen. Der Dichter mochte wohl also nicht so gar unrecht haben der da sang:

Die sich dem Lehrant weihen,
Sind treffne Paragane.

von Hagedorn.

Der Herr Commissionsrath sah es untermessen sehr ungern, daß der Herr Pastor freundlich mit seiner Braut sprach. Er nahte sich der Frau Pastorin und bath sie neben ihrem Mann Platz zu nehmen. Er kam aber sehr unrecht bey ihr an. Wie ich sehe, sagte sie, wiß: mein Mann besser zu leben, als der Herr Commissionsrath. Wollten sie nicht eine Minute mit mir sprechen? Hierauf sieng sie an, Complimente zu machen, wie sie ohngefähr um Helands Zeiten mochten Mode gewesen seyn, und wie man sie noch jetzt bey manchen Frauengümmern in kleinen Städ-

Städten findet, die sich erst eine halbe Stunde damit unterhalten, ehe sie sonst was sprechen. Dem Herrn Commissionsrath kam es ein bißchen ungewohnt für. Er war auch nicht capabel, darauf zu antworten. Sie fuhr ununterbrochen fort, und lobte bald seine feine Kleidung und schöne Manchetten, bald erzählte sie die Geschichte ihrer Liebe, bald redte sie von ihrer Oekonomie, schalt auf ihre Domestiken, und applicirte es hernach auf Herrn Commissionsraths künftige Umstände. Dieser gab nur mit halben Ohren Achtung. Seine Augen und sein Herz waren immer auf Cölestinen gerichtet. Er sah, daß der Prediger sich gern mit ihr unterreden mochte, daß sie lächelte, und ihn dann und wann ansah. Diß war genug, einen Verliebten eifersüchtig zu machen. Endlich als der Prediger Cölestinens Hand aufhob, und sich stellte, als wenn er sie küssen wollte, stand der Commissionsrath mit einem schweren Seufzer auf, und sah so wild aus, daß sich selbst die Frau Pastorin für ihn fürchtete. Wo wollen sie hin? fragte sie ihn. Ich will zum Herrn Pastor gehen, Madame, und ihm sagen, daß seine Frau hier wäre. Es ist nicht nöthig, mein Sohn! sieng Herr Niedlich lachend an, der hinter dem Stuhl der Frau Pastorin stand, Cölestine wird es ihm wohl sagen, wenns nöthig ist. Diß war eine bequeme Gelegenheit für diese, sich von den

Des

Gesprächen mit dem Herrn Pastor los zu machen. Sie fragte was es wäre, und näherte sich dabey Herr Nedlichen. Kurz, das Gespräch ward spaßhaft, und fing an allgemein zu werden.

Auf einmal aber erhob sich ein stark Geschrey im Hause. Es war der Bediente des Herrn Pastors, der mit dem Johann des Herrn Nedlichs, wegen eines Mädchens in der Küche eine Dispute angefangen hatte. Herr Nedlich hörte, daß sein Bedienter mit in die Handel verwickelt wäre. Er ließ ihn herein kommen, und fragte ihn um die Ursache. Johann erzählte den ganzen Spasß und ließ sich nicht stören, ob gleich der Herr Pastor und seine Frau einigemal zu verstehen gaben, daß er schweigen sollte.

Das, was Johann erzählte, war folgendes:

Casper, der Bediente des Herrn Pastors kam in die Küche und fing mit dem einen Mädchen ganz frey zu spassen an. Ich stand eben bey der Thüre und redte mit der Ausgeberin, als er sich zu mir wandte, und sagte: Ha, ha! Johann! er liebt auch was Guts. Ich sehe, er hat meinen Geschmack. Geh er einmal her — Hier das runde Mädchen! und dabey umarmt er sie so heftig, daß sie schrie.



Ey, ey Casper! sagt ich, so macht mans nicht, wenn einem die Mädchen gut seyn sollen.

Ach ich dachte gar! Bleib er bey seiner Ausgeberin. Hör doch du kleines Dingelchen! redte er das Mädchen an, und umarmte sie wieder. Er mochte vielleicht die Absicht haben, sie zu küssen, aber sie widerstand ihm aus allen Kräften, und da er dadurch nur noch erhistet ward, so streckte sie die Hände gegen mich aus, und winkte mir mit den Augen, denn den Mund hielt er ihr zu.

Ich nahm ihre Hände und machte sie von Caspern los.

Wetter! schrie er, was heißt das Johann? Ich sehe wohl er hat noch bey keinem Prediger gedient. Er hat ja keine Menschenliebe. Vielleicht geht er auch nicht einmal in die Kirche. Er hat mich in einem guten Werke gehindert. Wahrhaftig! das heißt nicht freundschaftlich gehandelt.

Ich antwortete ihm ernsthaft, daß ich das aus Menschenliebe gethan hätte, worüber er jetzt klagte, und daß ich glaubte, ich hätte ein gut Werk verrichtet, weil ich ein Mädchen aus Mitleid von seiner Gewalt befreyt hätte.

Nu, schrie er, da sieht man, daß ers nicht versteht. Die Mädchen, wenn sie so sind, und sich so widersetzen, wollen nur gern, daß

daß man sie mehr lieben soll. Ich thue, was mein Herr predigt. Liebet eure Feinde. Der Muß hier, war icht mein Feind. Ist nicht wahr, Kleine? Seh er nur, Johann! wie der kleine Schalk listig aussieht.

Sein Herr, mein lieber Casper! wird es gewiß nicht so verstanden haben, da er ihm die Liebe gegen die Menschen und gegen die Feinde gepredigt hat. Er mißbraucht die guten Vermahnungen. Und wenn es sein Herr wüßte, so würd er ihn einen derben Verweis geben.

Was geht ihn das an, Johann? Ich ließ ihn ja ungestört bey seiner Ausgeberin. Hätt er mich doch auch zufrieden gelassen. Weis er nicht daß man andern das thun soll, was sie unser einem thun.

Da ich der Ausgeberin nichts that, so war es seine Schuldigkeit mich in Ruhe zu lassen. Wenn ich sie aber so unbarmherzig umarmt hätte, wie er diese Jungfer hier, und sie ihn mit den Augen zu Hülfe gerufen hätte, dann wäre es nicht mehr als billig gewesen, daß er sich ihrer gegen mich angenommen.

Den Henker! das wollt ich bleiben lassen. Ich wollt euch alle beide noch fester zu sammen drucken. Aber, die Ausgeberin wird auch nicht so halsstarrig und mähmerscheu seyn.

Ist nicht wahr, mein schönes Kind? so viel Wesens würde sie nicht machen?

Caspar gieng auf sie zu, und klopfte sie auf die Backen. Da er sich aber mehr Freyheit nehmen wollte, gab sie ihm eine Ohrfeige. Nu, schrie er, Johann! helf er mir, ietzt ist Zeit, sie hat mich geschlagen.

Ich sagte, wer's nicht besser haben will, und sich die Schläge selbst holt, der muß sie mit Geduld annehmen, und sich sein Exaltament gefallen lassen.

Hört sie, schrie er, Mamsel Ausgebern! Wer's nicht besser haben will, hat Johann gesagt, sie versteht mich doch? Sie hat mich geschlagen, und ich muß mich an ihr rächen. Sie wird sich also gefallen lassen, wenn ich ietzt ein Bißchen mit ihr spiele, ich muß mich wirklich rächen! sie will's nicht besser haben.

Ey! Caspar, sagte ich, erinnere er sich doch an seine Regel, daß man den lieben muß der einem nicht gut ist, er thut ja selbst nicht nach dem, was er von seinem Herrn gehört hat, und was er andre lehrt.

O ich meine es so böse nicht, Johann! war seine Antwort. Ich glaube auch nicht daß das Jüngferchen böse auf mich ist. Ohnmöglich kann das seyn. Hör sie, Mamsellchen! Wir wollen uns wieder versöhnen. Geb sie mir zum Zeichen ein Küßchen. Nur ein ganz kleines Mäulichchen.

Die

Die Ausgeberin gieng fort, und auch das andre Mädchen, mit der er zuerst gespaßt hatte. Casper beschwerte sich darüber und sagte, ich wäre Schuld dran. Ich verstehe nicht wie man mit Frauenzimmer umgehen müßte. Sie thäten nur spröde und ungehalten, damit sie einen mehr ausbrächten, um den Spaß fortzusetzen. Aber, fuhr er fort, er ist ein alter steifer Johann, ich glaube wohl, er hat in seinem Leben keine Frau gehabt. Er sieht auch ganz böse aus, wie ein alter Junggesell. Er sollt einmal in die grosse Welt kommen, da würde er sich todt ärgern müssen, wenn er sich über so was ärgert, das war ja nur eine Kleinigkeit. Ich würde den hübschen Kinderchen den Hals nicht umgedreht haben.

Ich antwortete ihm, er wäre ohne Zweifel in der grossen Welt gewesen, weil er wüßte, daß ich sie nicht kannte. Allein, glaubt er denn, fragt ich, daß das Leben in der grossen Welt, so ist, wie es seyn soll. Er dient ja bey einem Prediger, mein lieber Casper! und muß es nothwendig wissen. Er hat auch vorher schon viel davon gesagt, und mich unterrichtet, wie man leben soll.

Darauf wollen wir uns nicht einlassen Johann! erwiederte er, kurz und gut, ich sag ihm, daß es nicht Sünde ist, wenn man mit einem Mädchen spaßt. Ich bin den Dinger-



chen einmal gut, und ich werde ihnen bis an mein seelges Ende nicht gram werden.

Das geb ich gern zu, sagt ich, daß es keine Sünde ist, wenn man einem Mädchen gut ist. Aber man muß auch keine unerlaubte und unanständige Streiche vornehmen.

Ich hab es doch nicht gethan, Johann? Mein Seel! das war noch gar nichts, gegen das, was ich manchmal mit den hübschen Mädchen in der Schweiz gemacht habe, auch mit den Tyrolern, und Wendischen. Ueberdem hab ich in Frankreich und allenthalben, wo ich mit meinem vorigen Herrn gewesen bin, schöne Connoissance gehabt. Da hatt ich, fast alle Abende so ein Spielwerk.

Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, versect ich, würd ichs nicht gethan haben.

Warum denn nicht? Ich wollte sie ihm nicht vorackelt haben, Johann! Er mußte wahrhaftig eisenfeste gewesen seyn, wenn er nicht eine Nacht — —

O ich versieh ihn schon, Casper — aber was hat er denn für Nutzen davon gehabt?

Lauter Lust und Freude hab ich davon gehabt. Ey Johann! er weiß auch nicht den Guckguck! Schäm er sich. Sag er mir doch, ob er jemals ein Mädchen angerührt hat? ich will nicht sagen geküßt?

Sag er mir erst, Casper! was ihm seine Spielwerke, weiter geholfen haben?

Und

Und was hat mirs denn geschadet, wenn mirs auch weiter nichts geholfen hat?

Das hats ihm geschadet, daß er jetzt ein elender Mensch ist, mager und blaß aussieht, und etliche Jahre eher sterben wird, als es sonst geschehen seyn würde.

O ich dachte gar, sterben! Ich bin erst 30. Jahr, und dabey recht frisch und gesund. Ausgenommen, daß ich etwas schwindfüchtig bin. Aber das hat nichts auf sich. Ich will mir auch deswegen kein Weib nehmen, damit ich desto länger lebe.

Da sieht er Casper! was er für Schaden von seiner vorigen ausschweifenden Lebensart hat. Hätt er mäßiger gelebt, so könnt er jetzt besser aussehen, und eine gesunde Lunge haben. Er würde heurathen, und sich über seine Kindern freuen können. Er würde den Menschen um so viel nützlicher werden, je mehr er gute Nachkommen hätte, und durch sein längeres Leben würde er mehrern dienen. Er würde ein gut Gewissen haben, und wenn er krank wäre, nicht ohne den Trost seyn, daß er nicht Schuld an seiner Krankheit wäre. Gedächte er an sein Sterben, so würd er nicht erschrecken dürfen, und kurz, er würde eben so ruhig und zufrieden seyn, wie ich bin. Denn ich bin nicht mürrisch und unzufrieden, wie er vorhin sagte. Aber er ist gewiß im Grunde unzufrieden, ob ers gleich nicht gesteht.

Das

Das ist alles wahr, Johann! sagt er, es ist alles recht. Ich glaube er sollte es wohl so weit bringen, daß ich mit gar keinem Mädchen mehr umginge. Aber es ist mir, weiß Gott! bis jetzt wider meine Natur! Ich muß den Mädchen gut seyn, und so zufrieden wie er ist, bin ich auch. Nur manchmal werd ich ganz niedergeschlagen und unruhig, ich weiß nicht wie es kommt.

Lasse er sich doch von seinem Herrn sagen, wie sein Zustand beschaffen ist, und was er thun soll. Ich bin nur ein Bedienter, wie er, aber ich sehe ein, daß er ein unglückseliger Mensch ist.

In dem Augenblicke, da ich das sagte, kam die Ausgeberin wieder. Casper vergaß alle gute Regeln und Nührungen. Er sprang auf sie zu, und wollte sie umarmen. Sie wich ihm aber aus, und trat hinter mich. Er wollte sie mit Gewalt hervorholen. Ich hielt ihn ab, und daher entstand der Streit, und das Geschrey, so sie hier im Zimmer gehört haben.

Der Casper ist doch ein loser Schelm, fing die Frau Pastorin an. Er hat sich recht offenhertzig gegen Johann herausgelassen, Herr Redlich! Bey uns thut ers gar nicht. Er ist auch erst ein halbes Vierteljahr bey uns. Der Major von D., der ein guter Freund von meinem Mann ist, ließ ihn in unserm Hause, da er aus Frankreich kam, weil wir eben jemanden

manden nöthig hatten. Der Major hat ihn auch schon auf ein ganzes Jahr voraus bezahlt. Er ist überaus lustig, und ich und mein Mann können ihn wohl leiden.

Ey was? sagte ihr Mann, er ist ein gottloser Mensch. Ich will ihn vornehmen, wenn wir zurück kommen. Er geht alle Sonntage in die Predigt, und in der Woche bleibt er auch festen weg. Ich weiß also nicht wies zugeht, daß er so ruchlos ist. Will er sich nicht bessern, so soll er mein Haus meiden.

Mein Haus meiden! wiederholte die Frau Pastorin, dabey müßte ich auch seyn, mein lieber Mann! Ich will doch nicht hoffen, daß Casper ohne meinen Willen wegkommen soll? Auf mich wird das meiste ankommen.

Er giebt ein böses Exempel, fuhr der Prediger fort, und verursacht uns üble Nachrede. Will er sich nun nicht bessern, so kann er sich nach einer andern Herrschaft umsehen. Einen Menschen, der sich und mich ins Geschrey bringt, und in öffentlichen Sünden beharrt, kann ich nicht leiden.

Casper ist ein lustiaer Passagier, versetzte die Frau, und daß weiß iedermann. Wer sollt es uns denn verdenken, wenn wir ihn behalten. Und was würde der Herr Major von D. sagen, wenn er hörte, daß wir seinen Bedienten abgeschafft hätten. Geh, Mann! und laß mich so was nicht mehr hören. Casper



asper hat mit Johannen seinen Spaß gehabt. Es ist nicht sein Ernst. Die Leute würden sagen, wenn wir ihn fortschickten, wir könnten uns mit dem Gesinde nicht vertragen, wir müßten einen guten Bedienten nicht zu schätzen, wir wären unbarmerzig gegen unsre Nebenmenschen, und undankbar gegen den Herrn Major, sie würden uns auslachen und uns hinter dem Rücken nachreden, wir könnten einen Bedienten nicht erhalten. Oder sie würden sagen, wir wären scheinheilig, und wollten einen Menschen ohne Fehler, und ohne Zweifel einen Engel vom Himmel haben. Bedenke doch, lieber Schatz, was das für harte Nachreden wären. Wer könnte sie ertragen? Und wo würden wir bald jemanden anders hernehmen, der so gut als er für das Hauswesen zu sorgen wüßte, wann du nicht da bist? Laßt doch Caspern hereinkommen, Beate! sagte sie zu ihrem Mädchen.

Casper trat herein. Ihr seyd ein loser Vogel, redte ihn die Pastorn an. Casper, Casper, ihr seyd lose! Es ist wahr, antwortete er, heute bin ich einmal sehr aufgeräumt, Frau Pastorn. Ich habe aber nur einen kleinen Spaß gemacht, weil sie alle im ganzen Hause lustig sind.

Nun, da haben wirs, rief die Pastorin. Hab ichs nicht gesagt, Casper spaßt gern. Nun geht nur eurer Wege, es ist gut. Der

Der Prediger sagte kein Wort mehr.
 Er mußte wohl schweigen, wenn er Friede mit
 seiner Frau haben wollte. Er machte eine
 finstre Miene, und sah wie ein Mann aus,
 der es weiß, wie gefährlich es ist, mit einem
 Frauenzimmer zu streiten. Er hatte leider!
 seit zwölf Jahren von seiner Gattin die herbe
 Lehre gelernt, daß man den Hausfrieden allen
 andern Dinge auf der Welt vorziehen mußte,
 wenn man einen bürgerlichen Krieg nicht aus-
 führen konnte. Man setzte sich hierauf zu
 Tische. Herr Redlich saß ganz stille, und
 dachte dem nach, was vorgegangen war. Er
 freute sich, daß sein Johann eine neue Probe
 seiner vernünftigen Aufführung abgelegt, und
 so gar einen Casper, dem seine Leidenschaft zur
 andern Natur worden war, gerührt hatte.
 Es bleibt also dabey, sagte er bey sich selbst,
 was ich schon so oft erfahren habe. Herr-
 schaften die vernünftig leben, und eine gute
 Oekonomie kennen und zu erhalten suchen, ha-
 ben auch gemeiniglich gute Bediente. Dieje-
 nigen von den letztern, die weniger gut sind,
 lassen sich entweder durch das Beispiel und
 die Vermahnungen ihrer Herrschaft und Ne-
 benbedienten bessern, oder sie erhalten sich nicht
 lange in einem Hause. Böse Herrschaften
 bekommen zwar auch gute Bediente, allein sie
 werden, wenn sie nicht schon fest im Guten
 sind, nach und nach vom bösen Beispiel an-
 (5) gesteckt,

gesteckt, und richten öfters mehr Schaden an, als selbst ihre Herrschaft. Sind sie schon verborben, wenn sie zu einer solchen Herrschaft kommen, und finden zum Unglück Unterstützung in ihren Fehlern, so bleibt wenig Hofnung zu ihrer Besserung übrig, und sie sind wohl gar im Stande, wenn sie die schwache Seite ihrer Gebiether kennen, sie durch List noch schwächer zu machen, und also denen, welchen sie zum Guten dienen sollen, auf die unmerklichste und feinste Art zu schaden. Guter Casper! du befindest dich in dem letztern Falle. Wie gut wäre es dir, wenn dein Herr auch Herr über seine Frau wäre, und dich so vornehmen könnte, wie er thun wollte. So wenig ich ihm sonst auch zutraue, so viel wollte ich doch von seinen Vermahnungen hoffen, weil er es ohne Zweifel mit deiner Verbesserung ernstlich meinen würde. An deiner Folgsamkeit wollt ich nicht zweifeln, weil du dich schon durch das Zureden deines Nebenbedienten hüten lassen. So dachte Herr Redlich. Und weil Casper bey Tische seinem Sitz just gegenüber stand, so war es ganz natürlich, daß sein Mitleiden und seine Wünsche um so viel lebhafter wurden, je mehr er Gelegenheit hatte, den Gegenstand derselben zu betrachten.

Einigemal war er Willens, das Gespräch, so von nichtswürdigen Dingen handelte, auf die

die Bediente zu bringen, und der Frau Pastorin zu verstehen zu geben, daß ihn ihre Einwendungen wider ihren Mann nicht gefallen hätten, und daß er ihr ein Bißchen widersprechen müßte. Es war aber nicht möglich, darauf zu kommen. Die Pastorin redte von ihrer Familie, von der Mode und vom Puz. Und wer ist wohl beredter als ein Frauenzimmer, wenn es von solchen Sachen spricht? Kurz, Herr Nedlich konnte seine Absicht nicht erreichen. Als es schon spät zu werden anfing, und der Prediger bey seinem Herrn Bruder nicht über Nacht bleiben wollte, indem seine Wohnung nicht weit vom Landgute war, brach er mit seiner Frau auf, und empfahl sich der Gesellschaft.

Herr Nedlich sieng nun noch einmal an mit Caspern zu spassen. Mein Johann, sagt er, hat euch wohl ziemlich zugesetzt Casper! Ach! antwortete dieser, ihr Johann ist eine gute Seele, aber er hat keine Menschenliebe. Herr Nedlich lächelte und fuhr fort, ich sollte denken, Johann hätte viel Menschenliebe, weil er euch heute lauter Guts vorgesagt hat. Folgt nur seinem Rathe hübsch. Die Pastorin hörte diß, und weil sie sich fürchtete Herr Nedlich möchte ihren Mann durch solche Reden an seinen aufgegebenen Entschluß erinnern, so eilte sie geschwind mit ihm durchs Thor, und rief ihren

H.



ihren Bedienten: Casperchen! führt mich an dem Arm, es ist finster — —

Die Gesellschaft kehrte zurück ins Zimmer. Die Mannspersonen wollten sich noch mit einem Glase Wein vergnügen, und setzten sich daher wieder zu Tische. Niemand dachte mehr an das Vergangene. Herr D. fieng seine Erzählung von selbst wieder an, und beschrieb seinen Zuhörern die Stadt Paris. Das, was er davon sagte, war folgendes *):

Paris gehört ohnstreitig mit unter die größten Städte der Welt. Ich habe das nicht nur unzähligemal gehört und gelesen, sondern meine eigne Erfahrung hat mich davon überführt. Auf meinen Reisen hab ich Gelegenheit gehabt, die berühmtesten Dörter aller Welttheile mit meinen Augen zu sehen, und ich habe unter den Städten wenige gefunden, die so groß gewesen wären, als diese. Sie ist und bleibt in aller Absicht eine vom ersten Range. Sie hat fast alles was zu einer schönen und prächtigen Stadt erfordert wird. Meistens breite, gerade, und reine Strassen, zusammen 912., die jährlich sechs Monathe des

*) Kurze Beschreibungen von Dörtern, wo sich Herr D. aufgehalten hat, werden für einige unwissende Leser mit eingebracht, sie mögen übrigens Herren oder Bediente seyn.

des Nachts mit Laternen erleuchtet werden. Philipp August, wo ich nicht irre, ließ sie 1223. mit Feldsteinen pflastern. Die Häuser sind regelmäßig gebaut, fast alle fünf bis sieben Stockwerke hoch, und auf die Straßen zu gleichförmig. Der Abt, von dem ich heute schon etwas erwähnt habe, versicherte mich, daß ihrer zwanzig Tausend und drüber wären, ohne die Kirchen, Klöster, und Häuser so den Ordensleuten gehören. Unter den ersten sind vier königliche Palläste, vier Schlösser, und mehr als hundert andre öffentliche Gebäude prächtig und sehenswürdig. Es ist auch kein Mangel an grossen Märkten und Plätzen. Herr Blondrian zählte ihrer vier und siebenzig und der Abt sagte, daß ihrer nicht mehr und nicht weniger wären. An Spaziergängen in und um die Stadt fehlt es eben so wenig. Sie liegt auf einer breiten Ebene, an der Seine und ist rund gebaut. Sie hat siebenzehn Thore, wovon ihrer eils Hauptthore genannt werden. Unter den schönen Vorstädten sind die Vorstadt St. Antonin, Charonne, St. Denis, St. Victor, St. Marcell, St. Martin, und St. Germain vorzüglich angenehm und prächtig. Wenn man ausser denselben um Paris herum gehen will, hat man über sechs Stunden nöthig. In der Stadt und den Vorstädten leben über fünf Millionen Menschen, nur ist es schlimm, daß

H 3

sie kein gut Wasser haben. Es fehlt ihnen zwar nicht an Brunnen, allein das Wasser ist ungesund und verursacht den Stein. Sehr viel wird aus der Seine geholt, und diß ist eben so schlecht. Es schmeckt versault, und wenn man einigemal stark davon trinkt, kriegt man den Durchfall. Ich fragte den Abt, was sie denn machten, wenn Feuer auskäme? Dafür, sagte er, ist so ziemlich gesorgt. Man schafft das Wasser aus allen Gegenden der Stadt herbey, und selbst der erste Präsident des Parlements nebst einigen andern vornehmen Herren, müssen mit der Schaarwache zu Pferde und zu Fuß bey der Brandstätte erscheinen, ausserdem noch ein Theil der Schweizergarde zu Fuß. Zum Löschen sind eigentlich die vier Orden der Bettelmönche bestimmt.

Die ganze Stadt besteht aus drey Theilen, nämlich la Cité, la ville gegen Mitternacht, und l'Université.

Seit dem Anfange des iezigen Jahrhunderts ist sie in zwanzig Quartiere eingetheilt, und weil mich der Abt darin herumgeführt, und die Merkwürdigkeiten gezeigt hat, so kann ich leicht eine kleine Beschreibung davon machen. Das erste Quartier heißt la Cité. Das merkwürdigste darin ist die neue Brücke über die Seine. Ueberhaupt liegen zwölf Brücken über diesen Strom, sechen davon sind steinern, und die so genannte Neue ist

ist ohne Zweifel die vornehmste. Man hat sechs und zwanzig Jahre dran gebaut, nämlich von 1578. bis 1604. Sie ruht auf drey- zehn Schwibbogen ist hundert acht und sechzig Klästern lang, und hat drey Abtheilungen. Die mittlere ist für die Wagen und Carossen, zu beyden Seiten sind etwas erhöhte Wege für die Fußgänger. Ueber den Pfeilern sind beynabe zweyhundert Krambuden zur Rechten und Linken, die den königlichen Loguayen gehören, und den Prospect, der überaus angenehm seyn müßte, verhindern. Auf dieser Brücke fallen besonders zwey Stücke in die Augen. Erstlich die metallene Bildsäule des französischen Königs, Heinrichs des IVten zu Pferde. Sie ist auf einem marmornen Fusse, ist übermäßig groß, und nimmt sich immer besser aus, je näher man kommt. Das andre ist das Haus der Samaritaine. Es hat seinen Namen von der Samariterin in der Bibel, und ihre Begebenheit mit Christo am Jakobsbrunnen ist auch darauf vorgestellt. In dem Hause ist eine große Pumpe, wodurch einige Theile der Stadt mit Wasser aus der Seine versorgt werden. Die Brücke unsrer Frauen (notre Dame) ist in eben dem Quartier, und ist die erste steinerne in ganz Paris gewesen. Sie hat zu beyden Seiten Häuser, die 2. Stockwerke hoch sind. Eben so ist auch die Wechselbrücke oder pont aux change



change 'in diesem Theile. Am Ende derselben gegen Mitternacht, steht Ludewigs des XIVten metallne Bildsäule, und zu beyden Seiten ist sie mit Häusern von 4. Stockwerken bebaut. Die vierte ist die Brücke des heiligen Michaels. Sie hat so wie die fünfte nämlich die Kleine, zur rechten und linken Häuser. Unter den Pallästen und Gebäuden dieses Quartiers ist die Cathedralkirche de nostre Dame eines der schönsten. Ich würde diesen Abend nicht fertig werden, wenn ich sie ganz beschreiben wollte. Das Chor darinn ist herrlich, Ludwig der XIVte ließ es auf Befehl seines Vaters bauen, der sich durch ein Gelübde dazzu verpflichtet hatte. Auf ihren beyden viereckigen Thürmen hat man die beste Aussicht über die ganze Stadt. Sie hat auch zwey berühmte Glocken. Eine wiegt ein und dreyßig Tausend, die andre vierzig Tausend Pfund. Sie sind alle beyde berühmt. Noch mehr aber die dritte, die auf dem grossen Pallast ist.

Der so genannte Pallast, ist vordem der Sitz der Könige gewesen, allein unter Ludewig dem XIII. ward er den Gerichtshöfen eingeräumt. Besonders ist er für das Parlament bestimmt, so von Philipp dem Schönen hieher verlegt ward. Die grosse Glocke darauf ist bekannt, weil man damit am 24. August 1572. das Zeichen zu dem entsetzlichen Blut-



Blutbade gab. Was das Parlement anlangt, das in dem Pallast seine Sitzungen hält, so fängt es selbe den Tag nach Martini an. Allemal muß es ein Bischof mit einer Messe eröffnen. Diese Sitzungen dauern bis auf den 7ten September. Wenn kein Parlement ist, so hat eine Vacationskammer die Gewalt über peinliche und andre Sachen die keinen Aufschub leiden.

In dem andern Quartier, St. Jakob de la Boucherie steht das fürtreffliche Hospital der Heil. Catharine. Die Augustinernonnen müssen darinn alle arme Weiber und Mädchen drey Tage unterhalten, auch dafür sorgen, daß die todtten Körper beerdiget werden, so man in und um die Stadt findet.

Das dritte Quartier, de St. Opportune ist wegen der Strasse la Ferronnerie merkwürdig, weil Heinrich der IV. von dem berühmten Ravailac den 14ten May 1610. darauf ermordet ward.

Im vierten Quartier des Louvres liegt das Louvre oder der Königlische Pallast der viereckig gebaut ist, und aus vier Hauptpallästen besteht. Der ganze Bau ist bis jetzt noch unvollendet. Die vorigen Könige haben darin residirt, bis auf Ludwig den XIVten, der sich meistens zu Versailles aufgehalten. Berühmte Manufacturiers und Künstler bekamen daher die Erlaubniß, darinn zu wohnen.

nen. Man findet ferner die kostbarsten Gemälde darinn, eine königliche Buchdruckerey, und gewisse Versammlungsplätze für die Akademien. In eben diesem Quartier ist der so genannte Pallast petit Bourbon. Ehedem wohnten Prinzen darin. Jetzt ist er ein Behältniß des Hausgeräthes und der schönen Tapeten des Königs worauf die Schlachten des grossen römischen Feldherrn Scipionis Africani sühge stellt sind. Franz der Erste kaufte sie und gab für die zwanzig tausend Ellen, zwanzig tausend Thaler.

Im fünften Quartier oder des Königl. Pallasts liegt die Tuilleries. Dies ist ein Pallast und Garten, der mit dem Louvre durch eine Gallerie zusammenhängt. Ludwig der XIV. hat entseßliche Summen auf ihre Verschönerung gewendet. Hinter der Tuillerie ist eine Allee, die man Cours la Reine nennt. Sie geht an der Seine hin, und besteht eigentlich aus drey Alleen.

Zur rechten Hand sind die elysäischen Felder, die auch mit Baumalleen besetzt sind. Wenn gut Wetter ist, so ist die ganze Gegend voll Carossen, Wagen, und Leuten die spazieren gehen. Ausser der Tuillerie ist in diesem Quartier der Platz Ludwigs des Grossen merkwürdig. Er ist achteckigt, und mit Häusern von einerley Bauart umgeben. Die metallne Säule Ludwigs des Grossen steht darauf.

auf. Sie ist sehr bekannt, weil sie aus einem Fuß ist. Alle andre Statuen von der Art sind zusammengesetzt, wie zum Beyspiel die zu Rom und Florenz. Das Fußgestell ist zwanzig Fuß hoch und von weissen Marmor.

Das sechste Quartier Montmartre hat auch eine Bildsäule die Ludwig den XIVten vorstellt. Der Platz, wo sie steht, heißt des Victoires.

Die folgenden vier Quartiere de Enfilade, de St. Hallés, St. Denis, und St. Martin enthalten nichts merkwürdiges.

Das eilfte de la Greve hat vermuthlich den Namen vom Place la Greve wo man die Missethäter hinrichtet, und auch bey vergnügten Gelegenheiten Freudenbezeugungen darauf hält.

Das zwölfte Quartier de St. Paul, oder de la Mortellerie, ist des Arsenaals wegen merkwürdig. Es besteht aus vielen und weitläufigen Gebäuden. Unter andern hat es auch ein Cabinet, in welchem nur künstliches Schießgewehr ist. Darunter ist eine Platte mit 2. Läuffen, die von hinten zu geladen wird, auf zwey Stunden weit geht, und noch ein dickes Bret durchbohrt. Es ist auch ein Fernglas darauf, damit man in der Ferne den Gegenstand besser entdecken könne. Sie ward unter Ludwig dem XIVten erfunden, um die

die feindlichen Generals in der Ferne zu finden, und zu tödten, man hat sie aber niemals gebraucht. Hier ist auch die berühmte Bastille, so ein altes Schloß von acht Thürmen und einem Bollwerke ist. Um die Stadt zu beschützen ist sie zu klein, und zu niedrig, sie zu beherrschen. Daher schießt sie sich zum Gefängniß am besten.

Das dreizehnte Quartier St. Avoys ist weniger merkwürdig.

Das vierzehnte du temple, oder du Marais hatte ehemals ein Gebäude für die Tempelherren, so man temple nannte. Daher kommt vermuthlich der Name.

Das Quartier des heiligen Antonius (St. Antoine) ist das fünfzehnte. Man sieht darin das Proseßhaus der Jesuiten, worzu die Kirche gehört, in der man eine große Seltenheit findet. Nämlich zweien Engel ganz von Silber und gewöhnlicher Menschengröße, die schwebend in der Luft hängen, und in vergoldeten Behältnissen die Herzen zweier Könige, Ludwigs des XIII. und XIV. tragen. Die prächtige und berühmte Spiegelmanufaktur ist auch in diesem Quartier. Die Spiegelplatten werden mehrentheils zu St. Gobin in der französischen Provinz Picardie gegossen, und hier geschliffen. Diese Arbeit beschäftigt allein fünf hundert Personen. Ferner steht hier das Haus Rambouillet, aus welchem die

Abge-

Abgesandten der Protestanten ihren Einzug zu Paris halten.

Das sechzehnte Quartier de la place Maubert, gehört zum dritten Theile der Stadt der l' Univerlicé heist. Karl der Grosse hat hier eine Universität angelegt, und davon hat er den Namen. Die Universität besteht aus drei und vierzig Collegien. Fünf davon sind zur Zeit wirklich da, und haben fünfzig tausend Livres Einkünfte. La place Maubert hat seine Benennung von dem grossen Plaze, der darinne liegt, und auch Maubert heist. Gobelins Haus ist in denselben besonders merkwürdig. Es liegt in der Vorstadt St. Marcell die zu diesem Quartier gehört, und hat den beyden Brüdern Johann und Gilles Gobelin gehört, die unter Franz dem Ersten die Kunst erfanden, hochrothen Scharlach zu färben. Er heist daher auch Gobelins • Scharlach. Jetzt ist das Haus voll von Meistern, die entweder Tapeten wirken, oder Goldschmidsarbeit verfertigen, oder die Bildhauerkunst treiben. Mehr als zweyhundert Personen wirken nichts als Tapeten, so wohl von hoher als niedriger Scheerung, und beyde geben den holl- und engländischen nichts nach. Eben so nützlich für Paris ist auch das hier befindliche Hospital, welches eine Wohnung für sieben tausend Frauenzimmer hat, die durch achtzig Gouvernantinnen, und eine Menge Mäade und Schwe-



Schweftern regiert und bedient werden. Personen, die darin aufgenommen werden, sind: Findelkinder, Mädchen die sticken und nähen, und entweder für andre Leute in der Stadt, oder für das Hospital ihre Arbeit verfertigen. Ferner verrückte Frauenzimmer, welche ihre besondre Behältnisse haben, so recht artig und ordentlich gebaut sind. Endlich auch Züchtlinge, die aber nicht arbeiten dürfen, und diß ist nicht nur ein Fehler bey dieser Anstalt, sondern auch bey allen andern Zuchthäusern des Königreichs. Auf einer Anhöhe, nicht weit von diesem Hospital, liegt das Schloß Vice-Are, in welchem mehr als vier tausend Personen wohnen. Es sind theils arme Männer, theils solche, die ihren Unterhalt bezahlen, theils aber auch tolle und verrückte. Endlich wohnen auch Männer und Weiber darinn, die die neapolitanische Krankheit haben, überdem noch Gefangene, die, weil ihre Wohnungen gut verwahrt und befestiget sind, nicht geschlossen werden.

In dem siebenzehnten Quartier St. Benedict (St. Benoit) ist das Gefängniß, welches das kleine Chatelet heißt. Ehemals war es eine kleine Festung, icht ist es nicht aptirt darzu. Die Strasse St. Jakobs, (St. Jacques) ist auch hier, und bekannt, weil hier die meisten Buchhändler wohnen,

Das achtzehnte ist das St. Andrews-Quartier (St. André), in welchem die Strasse de la Harpe liegt, wo man einige Ueberbleibsel von dem Pallaste findet, den der Kaiser Julian, der Abtrünnige aufgeführt hat. Das alte Gemäuer davon ist ein viereckigt, sehr geräumiges Gewölbe, so ganz mit Häusern verbaut ist. Die Sorbonne liegt auch in dieser Abtheilung, und ist von Robert Sorbonne 1252. gestiftet worden. Dieser Robert Sorbonne war Reichthamer bey dem König Ludwig dem IXten mit dem Zunahmen der Heilige. Der Cardinal Richelieu hat sehr viel darauf gewandt, und den Pallast und die Kirche repariren lassen. Der Bauart nach sind beyde für Meisterschulen zu halten. Der Cardinal liegt darinn begrabnen. An seinem Grabmaale hat Girardon achtzehen und mehr Jahre gearbeitet. Die theologische Facultät hält im grossen Saal ihre Versammlung, und man nennt sie davon die Sorbonne.

Das Quartier de Luxembourg, als das neunzehnte, hat in seinem Umfange den Pallast von Luxemburg oder Orleans, den Maria von Medicis Heinrichs des IVten Gemahlin aufführen lassen. Man baute sechs Jahre dran. Die Königin bestimmte ihn zu ihrem Wittwensitz, starb aber wie bekannt zu Köln in grossem Mangel. Ferner findet man hier das



das Hotel der Abgesandten. Ausserordentliche Ambassadeurs werden darin drey Tage bewirthe't. Diejenigen hingegen so aus entlegnen Ländern kommen, wohnen so lange daseibst, als sie zu Paris sind. In dem Hospital des petites Maisons so hieher gehört, sind Anstalten für vierhundert Leute, die nichts zu leben haben, ferner für unsinnige, grindigte, und solche, die venetrische Krankheiten haben.

Das letzte Quartier ist de St. Germain des Pres. Die so genannte Königl. Brücke über die Seine ist hier zu finden. Sie verbindet dieses Quartier mit dem Quartier des Königl. Pallasts. Ferner das Königl. Invalidenhaus, so Ludwig der XIVte für die Soldaten, die im Kriege ihre Gesundheit verlohren, erbauen ließ im Jahr 1670. Von gemeinen Soldaten logiren ohngefähr 3000. darinn, wovon sehr viele in einem Zimmer schlafen. Die Officiers sind besser dran. Es sind ihrer nur drey oder vier beyammen. In dem Invalidenhause ist auch ein grosser Saal, worauf alle Wochen Donnerstags über die Sachen der Invalidenanstalt gerathschlaget wird. Der Präsident ist der General-Controleur. Die Personen so im Hause wohnen, haben solche Arbeiten, die sich für sie schicken.

Dies ist das merkwürdigste was ich ihnen von Paris sagen kann. Ich habe mich bey

bey keinem Stück lange aufgehalten, weil sie
 alle sehr bekannt sind, und fast in jedem geo-
 graphischen Büchelchen stehn. Wichtigere Din-
 ge weiß ich nicht, und mit geringere Kleinig-
 keiten wollte ich sie nicht unterhalten. Ich
 habe sie nur bloß an das was sie schon wuß-
 ten wieder erinnern wollen.

Wir sind ihnen sehr verbunden, sagte
 Herr Redlich und sein Sohn, daß sie uns
 Paris zu beschreiben beliebt haben. Doch
 muß ich noch eins berühren, fuhr Herr Red-
 lich fort. Sie sagten vor, mein Herr D.! Paris
 hätte alle Vollkommenheiten, die eine Stadt
 haben mußte. Ich gebe es ihnen zu. Mich
 dünkt aber, man müsse auch sagen, sie habe
 zugleich alle Unvollkommenheiten, die großen
 Städten eigen sind.

Darüber will ich nicht mit ihnen strei-
 ten, versetzte Herr D. Uebrigens wird es
 mir lieb seyn, wenn sie mir einige von solchen
 Unvollkommenheiten nennen wollten.

Ich rechne dahin, sagte Herr Redlich,
 daß in großen Städten das Sterben gleich-
 sam herrscht, und daß also mehr Menschen
 sterben, als wenn eben diese Menschen in ver-
 schiednen kleinen Städten lebten. Ferner, daß
 der Schaden, den das Feuer, die Pest, und
 andre Uebel anrichten, allemal ungleich größ-
 ser in einer weitläuftigen Stadt sey, als in
 einer solchen, die kaum den vierten Theil so
 groß



groß ist. Und endlich, daß das Vermögen des Reichs dahin zusammenfließt. Die übrigen Städte und Dörfer leiden unterdessen Mangel, weil nichts mehr für sie zurückkommt. Ausser dem könnte ich noch mehrere Ursachen anführen, warum solche Städte für ein Land nicht gut sind, wenn die Sache nicht ihre offenbare Richtigkeit hätte. Was ich ihnen eben gesagt habe, ist nicht meine eigne Erfindung. Es sind Bemerkungen die andre schon längst vor mir gemacht haben. Ich führte sie nur an, um ihnen zu zeigen, warum mir sehr große Städte in einem Lande nicht gefallen.

Dies gab Gelegenheit zu einer langen Unterredung, und wir sind nicht gesonnen, sie dem Leser gänzlich mitzutheilen. Die Ursache ist diese. Es kamen öfters Dinge darinn vor, die einen andern als Herr Redlichen und seinen Sohn, oder den Herrn D. wenig oder gar nicht interessirten. Oft war sie ein Bißchen gelehrt, öfters von keiner Wichtigkeit; und also für den Leser weder nothig noch vergnügend, folglich mit einem Worte unbrauchbar. Und warum sollten wir so was aufschreiben, und jemanden die Zeit verderben? Wenn es ja schon geschehen ist, so ist's ein für allemal gnug.

Eins können und dürfen wir nicht übergehen, ehe wir die Geschichte dieses Tages beschließen. Herr D. versprach den folgenden Morgen fortzufahren, und seine Begebenheiten, so kurz als möglich zu erzählen.

Hierauf wandte sich Herr Redlich, in Gegenwart seines Sohnes des Commissionsraths an ihn, und redete von der Verheirathung desselben. Er hatte für Edelsteinen in der kurzen Zeit, da er sie gesehen, so viel Hochachtung bekommen, daß er sie seinem Sohne von ganzem Herzen zur Frau wünschte, wenn sie auch nicht einen Heller im Vermögen hätte. Sie besaß so viel gute und sündtrefliche Eigenschaften, daß man ihr Liebe und Verehrung ohnmöglich versagen konnte. Sie zeigte sie auch auf eine so glückliche und natürliche Art, daß es schien, als habe die Natur alle Tugenden der Seele und alle Vorzüge des Körpers in ihr vereinigt. Vielleicht würde ein anderer mehr Zeit gebraucht haben, sie recht genau kennen zu lernen, als Herr Redlich. Allein, diesem war ein Uingana von einem Tage genug, sie auszustudieren. Er hatte in seinem Leben so viel Erfahrung gehabt, und darüber so sorgfältig nachgedacht, daß er es in der Kunst, die menschlichen Herzen und Gemüther richtig zu beurtheilen sehr weit gebracht hatte. Mit einem Worte, Herr Redlich dachte im Grunde das Beste von

3 2

Edel

Edlestinen, und liebte sie schon im voraus wie ein zärtlicher Vater seine Tochter. Als er mit Herrn D. ihrentwegen ein Gespräch anfang, fand sie sich bald ein mit der Frau Höflerin, begab sich aber wieder weg, da sie hörte, wovon es handelte. Der Herr Commissionsrath eilte ihr nach. Vielleicht wollte sie von ihm gesucht seyn, da sie so geschwind wegging, oder vielleicht suchte sie ihre Unruhe zu verbergen, weil man icht ihr künftiges Leben und Glück bestimmen wollte. Und welches Mädchen, von so feiner Empfindung als Edlestine war, würde dabey nicht unruhig seyn. Aber sie blieb nicht lange weg. Sie kam bald drauf mit Herrn F. und dem Herrn Commissionsrath wieder zurück, und ward von ihrem Vater als der Braut des Herrn Commissionsraths von Herrn Redlichen aber als seine künftige Tochter, aufs höflichste mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit begrüßt. Der Herr Commissionsrath bezeugte sich als ein vernünftiger Mann, der die allzugroße Freude fühlt, die er gewiß genießen wird, und doch auch dabey Herr über sich selbst bleibt. Und Edlestine verlor sich in sich selbst, wenn sie sich ihr gewünschtes Glück so nahe vorstellte. Sie trat mit ihrem Commissionsrath ans Fenster, und gieng nicht eher von da weg, bis sie alle auseinander gingen. Zärtlichkeit und Liebe, Vergnügen und Entzückung

pückung, alles mahlte sich ganz deutlich auf ihrem Gesicht.

Es würde wiederum ohne Nutzen seyn, eine lange und weitläufige Beschreibung von dem zu geben, was Herr Nedlich und Herr D. wegen ihrer Kinder ausmachten. Wir glauben, es sey genug, hier überhaupt zu erinnern, daß der Herr Commisionsrath durch Cölestinen der glücklichste Mann werden sollte. Sie war schön und liebenswürdig, allein die Schönheit war bey ihr das geringste Verdienst. Sie war reich und hatte von ihrem Vater eine Aussteuer von fünfzig tausend Thalern zu hoffen, und noch mehr nach seinem Tode, wie auch von Herrn F. der ihr, weil er sonst keine Erben hatte, schon längst seinen ganzen Reichthum zugebacht. Aber die Glücksgüter und das große Vermögen waren lange nicht so schätzbar, als ihr Herz. Von dieser Seite betrachtet, konnte sie Schönheit und alles entbehren, und blieb immer das liebenswürdige vollkommne Frauenzimmer, so sie jetzt war. Herr Nedlich und sein Sohn, sahen dieses zur Gnüge ein, und es war dem einen wie dem andern dran gelegen, daß die Hochzeit in kurzer Zeit sollte gehalten werden. Herr D. hatte es auch mit unter die Bedingungen der Verheirathung gesetzt, daß Herr Nedlich so lange in der Stadt bleiben sollte, bis ihre Kinder getraut wären, wenn ihn
nicht



nicht dringende Ursachen, und andre wichtige Hindernisse dapon abhielten, und zur Abreise nöthigten.

Den folgenden Morgen, versammlete sich die kleine Gesellschaft, mit dem größten Vergnügen in dem Zimmer, wo sie Abends vorher beisammen gewesen, und es hatte nicht das Ansehen, als wenn Herr D. heute etwas würde erzählen können. Jebernmann war voll Freude, und hielt es für seine Schuldigkeit, mit dem Herrn Commissionsrath und Edelsteinen zu scherzen. Herr Nedlich that eben das, und schonte seinen Sohn so wenig als Edelsteinen. Er war besonders aufgelegt mit ihm zu spassen, und allerhand artige Dinge zu sagen. Wir erinnern das bloß deswegen, damit nicht iemand denke, daß er als ein Mann, der an die Geschäfte gewöhnt gewesen, wenig Geschmack an kleinen Spöttereien, witzigen und muntern Einfällen, tändelnden Kleinigkeiten und so weiter werde gefunden haben. Das war bey Herr Nedlichen nicht so. Er war vielmehr wie alle rechtschaffne Männer zu seyn sich bemühen, alsdann ernsthaft, wenn es Zeit und Umstände verlangen, aber auch lustig, wenn sich eine unschuldige Gelegenheit anbiethet. Sein Herr Sohn folgte diesem Beispiel, und beyde verstanden die Kunst sich so aufzuführen, daß sie allen gefielen, und von nie-

niemanden getadelt wurden, der ihr Verhalten aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtete.

Der Vermittag ging unter freudigen Gesprächen beynahe hin, und das wenige was noch übrig war, wollte man, wie gestern, im Garten zubrinaen, und Herr D. sollte seine Geschichte fortsetzen. Er that es auch gern, weil er sich ein Vergnügen daraus machte, dem Verlangen der Anwesenden nachzugeben, und sein Versprechen zu halten.

Fortsetzung der Geschichte des Herrn D.

Da meine Cousine ihre Erbschaft gehoben, und zu Paris nichts mehr zu verrichten hatte, dachten wir an unsre Abreise. Ich bath sie eingemal mich vorher mit ihrer Hand zu beehren, und mein Glück vollkommen zu machen. Sie drang aber noch mehr in mich, nicht eher dran zu denken, als bis wir aus Frankreich wären, weil es da unmöglich geschehen könnte. Ich ließ es mir gefallen, oder besser, ich mußte mirs gefallen lassen. Kurz ich gab nach, weil ich ihr ungern widersprach, so sauer es mich auch ankam. Nun bedachten wir ersilich, wohin wir dann reisen wollten. In unser Vaterland zurück, hatten wir keine Lust, und eine andre Provinz, wo wir vergnügt hätten leben können, war uns auch nicht bekannt. Meine Cousine wollte gern ihr Vermögen unterbringen, weil

es in unsern Händen gar zu unsicher aufgehoben war. Wir verstunden es nicht, wie man mit dem Gelde umgehen müßte, und es jemanden in Paris anzuvertrauen, war wider unsre Absicht. Daher wandten wir uns an den Abt, weil er unser bester Freund war, und alle unsre Heimlichkeiten wußte. Wir fragten ihn um Rath, und er wußte uns eben so wenig zu helfen, als wir selber. Das Beste wird wohl diß seyn, sagte er endlich, daß sie nach Amsterdam gehen, und mit einem Kaufmann Bekanntschaft machen. Vielleicht nimmt er ihre Gelder in seine Handlung, oder macht sonst Mittel, daß sie sie sicher unterbringen. Ich billigte anfänglich, was er sagte. Nachmals aber fiel mir ein, daß wir nach Coppenhagen zu Herr Hartonsen reisen könnten. Darzu hatte meine Cousine nicht Lust. Es blieb also dabey, wir wollten nach Amsterdam, indem es näher war, und wir zu Lande dahin kommen könnten, denn meine Cousine fürchtete sich für der See.

Als alles zu unsrer Abreise fertig war, nahmen wir einen Bedienten an, mit Namen la Drue, der schon bey einigen Herrn gedient, und verschiedne Reisen mit ihnen gethan hatte. Es ist eben der, den ich noch habe, und der mein Schicksal mit mir getheilt hat. Mit diesem und Herr Flondrianen traten wir die Tour nach Amsterdam an.

Herr

Herr Flondrian hatte kurz vor unserer Abreise noch ein Unglück, das ich nicht übergehen kann. Er war gewohnt fleißig herumzustreichen, und gute Freunde zu machen. Um die letzte Zeit war er selten zu Hause, und es traf ein, was er mir vorher gesagt hatte, daß er mich wenig kosten würde. Beständig war er in Gesellschaft und man sah ihn gern, weil er lustig war. Bey dem Frauenzimmer war er auch beliebt, und wußte sein Glück zu nutzen. Zum Unglück wird er mit eine Demoiselle bekannt, die wegen ihrer Schönheiten so ziemlich berühmt war. Herr Flondrian besuchte sie täglich mit seinen Freunden. Weil er nun mehr Gunst von ihr genoß, als andre, so ward einer davon sein Feind, doch ließ er Flondrianen nichts merken. Herr Flondrian blieb immer bis spät in die Nacht bey ihr, und als er das einemal von ihr wegging, fielen ihm zwey Leute mit dem Degen an. Der erste gab ihm einen Hieb mit der flachen Klinge über den Rücken, um zu erfahren wo er stünde, weil er ihn wegen der Finsterniß nicht wohl sehen konnte. Herr Flondrian zieht seinen Degen auch, und schlägt damit herzhast um sich herum. Er treibt sie glücklich bis auf die grosse Strasse, und sucht sich mit der Flucht zu salveren. Einer kommt ihm nach, und sticht ihm mit dem Degen durch den Armel. Flondrian wendet sich um, thut

auch zwey Stöße, und trift seinen Gegner in die Brust. Dieser fängt an entsetzlich zu schreyen. Herr Flondrian will davon springen, kommt aber zweyen Männern in die Hände, die ihn festhalten und Schuld geben, daß er Ursache von dem Geschrey sey. Der blossen Degen hat er noch in der Hand, und diß bestätigt sie in ihrer Meynung, und macht ihn noch verwirrter. Er muß mit ihnen zurück zu dem Verwundeten. Die beyden Fremden, die zwey Officiers waren, wie es sich nachher auswies, halfen dem Alehirten auf die Beine, und führten ihn zu seiner Wohnung, die eine halbe Viertelstunde von dem Ort war, wo sich die Sache zugetragen. Sie überlieffen ihn den Händen des Wundarztes, der den Ausspruch that, daß die Wunde nicht gefährlich sey. Der Verwundete war Herr Flondrians ehemaliger Freund, und eben der, der ihn nicht bey der Mademoiselle leiden wollte. Herr Flondrian aber ward unterdessen ins Gefängniß gesetzt, und wir hörten zwey Tage nichts von ihm. Endlich bekam ich ein Billet von ihm, worinn er mir seine Fatalitäten erzählte; und mich bath, ich möchte zu ihm kommen. Ich that es in größter Eil, und fand ihn in einem elenden Loch. Er sagte mir, daß man ihn schon verhört, und daß er bald wieder loszukommen gedenke, er müsse aber so lange sitzen, bis der Verwundete ganz

ganz ausser Gefahr sey. Weil es ihm an Gelde mangelte, so gab ich ihm so viel als er nöthig hatte, und nach drey Tagen ward er wieder auf freyen Fuß gestellt. Nach der Zeit mußte er zu Hause bleiben, weil ihn niemand mehr leiden wollte. Es schien als wenn sich die Franzosen ihres verwundeten Landsmanns auf alle Art annähmen. Selbst die Demoiselle hielt mehr zurück, und ausserdem ward ihm von zweyen Orten aus nachgestellt. Mithin mußte es ihm sehr lieb seyn, daß er von einem Orte weglam, der ihm gefährlich war.

Unsre Reise bis nach Amsterdam war die angenehmste von der Welt, und wenn sie auch noch so beschwerlich gewesen wäre, so würde sie mir doch nicht so vorgekommen seyn, da meine Cousine bey mir war. In der Stadt selbst wurden wir bald bekannt, weil la Drure schon einmal hier gewesen, und allenthalben Bescheid wußte. Er recommondirte uns ein schönes Haus zur Wohnung, das einem angesehenen Kaufmann gehörte.

Ich und meine Cousine gaben uns beim Kaufmann für Anverwandte aus, und Flondrianen für einen Vetter. Wir wurden öfters zu ihm gebethen, und in seinem Hause aufs kostbarste bewirthet. Aus allem was ich sah und hörte, lernte ich ihn als einen grossen Kaufmann kennen. Er handelte
nach



nach Amerika und andern Welttheilen, besonders aber nach Ost-Indien. Zugleich schien er mir ein redlicher Mann zu seyn, und es war es auch in der That, die Erfahrung hat mich nachmals davon überzeugt. Er nahm das ganze Vermögen meiner Cousine in seine Handlung auf, und nachdem wir ihm die wahren Umstände unsrer Verfassung entdeckt hatten, half er mir, sie dahin zu bereden, daß sie einen Tag zur Hochzeit ansetzte. Bey der Hochzeit selbst, zogen alles sehr eingezogen zu, denn außer Herr Glondrianen, dem Kaufmann und seiner Familie, war weiter Niemand als der Prediger, der uns zusammengegeben hatte. Viel Bekanntschaft machten wir nach der Hochzeit auch nicht. Es war uns genug, unsern Wirth zu besuchen, und von ihm Besuche anzunehmen. Er vermahnte mich öfters, da ich kein öffentlich Amt hätte, und kein Dokter seyn und werden wollte, mit ihm die Handlung zu theilen. Sein Vorschlag gefiel mir nicht: übel, nur war das das schlimmste, daß ich wenig und gar nichts davon verstand. Unterdessen ließ ich mich doch bereden, und ward auf sein Zureden ein Einzelirer, weil er an dieser Waare den stärksten Abgang hatte.

Ich war nicht unglücklich. Die Begierde eine gewisse Nahrung zu haben, womit ich meine Frau und Familie ernähren und das geerbte Vermögen anwenden konnte, machte mich

mich sehr gelehrig. In einem Jahre war ich schon in ziemlich favorablen Umständen, und als mir meine Tochter geboren ward, sollte ich eben eine Reise nach England unternehmen, wo wir den stärksten Absatz hatten. Meine Frau ließ mich nicht eher weg, bis sie unsre Tochter ohne Gefahr mitnehmen konnte, und wir traten die Reise zu Anfange des Sommers mit Herr Flondrianen an.

In England mußten wir ein halbes Jahr bleiben, und hatten unsre Wohnung in London. Während der Zeit ward meine Bekanntschaft so stark, daß ich vermittelst der Engländer, mit denen ich in Compagnie stand, eine vortheilhafte Correspondenz nach Ostindien, und besonders nach Java und Japan anfangen konnte. Wir wurden genöthigt, das andre halbe Jahr auch in London zu bleiben, und endlich erforderten es meine Umstände eine Reise nach Ostindien zu thun. Meine Frau wollte mich auch dahin begleiten, allein sie ward durch die Geburth eines Knabens, der aber nicht lange lebte, davon abgehalten. Herr Flondrian war allein mein Reisegefährte. Ehe ich ihnen aber erzähle was mir auf der Reise wiederfahren, muß ich ihnen versprochenen massen eine kleine Beschreibung von London machen. Sie sind niemals da gewesen, wie sie mir selbst gesagt haben, Herr Redlich! und auch der Herr



Herr Commissionrath nicht, und daher wird ihnen, wie ich glaube, eine Erzählung der vornehmsten Merkwürdigkeiten, nicht verdrüsslich seyn können. Wenn ich ihnen ja in einigen Stücken zu wenig erzähle, Herr Commissionrath! so wird sie meine Tochter dereinst schadlos dafür halten, weil sie länger da gewesen ist, und Ihnen also mehr sagen kann, als ich.

Edlestine saß in tiefen Gedanken neben den Commissionrath, wenigstens schien sie in tiefen Gedanken zu seyn, als ihr Vater diß sagte. Er wandte sich daher an sie und sagte: wenn du in Zukunft so tiefsinnig seyn willst, Edelstine, so wirst du dem Herrn Commissionrath wenig mehr erzählen können, als ich. O nein, erwiederte Edelstine, tiefsinnig bin ich nicht, ich dachte nur eben nach, was ich ihm künftig erzählen sollte. Nach einigen andern scherzhaften Reden fuhr Herr D. also fort:

Beschreibung von London.

London als die Hauptstadt von England liegt in der Provinz Middlesex. Der Fluß, an dessen beyden Ufern sie erbaut ist, heißt Thames, oder wie wir sagen Themse. Er hat Ebbe und Fluth. Die Fluth geht nicht nur bis herauf nach London, sondern auch



auch noch weiter, und diß befördert den Handel ungemein, weil grosse Schiffe, die viel Ladung haben, vermöge derselben, weit herauf kommen können. Die Stadt ist ohngefähr drey Stunden lang und eine breit. Ihre Grösse ist sich niemals gleich, denn sie nimmt täglich zu. Sie wird immer mehr angebaut, und es kann leicht geschehen, daß sie bis an die benachbarten Dörter Chelsea hinter St. James Park, und Kensington einem grossen Flecken geführt wird. Sie ist nicht regelmässig gebaut. Man hätte es einigemal thun, und sie nach der Baukunst aufführen können, besonders nach dem grossen Brande 1666. es ist aber nicht geschehen. Wälle, Gräben und hohe Mauern, hat sie gar nicht, aber eine entsetzliche Menge Häuser. Man zählt ihrer über hundert tausend, die theils sehr schön sind. Unter den zwölf Palästen ist des Lordmajors seiner ohnstreitig der prächtigste. Die Engländer nennen ihn Mansion House. Man hat von 1737. an funfzehn Jahr dran gebaut. Allein bey aller seiner Gürtreflichkeit ist doch das zu bedauern, daß er mit zu viel Häusern umgeben ist, und sich folglich nicht gut ausnimmt. Die übrigen Häuser sind eben nicht auf die Dauer gemacht. Von aussen haben sie wenig und gar kein Ansehen. Innerlich aber sind sie desto schöner. Die Reichen halten mehrentheils etwas

etwas auf Bilder und Gemählde, und damit zieren sie ihre Wohnungen aus. Ueberhaupt sind alle Häuser in London von aussen schwärzlich, und das kommt von dem Kohlendampe, der stets auf der Stadt liegt. Denn da die Einwohner fast gar kein Brennholz haben, so müssen sie mit Steinkohlen einheizen. Eben diß macht auch, daß man die Stadt nicht gut von weiten sehen kann. Wenn der Nebel von den Kohlen stark ist, so sieht man bey hellen Wetter zwar eine Meile weit den Ort, wo sie steht, allein die Häuser kommen nicht zum Vorschein. Die Luft selbst wird dadurch für Leute die es nicht gewohnt sind, sehr ungesund. Für Engländer ist sie weniger schädlich. Die Aerzte selbst versichern, daß sie ihnen eher dienlich, als nachtheilig sey. In dieser grossen Stadt findet man über sechsmaal hundert tausend Einwohner, sehr genau gerechnet, theils Edelleute, theils Bürgerliche, und diese entweder Kaufleute oder Gelehrte oder Handwerker, u. s. w.

An Lebensmitteln ist niemals ein Mangel, doch sind sie oft sehr theuer. Eins ins andre gerechnet, werden jährlich siebenmaal hundert tausend Schaafe, und hundert tausend Ochsen zu London geschlachtet. Daraus läßt sich die ungeheure Anzahl der Menschen in dieser Stadt einigermaßen erachten.

In

In Ansehung des Wassers ist sie fast so schlimm dran, als Paris. Um dem Mangel an Brunnen abzuhelpen, hat man eine Windmühle bey der grossen Brücke über die Themse gebaut, die das Wasser höhrt, es in gutes verwandelt, und fast die halbe Stadt damit versorgt. Ferner hat man Canäle von nahen Orten wo gut Wasser ist, bis in die Stadt geführt. Am merkwürdigsten aber ist die Wassermaschine zu Chelsea, hinter St. James Park. Durch alle diese Anstalten ist London so reichlich mit Wasser versehen, daß man es für wenig Geld in alle Stockwerke führen kann. Uebrigens finden Fremde sowohl als Einheimische, alles was ihnen nöthig ist, oder zur Bequemlichkeit und Vergnügen gereicht. Will man sich in der Stadt umsehen, oder geschwind von einem Orte zu dem andern kommen, und nicht zu Fuß gehen, so kann man eine Mithkutsche nehmen, wovon ihrer täglich achthundert auf den Strassen parat sind, Sonntags aber nur hundert und etliche siebenzig; oder man braucht eine Sänfte, oder man läßt sich in einem Boote auf der Themse fahren. Hat man Briefe oder Packete in der Stadt, oder etliche Meilen um dieselbe zu bestellen, so geschieht es durch die sogenannte Pfennigspost, die die Engländer Penny Post nennen. Es erfand sie 1680. ein gewisser Kaufmann. Jetzt hat sie ein Generalposthaus,
(R) und



und noch fünf andre, die unter diesem stehen. Es gehören darzu eine Menge Käufer, die in allen Coffeehäusern herumgehen und anfragen, ob Fremde oder sonst Jemand etwas zu bestellen habe.

Man zählt über fünfhundert Coffeehäuser, die selten leer sind, und man mag kommen wenn man will, so findet man angenehmen und nützlichen Zeitvertreib. Anbey kann man auch erfahren, was in der Stadt vorgeht. Die Spaziergänge zu London gehören mit unter die Merkwürdigkeiten; und man bedient sich zum Promeniren erstlich der Börse, ein Gebäude, so Thomas Gresham 1566. erbaute. 1666 brannte es ab. Bald darauf ward es für fünfmal hundert tausend Pfund Sterlinge von neuen aufgeführt und bringt jetzt das Geld reichlich wieder ein, was es gekostet hat. Es ist das schönste Gebäude von der Art, so man nur irgend findet. Ferner spaziert man in den Squaren, oder Quarrés, so viereckigte Plätze und mehrentheils groß sind. Es sind ihrer sieben und zwanzig.

Man promeniert auch in den bedeckten Gängen bey den Kirchen, deren eine gewaltige Menge ist. Die englische oder bischöfliche Religionsparthey hat ihrer hundert acht und zwanzig, die Lutheraner fünf, und die Juden zwey Synagogen. Ausser diesen haben noch andre Religionspartheyen ihre Kirchen,

chen, die zusammengekommen, gewiß weit über hundert sind.

Ferner kann man in Bay-Hall, oder im Cupidsgarten, oder zu St. James Park, einem Thiergarten bey dem Königlichen Pallast St. Jakob spaziren. Diese drey letztern Orte sind gemeiniglich bis in die späte Nacht voll Leute die sich auf Promenaden belustigen.

Der Hydepark ist ein anderer Königl. Thiergarten vor der Stadt, worinn man ein Carosse spazieren fährt, wie im Prater zu Wien. An schönen Frühlings- und Sommer Tagen findet man oft über vierhundert Carossen darin. Man musiet auch hier die Königl. Garde, und hält das Wettrennen zu Pferde darin.

Dies sind noch nicht alle Gelegenheiten, wo man sich belustigen kann. Die Schaubühnen gehören auch dazu. Zu London sind ihrer viere, und icht sind zwey davon offen. Es werden mehr Trauerspiele als Comödien allda aufgeführt, und ich muß sagen, daß mir bey den Engländern die ersten jederzeit besser, als die letzten gefallen haben. Ich glaube auch, daß die Verfasser sowohl als die Acteurs um Traurigen geschickter sind, als zu lustigen Stücken. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem englischen Trauerspiele, und einem Lustspiele. So viel ich Comödien habe auführen sehen, so viel haben mir nicht gefallen,



len, und andre Leute haben eben den Geschmack gehabt.

Was die Nahrung der Stadt betrifft, so besteht sie im Handel, und es ist gewiß, daß zwey Drittel von den Kaufleuten Englands zu London wohnen. Sie sind in zwey und siebenzig Compagnien eingetheilt. Jede davon hat ihren Meister, der jährlich gewählt wird. Die Stadt selber besteht aus sechs und zwanzig Quartieren oder Wards. Ein jedes hat seinen Vorsteher oder Aldermann, den die Bürger wählen. Aus diesen Vorstehern wird alle Jahre am Michaelstage der Lordmajor gewählt, der gleichsam Bürgermeister ist, und ein Ritter seyn muß, wenn er die Ehre erhalten will. So lange er Lordmajor ist, führt er den Titel eines Lords.

Man theilt die Stadt auch ein in London, Westmünster und Southwark. Diese Theile hängen durch die alte und neue Brücke zusammen. Die Alte verbindet London und Southwark, die Neue Southmark und Westmünster. An der Alten hat man von 1176. bis 1209. gebaut, folglich drey und dreyßig Jahr. Sie ist achthundert Fuß lang, dreißig breit, und ruht auf neunzehn Bogen. Zu beyden Seiten stehen viele Häuser. Die Neue war zu meiner Zeit noch nicht ganz fertig, sollte aber schon über anderthalb Millionen kosten. Sie liegt an einem Orte über die Themse

Themse wo sie sehr breit ist, daher ist die Brücke über dreyzehn hundert Fuß lang, und vier und vierzig breit. Zu beyden Seiten sind für Fußgänger Wege, die erhabner sind als der Mittelweg, so für Carossen und Wagen bestimmt ist. Auch ist an ihren beyden Enden eine steinerne Schanze, mit einer steinernen Treppe, wo man die Güter auslandet, und wo die Fremden aussteigen. Zur Nachtzeit ist sie mit Laternen erleuchtet, und mit zwölf Schildwachen besetzt, damit man sicher passieren kann.

In dem ersten Theile der Stadt oder dem sogenannten London, wohnen die meisten Kaufleute und unter die Merkwürdigkeiten gehört der Thurm oder so genannte Tower. Er ist eine alte verfallene Festung an der Themse, die sechzig Kanonen hat, welche bey feyerlichen Gelegenheiten gelöst werden. Die Schiffe so auf der Themse vorbeylaufen, begrüßen ihn mit einem Schuß. Weil er also zur Vertheidigung unbrauchbar ist, so setzt man jetzt Staatsgefangne drein. Es ist ein Arsenal dabey, woraus sechzig tausend Mann sollen bewafnet werden können. In dem Jewelhaufe werden die königlichen Kleinodien verwahrt. Dies Haus gehört auch mit zum Tower, nebst dem Münzhaufe. Vey der Brücke sieht die Gedächtnißsäule des grossen Brandes vom Jahr 1666. Er fing sich just an dem



Orte an, wo jetzt die Säule steht. Sie ist hohl und von Quadersteinen gebaut, zweyhundert und zwey Schuh hoch. Auch stehn viel englische und lateinische Innschriften drauf. Nächst dem ist die Börse berühmt. Ihre Gewölbe bringen ihr auf viertausend Pfund Miethe. Hinter der Börse ist die Bank, worüber ein Gouverneur, ein Subgouverneur und zwanzig Direktoren die Aufsicht haben. Der Pallast des Lordmajors der in diesem Theile liegt, hab ich ihnen oben schon beschrieben, und daher will ich ihn hier übergehen.

Die Kirche St. Pauli gehört auch hier. Sie ist in der ganzen Welt bekannt, und wie man sagt, nach dem Modell der St. Peterskirche zu Rom erbaut. Weil sie am höchsten Orte der Stadt steht, so kann man bey hellem Wetter ganz London übersehen. Lincoln's Inn Field's ist ein grosser Platz. Man hält dafür, daß er nach dem St. Marcusplatze zu Venedig der größte sey. Es ist ein schöner Spazierort drin, so mit einem Gegeritter eingefast ist. Ein andrer, der nicht weniger merkwürdig ist, nennt man Grosvenor Square. Königs George des 4ten Bildsäule steht darin. Ferner ist in diesem Theile der Garten bey'm Pallast Sommerset merkwürdig. Er liegt an der Themse und ist überaus angenehm. Es kann drein gehen
wer

wer da will. Der Pollast ist schlecht und weniger ansehnlich als der Garten.

Der Vallaft Birtthall oder weisser Hof, ist ein alt römisch Gebäude so 1697. abbrannte. Es ist berühmt wegen des Banqueting House einem Hause, aus dessen Fenster Earl der 1ste auf sein Sterbegerüste stieg.

Am andern Theile, oder Westmünster, wohnt der Adel. Das Parlementshaus gehört zu selben. Es ist ein Saal darin, worauf das Ober- und Unterhaus seine Sitzungen hält.

Westmünster Hall ist ein altes Gothisches Gebäude. Die Gerichtshöfe haben darin ihren Sitz.

Sonthmarkt ist der dritte Theil, und eigentlich nur eine Vorstadt, wird aber mit zur Stadt gerechnet, und ist auch mit Westmünster durch die neue Brücke verbunden. Dief ist das merkwürdigste von dieser schönen Stadt.

Am 2ten Sept. 1666. ward sie von einer Feuersbrunst schrecklich mitgenommen. Es brannten ohngefähr dreyzehn tausend Häuser ab, und zum Andenken dieses Unglücks wird noch jährlich am 2ten September Buß- und Bethtag gehalten. Am dem Ufer der Themse stehen noch eine Menge Häuser und Palläste die die angenehmste Lage haben, und die Gegend ungemein verschönern.

Diemit hab ich also mein Versprechen
R 4 gehalten.



gehalten, und ihnen London beschrieben. Mit besondern Anekdoten und particulären Historichen will ich sie jetzt nicht aufhalten. Nur von Herr Flondrianen muß ich ihnen noch ein paar Streiche erzählen, weil er die Person in meiner Historie vorstellt, die am meisten Interessant's verrichtet hat. Unter andern besuchte er die Cafferhäuser fleißig, und ward mit einem Kaufmann bekannt, der eine überaus schöne Frau hatte. Weil er nun ein grosser Liebhaber vom schönen Geschlecht war, so wünschte er mit ihr näher bekannt zu werden, Die Gelegenheit fand sich auch gleich.

Mein Flondrian gab sich bey dem Kaufmann für einen Doktor aus, und da dieser eine kranke Tochter hatte, so ward er einmal hingebethen, um seine unmaßgebliche Meinung zu sagen. Er stellte sich ein, und weil er nicht das geringste von der Krankheit verstand, die das Kind von acht Jahren hatte, so that er ganz geheimnißvoll. Endlich sagt er, wenn das Kind den kleinen Theil von Arzney der noch übrig wäre, würde verbraucht haben, und es noch nicht besser wäre, wölte er ein Mittel vorschlagen, das ganz gewiß helfen würde. Unterdessen kam er nach Hause, und war voll von dem Lobe der schönen Frau, deren Tochter er curiren sollte. Er gestand mir seine Verlegenheit wegen der Cur, und bath mich insändrigst ihm zu helfen. Aus seiner Beschreibung

schreibung konnte ich die Krankheit leicht errathen. Ich setzte ihm einige Recepte auf, und er eilte damit hin, und curirt auf Tod und Leben los. Das Mädchen ward gesund, und Glondrian hatte das Glück mit der Frau genauer bekannt zu werden.

Er war ansehnlich und schön, wußte sich gut aufzuführen, und konnte bey dem Frauenzimmer seine Absicht allemal erreichen. Gieng es nicht gerade zu an, so geschah es mit List. Bey der Kaufmannsfrau braucht er auch eine, die schon häufig versucht worden, und dabey probat befunden ist. Sie war folgende: Wenn er hinkam, fand er die Frau mit ihrer Tochter gemeiniglich allein, und noch öfters ohne die leztre. Der Kaufmann hatte mit seinen Dienern und andern Domesticken genug in der Handlung zu thun, und konnte nicht viel um seine Frau seyn. Nun hatte Herr Glondrian freyen Zutritt bey ihm und der Frau, weil er die Tochter gesund gemacht hatte, denn das war dem Kaufmann eben so lieb, als wenns ihm selber geschehen wäre. Dieser Gelegenheit bedient er sich meisterlich. Die Frau war ein Ausbund von Schönheit, und desto mehr Mühe gab er sich, ihr angenehm zu seyn, und durch seinen gefälligen und einschmeichelnden Umgang, ihr in ihrer Einsamkeit gleichsam nothwendig zu werden.



Da er sich in ihrer Gewogenheit fest genug gesetzt, gieng er allmählig weiter, und wie ich schon gesagt habe, weil er gut ausseh, und einnehmende Manieren mit aus Frankreich gebracht hatte, konnte ihm seine Absicht nicht wohl fehlschlagen, denn das sagte er öfters selber im Scherz: wenn er sich einmal vornähme, ein Frauenzimmer auf seine Seite zu bringen, so müßte es sehr unglücklich zugehen, daß es nicht in ein paar Tagen geschehen sollte. Hier hatte er sich recht von ganzem Herzen vorgenommen, und er war auch glücklich. Er mißbrauchte die Gürtigkeit und die Nachsicht seines Freundes des Kaufmanns ohngefähr einen Monath, dann ward die ganze Sache durch einen Handlungsdiener entdeckt, der sich auch schon mehrmahls um die Gunst seiner Gebietherin bemüht, doch wenig erhalten haben mochte. Er traf sie nämlich beyde auf dem Zimmer in ziemlich vertrauter Stellung an, und eilte den Augenblick, es seinem Herrn zu berichten. Dieser machte sich anfänglich wenig dratis, weil er nicht glauben konnte, daß sich Flondrian mehr, als billig wäre, herausnehmen, vielweniger seine Frau ihm untreu seyn würde. Und darinn dachte er wie ein Engländer. Allein der Diener lag ihm immer in den Ohren, und mochte vermuthlich so viel Umstände darzu dichten, als nöthig waren, auch das gelassenste Gemüth auf.

aufzubringen. Kurz, der Kaufmann geht aufs Zimmer, und findet seine Frau allein. Er fängt an mit ihr zu reden, sie thut aber als wenn sie es nicht hörte. Er redt stärker, sie hört es noch nicht, und sieht ihn doch an. Endlich wird er böse und fängt an zu schreyen.

Die Frau bleibt immer stumm sitzen, und fängt zuletzt ganz bestürzt an, mein lieber Mann, wenn du auch bald mit mir redest, ich versichre dich, daß ich dich nicht höre, denn ich höre meine eignen Worte nicht, so entsetzlich liegt mirs seit zwey Stunden vor den Ohren. Verstehst du mich denn, lieber Mann, was ich sage? Denn ich hör wahrhaftig selbst nicht ein Wort von dem was ich rede. Ach ja! sagte er, ich höre es recht gut. Sie winkte ihm sodann, er möchte doch durch Zeichen mit ihr reden, weil sie ihn sonst nicht verstünde, denn aus den Bewegungen seiner Lippen könne sie seine Gedanken ohnmöglich errathen. Der Mann hatte seine Frau ungemein lieb, und glaubte nunmehr, daß sie wirklich nicht hören konnte, denn erst hatte er noch daran gezweifelt. Er fieng einen entsetzlichen Lärm im Hause an, und riefte von Aerzten und Doktern die man holen sollte. Ehe das aber geschehen konnte, kam Flondrian wieder, denn so hatte ers mit der Frau abge-
redt, weil sie beyde schon vermuthet hatten
wie

wie es kommen würde. Ums Himmelswillen,
 mein Herzens Herr Flondrian! schrie der Kauf-
 mann, helfen sie doch meiner Frau zum Ge-
 hör. Thun sie doch was ihnen möglich ist,
 wenn sie noch zu retten steht. Flondrian war
 unterdessen bey mir gewesen, und hatte sich
 ein paar Recepte geholt, auch gefragt, wie man
 die Taubheit curiren müßte, ohne mir zu sa-
 gen, worzu er das alles brauchte. Diß ge-
 schah deswegen, damit er sein Ansehen als
 Dokter behaupten könnte, wenn man ja ein
 Recept, oder sonst ein Mittel wider diese
 Krankheit von ihm verlangen sollte. Er ver-
 sicherte den Kaufmann, daß er bald dafür sor-
 gen wollte. Er setzte hinzu, daß er schon vor
 einer halbe Stunde einmal hier gewesen, und
 den Zustand seiner Frau betrachtet hätte. Er
 habe befunden, daß wenn man sich ihr näh-
 re, und stark in die Ohren rede, sie es hören
 könne. Zugleich machte er einen Versuch,
 und die Frau verstand recht gut was er redte.
 Hierauf gab er eins von seinen Recepten, und
 der Kaufmann war völlig zufrieden mit seiner
 vorigen Aufführung, weil er, wie er glaubte,
 nur deswegen so nahe bey seiner Frau gestan-
 den habe, damit sie ihm besser verstehen sollte.
 Ja er gab so gar dem Handlungsdiener in
 Flondrians Gegenwart einen Vertheiß, daß
 er so lieblos geurtheilt und seine Frau im Ver-
 dacht gehabt hätte. Herr Flondrian war
 nicht

nicht wohl dabey zu Muthe, da es über den Diener herging, weil er sich nichts Guts bewußt war. Er schwieg also gern still dazu, und drang nur drauf, daß das Recept besorgt würde. Diß geschah auch. Aber es half nichts. Die gute Frau ward threm Vorgeben nach, noch schlimmer. Und nun that Klondrian den letzten Ausspruch: Nämlich der Kaufmann sollte seine Frau ins Bad schicken, und eine kleine Reise durch England thun lassen, damit sie bey ihren Umständen mehr in Bewegung käme. Der Kaufmann wollte erst die Aerzte zu Rathe ziehen, allein die Frau wußte so geschickt darwider zu protestiren, daß er nicht ein Wort mehr sagte, sondern sie selbst ins Bad begleitete, und noch dazzu bath, sie möchte, wenn sie es für gut befände, reisen so lange sie wollte. So bald der Kaufmann die Wasser zu Bath verlassen, bekam Klondrian Nachricht davon. Es hätte ihm auf der Welt kein grösser Glück wiederfahren können, als dieses. Er hatte schon viel von Bath gehört, und freute sich auf die vielen Gelegenheiten, die er haben würde, mit Frauenzimmern bekannt zu werden. Er blieb zwey Monathe da, und hat mir nachher erzählt, daß er sich sowohl mit der Dame, die ihn hatte hinkommen lassen, als auch mit einer Anzahl andrer Damens recht weiblich lustig gemacht hätte. Die erste erhielt ihr Ge-

hör



hörte und ihre Gesundheit bald wieder, weil sie
 ihr niemals gefehlt hatten. Und da sie glaubte,
 sie wäre lang genug im Bad gewesen,
 ohne in den Verdacht zu kommen, daß sie nur
 eine Krankheit vorgegeben, so trat sie ihre
 Reise an. Flondrian begleitete sie. Er blieb
 aber nicht immer bey ihr, sondern hielt sich
 oft länger, oft kürzer als sie, an einem Orte
 auf, nachdem es die Gelegenheit erforderte.
 Im übrigen war das Reisen für ihn eine er-
 wünschte Sache. Denn die Schönen des
 Landes zu beschen, war schon öfters sein
 Wunsch gewesen, und jetzt konnte er es recht
 mit Muffe thun. Es war sein Glück, daß er
 nicht immer in Gesellschaft der Dame reiste,
 sonst würde ihn zu Cambridge ohnhofsbar ein
 Poffen gespielt worden seyn. Der Kaufmann
 kam in Gesellschaft seines Handlungsdieners
 dahin, weil er wußte, daß sich seine Frau da
 aufhielt. Er ging zu ihr, und da sie nichts
 von seiner Ankunft wußte, hatte sie sich auch
 nicht angeschickt, ihn zu empfangen. Er trat
 also ganz unvermuthet in ihr Zimmer, und fand
 sie zu seiner größten Freude nicht nur allein,
 sondern auch völlig gesund. Ueber das erste
 mochte sie sich nicht wenig freuen, weil es sonst
 nicht ihre Gewohnheit war, auf der Reise eine
 Stunde allein zu seyn. Nunmehr hatte das
 Reisen ein Ende. Der Kaufmann fuhr
 mit

mit seiner Frau nach Hause, nur Flondrian schwärmte noch in den Provinzen herum.

Er hielt sich lange zu Canterbury auf, und hatte da sein Spiel mit einigen jungen Wittwen. Endlich reist er nach Winchester und wolte sich da mit der Frau eines Advocaten einlassen, die ihrer Schönbreit wegen am ganzen Orte berühmt war. Er wußte er nicht, wie er mit Manier zu ihr kommen sollte, und da sich keine bequeme Gelegenheit fand, sie entweder in oder ausser ihrem Hause zu sprechen, so erdichtete er sich einen Proceß, und damit ging er hin, und gab vor, er wolle den Advocaten um Rath fragen. Dieser war ein Mann von vielen Geschäften und wenig zu Hause. Flondrian hielt das für ein gut Zeichen, und lief alle Augenblicke hin, konnte ihn aber nicht treffen. Endlich bath er, man möchte ihn doch bey der Frau einführen, weil er etwas nothwendiges anzubringen habe. Es ward ihm erlaubt, und er bekam die schöne Frau in der Nähe zu sehn. Sie hatte ihre Schwesier bey sich, eine junge Wittwe, und Flondrian wußte lange nicht, welche von beyden er vorziehen sollte, wenn er wählen dürfte. Kurz, er führte sich bey dem ersten Besuch vollkommen gut auf, und mit seinem Proceß machte er weiter nicht viel Wesens. Er unterhielt die beyden Damen so galant, daß sie ihn bald für ihren Bekann-

ten



ten ansahen, und nicht eher an sein Anbringen dachten, bis er wegging. Er ward den folgenden Tag wieder hinstellt, und da traf er den Advocaten zu Hause. Er legte ihn seinen ersonnenen Proceß vor, und erhielt gleich Anweisung, wie er sich zu verhalten hätte. Hierauf verließ er den Advocaten, und weil dieser viel zu thun hatte, so begleitete er ihn nur bis für seine Studierstube, und das war Flondrianen eben recht. Weil das Zimmer der beiden Damen nahe war, so sprach er im Vorbeigehen mit ein. Die junge Wittwe steckte ihm besonders im Kopfe. Sie war lebhafter als ihre Schwester, und ausserdem hatte er weniger Gefahr zu besorgen, wenn er sich mit ihr einliesse. Er fand sie wieder da, und die Damen bezeugten ihr größtes Vergnügen über seinen Besuch. Er blieb den ganzen Nachmittag bey ihnen, und hatte hundert Gelegenheiten, der Wittwe seine Neigung zu erkennen zu geben. Sie verstand ihn auch, und sagte ihm unter andern wo sie wohne. Flondrian hielt das für eine heimliche Einladung, und gieng noch den Abend zu ihr, ohne sich melden zu lassen. Dieser Besuch ward angenommen, und nachher beständig fortgesetzt. Ihre Schwester hat er niemals mehr zu sehen bekommen, und es würde ihn auch nichts genutzt haben, weil sie eine von den Frauenzimmern war, die gern Eroberungen machen, im übrigen aber ihr Herz nicht ver-

verschenken. Daran war nun Flondrianen nichts gelegen. Sein Geschmack war so einseitig nicht. Er meinte, wenn man liebe, so müsse man mit Leib und Seele lieben.

Und so könnte ich ihnen noch hundert dergleichen Händelchen erzählen, wenn ich nicht jetzt mit Mißvergnügen daran dächte. Denn damals wußte ich seine Lebensart selbst nicht, und konnte mich auch nicht genau darnach erkundigen, weil mir die Zeit fehlte, sonst würd ich mir Mühe gegeben haben, ihn davon abzuhalten. Seine Aufführung kam mir viel zu ehrbar vor, als daß ich ihn hätte im Verdacht haben sollen, und in der That bezeugte er sich bey mir und meiner Frau so bescheiden und sitzsaam, daß wir es gern sahen, wenn er einmal bey uns war, und seine andern Besuche aussetzte. Sie werden sich vielleicht wundern, wie ich alles erfahren habe. Er hat mir es auf unsrer ersten Ostindischen Reise selbst erzählt, und gestanden, daß er mich um meiner Frauen willen nicht sehr besucht hätte, denn er sey öfters in Gefahr gewesen, sie zu lieben, er habe es aber nicht übers Herz bringen können, einen Versuch zu machen, weil er mich und meine Frau zu sehr liebte, wie er sagte, und viel zu dankbar wäre, als daß er so was hätte thun können.

Und wo ist er denn jetzt? fragte Herr Lieblich.

(V)

Er

Er ist auf seiner Rückreise aus Ost-Indien. Ich erwarte ihn alle Tage hien. Uebrigens müssen sie wissen, daß er sich gebessert, und ein Juwelier wie ich, ist. Wenn sie ihn sehen werden, (und ich hoffe, daß er glücklich ankommen wird,) so werden sie ihn lieben. Er ist ein artiger Mann, und gleichsam für die Gesellschaft gemacht. Künftig will ich ihnen meine Ost- und West-Indische Reise erzählen, und wo möglich, meine Geschäfte zu Ende bringen.

Auf diese Rede folgten von Seiten der Anwesenden Complimente, und Danksayungen, daß er die Güte gehabt, sie den Vormittag mit seinen Begebenheiten zu unterhalten. Das Versprechen, künftig damit fortzufahren, ward mit vielen Dank angenommen, und als man eben aufstand, die Sommerlaube zu verlassen, und zu Fische zu gehen, kam ein Bedienter und meldete, daß einige Fremden im Hofe abgestiegen wären, und daß der gestrige Officier dabei sey. Die Gesellschaft fiel gleich auf Herr Bravedonnerh, und er war es auch in der That. Sein Vater kam in den Garten, und machte Herr Förstern von seinem Herrn ein Compliment, berichtete auch, daß noch zwey andre, nämlich ein Notarius der stets um Herr Bravedonnern wäre, und ein Mann, der lauter Verse machte, mit gekommen wären. Herr Förster konnte nicht

läug.

läugnen, daß er sich fürchtete, denn er ward bald blaß bald roth. Verwirrung und Schrecken waren gar zu deutlich auf seinem Gesicht. Die andern waren eben nicht beherzter. Die Frauenzimmer nahmen die Mannspersonen bey den Armen, und erwarteten mit ängstlichem Schweigen, wozu man sich resolviren würde. Herr F. fragte Valren: Ob sein Herr noch böse wäre? Das kann ich nicht sagen, antwortete dieser. Da ich gestern ankam, nahm mein Herr sogleich den Brief, laß ihn, und gieng weg. Er hat seit der Zeit nicht ein Wort mit mir gesprochen. Ich habe aber heute gesehen, daß er ziemlich lustig ist, denn er hat beständig mit den andern beyden gespaßt. Unter andern hörte ich ihn auch sagen, daß er ohne Frau nicht zurück reiten wollte. Herr F. ward damit nicht beruhigt. Seine Furcht war zu groß, als daß er sich ins Vorderhaus hätte wagen sollen. Herr Redlich und sein Sohn giengen, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf das Haus zu, und wollten herein, allein Herr D. rief sie zurück. Weil ich gestern den Brief an Herr Bravedonnern geschrieben habe, so will ich auch der erste seyn, der mündlich mit ihnen spricht. Bleiben sie hier. Dieß geschah. Edelstine sieng zwar an darwieder zu reden, allein der Commissionsrath blieb bey ihr, und also war sie still. Herr D. trat ganz beherzt ins Haus, und ward

F 2

Herr



Herr Bravedonnern gleich gewahr, und blickte auch ihn.

Wieder alles Vermuthen, nahete sich Bravedonner mit offenen Armen, und war außerst höflich. Vergessen, vergessen! rief er, lieber Herr D.! Vergessen, wollen wir, was geschehen ist. Wo ist ihre Tochter, und mein Herr Vetter, und Frau Muhme? Ich bringe ihnen hier mehr Gäste. Herr D. nahm ihn bey der Hand, und war herzlich froh, über diese Anrede. Er führte ihn mit seinen Gefährten in den Garten, und nun war Freude auf allen Seiten, daß Herr Bravedonner wieder gut war. Wer war bedrückt als die Frau F. Allein bald hätte sich der heitre Himmel wieder mit Wolken umhüllt. Herr Bravedonner glaubte, man habe im gestrigen Briefe Eölestinen gemeint, und nahete sich ihr daher mit ungemeiner Freyheit.

Wohlan! schönes Kind! sagte er, sie sehen etwas bestürzt aus, weil ich so unverhohft angekommen bin. Allein, wir wollen schon besser bekannt werden. Es hat keine Noth. Ich bin des Teufels, Mamsell! Heute sehn sie viel schöner aus, als gestern, just so, wie meine Frau aussehen soll. He! Schöner Engel! werde nur immer roth.

Um Vergebung, Herr Bravedonner! fieng der Commisionsrath an, der in ziemlicher Verwirrung war. Um Vergebung, wieder.

derholte er, sie irren sich gewiß in der Person. Sie belieben ganz frey mit dieser Schöne zu sprechen; ich wollte aber nicht gern, daß man mit meiner künftigen Frau (und diese sehen sie hier vor sich, indem er mit der Hand auf Edlestinen zeigte) so sans façon und ohne alle Ceremonien umgehen sollte.

Ich weiß nicht, wer sie sind? Herr! versetzte Herr Bravedonner. Gestern hab ich sie das erstemal in meinem Leben gesehen, und ich hab auch gemerkt, daß sie sich in diese Mannsell vernarrt haben, aber der T. • soll sie holen, (indem er näher zu ihm trat) wo sie mir noch einmal so was vorschwätzen wie jetzt. Sie reden schon von ihrer zukünftigen Frau und wollen just die dazü machen, die wir gehört? — Ha! ich bin eine Canaille! —

Bedenken sie, Herr Bravedonner! fuhr jener fort, was sie sagen. Jetzt beleidigen sie mich, und vorher ein Frauentzimmer, die mein andres ich ist. Ich bin nicht gewohnt, mich in Ansehung meiner Ehre mishandlen zu lassen, und ich will auch nicht zugeben, daß sie sich gegen diese Demoiselle noch einmal so heraus lassen. Ersparen sie ihre Höflichkeiten.

Herr Niedlich merkte, daß Edlestine in Ohnmacht sinken wollte, und weil er überzeugt war, daß sein Sohn seine Sachen vernünftig und zu seinem Ruhme ausmachen würde, so sagte er zu den Anwesenden, wir wollen die beyden



nur allein streiten lassen, sie werden sich schon wieder vertragen, und damit nahm er Edles sinen und führte sie bey Seite, und gab sich alle Mühe, ihre Furcht zu mindern, und wo möglich, sie ihr gar auszureden. Herr D. blieb zurück, weil der Streit aus dem Briefe entschieden werden mußte, den er gestern geschrieben hatte.

Herr Brävedonner drehte sich einigemal mit grosser Hitze auf seinem Platze um, und fluchte nach seiner gewöhnlichen Art. Endlich wandte er sich wieder zu seinem Gegnert, und sagte: Ich will sehen, ob sie mir zuvor kommen sollen. Herr D.! ihre Tochter ist mein, sie werden es nicht läugnen können, da sie gestern ihren Consens gegeben haben. Und wenn sie nicht wollen, so sollen sie — ich schwöre ihnen beym Himmel und der Erde, daß ich der Mann ihrer Tochter seyn will.

Wer sagt denn, daß ich meinen Consens gegeben hätte? fragte Herr D., von wem haben sie das gehört?

In der Antwort, die ich gestern durch meinen Vater bekommen habe. Aber davon ist die Frage nicht mehr. Wo ist ihre Tochter?

Die Antwort hab ich geschrieben, Herr Brävedonner! fuhr Herr D. fort, und ich bin ihnen gut dafür, daß ich auch die Frage nicht mehr

mehr von meiner Tochter ist. Menagiren sie sich in ihren Ansprüchen.

Der Commissionsrath nahm den Herrn D. als er ausgeredet hatte, bey der Hand, und sagte: Weil wir mit Herr Bravedonnern weiter nichts abzuthun haben, so wollen wir den Andern nachgehen. Beyde machten ihm eine Verbeugung, und ließen ihn stehen. Seine beyden Gefährten der Notarius und der Poet, nahten sich so dann, und bathen ihn, alle Gedanken auf die gegenwärtige Mamsell fahren zu lassen, und zu hören, wer denn das Frauenzimmer sey, die man ihm zu einer Frau vorschlagen wolle.

Herr Bravedonner wollte davon nichts wissen. Er hatte den Kopf von seiner Coelestine voll, und war äußerst aufgebracht so wohl wider ihren Vater als den Commissionsrath. Es fehlte nicht viel, so wäre er wieder auf Ausschweifungen gerathen. Endlich betäubten ihn die beyden Herrn durch unermüdetes Schwärmen so sehr, daß er ihnen nachgab, weil er davon ganz süßlos worden war. Sie begaben sich alle drey ins Haus zurück, und Herr Bravedonner schickte Valeren an Herrn F. und seine Frau, sie zu bitten, sich auf einen Augenblick herein zu bemühen. Herr F. sagte so viel Herr, daß er gehen konnte, aber der Frau war es nicht möglich, ob sich gleich Herr D. erboth sie zu begleiten. Herr Bravedon-

ner erkundigte sich nach der Dame, die man ihm vorschlagen wollte. Herr F. sagte ihm, daß es ein gewisses Fräulein wäre, die Herr Redlich gut kenne, und der ihm mehr Nachricht von ihr geben würde. Eine Fräulein? sagte er, Ha! ha! Es ist gut. Ich will sie haben, wo ist Herr D.? Er kann seine Tochter behalten, ich mag sie nicht.

Nun fieng Herr F. an, und bezeigte seine Verwunderung über sein Betragen. Sie sind ja sonst nicht so gewesen, Herr Vetter! hieß es. Davon will ich nichts hören, sagte dieser. Genug, daß ich wieder gut bin. Schaff mir die Fräulein, die ihr mir versprochen habt, oder es wird nicht abger. Herr F. legte sich aufs Bitten, und brachte es endlich so weit, daß dieser Donnergott, nicht so wie gestern zu handthieren und zu haufen anfieng. Er versprach auch, ruhig zu seyn, wenn man ihm die Fräulein heute nicht verschaffen könnte. In diesen Gesinnungen ward er von seinen Gefährten bestärkt. Herr F. gab seinen Gästen Nachricht davon, und alsbald fand sich einer nach dem andern in dem Speisezimmer ein, wo Herr Bräwedonner und seine Freunde schon waren. Erstlerer stellte sich an ein Fenster und suchte Edlestinen und den Commissionsrath zu vermeiden. Der Notarius war ein alter graubarti-

bärtiger Junggesell, der viel von Essen und Trinken hielt, auch fleißig auf den Tisch sah und lächelte, da noch nichts aufgetragen war. Herr Bravedonner hatte diesen braven Freund mitgenommen, die Eheverträge aufzusetzen, wenns ja nöthig wäre. Der andre, der so viel Staat auf seine Verse machte, war ein Mann von mittlern Jahren, freundlich und geschmeidig wie ein Ohrwürmchen, und in seinem Anzuge, mit seinem Betragen und Manieren zusammengenommen, einem Schmaruzer nicht unähnlich. Jener, der Notarius redte eben so wenig als Herr Bravedonner, er schnupfte nur sein Priekigen Taback, sah den Tisch alle Augenblicke an und seufzte. Dieser im Gegentheil legte die Hände auf den Rücken, und kroch um alle Anwesende herum, beugte sich, machte Complimente, lächelte, und mischte so oft er konnte ein Verschen in seinen Discours. Die beyden Rockschöffe stozten ihm vom Leibe weg, weil er die Taschen mit einigen Packeten von Poesien angefüllt hatte. Wenn er mit jemanden redte, so fuhr er immer mit der einen Hand herab, befühlte sich die Taschen, nahm auch wohl eine Handvoll Manuscript heraus, und wenn man ihn fragte, was es wäre, so war seine Antwort: Ihnen zu dienen, es ist eine schlechte Poesie.

Mit dem jungen Commissionrath und Herrn D. macht er sich besonders viel zu schaf.



schaffen, weil dieser viel sprach und jener ein reiches Kleid trug, und eine Braut hatte. Herr Neddlich mußte eben sein Mann nicht seyn. Er vernied ihn mehr als die übrigen, gab nicht so genau Achtung auf das, was er sagte, und lächelte nicht dabey, wie es seine Gewohnheit war, wann Herr D. oder der Commissionsrath redte. Vielleicht sah er Herr Neddlichen zu viel Verstand an, und fürchte sich heimlich für ihn. Endlich mußte er aus Höflichkeit mit ihm sprechen. Herr Neddlich gab ihm zu verstehen, daß er ihn für einen grossen Poeten hielte, weil er in seinen Reden schon so manchen Vers angebracht, und unter andern auch Manuscripte von seinen Arbeiten gezeigt hatte. Der Dichter dankte Herr Neddlichen unterthänigst für die gute Meinung, die er von ihm hatte, und wollte einen Stoß von Gedichten aus der Tasche ziehen, um ihn von seiner Dichtkunst einige Proben zu geben. Er ward aber daran gehindert, weil man jetzt die Tafel völlig angerichtet, und im Begriff war, sich zu setzen. Nun ärgerte er sich zwar erklich einen Augenblick, daß ihm die schöne Gelegenheit, sich zu zeigen, benommen wäre, allein sein Zorn vergieng bald wieder, denn der Dampf der dellicaten Speisen, die man auf den Tisch setzte, duftete ihm so angenehm entgegen, daß er alles andre darüber vergaß. Darzu kam noch

noch der schöne Wein, der auf einem Nebentische stand, und ihn so empfindlich rührte, daß seine Augen für Entzückung strahlten. Bald sah er die vollen Flaschen, bald den Mottorius, und bald wieder den vollen Tisch an. Seine Miene war so heiter und vergnügt, wie ein Frühlingsmorgen, dabey aber auch so gierig, daß er vor Tische schon mit den Augen zu essen schien.

Endlich setzte man sich, und weil Herr F. im Fischgebethe einige Verse vorbrachte, so machte sich dieß unser Dichter zu Nuze, und fragte Herr Nedlichen, was er wohl von den Versen hielte? Dieser entschuldigte sich, und bath ihn, lieber selbst zu urtheilen, weil er ein Poet wäre, und man sich folglich auf sein Urtheil mehr verlassen könne: Ach, sieng Bravedonner an, die Verse taugten nicht einen Pfif! Gar nichts, sag ich, taugten sie. Ist nicht wahr? Herr Jambe! so hieß der Poet. O ja, war seine Antwort, sie haben recht Herr Bravedonner! völlig recht. Es ist nichts dran. Herr F. sagte, ich weiß nicht was sie wollen? Es sprechen ja tausend andre diese Verse vor Tische, warum sollten sie denn nicht gut seyn? Ueberdem klingen sie hübsch und ordentlich, unsre Väter und Großväter haben sich ihrer bedient, warum sollten wir klüger seyn wollen?



Kurz und gut, schrie Bravedonnet, ich sage ihnen aber Herr Vetter! daß es elende Verse sind und bleiben, und daß es nichts würdig Zeug ist. Lassen sie sich Herr Jambe einige vorlesen, die werden ganz anders ausfallen. Jambe ist ein andrer Kerl. Al-lons! Jambe laß dein bestes Stück hören, so du jemals gemacht hast.

Herr Jambe war eben im besten Essen, da man ihn aufforderte, und er ärgerte sich nicht wenig, daß er von Versen angefangen hatte. Wie ruhig kann doch der Notarius essen, und dabey alles hören; dachte er bey sich selbst, und du mußt lesen, und kannst dabey nicht essen. Aber, dulce est, dignitas mor-ararier hic est. Die Ehre überwand. Herr Jambe sah auf Ehre, ließ das Essen stehen, und packte seine Taschen aus. Nach langen Suchen fand er endlich ein Stück auf seine Doris und laß:

Wenn ich deine Reize denke
Und mich in die Augen senke,

Die in deinem Kopfe stehn,
Doris! ach da wird mir bange
Denn ich werde nicht mehr lange
Diese deine Reize sehn.

Balde werd ich an dem Feuer
 Deiner Augen wie ein Zwoyer:
 Lichchen schmelzen und vergehn;
 Denn mein Herz ist schon im Brande,
 Und du kommst mit deiner Hande
 Es nur löschen und verwehn.

Ach wie ist mir? schönste Doris!
 Denn vom Kopfe bis auf die Fuß
 Bist du lauter Liebreich, und
 Nimmer kann ich dich vergessen,
 Ich mag trinken oder essen
 Bin ich vom Cupido wund.

Wie die schöne goldne Sonne
 An dem Firmament mit Wonne,
 Aufgeht und auch untergeht.
 Auch so rüstig und so munter,
 Gehst du auf, und gehst du unter,
 Doris! wie ein Blumenbeet

Bist du schön geschmückt mit Kleidern
 Keiner von den hässlichen Kleidern
 Kann dir dieses sprechen ab.
 Schöne Doris! schön in allen
 Vorn und hinten. Mir gefallen
 Sollst du bis ins schwarze Grab.

Bravo!



Bravo! Herr Jambe, und abetmals
Bravo! und nochmals Bravo! schrie Herr
Bravedonner. Ich bin des D. wenn noch
iemand in der Welt ist, der einen so fließ-
senden Vers, wie sie, machte. Welch ein
herrlicher Poet! Du sollst leben Jambe!
und deine Döris dazu. Was meinen sie
Herr Vetter? das waren andre Verse, als
die sie da herplapperten. Hören sie nur die
allerliebsten Worte:

Ich zergerhe an dem Feuer
Deiner Augen wie ein Zwycers
Lichtchen &c.

Herr D. fieng überlaut an zu lachen da
er die zwei Zeilen wieder hörte, und sagte,
daß er so eine Poesie niemals gehört habe.

Dafür ist sie auch neu, versetzte der Dich-
ter Jambe. Wir neuen Poeten schaffen den
alten Schlendrian ab, und schaffen alles um,
und machen eine ganz ueue Art von Gedichten.

Die Poeten folgten in den alten Zeiten
der Natur, fieng Herr Neblich an, sie ahmten
sie nach, und das haben alle gute Dichter zu
allen Zeiten gethan. Thut man das ietzt
nicht mehr Herr Jambe?

Wer zum Sacr . . schrie Bravedon-
ner, hat das gesagt? Was Natur? Natur
hin, Natur her. Die Natur soll dem Poeten
fol-

folgen, und nicht der Poet der Natur. Das sag ich. Ist nicht wahr, Herr Jambe? — Das soll und muß so seyn.

O ja! sagte Herr Jambe, sie haben recht Herr Bravedonner. Das soll und muß so seyn. Er beugte sich dabey so stark, daß die Nase platt auf dem Teller zu stehen kam.

Da wird aber auch iemand erfordert, nahm Herr D. das Wort, der die Natur dem Dichter nachtreibt, wenn sie ihm nicht folgen will. Wer weiß ob sie nicht manchmal widerspenstig seyn wird. Wie z. E. in den Versen, die wir eben mit Vergnügen angehört haben. Da scheint es, als wenn Herr Jambe einigemal vor der Natur voraus gewesen, und sich weit von ihr entfernt hätte. Hier wäre jemand nöthig gewesen, der sie beyde zusammengetrieben hätte.

Ist das wahr? fragte Bravedonner ganz aufmerksam. Ist das wahr? Jambe! Der Hagel sollte die Natur plagen, die nicht folgen wollte.

Jambe that als wenn ers nicht hörte. Er verbeugte sich stillschweigend, und blätterte in seinen Manuscripten. Noch eins, wann es ihnen gefällig ist mich anzuhören, sagt er, vielleicht belieben sie eine Satyre, oder ein Quodlibet, oder eine Serenade, oder ein Rondo, oder sonst ein artiges Gedichtgen, ein Epi-



Epigramma, eine Ode oder so was, ich bin bereit, mit allen unterthänigst aufzuwarten.

Herr Redlich antwortete: Weil ihre Gedichte unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen, überdem aber auch ein Arbeiter seines Lohnes werth ist, so wollen wir es jetzt nicht verlangen, daß sie vorlesen sollen. Wie würden sie sonst im Essen, und uns an der Aufmerksamkeit hindern.

Alles nach ihren gütigen Befehlen, versetzte der Dichter, ich gehorsame unterthänigst. Er beugte sich wieder bis unter den Tisch, stand auf und legte seine Waare bey Seite, um sie nach Tische ja nicht zu vergessen. Er setzte sich wieder und speiste mit dem größten Appetit. Bey jedem Aufsatze war das seine Loosung: Ach das ist ein ganz niedlich Gerüchtchen. So was herrliches und deliciou- ses hab ich doch in meinem Leben nicht gekostet. Es schmeckt ganz allerliebste. Es ist rechtes Ambrosia der Götter. Dabei unterließ er nicht allerhand Verse anzubringen, um die Portionen damit auszuschnücken. Auf Edelsteinen gab er genau Achtung, und lächelte ganz besonders freundlich bey allem was sie sagte, bath sich auch die Erlaubniß aus, ihre auf ihre Hochzeitfeier mit einem Gedichtchen aufzuwarten zu dürfen.

Endlich wurden die Bouteillen auf den Tisch gesetzt. Herr Jambe that einen tiefen Seuffer, und sagte:

Ohne

Ohne Wein ist hier —

Alles Eitelkeit.

Wahr und wahrhaftig! schrie Bravedonner, und nahm ihn bey der Hand, nun wollen wir erst Wunder hören. Top! Jambe! wir wollen auf Gesundheit der Poesie trinken!

Ich werde zu gnädigen Befehlen seyn, versetzte dieser.

Hierauf machten sie beyde den Anfang, und waren in kurzer Zeit ihrer selbst kaum mehr mächtig. Sie schenkten sich ein und leerten auch gleich wieder aus.

Man muß aber als etwas sonderbares anmerken, daß Jambe mehr vertragen konnte, als sein Patron, denn er blieb immer bey sich selbst bis auf die vierte Bouteille. Endlich nahm er in voller Begeisterung seine Sachen zur Hand, fing an zu lesen und machte Verse aus dem Stegreif.

Erinnert sich nun der geneigte Leser an das saubre Gedichtchen, daß wir oben eingedruckt haben, so wird er sich leicht vorstellen können, wie die übrigen Verse beschaffen gewesen. Die Anwesenden unterstanden sich nicht, ihn im Vorlesen zu stören, oder Anmerkungen darüber zu machen, auch nicht einmal zu lächeln, ohngeachtet es ihnen schwer fiel, es zu unterdrücken. Es war auf keine Weise rathsam. Herr Bravedonner stellte

(M)

den

den Schuttgott des Dichters vor, und bezeugte seinen Beyfall dadurch, daß er so viel von Wort zu Wort nachsprach, als er im Eamel hervorbringen konnte. Wehe also dem, der etwas wider den Dichter einzuwenden hätte. Endlich zerfielen sie doch. Der Officier hatte eine Strophe nicht recht verstanden, und wollte haben, Jambe sollte sie wiederholen. Dazu hatte dieser nicht Lust. Er nahm einen andern Wisch aus der Tasche und schüttelte weiter. Zerriß er ihm das Papiere mit vielen Klachten aus der Hand, machte Fihibus daraus, und verbrandte sie.

Jambe fing ein entsetzliches Geschrey an, und machte einen Versuch, die Stühle zu zerren; allein, der kam ihm theuer zu stehen. Der Officier reichte ihm etzliche eine vollrichtige Ohreifeige, sodann gab er ihm ein paar so nachdrückliche Stöße auf den Hinterleib, daß er über einige Stühle an die Thüre flog. Auf dieser gefährlichen Reise verlor er seine Perücken. Er erhob sich geschwind wieder, schlug die alten buchsbäumnerne Parabel etlichmal um einen Stuhl, den Staub und Sand davon abzuschütteln, und schwenkte sie mit einem Wurf auf den Kopf. Die Vergesse stöhnten ihm damals so zu sagen vom Munde, und er redte in der Begeisterung des Zorns nichts als gereimte Verwünschungen.

gen wider Herr Bravedonnern, und Gebethe zu den Göttern, ihm beyzusehen. Herr Bravedonner haufete unterdessen mit den Manuscripten die auf dem Tische lagen. Er zerriß eins nach dem andern und verbrannte es, Jambe hatte das kaum bemerkt, als er von neuen ein Zetergeschrey anfieng. Der Officier näherte sich und wollte ihm noch eins an den Poetenkasten geben, allein Herr Redlich nahm sich der Sache an, und bath für den Dichter. Der Commissionrath that eben das, und so zornig Herr Bravedonner war, so ließ er sich doch erbitten. Er vergaß den Augenblick seinen Streit, sank auf seinen Stuhl zurück, und bath Herr Jambe, ihm ein Glas Wein zu geben. Wer war froher, als dieser? Er reichte es ihm, und beyde waren wieder gute Freunde.

Herr J. wandte sich nunmehr an den Notarius, weil dieser am wenigsten getrunken hatte, und bath ihn, die beyden Lärmgeister zu bereben, daß sie sich entweder in den Garten, oder in eine andre Stube begäben, bis der Nausch vorüber wäre. Der Notarius versprach es zu thun, und versicherte zugleich, daß der kleine Taumel bey Beyden nicht lange währen würde. In einer Viertelsunde, sagte er, ist alles wieder vorbey, und sie sind so nüchtern wie zuvor. Es traf auch ein, Kurz,



Herr Brävedonner gieng nach vielen Bitten des Notarius mit in den Garten, und nach einer halben Stunde war er wieder völlig nüchtern. Nur der Poet blieb in dem Zimmer, und sah seine Papiere durch.

Die Gesellschaft ließ ihn sitzen, und begab sich in ihre andre Stube. Der Dichter ließ unterdessen immer fort, ~~schlecht~~ ^{schlecht} ~~zu~~ ^{zu} ~~schreiben~~ ^{schreiben} ~~was~~ ^{was} ~~man~~ ^{man} ~~ihm~~ ^{ihm} ~~vor~~ ^{vor} ~~der~~ ^{der} ~~Thüre~~ ^{Thüre} ~~hören~~ ^{hören} ~~konnte~~ ^{konnte}. Endlich ward er müd, und als man nach einigen Minuten die Thüre öffnete, fand man ihn unter den Stühlen. Er schlief recht fest, und schnarchte herzhast drauß los. Herr Brävedonner trat ihn noch in dieselbe Stellung, und weil er seinen Spaß mit ihm haben wollte, hob er ihn auf, und legte ihn, ohne daß er erwachte, queer über den obern Theil des Ofens, der zum Glück ganz platt war. Hier auf lärmte er so lange in dem Zimmer herum, bis er es hörte, und sich aufschüttelte. Nun erschrock er nicht wenig, daß er so hoch posirt war, und alle Augenblicke in Gefahr schwebte herunter zu schieben. Er versuchte zwar so gut er konnte, herabzustiegen, allein, weil der Ofen nicht fest war, und er ein Bißchen unbedachtsam damit umgieng, so fiel er ein, und begrub den Poeten unter den Aschen. Das Beste bey dem ganzen Spasie war,

war, daß er keinen Schaden nahm. Man zog ihn wieder hervor, und suchte ihn zu tröffen. Weil er aber, wie gesagt, ein complaisanter Mann war, so nahm er es nicht übel, sondern lachte par Compagnie. von ganzen Herzen mit.

Während der Zeit unterredte sich Herr F. mit Herr Redlichen, und Herrn D. von dem Frauenzimmer, daß man seinem Vetter vorschlagen wollte. Es war niemand anders als das Fräulein von Einsamhausen. Herr F. rühmte das Vermögen und den Stand seines Veters, und sagte, auch seine Person wäre nicht zu verachten, wenn er nur nicht den Fehler an sich hätte, daß er den Augenblick so böse würde.

Auf die Fehler wollen wir uns nicht einlassen, sagte Herr Redlich, und eben so wenig in der ganzen Sache etwas beschließen. Von Ried's wegen können wir auch nicht, weil wir über das Fräulein gar nichts zu sagen haben. So viel ich einsehe, wird nichts draus werden. Ich will mir aber, doch die Mühe geben, und heute an sie und ihren Bruder schreiben, und beyde zur Hochzeit meines Sohnes einladen. Zugleich will ich ihr melden, daß sie einen Liebhaber antreffen werde.

Herr F. berichtete dieses Herr Bräuer
donnern, und rath ihm, mit Herr Reblischen
zugleich an das Bräulein von Einsamhausen
zu schreiben, und sich für ihren Liebhaber zu
erklären.

Das will ich thun, sagte dieser. Aber
macht mir den Kopf nicht warm mit langem
Trödeln. Ich will, mit einem Male, ich
will sie haben, und wenn sie in einem Berg-
herren Schloß ist, so will ich sie kriegen.

Und wenn sie auch von Drachen und
Löwen und grossen Greiffen bewahrt würde,
fuhr Herr Gambe fort, so werden sie selbige
doch holen. Theseus und Herkules wurden
ihre Sache nicht besser machen. Auch nicht
Jason, und seine Argonauten.

Wer zum Teufel! fragte Herr Bräuer.
donner, sind die Kerls alle? Wer ist der
Jason und der arge Nautus? Und wenn der
Pöngel auch noch so arg wäre, so will ich
ihm doch Nasenstüber geben, und mich mit
meiner Braut abspenstig machen lassen. Sag
es ihm, Gambe, und auch dem Jason.

Ach, rief dieser an, so war es nicht
gemeint. Die Herren die ich genannt habe,
waren lauter grosse Männer, und befrähe so
grosse Helden, wie sie, aber doch lange nicht
so sehr groß. Sie hatten lauter Dichter um
sich, die ihnen Verse vorsagen, und ihre
Mäd.

Mädchen durch Lieder erobern mußten, besonders Herkules.

Na! das ist ihnen gesund, daß sie nicht mehr leben, sagte Herr Bravedonner. Aber weil sie doch brave Kerls gewesen, besonders Herr Kules (Herkules) und auch Poeten um sich gehabt, so sollst du bey mir bleiben, Jambe!

Unterthänigster Knecht! versetzte der Dichter, ich empfehle mich allerwege zu Gnaden.

Hierauf ward Coffee getrunken, und nachher der Anfang mit Briesschreiben gemacht. Herr Bravedonner verschloß sich mit seinen beyden Freunden in ein Zimmer, und kam erst nach drey Stunden wieder zum Vorschein. Er brachte einen offenen Brief nebst ein Gedicht an das Fräulein von Einsamhausen, und bath Herr Redlichen, sie mit einzuschließen. Herr Redlich bekam Erlaubniß, alles zu lesen, und auch Herr J. und Herr D. Der Brief war voll hochtrabender, nichts bedeutender Ausdrücke, wie man sie ohngefähr in den alten Romanen findet, und der ganze Inhalt zeigte deutlich, daß Herr Jambe Verfasser davon wäre. Das Gedicht war auch eine Arbeit von ihm, und zwar eben die schöne Ode, die wir vorthin mitgetheilt haben.

Herr Redlich war lange unschlüssig, ob er dem Fräulein den Wust mit zuschicken sollte



sollte oder nicht. Er fragte: Herr D. um seine Meinung, und dieser sagte, man müsse der Sache ihren Lauf lassen, und folglich die Briefe mit einpacken. Herr Redlich that es, und entschuldigte sich deswegen in seinem Briefe bey dem Fraulein: auf die höflichste Art.

Als man mit dem Schreiben fertig war, nahm Herr Bräwedonner mit seinem Gefolge Abschied von Herr F. und seiner Gesellschaft, (Edelestin und den Commissionsrath angenommen,) und beabsicheten sich zurück in die Stadt. Und nun machte auch Herr F. und seine Gäste Anstalt, den folgenden Tag zurück zu reisen, um die baldige Hochzeit des Commissionsraths und Edelestinens zu besorgen. Am folgenden Morgen reisten sie auch wirklich miteinander ab. Was sich aber nach ihrer Ankunft in der Stadt zugetragen hat, ist von so weniger Erheblichkeit, daß wir für unnöthig halten, es hier zu erzählen.

Man machte einander Besuche und Gegenbesuche, und biß um so viel lieber, weil man in einem Hause beisammen wohnte. Die Frauenzimmer, nämlich die Frau F. und ihre Freundinnen besorgten für Edelestin den Putz, und alles übrige was zur Hochzeitsfeier nöthig war. In acht Tagen war alles zu Stande, und nach einer Woche sollte die Verehelichung vor sich gehen. Ohngefähr vier Tage

Tage vorher, kam der Herr von Einsamhausen mit seiner Fräulein Schwester an. Sie hatte nicht vergessen etliche holländischer Hündchen und schön gezeichnete Katzen mitzubringen. Gleich nach den ersten Complimenten zeigte sie selbige herum, und erwartete Besfall. Weil aber niemand grosses Vergnügen darüber bezeugte, so gab sie sie ihren Bedienten in Verwahrung. Hierauf wandte sie sich an Herr Redlichen. Sie sind mir ein fürtrefflicher Herr, sagte sie leise, daß sie mich ihren Sohn nie haben sehen lassen.

Wie wäre das möglich gewesen, gnädiges Fräulein! versetzte Herr Redlich. Es ist ja nicht gar lange, daß ich erst zu der Ehre ihrer Bekanntschaft gekommen bin. Unter der Zeit hat es nicht geschehen können.

Es mag seyn, sagte sie, und sah sich in dem Zimmer um, als wenn sie jemanden suchte.

Herr Bravedonner wird vermuthlich heute noch herkommen, sagte Herr Redlich, wenn er höret daß sie hier sind.

Aber sagen sie mir, unterbrach sie ihn, wer der Herr ist? Sein Brief verräth einen Herrn von Stande, der mit Leuten von Distinction umzugehen weiß. Er macht auch einen hübschen Vers.

Ich will nicht wiederholen, fuhr Herr Redlich fort, was ich ihnen schon geschrieben habe.

habe. Was seine Person anbelangt, so werden sie in einigen Stunden selbst urtheilen können, was davon zu halten sey. Ueber seinen Sitten mögen sie auch selbst Richterinn seyn. Von seinem Vermögen und Stande habe ich ihnen schon einige Nachricht gegeben, und wenn sie mehr zu wissen verlangen, so kann ihnen Herr F. damit dienen.

Sch muß es ihnen gestehen, verzeihen sie, daß mir die Parthe nicht uneben gefället. Und auf mich wird es auch nur ankommen, ob sie mir gefallen soll. Denn mein Bruder hat darein nichts zu reden, er bekümmert sich auch nicht drum. Ihnen Herr Redlich muß ich verbunden seyn, daß sie mir den favorablen Vorschlag gethan haben.

Verschonen sie mich damit, antwortete Herr Redlich, ich will ihnen keinen Vorschlag gethan haben, gnädiges Fräulein! Sie müssen mich nur als eine Mittelsperson ansehen, durch die sie mit Herr Bravedonnern bekannt werden. Die Zeit wird es übergenugs lehren, was zu thun ist. Nur belieben sie sich stets zu erinnern, daß ich ihnen keinen Vorschlag gethan habe. Finden sie, wenn sie Herr Bravedonnern sehen und mit ihm umgehen werden, einen Mann an ihm, der ihnen gefället, und den sie sich wünschen, mit dem sie auch ohne ihnen selbst Zwang anzuthun, glücklich zu leben möchten, so werde ich mich freuen, ihnen

ihnen darinne zu dienen, und ihre Wünsche befördern zu helfen. Es wird auch gar nicht schwer seyn, weil sich Herr Bravedonner schon selbst für sie erklärt hat, wie sie aus seiner Zuschrift werden gesehen haben. Finden sie aber das Gegentheil, und sie denken, daß er kein Gemahl für sie wäre, so wird es nur bloß auf sie ankommen, was sie thun oder lassen wollen. So viel ist gewiß, daß er sich um sie bewerben wird, wenn er anders noch die Gesinnungen hat, die er jetzt äußerte. Allein sie können ja seine Anwerbung ohne Umstände ablehnen. Er wird vermuthlich nicht lange seyn. Machen sie sich nur gefaßt seinen Besuch anzunehmen, und erschrecken sie nicht, wenn er ihnen allzu soldatisch vorkommt.

Sie müssen mich wahrhaftig nicht kennen, Herr Redlich, versetzte das Fräulein, wenn sie denken, daß ich mich für ihrem Herrn Bravedonner fürchte. Und wenn der Mann auch noch zehnmal so arg wäre, als mir Herr Bravedonner beschrieben worden ist, so will ich doch, auf meine Ehre, mit ihm unrecht kommen. Machen sie nur daß ich ihn zu sehen kriege.

Indem sie noch redte brachte ein Bedienter ein Compliment von Herr Bravedonnern an Herr F. und seine alten und neuen Gäste, und wenn es ihm erlaube wäre, wollte er sich noch

nach einer Stunde die Freiheit nehmen, ihnen
sämlich vornehmlich denken erst Angekommenen
seine Aufwartung zu machen, zugleich ein
Compliment von Herr Zamben, und er wollte
mitkommen.

Man ließ ihm zurück sagen, er würde
mit dem größten Verlangen erwartet, und ein
sehr angenehmes Gast seyn, auch Herr Zamben.
Hierauf begab sich die Gräfin zum
Zimmer, so ihr und ihrem Herrn Bruder von
Herrn F. angediesen war, um sich auf den
neuen Besuch anzukleiden. Sie wählte ihren
Amazoneuhabit, eine Kleidung, die sie für die
geschickteste hielt Eroberungen zu machen, ob
sie gleich schon ziemlich abgeworfen war.
Herr Bravedonniere erschien zu dieser
Zeit mit Herr Zamben, und beehrte dadurch
erst dem Herrn von Einsamhausen ihr Com-
pliment, ehe sie an seine Schwester dachte.
Herr Bravedonniere sagte gleich nach den per-
sten Complimenten zu ihm, da er seine
Schwester, mein Herr, und meine Frau mit
gebracht haben, so ist's gut. Gefällt sie mir,
so ist sie meine Frau, und ich bin mit Leib
und Seele ihr Bruder. Wahrhaftig, das
schwör ich ihnen zu.

Der Herr von Einsamhausen sah von
der ganzen Sache und dem Charakter dieses
seltsamen Mannes schon zu gut unterrichtet,
als daß ihn diese Antrede hätte befremden sol-
len.

ten. Er verwies ihn daher auf seine Schwester, und bath, ihr die Aufwartung zu machen, und zu hören, was sie dazzu sagen würde.

Sie haben sie also bey sich? fragte Herr Bravedonner, das geht gut. Sie wird ohnfehlbar hieher kommen, und nicht lange mehr ausbleiben. Ich will mich unterdessen hie ins Fenster stellen, und wenn sie kommt, dank halten sie die Mrede, Jambe! wie ich ihnen schon gesagt habe, damit sie sieht daß ich Respect für ihr habe.

Man hatte dem Fräulein unterdessen gemeldet, daß Herr Bravedonner da wäre, und anstatt ihr den Besuch zu machen, einen von ihr erwartete. Nun stellte sie sich bald vor, daß er nicht nachgeben, und zu ihr kommen würde. Daher beaab sie sich herunter, um ihm die kleine Mühe zu ersparen, und trat ins Zimmer. Jedermann ward aufmerk- sam, was sich jetzt zutragen würde. Herr Redlich, sein Sohn, und Herr D. hatten sich zusammen gesetzt, um den Spas genau zu beobachten, und bey Gelegenheit im Stillen recht satt zu lachen, oder wenns nöthig wäre, Mittelspersonen abzugeben. Der Herr von Einsamhausen saß neben Edelsteinen auch bey ihnen. So bald Herr Jambe das Fräulein erblickte, stand er auf, räusperte sich etliche- mal und gieng ihr entgegen. (Herr Bravedonner sah sich gar nicht erst um.) End- lich

lich machte er etliche tiefe stumme Verheerungen und fieng an:

Es ist zwar allerdings an dem gnädiges Fräulein! daß die Küste der Caffern eingetheilt wird in die westliche, südliche und östliche Küste, allein es ist nicht weniger wahr, daß auf der südlichen die merkwürdigsten Dinge für allen andern anzutreffen sind. Die Hottentotten (hier brummte Herr Bräbedonner, wer zum Teufel sind die Schwärzen!) sind eine berühmte Nation, auf derselben, und das Vorgebirge der guten Hoffnung ist nicht weniger bekannt. Nun glauben sie, ja nicht, gnädiges Fräulein! als wenn ich und der Herr hier, (indem er auf Herrn Bräbedonnern zeigte) von dem jetzt genannten Volke wären. Das sind wir gar nicht, ob wir gleich nicht läugnen können, daß einige bödartige Menschen eben so schlecht von uns denken mögen, als von vorbeschriebnen Hottentotten, sondern wir sind vielmehr Personen, die sich in Gedanken auf das Vorgebirge der guten Hoffnung versetzen, und auf demselben ein Fräulein erblicken, das wir mit allem Rechte der Diana an die Seite setzen, und noch mit mehrern Rechte ihr gar vorziehen können. Der alte Metamorphosenschreiber Ovidius, rühmt die Gestalt der Diana und Venus so sehr, daß man davon bezaubert wird. Allein ich, als ein neuer

Braut-

Brautwerberdanredenmacher, weiß gar nicht was ich sagen soll, wenn ich sie gnädiges Fräulein! ansehe. Hätte der alte Knasterbart, der Publius Ovidius mit der grossen Nase, und daher Naso genannt, von dessen Werken ich die französische Uebersetzung in seiner Prosa mit Kupfern besitze, wenn ich Ihnen damit aufwarten kann, gnädiges Fräulein! hätte dieser, sage ich, das Glück gehabt, in unsern Tagen gebohrt zu werden, um sich in meiner und des Herrn Bravedonnens Gesellschaft auf das Vorgebirge der guten Hoffnung zu versetzen und daselbst das Fräulein von Einsamhausen zu sehen, so wette ich, er würde eben so wenig gerufen haben, was er sagen sollte, als ich. Lassen sie mich näher zur Sache kommen, gnädiges Fräulein! Können sie mir ein aufmerksames Gehör! und lassen sie sich das Herz des Herrn Bravedonnens von mir antragen. Er liebt sie, er brennt gegen sie, sein Herz schlägt nur für sie, er wird entzückt von ihrer Schönheit, er bethet sie an, und er stirbt für Verzweiflung zu ihren Füßen, wenn sie ihn nicht erhören (das ist erlogen, Jambe! sagte Herr Bravedonner, es verlohnt sich mein Seel nicht der Mühe, deswegen zu sterben).

Hier blieb der Redner stecken und konnte nichts weiter vorbringen, weil ihn Herr Bravedonner irre machte. Er räusperte sich etlichemal, beugte sich tief, schlug an die Taschen,

schen, und fuhr endlich fort: Die Hottentott
tott . . . tott, . . . tott . . . Nicht doch
davon war ja die Rede nicht mehr, die Hottent
hott . . . hott . . . ja so, nun besinne ich mich.
Die Hottentotten sind jetzt mein Gegenstand
nicht mehr, sondern nur sie allein, gnädiges
Fräulein. Erlauben sie mir daher, daß ich
Ihnen das Herz dieses meines Herrn Watrons
nachmals antrag darf. Alles was ich mich an
einem Manne wünschen können, haben wir
ihn. Lassen sie sich erbitten, und gönnen sie
mir die Gnade, daß ich sie mit ihm bekannt
machen darf.

Indem er das sagte, machte er eine Be-
wegung ihre Hand zu nehmen. Allein der
kleine Hund, den das Fräulein mitgeführt
hatte, und den sie noch auf ihren Armen hielt,
fuhr ihm in den Rock, und riß ihm ein Stück
vom Ärmel ab. Herr Bravedonner stand ge-
schreind auf, und eilte seinem Freunde zu Hülfe.
Was ist das für ein mechanisches Thier, sagte er,
und gab ihm vor den Augen des Fräuleins et-
liche verbe Nasenflügel. Sodann fuhr er fort:
Sie haben gesehen, mein charmanten Fräulein,
daß ich Respect für ihnen habe, indem ich, ehe
ich noch ein Wort mit ihnen gesprochen, eine Rede
an sie halten lassen. Aber das sag ich, wenn
wir wegen unsers Handels einig werden sollten,
so müssen sie die Hunde wegschaffen. Was sind
denn die Canaillen nütze? die Röcke gehen ohne
dem



dem den Weg alles Fleisches, man darf sie bey den Poeten nicht zerreißen lassen.

Es ist gut, Herr Bravedonner! versetzte das Fräulein, die Hunde, welche die alten Riecke zerreißen, will ich alle abschaffen. Sind sie damit zufrieden? Diejenigen aber, die es nicht thun, will ich behalten, was meinen sie?

Haben sie hübsche Jagdhunde darunter, mein Fräulein?

Ich will sie ihnen zeigen, Herr Bravedonner, begleiten sie mich auf mein Zimmer. Mit diesen Worten nahm sie ihn beym Arm, und führte ihn zur Thüre hinaus. Da sie weg waren, sagte Herr D: Sie werden sich schon vertragen, wie ich sehe. Es geht besser, als ich gehoft habe.

Ich hatte selbst nicht gedacht, sagte Herr Jambe, daß ich mit meiner geringen Rede so viel effectuiren würde. Aber das Fräulein hat Geschmack. Sie versteht ohnsehlbar die schönen Wissenschaften, denn sie hörte mir sehr aufmerksam zu. Die Talente finden doch allenthalben ihre Verehrer.

Darauf wollte dem Dichter niemand antworten, noch sich in ein Gespräch einlassen. Alle Anwesende besprachen sich theils untereinander, theils mit dem Herrn von Einsamhausen, bis er zu seiner Schwester gerufen ward.

Es vergieng ohngefähr eine halbe Stunde, dann kam er in Gesellschaft seiner Fräulein Schwester und Herr Bravedonniers zurück. Letzter war außerordentlich aufgeräumt, und both die Anwesenden auf, ihm wegen seiner Braut zu gratuliren. Es ließ sich auch niemand saumseelig finden. Ein jeder bezeugt seine Freude darüber, und bewies sie dem neuen Paar mehr als auf eine Art. Nur der Commissionsrath und Edlestine mochten mit ihren Complimenten nicht die angenehmsten Gäste seyn. Herr Bravedonner nahm sie ziemlich kältsinnig an, und zu Edlestinen sagte er gleichsam triumphirend: Sehen sie, Mansfeld! Hier das Fräulein von Einsamhausen. Herr D. als ihr Vater konnte sich über diese stolze Sprache nicht zu frieden geben, und antwortete daher, statt seiner Edlestine: Meine Tochter hat die Ehre, Herr Bravedonner! das Fräulein von Einsamhausen zu kennen. Sehen sie, Herr Bravedonner! dieser Herr hier, ist der Commissionsrath.

Herr Bravedonner gab sich nicht erst Mühe darauf zu antworten. Er war viel zu sehr

sehr mit seiner Braut beschäftigt, als daß er mit andern hätte redend sollen. Endlich unterbrach ihn Herr Hambe. Dieser gute Freund kam und stattete auch seinen Glückwunsch ab.

Sie haben Recht, Hambe! sagte Herr Braubonner, daß sie mir gratuliren, denn der Handel ist richtig. Sie mögen nun ihren Pegasus brav hungern lassen, damit er recht grunzt, wenn ich Hochzeit mache.

Ganz wohl verstande dieser, ich freue mich besonders darüber, und noch mehr, daß ich zu ihrem Vergnügen, durch meine Rede etwas beigetragen habe. Diese Rede hat, wie sie wissen, bey der Fräulein guten Ef — —

Ja deine Rede, unterbrach ihn Herr Braubonner, die war tröstlich anzuhören. Du hast mir angst und bange damit gemacht. Sie war ja voller unendlicher Thiere. Unter dessen dank ich dir, eher wollt ich sagen, halts Maul. Gehe hin, und gratulire dem Fräulein auch.

Er that es, und begab sich zu ihr, in der Absicht ihr seine Schuldigkeit zu bezeigen. Weil ichmann aufmerkte, was er vorbringen würde,



würde, so that sie es auch, und wandte sich zu ihm. Der Dichter fieng nach vielen Complimenten und Verbeugungen also an:

Unter andern freudigen Begebenheiten, welche ich niemals in der Welt erlebt, ist mir die iezige besonders merkwürdig, indem ich Gelegenheit habe, ihnen gnädiges Fräulein! zu der bewußten Verbindung zu gratuliren. Möchte doch der Himmel dieselbe mit allen Freuden und Vergnügen krönen, und das ganze Heer der Götter und Göttinnen, vornämlich Juno und Venus, Cupid und wie sie alle heißen, ihre Wahl begünstigen und vollenden helfen. Fama, wie ich gewiß weiß, gnädiges Fräulein, wird ihren Namen nebst dem Namen des gestrengen Junkers Bravedonners — hier stieß ihn dieser, der eben hinter ihn stand, so unfreundlich vorwärts, daß er beynahe das Fräulein umgerennt hätte, zum Glück oder Unglück aber flog er vorbey, und stieß einen Nachttisch mit seinem Zubehör um. Herr Bravedonner setzte noch hinzu: Was soll der Junker sagen? Officier bin ich! Jambe wollte seine Rede doch schließen, und sagte daher, indem

indem er aufstand: unter die Sterne des Olymps versetzt wird.

Nach diesem folgte ein kleiner Wortwechsel, zwischen Herr Bravedonnern und seiner Braut, allein er endigte sich bald wieder. Ueberhaupt schien es, als wenn Herr Bravedonner ein ganz anderer Mensch werden wollte. Er war seit einigen Stunden schon viel geschmeidiger und biegsamer, als er wohl in seinem ganzen Leben nie gewesen war. Er gehorchte seinem Fräulein, mehrentheils aufs erste Wort. Gieng er an zu fluchen oder zu lärmern, so machte sie es ihm nach, und er hörte auf, ohne sich im geringsten zu widersetzen. Betrug er sich sonst nicht so, wie sie es haben wollte, so musterte sie ihn aus, und ob sie schon selbst nicht in allem Recht hatte, sondern öfters ein Bißchen eigensinnig war, so nahm er es doch geduldig an.

Herr Niedlich hatte eine besondre Freude darüber, und er kostete nach seiner Menschenliebe, daß er nach und nach in seiner



Besserung vollkommen werden, und daß die Harmonie der Gemüther von einiger Dauer seyn werde, weil sie sich durch ihre kleine Widersprüche (denn groſſe vermuthete er nicht, weil sie sich beyde für einander zu fürchten schienen) so zu sagen das Gleichgewichte halten würden. Die Hochzeit dieser beyden Personen sollte auf dem Landgute des Herrn von Einsamhausen geschehen, nämlich einen Monath nach Eölestinens ihrer. Weil nun diese noch nicht vorbey ist, oder vielmehr weil wir noch nichts davon gesagt haben, so können wir, ohne Vermischung der Begebenheiten nicht füglich mehr von Herr Bräbedonnen und seiner Braut sagen, bis wir erst den Commissionsrath und Eölestinen abgefertigt haben.

Ehe nun die Hochzeit des Commissionsrathes vollzogen ward, kam Herr Floridrian an. Nun ward die Freude und das Vergnügen von neuem allgemein. Jedermann war begierig, diesen sonderbaren Mann, von dem Herr D. schon viel erzählt hatte, näher kennen zu lernen. Es war auch sehr leicht dazu zu kommen. Weil er kein Feind von Gesell-

Gesellschaft war, sondern gleichsam darzu gehö-
ren zu seyn schien, so war er niemals
allein, oder in seinem Hause für sich, sondern
stets um Herr D. und seine Bekannten.
Alles lebte noch an ihm, und sein lustiges
aufgeräumtes Wesen machte ihn gleichsam
unentbehrlich. Das Frauenzimmer aber hatte
nichts mehr von ihm zu besorgen, denn er
hatte, wie schon Herr D. erzählt hat, seine
Fehler abgelegt.

Herr Hambe mußte, wenn er in seiner
Gesellschaft war, stets verhalten, und Herr
Alondrian beehrte ihn auf eine recht gute
seine Art, von einer Menge seiner Fehler.
Uebrigens war jedermann begierig, die Schick-
sale des Herrn D. und Herr Alondrians in
Ost-Indien zu wissen, allem, vor Eölestins
Hochzeit konnte keiner von Beiden diesem Ver-
langen ein Genüge leisten.

Endlich kam der höchst gewünschte Tag,
an welchem der Commissionsrath mit Eöle-
stinen vereinigt ward. Von der Hochzeit
selbst haben wir weiter nichts zu sagen, als
daß



daß sie aufs prächtigste und vergnügteste voll-
 zogen ward, und der Sohn des Herrn Red-
 liches zum glücklichsten Manne und Edelstine
 zur glücklichsten Frau ward. Alle, die das
 Glück hatten, sie zu kennen, freuten sich mit
 ihnen, und wünschten ihrem Vergnügen eine
 ununterbrochne Dauer. Herr Redlich aber
 fand sein Glück gleichsam von neuen in dem
 Glück dieser beyden würdigen Personen,
 und in dem Umgange seiner alten
 Freunde.

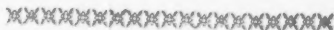
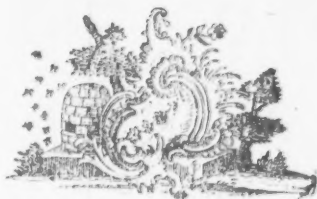
Ende des dritten Theils.



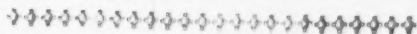
23



Begebenheiten
des
Herrn Redlichs



vierter Theil.



Kraussfurth und Leipzig 1771.

1

1791

20

1791



1791

1791

1791

1791

An
m e i n e F r e u n d e

i n

H * * * *

u n d

H * * * *



Freunde,

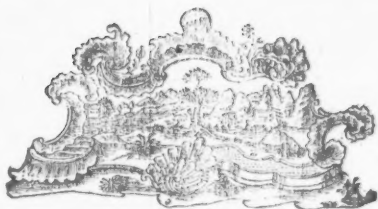
Für Euch — und nur für Euch, die Ihr die
Wahrheit liebt — habe ich die Geschichte des
Landpredigers zu erzählen angefangen, die Ihr
am Ende dieser Schrift finden werdet. Ich kann
mir schwerlich auf Jemandes Beifall Rechnung
machen, als auf den Euren: allein ich begnüge
mich auch völlig mit dem Euren. Sollte ich viel-
leicht unter der Handvoll Wahrheiten, die ich in
diesen wenigen Bogen ausgestreut habe, auch einige
Kör:

Körner von Irrthümern haben fallen lassen, so schreibe
het es auf die Rechnung meines Kopfes, nicht meines
Herzens, und dieser, wie Ihr wisset, steht auf keinem
vornehmern Kumpfe, als auf dem Kumpfe eines
menschlichen Körpers. Eine Thräne der Mensch-
heit, die Ihr, wie ich hoffe, dem Andenken des wür-
digen Mannes schenken werdet, dessen Bild ich Euch
vorgehalten habe, ist das höchste Ziel meiner Autor-
schaft. Sollte ich sie fließen sehen: wie schnell wür-
de ich nach der Feder greifen, um seine Geschichte im
sünstigen Theile der Begebenheiten des Herrn Red-
lichs zu vollenden! Für die Nachlässigkeiten der
Schreibart werde ich von Euch mit leichter Mühe
Nachsicht erhalten: Ihr kennet meine ganze Verfä-
sung. Ob aber die Kunststriche — Doch ich habe gute
Hofnung, daß ich ihnen in aller Stille unter den
Händen wegschlüpfen werde.

Inter arma silent leges.

So lange noch ihr bürgerlicher Krieg dauert:
so lange steht die Passage in die gedruckte Welt den
mittelmäßigen und schlechten Autoren offen. Und
ehe der Friede geschlossen wird, so hoffe ich, daß
mein Werkchen consumirt und vergessen seyn soll.
Geschrieben im März 1771.

Vor:



Vorrede,

die der Leser schlechterdings nicht überschlagen
darf, wenn er gegenwärtigen Theil von den
Begebenheiten des Herrn Redlichs ver-
stehen will.



Ich glaube, es giebt wenig Bü-
cher, die so wunderbar ent-
standen sind, als das gegen-
wärtige. Der erste, zweite
und dritte Theil hat ieder seinen besondern Ver-
fasser: und der vierte Theil bekommt durch
Hrn. Redlich's 4. Th. A mich



mich den vierten. Der erste hat die lobenswürdige Absicht, Herrschaften gegen ihr Gesinde gelinder und herablassender zu machen. Er sieht es mit Unwillen an, daß ein Herr, der doch eben so gut in einem niedrigeren Stande hätte können gebohren werden, auf den zufälligen Titel, Herr, unmäßig stolz ist und seinem Diener und seinem Lastthiere auf gleichem Fuß begegnet. Es thut ihm wehe, wenn Geschöpfe, die mit vernünftigen Seelen begabt sind und die oft in einer schlechten Livree ein sehr edles Herz verbergen, wenn diese Geschöpfe, sage ich, durch Grausamkeit und Tyranney so sehr zu Boden gedrückt werden, daß ihre Seelen entweder von stillem Grame oder von Verzweiflung hingerrissen werden müssen. Er will dieser Unmenschlichkeit durch eine moralische Schrift Einhalt thun und schreibt zu dem Ende den ersten Theil des Herrn Redlichs. Hätte er die übrigen Theile auch geschrieben, so würde vielleicht eine vollständige Geschichte entstanden seyn, die für Herrschaften und Gesinde nützlich und angenehm zu lesen gewesen wäre. Allein das liebe Schicksal, welches schon so manche gute und böse Absichten zu nichts gemacht hat, wollte es nicht haben, daß Herr Redlich seinen ersten Geschichtschreiber behalten sollte. Kurz es machte sich ein andrer an den zweiten Theil dieses Buches. Dieser bekümmerte sich nicht einen Augenblick weiter, um die Absicht des ganzen Buches;

ver.

vermuthlich war er zu stolz, der Dienerey, wie
 er sich ausdrückt, Moral zu lesen. Er sieng
 an, bei einer Pfeife Toback, ein Werkchen zu-
 sammen zu stoppeln, das allenthalben von Be-
 lesenheit kragt und das, weder dem Ungelehr-
 ten, der es gewiß nicht versteht, noch dem Ge-
 lehrten, der wohl schwerlich dem Herrn Redo-
 lich einen Platz in seiner Bibliothek anweisen
 dürfte, nützlich seyn kann. Nebenbey ließ er
 seiner satyrischen Laune freyen Lauf; Er schimpf-
 te und schmähte, wen und was er konnte; Be-
 sonders scheint der geistliche Stand seine Galle
 erregt zu haben, dem er bei allen Gelegenheiten
 einige Anzüglichkeiten unter die Augen sagt.
 Des Zusammenhangs wegen spottet er auch
 hier und da der Religion selber und seine al-
 lerliebsten Einfälle würden gewiß die Freygel-
 sterer unter den Bedienten, ausbreiten und be-
 fördern helfen, wenn sie nicht zum Glück mit
 einer so gelehrten Mine vorgetragen wären,
 daß sie über den Bedientenverstand hinaus sind.
 Mit einem Worte, man sieht es ieder Zeile an,
 daß sie geschrieben worden ist, um gedruckt zu
 werden, nicht ober um nützlich zu seyn. Der
 Verfasser des dritten Theils hat also sehr wohl
 gethan, daß er seinen geschwägigen Herrn Vor-
 gänger von seiner Arbeit abgelöst und sich an
 seine Stelle gesetzt hat. Er scheint zwar auch
 keinen Beruf zum Schriftsteller zu haben; allein
 er ist doch tausendmal erträglicher, als iener;



ich meine für Bedienten, ohne Geschmack und ohne Erziehung: der feinere Theil derselben möchte wohl an seinem Klondrian, an seinem Bravedonner, an seinem Fräulein von Einsamhausen, an ihren Hunden und Katzen, an den kläglichen Mordgeschichten, die von Poststation zu Poststation vorgehen, und an einer Menge anderer Erzählungen wenig Vergnügen finden. Und was die Hauptabsicht betrifft, die der Verfasser des ersten Theils dieses Buches im Sinne hatte, so wird sie im dritten Theile nicht im geringsten erreicht; sondern vielmehr immer weiter in die Länge gezogen.

Johann, der Held unter den Bedienten, bleibt auf der Post in seiner Erzählung stecken und ist nach beinahe 24. Bogen noch nicht wieder zum Worte gekommen. Herr Redlich, der es sich so fest vorgenommen hatte, ein Werk zur Verbesserung des Gesindes zu schreiben, der sich deswegen schon mit seinem Pastor besprochen hatte, der dem Lucius aufgetragen hatte, die Denkart der Bedienten auszuforschen; dieser Herr Redlich vergißt vor vielem Erzählen und Zuhören sein ehemaliges Vornehmen. Er vergißt es ganz und gar und läßt sich dafür eine langweilige Beschreibung von Paris und London vorsagen. Mir wird ganz schwindlicht, wenn ich alles das überlege.

Kraft eines Schreibens von meinem Verleger soll ich die Geschichte des Herrn Redlich's fortsetzen: aber wo soll ich anfangen? Was soll ich fortsetzen? Welche Personen soll ich auftreten lassen? Soll ich nach Indien reisen oder da bleiben? Soll ich mir alle die Taugenichtse, die im dritten Theile so herzbrechende Rollen spielen, vom Halbe schaffen, oder soll ich sie beibehalten? Soll ich die angefangene Geschichte aus erzählen oder sie in ewige Nacht umhüllen? Schaffe ich mir neue Personen: so schreyt der Leser über Betrug; Behalte ich die Alten — Nein! das kan ich nicht, so wahr ich Autor bin: Lieber will ich das Schreiben des Verlegers mit Protest zurückschicken. Unmöglich kann ich mich überwinden, die schmutzigen Begebenheiten eines trunkenen Kutschers zu erzählen. Unmöglich kann ich mich bis zu den niederträchtigsten Streichen herablassen, die in den Küchen vorgehen. Unmöglich kan ich das Bild eines Zombe oder eines Schulmeisters, wie er im ersten Theile gezeichnet ist, ausmalen. Noch tausendmal unmöglicher würde es mir seyn, so zu fluchen, wie Herr Bravedonner, oder einen solchen Brief zu schreiben, wie er und seine Fräulein Braut. Wer seinen Verstand zu Erquickung dergleichen Personen und Sachen misbrauchen will; oder wer sich einkildet, dadurch der Welt nützlich werden zu können,

nen, der kan misbrauchen und sich einbilden, was er will. Ich denke immer, es giebt einen Weg, auf den man Herrschaften und Gesinde nützlich werden kan, ohne die pöbelhafte Sprache dieses und die allzubornehme Sprache jener anzunehmen. Ich kann mir recht gut eine Geschichte vorstellen, die dem Herrn und dem Diener ihre gegenseitigen Pflichten lehrt und zu deren Ausführung keine Gloriens und Aravedonners nöthig sind. Aber auf diese Weise, wird der Leser sagen, bleibt ja die Geschichte des Herrn Redlichen unvollkommen, und wir sind also um unser Geld betrogen! Nicht völlig, antworte ich. Herr Redlich soll in diesem ganzen vierten Theile beibehalten werden: Sein ehrlicher Johann auch, wo ihn nicht etwann ein würdigerer verdrängt; und in diesem Falle, sollte ich denken, hätte der Leser wohl nicht Ursache, sich über mich zu beschweren. Vielleicht kann ich auch Herr Redlichen noch auf seine alten Tage zu einem kleinen Enkel verhelfen: Wie gesagt, ich will sehen, was ich thun kan. Kan doch der Herr Kommissionsrath auch einmahl seinen Vater besuchen: so kommt die Redliche Familie nicht in Vergessenheit. Lucius bleibt vor der Hand noch in seinen Diensten bei dem Herrn Redlich: aber alle die übrigen, jung und alt, groß und klein, Student oder Offizier, Kaufmann oder Jude, kurz alles

les bekommt ohne Barmherzigkeit seinen Abschied. Herrn Bravedonnern und seine zukünftige Ehehälfte wird wohl ohnehin ein ieder Leser, der nur noch die geringste Empfindung von Ehre und Scham hat, lieber in das Tollhaus, als in eine moralische Geschichte wünschen. Was Cölestinens Vater anbetrifft, so ist er zwar ein braver ehrlicher Mann, der noch dazu in der Geographie und in der Geschichte einzelner Städte nicht wenig bewandert ist: allein er hätte doch nicht ewig bei seiner Tochter bleiben können; und also ist es einerley, er geht fort oder ich schicke ihn fort. Vor Sidonia ist mir nicht bange. Hiermit will ich nun nicht so viel sagen, als wenn in gegenwärtiger Geschichte sich ihr Schicksal entscheiden würde: Ist weiß ich in der That noch nicht, was ich mit ihr anfangen will. Vielleicht helfe ich ihr zu einem Manne, der sie verdient: Vielleicht muß sie wider ihre Neigung heyrathen: Vielleicht auch kommt sie gar nicht mehr auf das Tapet. Hätte ich die ganze Geschichte des Herrn Redlichs geschrieben, so bekäme sie kein Mensch zur Frau, als der Kommissionrath; allein da ich nur dazu beruffen bin, sie so gut als möglich zusammenzuflicken, oder vielmehr, da ich mir die Freyheit nehme, die alten unbrauchbaren Lappen wegzuwurfen und an deren statt neue zu setzen, so ist es freylich eine ganz andere Sache.



Indessen sollte ich denken, da es mir, dem Verfasser, auf eine Person mehr oder weniger nicht ankommt, so sollte es auch wohl dem Leser gleich viel seyn, ob er statt ein Duzend Personen, die in den ersten drey Theilen ihre Rollen gespielt haben, ist nur die Hälfte oder das Dritttheil zu Gesichte bekommt. Sprächen oder thäten sie nur sonst was kluges — Doch das mag der Leser beurtheilen,

Erstes Kapitel.

Ein Brief.

Die Hochzeit des Herrn Kommissionsraths war also vorbey: und niemand glaube ich, war dabey vergnügter gewesen, als der rechtschaffne Herr Redlich. Ob ihn gleich seine alten Füße nicht mehr recht tragen wollten, so wagte er sich doch zuerst auf den Tanzplatz und forderte seine Schwiegertochter zu einer Menuet auf. Kommen sie, sagte er, meine liebe Tochter! Wir wollen einmahl den Tanz versuchen, den ich an meinem Hochzeitstage mit meiner seligen Frau tanzte. Damals war ich freilich besser zu Fusse, als igt; Ich tanzte, als Bräutigam von 6. Uhr Abends bis Morgens früh um 6, ohne daß mir ein Knie gezittert hätte und wenn mir nicht meine selige



selige Frau gewinkt hätte, daß es Zeit wäre, zu Bette zu gehen, so glaube ich, ich hätte noch einen Tag und noch eine Nacht hintereinander weggetanzt. Allein izt wollen die Füße nicht mehr dran und ich kan ihnen gar nicht mehr das biegsame, gelenke Wesen beibringen, was sie vor 30. Jahren hatten. Doch, wie gesagt, eine Menuet versuche ich und das ihnen zu Ehren. Cölestine verbeugte sich mit ihrer gewöhnlichen Sittsamkeit und reichte ihrem rechtschaffenen Schwiegervater die Hand. Der Tanz gieng vor sich und es zeigte sich den Augenblick, daß Herr Redlich keine Unwahrheit gesagt hatte. Er hatte die Touren noch auf das genaueste inn-en und wenn er ia einige aus der Mode gekommene Pas anbrachte, so geschahe es doch mit einem gewissen Anstande und mit einer gewissen Würde, bei der man das Altfränkische leicht vergessen konnte. Herr Redlich ließ es nicht bei diesem Ehrentänzen bewenden und da die ganze Gesellschaft nach und nach zu tanzen anfieng, so machte er eine lange Zeit mit, und sprang mit der Munterkeit eines Jünglings herum. Freude und Vergnügen saß in seinen Augen und er suchte sich von Zeit zu Zeit einen oder den andern aus der Gesellschaft aus, in dessen Pussen er sein ganzes Herz schüttete. Gott Lob! sprach er; so habe ich doch noch vor dem Ende meines Lebens das Glück, meinen ge-



liebten Sohn mit einer tugendhaften Frau ver-
 bunden zu sehen. Nun soll mir mein Ab-
 schied von der Welt nicht einen Augenblick
 schwer werden; denn wenn man ein gut
 Gewissen mit ins Grab nehmen und wenn
 man einen guten Namen und tugendhafte
 Kinder zurücklassen kan, so muß es mit dem
 Tode nur Spielwerk seyn. Ist flog der
 redliche Alte zu seinem Sohne, drückte ihn zärt-
 lich in seine Arme und sagte zu ihm: Du bist
 nun glücklich, mein Sohn! und es kommt blos
 auf dich an, ob du es immer seyn willst.
 Wirst du deine Eölestine stets so lieb haben,
 wie es ihre Tugend und ihre übrigen guten
 Eigenschaften verdienen, so wird dir deine Ehe
 gewiß ein irdisches Himmelreich werden. De-
 ne vielen Geschäfte werden dich zwar verhin-
 dern, deine Frau stets um dich zu haben und
 das wird eurem warmen Herzen anfänglich ei-
 nige Qual verursachen: allein glaube mir, lie-
 ber Sohn, das ist das einzige Mittel, die Lie-
 be in ihrer Stärke zu erhalten. Unzählige
 Ehen; die gut hätten gerathen können, sind da-
 durch verdorben, daß Mann und Frau einan-
 der beständig auf dem Halse lagen. Mit der
 Zeit wird man alles gewohnt; Auch das schön-
 ste Gerichte, wenn es alle Tage genossen wird,
 hört auf die Zunge zu kitzeln und wird endlich
 ganz und gar zum Eckel. So geht es auch
 mit den Liebkosungen. Ich weiß mich noch
 an



an die Zeit zu erinnern, da ich einen Kuß von deiner seligen Mutter um kein Königreich würde vertauscht haben: allein das währet nur eine kleine Zeit. Ein Jahr nach der Hochzeit hat sich die Liebe schon um ein grosses gelegt und je länger man mit einander lebt, je mehr nimmt sie ab, bis sich die Liebe nach und nach in blosse Freundschaft verwandelt. Nun bedenke einmal, mein Sohn! was daraus entstehen muß, wenn man einander beständig vor Augen hat? Ist es nicht wahr, man muß einander auch von der schlechten Seite kennen lernen, so wie man sich vorher nur von der guten gekannt hat? Das ist unvermeidlich. Alle Menschen haben ihre Fehler und ob ich dir gleich ansehe, daß du von deiner Edelstine eine Ausnahme machen willst, so bleibe ich doch bei meiner Meinung. Einige Menschen besitzen die Kunst, ihre Fehler lange Zeit auch vor den scharfsichtigsten Augen zu verbergen und man giebt immer dem schönen Geschlechte die Schuld, daß es diese Kunst mehrentheils aus dem Grunde verstände: allein den möchte ich sehen, der mir seine schlechte Seite verbergen könnte, wenn ich Tag und Nacht um ihn wäre und alle seine Handlungen beobachten könnte. Also siehst du wohl, mein Sohn, daß wenn du deine Frau immer um dich hättest, so würdest du bald irgend etwas an ihr zu sehen be-



bekommen, was dir nicht gefallen würde, und das würde dich gegen sie kältsinnig machen. Von ihrer Seite würde es nicht besser gehen. Auch an dir würde sie Unvollkommenheiten wahrnehmen und das würde sie nur mit Frost und Gleichgültigkeit gegen dich anfüllen. Nun komme mir ja nicht etwann damit aufgezo- gen, daß du sagen wolltest: O, die kleinen Fehler, die meine Edlestine an sich hat, die sind bei ihren grossen Tugenden leicht zu vergessen: Das ist leicht gesagt, mein Sohn! aber, wie mein Advokat sagt: In Praxi geht es anders. Ein Fehler, der ein Loth schwer ist, mußfällt im Ehestande mehr, als eine Tugend von einem Centner gefällt. Das mag dir nun so seltsam vorkommen, als es will: so hat es doch seine völlige Richtigkeit. Ich könnte mich bloß auf meine Erfahrung berufen: allein wo mich nur das Geräusch der Musik und der Tänzer nicht in meinem Nachdenken stört, so will ich dir aus der Natur der Sache beweisen, daß es nicht anders kommen kan. Du hast doch gewiß schon vor der Zeit, ehe du Edlestinen kennen lerntest, ans Heyrathen gedacht. Nun sage mir einmal offenherzig, was verlangtest du wohl damals von einem Frauenzimmer, die das Glück haben sollte, deine Frau zu seyn? Nicht wahr, sie sollte alle gute Eigenschaften und keine einzige böse an sich haben? Sie sollte tugendhaft,

iung,

iung, schön, reich, von ausländiger Herkunft,
 reizend in ihrem Umgange und in ihrer gan-
 zen Aufführung untadelich seyn. Das waren
 ohngefehr deine Forderungen und du darfst
 dich nicht wundern, daß ich sie alle auf dem
 Nagel herzhählen kan: denn es waren auch
 einmahl die meinigen. Nun näher zur Sa-
 che! — Aber, mein lieber Papa! sagte Ed-
 lestine, indem sie sich, des Tanzens müde,
 zwischen ihrem Bräutigam und dem Herrn Nie-
 dlich niedersezte: Sie vergessen es ja ganz und
 gar, daß sie bei uns zur Hochzeit sind. Wol-
 len sie sich denn nicht wieder zur Gesellschaft
 begeben und noch ein Tänzchen mitmachen?
 Nein, meine Tochter! sagte der ehrliche Alte:
 ich habe heute der Freude zu viel gehabt, als
 daß ich sie noch länger schmecken könnte. Mei-
 ne Augen sehnen sich nach Ruhe und Johann
 soll mich zu Bette begleiten. Ihnen empfehle
 ich meinen Sohn: Machen sie ihn zu einem
 so glücklichen Vater, als ich es bin. Edlestine
 erröthete und Herr Niedlich ließ sich zu Bet-
 te bringen.

Wenn die Gesellschaft auseinander gieng,
 das wird der Nachträdler am besten wis-
 sen: ich weiß weiter nichts, als daß sie
 sich endlich zu grosser Freude des Herrn
 Kommissionsrathes (vielleicht auch seiner
 Braut, doch das sage ich dem Leser nur in
 die Ohren) trennte.

Zwei-



Zweites Kapitel.

Ein Brief.

Die Hochzeit des Herrn Kommissionsraths war also vorbey — Daran zweifelte ich ganz und gar nicht, wird der Leser bei sich selbst denken. Das ist nun schon das drittemahl, das ich es lese: es muß also wohl wahr seyn. Ja, lieber Leser! sie ist vorbey: aber das ist eben der Fehler. Wenn es nach meinem Kopfe gieng, so müste sie ist erst an- gehen: denn das würde mir herrlichen Stoff zu einer recht langen Beschreibung geben: der Bogen würde in einer Viertelstunde voll seyn, ohne daß ich die brodtlose Mühe zu denken hätte. Aber so gut ist es nur nicht gewor- den; Der Verfasser des dritten Theils des Herrn Redlichs hat mir die Hochzeit vor dem Munde weggenommen, ohne sie selbst einmal gehörig zu nützen. Der böse Mann! Es ist also wohl kein andrer Rath, als der, daß ich die Sonne ordentlich aufgehen lasse. Mögen doch der Herr Kommissionsrath und seine Edel- sine noch vor der Hand im Bette bleiben: aber Herr Redlich muß die Federn verlassen und das aus 3. Gründen. Erstlich ist er ein alter Mann und alte Leute sollen gern früh aufstehen. Zweitens hat er sich gestern Abend zu rechter Zeit zu Bette gesetzt, und es ist also

so billig, daß er auch wieder zu rechter Zeit aufsteht. Drittens hat ihm der Briefträger einen Brief gebracht: und den kan er, denk ich, nicht anders als wachend lesen.

Drittes Kapitel.

Ein Brief.

Hier, sagte Johann zu seinem Herrn, ist ein Brief an sie. An mich, antwortete Herr Nedlich, und schwarz gesiegelt? Erschrecken sie nicht, mein lieber Herr, sagte Johann. Wo ich mich nicht sehr irre, so ist die Aufschrift von unserm Lucius. Der arme Schelm wird kein rothes Lack gehabt haben; er wird sich wohl von dem Schulmeister schwarz geborgt haben. Brechen sie nur den Brief getrost auf: Es kan nichts böses darinn stehen. Herr Nedlich erbrach ihn und laß, wie folget:

Mein lieber Herr!

Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich Ihnen in der Eil den Titel nicht geben kan, den Sie verdienen. Sie wissen wohl, ich habe mich in meinem Leben nicht viel um Titulaturen bekümmert und daran haben Sie zum Theil sel-

ber



ber Schuld, da ich Sie niemals anders, als mein Herr, oder mein lieber Herr, habe nennen dürfen. Allein, so viel sage ich doch ein, daß es eine ganz andre Sache ist, wenn man an einem schreibt, als wenn man mit einem spricht. Ich suchte also in Ihrer ganzen Bibliothek herum, um ein Titelsbuch, oder wie man es sonst heist, zu finden: allein da war nichts zu sehen und zu hören. Brieft die Menge, deutsche und französische, von Gelehrten und Ungelehrten: aber auch nicht einen Titel! Mein Herr, dachte ich bei mir selber, muß auch gar nicht ein wenig stolz seyn, daß er nichts von Titeln hält: also wird er mir es auch wohl nicht übel nehmen, wenn ich ihn schlechtweg, Mein lieber Herr, heiße. Das dachte ich bei mir selber und Sie denken gewiß auch bei sich selber: Der Lucius ist doch eine gutherzige Seele! Doch zur Sache zu kommen, damit ich Sie nicht in Ihrem Vergnügen störe; denn ich weiß wohl, daß Ihr Herr Sohn gestern Hochzeit gehabt hat und das freut mich von Herzen: denn es ist Ihr Sohn und Sie sind mein guter Herr, dem ich alles gute in diesem und in jenem Leben wünsche: Ja, das wollte ich Ihnen nur durch dieses Schreiben melden, daß ein fremder Mensch bei uns angekommen ist, der nach Ihnen gefragt hat. Der Mensch

Mensch hat eine sehr vornehme Mine, und da er ins Haus trat, nahm ich meine Mütze vor ihm ab und machte ihm eine tiefe Verbeugung. Das geschah nun nicht etwa um seiner schönen Kleider wegen; denn die waren schlecht und gerecht; sondern, wie ich Ihnen schon gesagt habe: der Mensch hatte eine so vornehme Mine, daß ich ihn schlechterdings nicht für meines gleichen halten konnte. Anfanglich dachte ich, es wäre etwa eine verkleidete Standesperson; Man hat ja wohl schon eher den Fall in Romanen erlebt: denn das muß ich Ihnen nur sagen, seit dem Sie weg sind, habe ich fleißig gelesen; besonders die Robinsons, und daher weiß ich auch, wie wunderbar es manchmal auf der Welt einhergeht. Aber der gute Mensch mochte mir meinen Irrthum angesehen haben, und es mochte ihm wohl nicht so viel daran gelegen seyn, für ein grosses Thier gehalten zu werden, als manchem andern. Kurz, er nahm mich recht brüderlich bey der Hand und sagte: Keine Komplimente! mein Freund! Ich bin nicht so was, wofür er mich ansieht. Ich bin nur ein Bedienter, der ausser Brodt gesetzt ist und einen Herrn suchet. Könnte ich wohl bei dem Herrn von Schönan ankommen? Unmöglich, gab ich ihm zur Antwort, kann ich das glauben. Wie käme denn ein schlechter Bedienter zu einem so

Neu. Redlichs 4. Th. M gescheh.



gescheuten Kopfe, und zu einer so weisen Mine und zu einem so gefesteten Wesen? Er überreichte sich, mein Freund, gab mir der Fremde zur Antwort, daß er mich um einer guten Mine willen, die er an mir zu finden glaube, für etwas bessers hält, als ich wirklich bin. Ich widerholte es ihm, ich bin ein Bedienter und suche Condition. Es ist ewig Schade, gab ich zur Antwort, daß mein Herr nicht zu Hause ist: doch es ist auch so viel nicht daran verlohren. Ich kann ja an ihn schreiben. Es währt keine Woche, so ist die Antwort da: denn das ist meines Herrn einzige Freude, wenn er jemanden, er mag seyn, wer er will, worin dienen kann. Der Fremde ließ mich machen und ich setzte mich also nieder und schrieb an Sie, nachdem ich, wie oben gesagt worden, eine lange Weile vergeblich nach einem Titel gesucht hatte. Ich habe den Fremden da behalten, wie Sie leicht denken können: denn das würden Sie gewiß auch gethan haben. Ich habe es ihm an nichts fehlen lassen: allein ich muß ihm das Zeugniß geben, er ist sehr mäßig; noch mässiger, als ich. Er ist, wie ein Frauenzimmer und trinkt, wie eine Jungfer. Mit mir giebt er sich am meisten ab: er mag es wohl merken, daß ich ein gutes Herz habe, daß ich meinen Herrn lieb habe und ihm treulich diene;

diene; die andern läßt er alle laufen. So oft ich von ihm weggehe und dann wieder zu ihm komme, finde ich ihn einmahl, wie das andre über den Büchern. Kurz, der Mensch ist des Briefes werth, den ich an Sie schreibe: und wenn sein Herz so gut ist, wie sein Verstand und sein Verstand so gut, wie er zu seyn scheint, so ist Johann mit aller seiner Weisheit gegen diesen Fremden nur ein Schuft. Mögen Sie es ihm doch wieder sagen: Es ist die Wahrheit. Also, mein lieber Herr, was wollen Sie denn anfangen? Wollen Sie ihn in Ihre Dienste nehmen, oder wollen Sie den armen Schelm laufen lassen? Ich dachte, Sie nähmen ihn und wenn ich auch darüber ein groß Theil Ihrer Gewogenheit verlieren sollte. Doch das wäre auch bey Ihnen nicht einmahl zu besorgen. Warum? Sie sehen bey Ihren Bedienten auf Redlichkeit und Treue: und die finden Sie bey mir so gut, als bey zehn andern. Wollen Sie ihn also nehmen? Oder noch besser, wollen Sie ihn erst einmahl ansehen? Es ist ohnedem Zeit, daß Sie wieder einmahl nach Hause kommen: Sie sind nun schon lange genug weggewesen, und wäre ich nicht gewesen, so hätten in Ihrer Abwesenheit ein paar arme Leute recht Noth gelitten, und das würde Ihnen gewiß nicht lieb gewesen seyn. Aber, zum



Glück erfuhr ich es und schaffte gleich Rath; wie Sie mir befohlen haben. Ich werde mich also nur immer auf ihre Anfunft gefaßt machen und mich im voraus in die Gewogenheit des neuen Bedienten empfehlen: denn das merke ich wohl, wenn Sie ihn nehmen, so wird er mehr als Ihr Bedienter; Er wird bald Ihr Freund werden. Weiter ist nichts merkwürdiges vorgefallen. Ich habe von dem Bewußten nichts weiter aufschreiben können: denn es hat mir an Gelegenheit gefehlt: und Sie werden wohl auch nicht weiter an die Gesunderverbesserung gedacht haben, die Sie einmahl im Sinne hatten. Ich bin und bleibe

Meines lieben Herrn

redlicher Diener

Lucius.

Viertes Kapitel.

Der Verfasser ereifert sich und fährt hierauf fort zu erzählen.

Wäre dieser Brief durch irgend ein Versehen in andre, als Herr Redlichs Hände gekommen; zum Exempel nur in die Hände meines Doktors, der seinen Bedienten schon

schon längst lebendig würde secirt haben, (so gut ist er ihm,) wenn er sich nicht des Todtschlages oder vielmehr der Strafe desselben fürchtete: in Ewigkeit hätte Herr Redlich keine Zeile von diesem Briefe zu sehen bekommen. Man würde ihn unbarmherzig zerrissen haben; und Narr, Fantast, und auf der andern Seite, Schlingel, Värenheuter würden die geringsten Titel gewesen seyn, die man Herr Redlichen und seinem Lucius bengelegt hätte. Doch Dank sey es dem Postmeister und dem Briefträger und dem Johann, und allen, die zur Bestellung des Briefes an den rechten Mann beygetragen haben. Herr Redlich empfing ihn und ich wünschte nichts mehr, als daß die Frau Orgon im Gellert und ihres gleichen hätten Zuschauerinnen seyn können, mit welcher heitern und zufriednen Mine Herr Redlich einen Brief von seinem Bedienten laß, der auch nur von einem Bedienten handelte. O wie würden sie sich schämen! Johann, sagte Herr Redlich, nachdem er den Brief gelesen hatte, ißt mußt du mich einige Zeit verlassen. Du weißt, ich habe keine Geheimnisse vor dir und du sollst den Inhalt des Briefes auch schon zu seiner Zeit erfahren: allein ißt möchte ich gern etwas überlegen und da weißt du wohl, bin ich gern allein. Ich will dich rufen, wenn ich dich nöthig haben werde.



Johann entfernte sich und nun trat Herr Nedlich ans Fenster, öffnete es, hob seine Augen zum Himmel und sagte ganz leise: Ich danke dir von ganzem Herzen, mein Gott, daß du mir abermals eine Gelegenheit zeigst, einem deiner Geschöpfe nützlich zu seyn; Ich danke dir, daß du in mein Herz den süßen Trieb der Wohlthätigkeit gelegt und daß du mir eine weiche Seele gegeben hast, die die Noth der Unglücklichen eben so stark empfindet, als wäre es ihre eigene. Hier vor deinen allsehenden Augen gelobe ich dir, ich will mich des Fremden annehmen, den du mir liebreich in mein Haus geschickt hast. Freudenthränen zitterten in den Augen des frommen Herrn Nedlichs, als er diesen wohlthätigen Entschluß faßte. Er machte das Fenster ganz langsam zu und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Nun grif er wieder nach dem Briefe und laß ihn noch einmahl durch, aber weit langsamer, als das erste mahl. Er ächelte über die vergebliche Bemühung seines Lucius, einen Titel zu finden, der seinem Herrn zukäme. Das hättest du dir ersparen können, sagte er, Gott Lob! über diese Eitelkeit bin ich weg. Wer mich einen rechtschaffenen Mann nennt, der erzeigt mir mehr Ehre, als wenn er mich einen Durchlauchtigen Fürsten heißen hätte. Allein, nichts machte dem Herrn Nedlich mehr Vergnügen, als die Erzählung
von



von dem fremden Bedienten. Du gute Seele, sagte er, hättest vielleicht hundertmahl mehr verdient, Herr zu seyn, als manches vornehme Geschöpf, das sein Gesinde mit Füßen tritt. Wer weiß, durch welches sonderbare Schicksal du in den Bedientenstand bist geschleudert worden! Wer weiß, wie viel dir schon von deinen Herren und Frauen magst gelitten haben! Doch, laß es gut seyn! Bey mir sollst du alles ausgestandne Unglück vergessen; Ich will zu gleicher Zeit dein Herr, dein Freund und dein Vater seyn. Und dir, guter Lucius, soll es auch vergolten werden, daß du deinen würdigen Kameraden liebevoll aufgenommen hast; und dasienige, was du an den beyden armen Leuten gethan hast, sollst du zehnfach wieder genießen. Hier sprang der redliche Alte vor Freuden in die Höhe und rief nach seinem Johann. Geh, rief er ihm entgegen, und bestelle auf Morgen früh Extrapost: Ich will wieder auf mein Gut reisen. Ist es ihr Ernst? sagte Johann. Ja, mein völliger Ernst; Gehe nur und bestelle. Johann hätte seinem Herrn gern nach der Ursache seiner schleunigen Abreise gefragt: allein, da er ihn so vergnügt sahe, so wollte er seine Freude durch keine unzeitigen Fragen unterbrechen. Ich will es doch wohl erfahren, dachte er bey sich selbst, und gieng sogleich nach der Post.

Nunmehr fiel es dem Herrn Redlich ein, wie er sich auf eine gute Art von seinen Kindern losmachen könnte. Wenn ich ihnen die Wahrheit sage, dachte er bey sich selbst, so werden sie mit ihrer ganzen kindlichen Liebe auf mich losstürmen. Sie werden mir einmal über das andre vorwerfen: ob ich sie denn nicht lieber hätte, als einen fremden unbekannten Bedienten, der vielleicht ein Landstreicher seyn könnte. Sie werden mir sagen, daß ich vorhin schon mit rechtschaffenen Leuten verkehrt bin, und daß ich keinen bessern Kerl auf der Welt finden kann, als meinen Johann. Sie werden mir vorstellen, daß, wenn ich ja den Fremden zum Bedienten haben wollte, so könnte ja alles durch Briefe abgethan werden. Allein, alles das muß mich nicht irre machen. Wenn man eine gute Handlung vorhat, so muß man sie um ein paar süßer Augenblicke willen nicht fahren lassen. Die Absicht meiner Reise ist nun erfüllt. Mein Sohn ist durch seine Edlestine zum glücklichen Manne geworden. Ich habe ihre Verbindung mit angesehen: Nun kann ich nur immer wieder auf mein Guth zurückkehren. Ich will meine Kinder doch wohl lieb haben, wenn ich gleich nicht bey ihnen bin und sie werden gewiß ihren guten alten Vater auch nicht vergessen. Die Post ist bestellt, sagte Johann, indem er in das Zimmer

mer trat; Morgen um 6. Uhr. Es ist gut, sagte Herr Niedlich: und nun bringe mich gleich zu meinem Sohne. Johann faßte seinen Herrn unter den Arm und brachte ihn in das Zimmer des Herrn Kommissionsrathes. Herr Niedlich hatte sich vorgenommen, sogleich von seiner Reise zu reden: allein eine schämhafte Röthe, die seinem Sohne in das Gesicht stieg, so bald er ihn erblickte, nöthigte dem rechtschaffenen Alten ein kleines Lächeln ab und machte, daß er seinen ersten Entschluß vergaß. Ha ha, sagte er zu seinem Sohne, das ist die Röthe der jungen Männer, die das erstemahl bey ihren Weibern geschlafen haben. Bin ich denn roth geworden? sagte der Herr Kommissionsrath, und trat vor den Spiegel. In diesem Augenblicke erschien Eclestine. Geschwind kommen sie, rief ihr Herr Niedlich entgegen und sehen sie meinem Sohne einmahl recht starr ins Gesicht: das gute Kind will es nicht glauben, daß es vor seinem Vater roth geworden ist. Eclestine erröthete auch und sahe ihren Mann mit einer bedeutenden Mine an. Das ist ja recht hübsch anzusehen, sagte Herr Niedlich lachend; Schade, daß nicht gleich ein Mahler bey der Hand ist. Aber hört nur, meine lieben Kinder! ich habe euch allen beyden was zu sagen. Wollt ihr mir wohl erlauben, daß ich euch Morgen verlassen darf? Ich habe Briefe erhalten,

B c

die

die mich auf mein Guth zurückrufen. O, sagte der Kommissionsrath, das ist ja recht traurig. Eben habe ich die verdächtige Nachricht erhalten, daß sich mein Bedienter die vorige Nacht mit einem ziemlichen Theile unsers Silbergeschirres unsichtbar gemacht hat: und nun will uns unser Vater verlassen! Edelstine, die noch von nichts wußte, fuhr vor Schreck zusammen und der gute Herr Nedlich erschrock auch nicht wenig. Ist es möglich, sagte er, daß es solche niederträchtige und undankbare Seelen geben kan? Armer Sohn! Ich beklage dich von ganzem Herzen: du hattest es nicht verdient, von einer so schlechten Seele hintergangen zu werden. Ich weiß, daß du deinen Bedienten nichts zu leide thust: sondern so mit ihnen umgehest, wie du es vor Gott, deinem und unsrer aller Herrn, zu verantworten gedenkst. Glauben sie, lieber Papa, sagte der Kommissionsrath, daß es mir nicht sowohl um den Verlust zu thun ist: allein es kränkt mich, daß ich einen Menschen so viele Wohlthaten erzeigt habe, der sie so wenig verdient; Ich hätte sie einem würdigern geben können. Deine Denkungsart, antwortete Herr Nedlich, macht deinem Vater Ehre; allein bedenke nur, lieber Sohn: das kann auch dem allerklingsten widerfahren, daß er seine Wohlthaten an den unrecten Mann bringt. In diesem Falle,

Falle, glaube ich, wird Gott auf die redliche Absicht des Wohlthäters, nicht auf den Nutzen oder Schaden der Wohlthat sehen! Aber, sage mir, mein Sohn! wäre es nicht möglich, diesen Bösewicht einzuholen und ihn seinen Raub abzunehmen? Er kan doch noch nicht weit von hier seyn. Das glaube ich schwerlich, versetzte der Kommissionsrath. Der Niederträchtige hat bey seinem schlechten Herzen einen sehr feinen Verstand und ich traue es ihm zu, daß er seine Sache so listig angestellt hat, daß wir ihn wohl nicht würden entdecken können, wenn wir uns auch noch so viele Mühe gäben. Allein ich fürchte, ich fürchte, wenn er seine Beute wird zu Gelde machen wollen, dann wird er der Gerechtigkeit in die Hände fallen. Denn mein aangesilbergeschirr ist mit meinem oder Eölestinens Nahmen bezeichnet. Das sollte mir aber doch sehr nahe gehen! Gute Seele, sagte der rechtschaffene Alte; du machst mich stoff, daß ich dein Vater bin: aber glaubst du denn, daß ein Gemüth, das zu einer solchen Undankbarkeit fähig ist, nur noch das geringste Mitleiden verdient? Mitleiden, gab ihm sein Sohn zur Antwort, kann man wohl keinem Unglücklichen versagen: allein, das glaube ich selber, daß ein Gemüth, das zur Undankbarkeit fähig ist, zu allen rechtschaffenen Handlungen unfähig ist.

Herein,



Herein, rief Herr Redlich: denn es pochte jemand an der Thüre. Ein langer hagerer Mann, mit einer finstern Mine und einem Schwerdte an der Seite, riß sogleich die Thüre mit Ungestüm auf und sagte: Ihr Bedienter, Herr Kommissionsrath, ist im Arrest. Heute frühe hat er bei einem Goldschmiede Silberzeug verkaufen wollen, unter dem Vorwande, daß es ihnen nicht mehr anständig wäre, weil ihnen ihre gegenwärtige Frau Geliebste, (hier strich er gewaltig mit dem Fusse hinten aus) einen ganzen und neu-modischen Silberferwis zugebracht hätte: allein der Goldschmid, der kein dummer Teufel ist, hatte beg sich selber gedacht: Wenn der Herr Kommissionsrath seinen alten Silberferwis los seyn wollte, so würde er ihn wohl ganz und nicht stückweise verkaufen. Er sieht also ihren Bedienten starr in die Augen und fragt ihn, ob er auch die Wahrheit sagte? Ihr Bedienter: entfärbt sich und der Goldschmid merkt Unrath. Allein der schlaue Fuchs stellt sich, als ob er den ganzen Plunder kaufen wollte: unter der Hand aber schickte er nach der Wache. Ich gehe also mit meinen unterhabenden Leuten nach des Goldschmids Wohnung und so bald wir in die Stube traten, fieng ihr Bedienter jämmerlich an zu schreien. Ha ha, dachte ich, da giebt es gewiß was zu verdienen: denn wenn die Leute vor uns

und schreyen, so ist es immer ein gutes Zeichen. Der Goldschmid gab uns einen Wink und wir nahmen ihren Bedienten in Verwahr. Das habe ich ihnen nur pflichtschuldigst melden wollen und sollen. Wenn sie ihn sehen wollen, so soll er den Augenblick durch meine Leute hergebracht werden. Weder Herr Nedlich, noch sein Sohn, noch Cölestine waren, so lange der Gerichtsbediente redete, vor Schrecken und Verwunderung zu sich selbst gekommen. Sie standen alle drey, wie versteinert und wußten nicht, wie ihnen zu Muth war. Endlich that der Herr Kommissionsrath seinen Mund auf und sagte zum Gerichtsbedienten, indem er ihm ein gutes Trinkgeld in die Hand drückte: den Augenblick lasse er meinen Bedienten herkommen. Das hagere Gerippe machte sich mit einem tiefen Reverenze fort und klapperte mit seinem Degen die ganze Treppe hinunter.

Herr Nedlich hatte sich nun auch wieder erholt und sagte zu seinem Sohne: da sieht man, wie kurz das Glück eines Bösewichts ist. Kaum hat er den Streich vollführt, so ist er auch entdeckt. Aber, sage mir, lieber Sohn! was willst du denn mit deinem Bedienten anfangen? Sagen sie selbst, lieber Papa, antwortete der Kommissionsrath, was ich mit ihm anfangen soll. Meine Seele
ist

ist noch ganz in Verwirrung: ich bin nicht im Stande, einen vernünftigen Entschluß zu fassen. Wenn ich an deiner Stelle wäre, sagte Herr Niedlich, so gäbe ich ihm den Abschied. Der Mensch, der uns einmahl betrogen hat, laß uns auch das zweitemal betrügen. Ich wenigstens habe es immer so gehalten. Ich habe meine Leute auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie nicht nöthig gehabt haben mich zu betrügen. Dabey habe ich sie auf das ernstlichste zur Treue und Redlichkeit in ihrem Dienste vermahnt. Ich habe ihnen vorgestelt, sie würden wenig dabey gewinnen, wenn sie mir etwas heimlich entwendeten; allein dafür würden sie sich ein böses Gewissen, den Zorn Gottes und den Abscheu der Menschen auf den Hals laden. Habe ich sie dem allen ohngeachtet auf bösen Wegen ertappt, so habe ich sie auf der Stelle aus dem Dienste gejagt; und ich glaube, ich werde das einst bey Gott verantworten können. Wenigstens hat mir mein Gewissen die wenigen mahl, die ich es habe thun müssen, keine Vorwürfe gemacht: sonst weist du wohl, würde es nicht geschehen seyn. Doch es steht ganz allein bey dir, ob du deinen Bedienten fortiagen oder behalten willst. Ob ich ihm gleich seines schlechten Streiches wegen von Herzen gram bin, so glaube ich doch nicht, daß er unter die allerschlimmsten gehört. Sagte nicht

nicht der Gerichtsdienner, er wäre blaß geworden, als ihm der Goldschmied das erste-mahl recht starr in die Augen gesehen hätte? Verhärtete Bösewichter, mein Sohn! werden nicht so leicht blaß; sie entfärben sich nicht so leicht, wenn sie auch auf frischer That er-tappt werden; Tugend und Schaam und Gewissen sind bey ihnen zu gleicher Zeit ver-loschen. Dein Bedienter, mein Sohn! mag vielleicht erst ein Neuling im Laster seyn. Gott gebe es, sagte der Kommissionsrath, und kaum hatte er das Wort aus dem Munde, so war der vorige Gerichtsdienner mit dem Bedienten da. Der Gerichtsdienner wurde so gleich fortgeschickt und der Bediente mußte in das Zimmer treten. Unordnung und Ver-wirrung saß in seiner Mine; seine Augen schweiften schüchtern umher, bald auf seinen Herrn, bald auf seine Frau, bald auf Herrn Redlichen. Der Kommissionsrath blieb noch lange Zeit unentschlossen, was er vornehmen sollte. Endlich stand er mit einer ernsthaften Mine, die im Stande war, jedes schlafende Gewissen aufzuwecken, von seinem Stuhle auf und sagte zu seinem Bedienten: Niederträch-tiger! wie konntest du es über das Herz brin-gen, deinen Herrn so zu hintergehen? Was habe ich dir zu Leide gethan, daß du so mit mir verfährest? Was bewog dich, die nieder-trächtige Rolle eines Diebes zu spielen? Hat



es dir an etwas gefehlt, warum hast du es mir nicht gesagt? Ich dachte du solltest es wissen, daß ich niemanden eine Bitte abschlage, wenn sie irgend in meinem Vermögen steht. Was bewog dich also, mein Vertrauen gegen dich dergestalt zu misbrauchen? Gesehn, du hättest deinen Raub in Sicherheit gebracht, wärest du wohl glücklicher geworden, als du es bey mir wärest? Glaubest du denn, daß dich dein Gewissen niemals an deinem dich liebenden betrogenen Herrn würde erinnert haben? Hier floß eine Thräne aus dem Augen des Bedienten und der Kommissionsrath hielt einen Augenblick innen. Er gieng an sein Schreibepult und langte eine Geldbörse hervor, die er dem Bedienten gab. Hier, sagte er, hast du etwas, damit du in der Zukunft nicht mehr nöthig hast, redliche Herrschaften zu hintergehen. Von dem Augenblicke an bist du deines Dienstes entlassen. Die neue Livree, die du gestern das erstemahl angehabt hast, bleibt dein. Nun gehe und suche dir einen bessern Herrn, als ich gegen dich gewesen bin. Bis zu diesem Augenblicke hatte der Bediente nur ein unruhiges ängstliches Wesen gezeigt: nunmehr aber brach ein ganzer Strom von Thränen aus seinen Augen hervor und er sieng so heftig an zu schluchzen, daß der alte Herr Redlich sein Schnupstuch hervorziehen mußte, um seine mitleidigen Thränen

nen zu verbergen. O ich abscheulicher Bösewicht, sagte der Bediente, was habe ich gethan? Wie habe ich mich an meinem großmüthigen Herrn versündigt? Doch ich bin nicht werth, noch einen Augenblick vor Ihren Augen zu stehen: Ich will gehen, um mich meiner Verzweiflung zu überlassen. Unglücklicher, rief ihm der Kommissionsrath zu, was willst du thun? Birst du etwann durch Verzweiflung dein Verbrechen wieder gut machen? Willst du durch einen Selbstmord deinen beleidigten Herrn auch vollends tödten? O mein großmüthiger Herr, stotterte der Bediente, der immer stärker zu heulen anfieng: Warum sprechen sie so gütig mit mir, dem undankbarsten Bösewichte? Ich bin ihres Mitleidens nicht werth; Ich bin werth, daß die Erde ihren Rachen aufthut und mich verschlingt. Fluchen sie mir! Nein, sagte der Kommissionsrath, ich kann dir nicht fluchen: aber beten will ich für dich, daß dich Gott auf bessere Wege bringt. Ich habe dir alles vergeben: und wenn deine Reue aufrichtig ist, so wird dir auch Gott vergeben. Dem alten Herrn Redlich funkelten die Augen vor Freuden, da er seinen Sohn so sprechen hörte: und der Bediente fiel vor seinem Herrn auf die Knie nieder. Mein, schrie er: Sie können mir nicht vergeben; Gott auch nicht; Ich bin ein Ungeheuer; Alles muß mich verabscheuen.

Verg. Redlichs 4. Tb. E



scheuen. O, wenn sie mir vergeben könnten! Doch nein — ich muß fort — Ich muß. — Er stand wütend auf und griff wie unsinnig nach der Thür. Den Augenblick kehrte er wieder um und stürzte sich nochmals auf die Knie. Aber, schrie er, darf ich denn nicht zuvor von ihnen Abschied nehmen? Er sprang wieder auf, und rief: Nein, Nein, Nein! Ich muß fort! — Ich muß fort. Er gieng wirklich weg und der Kommissionsrath klinkte. Johann trat in das Zimmer und der Kommissionsrath sagte zu ihm: Höre, Johann, du bist ein vernünftiger Mensch. Thue mir den Gefallen und laß den Augenblick meinen Bedienten nach. Laß ihn nicht aus den Augen! Folge ihm, Schritt vor Schritt; Rede mit ihm und sprich ihm Trost zu. Ich habe ihm hundert Thaler gegeben; Frage ihn, ob er noch mehr braucht: Er soll es haben. Geh, laß. Johann flog fort und Herr Redlich zog seinen Sohn zu sich auf den Sopha nieder und setzte ihn zwischen sich und Cölestine. Nun, mein liebster Sohn, sagte er, nun ruhe dich einen Augenblick aus. Deine Seele ist sehr in Bewegung gewesen: Sie hat viel gelitten.

Der Kommissionsrath war wirklich in einer Betäubung, die einer Ohnmacht ähnlich war. Cölestine merkte es zuerst und fiel ihrem Manne mit der größten Hitze um den Hals.

Hals. O mein theuerster Geliebter! sagte sie, und die Thränen ergossen sich häufig über ihre Wangen, was ist dir? Was fehlt dir? O ich Unglückliche! Wie traurig ist der Anfang meines Ehestandes. Der Kommissionsrath erwachte, wie aus einem tiefen Schläfe und da er sich in den Armen seiner Cölestine sahe, so sagte er: O meine unaussprechlich geliebte Gattin! Wie viel hast du heute gelitten: und ich bin an allem Schuld. Wirfst du es mir wohl vergeben? Ich dir vergeben? sagte Cölestine. O wie unschätzbar bist du mir durch diese traurige Geschichte geworden! Wie glücklich werde ich bey einem Manne seyn, der ein so edles, großmüthiges Herz besitzt. Ja, das besitzt er, rief Herr Nedlich: er denkt großmüthiger, als ich: Wer weiß hätte ich dem Bedienten hundert Thaler gegeben! O ich bitte sie, lieber Papa! sagte der Kommissionsrath, verschonen sie mich mit einem Lobe, das sie mir auf ihre eignen Kosten ertheilen. Wenn ich in einige gute Eigenschaften besitze, so habe ich sie einzig und allein ihnen zu verdanken. Von ihnen habe ich gelernt, wie ein Herr mit einem Bedienten verfahren muß: und wenn ich heute meine Pflicht gethan habe, so ist es bloß eine Frucht ihres vortreflichen Unterrichts und ihres rühmlichen Beyspieles. Laß dich umarmen, mein Sohn! sagte Herr Nedlich. Gott segne dich und

und deine Cölestine. Aber, Kinder, fuhr er fort, wenn wir nicht einmal aufhören wollen, von der unglücklichen Begebenheit zu sprechen, so werden sich unsre Seelen ordentlich abnützen. Eine tugendhafte Traurigkeit, wie unsre heutige gewesen ist, ist eine wahre Arznei für die Seele: allein sie greift auch sehr stark an und ich fühle eine ordentliche Mattigkeit an allen meinen Kräften.

Laßt uns doch einmahl von gleichgültigen Dingen sprechen. Gehe mir, mein Sohn! wo willst du gleich einen andern Bedienten hernehmen? Ich bin deswegen in grosser Verlegenheit, gab der Kommissionrath zur Antwort. Der heutige Streich hat mich so schüchtern und mißtrauisch gemacht, daß ich fast alle Hoffnung aufgebe, einen redlichen Menschen in meine Dienste zu bekommen. Haben sie nicht bemerkt, lieber Papa, was mein Betrüger für eine vortheilhafte Mine hatte? Hätten sie ihn nicht selber auf Treu und Glauben angenommen? und doch -- Höre, mein Sohn! unterbrach ihn Herr Redlich: Ich habe einen Anschlag im Kopfe. Ich habe dir schon gesagt, daß ich morgen abreisen will: nun will ich dir auch die Ursache davon entdecken. Mein Lucius hat mir geschrieben, es wäre ein fremder Mensch auf meinem Gute angekommen, der sich bei mir als Bedienter vermiethen will. Der Beschrei-
bung



bung nach ist das ein Mensch von nicht gemeinem Schlage und mein Herz verspricht sich im voraus viel Gutes von ihm. Kurz, ich habe mir vorgenommen, ihn selber in Augenschein zu nehmen und du bist ein viel zu gutes Kind, als daß du dich meiner Abreise widersetzen solltest, die bloß deswegen geschieht, um vielleicht einem rechtschaffenen Menschen nützlich zu seyn. Nun kann es seyn, daß der Fremde nicht der ist, der er zu seyn scheint und daß ich ihn nicht in meine Dienste nehme: allein das thut nichts zur Sache. Habe ich doch den ehrlichen Lucius und der ist für mich Dieners genug. Willst du also wohl meinen Johann zu deinem Bedienten haben? Daß er ein verständiger und ehrlicher Mensch ist, brauche ich dir nicht zu sagen: das weißt du so gut, wie ich. Freylich wird es mir ein wenig bange thun, ihn zu verliehren: aber was wolte ich nicht meinem Sohne und meiner Edlestine zu gefallen thun? Kurz, ich gebe dir die Hand darauf, du sollst ihn haben. Mein verehrungswürdiger Papa, sagte der Kommissionsrath, indem er seinem Vater zärtlich die Hand küßte, womit habe ich doch so viele Güte verdient? Nein, das kann ich unmöglich zugeben. Es würde gottlos von mir seyn, wenn ich ihnen ihren redlichen Johann rauben wollte. Sie brauchen in ihrem Alter Pflege und Wartung --



Schweig, fiel ihm der redliche Alte ins Wort. Ich habe dir ja schon gesagt, daß ich den Lucius für mich behalte. Der wird mich schon pflegen und warten: denn, das glaube mir nur, an Ehrlichkeit und Treue giebt er Johann nichts nach, ob er gleich nicht so verständig ist. Aber bedenken sie nur, lieber Papa, sagte Celestine, wie dem armen Johann zu Muthe seyn wird, wenn er hört, daß sie ihm den Abschied geben wollen. Das ist meine Sorge, erwiderte Herr Redlich; ich will ihn schon zu trösten wissen. Bleibt er doch immer in meiner Familie, wenn gleich nicht in meinem Hause: und bey ihnen hat er es gewiß eben so gut, als bey mir. In diesem Augenblicke kam Johann zurück und alles war neugierig zu hören, wie es mit dem fremden Bedienten abgelaufen wäre.

Fünftes Kapitel.

Ein Intermezzo.

Nun, wird der Leser denken, soll der gute Johann gleich mit seiner Erzählung losplätzen: allein daraus kann noch nichts werden. Der arme Schelm hat sich so müde geredt und gesonken und gesorgt, daß es unchristlich von mir seyn würde, wenn ich ihn nicht



nicht erst ein wenig wollte ausruhen lassen. Ich dachte also, ich plauderte unterdessen ein wenig mit meinen Lesern. Mancher unter ihnen wird sich vielleicht nicht wenig wundern, warum Edlestinens Vater und Herr Förster und die Frau Försterin gar nicht zum Vorschein kommen: und mancher, der an meiner Stelle wäre, würde vielleicht durch diese Frage verwirrt gemacht werden. Allein mich beunruhigt sie nicht einen Augenblick. Ich könnte überhaupt darauf antworten, daß es mit einer Geschichte eben so ist, wie mit einer Komödie.

In einer Komödie treten Personen auf das Theater, ohne daß der Zuschauer weiß, warum? Andre gehen fort, da sie doch von Rechtswegen hätten da bleiben sollen. Noch andre machen es, wie gewisse Firsterne: Einen Augenblick lassen sie sich sehen und wenn man nach dem Fernglase greift, um sie recht genau zu betrachten, so sind sie weg. So geht es auch mit einer Geschichte. Ein Geschichtschreiber rauft eine Menge Personen zusammen, die er miteinander reden und handeln läßt. Nun können sie doch nicht alle auf einmal reden und handeln: denn das würde eine greuliche Verwirrung in dem Gehirne des Geschichtschreibers anrichten. Es kommen also nur immer einige auf das Tapet: die übrigen mögen sehen, wo sie bleiben. Will
E 4 der



Der Leser wissen, wo sie geblieben sind, so mag er sie selbst auffuchen: das geht den Geschichtschreiber nichts an. Ich dächte, das wäre eine ganz gründliche Antwort auf die Frage, die ich dem Leser in den Mund gelegt habe. Allein das ist immer noch nichts! Wenn ich Lust hätte, so könnte ich auf die gedachte Frage noch besser antworten. Eöleslinens Vater, zum Exempel, ist doch, wie bekannt in Ost- und West-Indien gewesen. Könnte ich nun nicht sagen, er säße auf seinem Zimmer und laute Taback, und weil er befürchtete, man möchte es riechen, so ließe er sich nicht sehen? Könnte nicht Herr Förster auf der gestrigen Hochzeit sich ein Räuschgen getrunken haben, den er ist noch nicht ausgeschlafen hätte? Könnte nicht die Frau Förstern von dem gestrigen Tanzen so müde seyn, daß sie zu ihrer gewöhnlichen Schlafzeit von 10. Stunden noch ein paar zugäbe? Dagegen dünkt mich, ließe sich doch wohl nichts einwenden. Allein ich erkläre mich hiermit einmahl für allemahl, daß ich dem Leser auf keine Frage, sie habe Rahmen, wie sie wolle, die ihm etwann bey Lesung meiner Geschichte einfallen möchte, antworten werde. Das wäre eine schöne Sache, wenn man einen Autor Schritt vor Schritt verfolgen und ihn von Seite zu Seite fragen könnte: Warum hast du das so geschrieben? Warum nicht anders? Wäre es vollends

ein Gesetz, daß der Autor auf eine iede dieser Fragen eine deutliche und vernünftige Antwort geben müßt.: O wie manches Buch würde ungeschrieben bleiben! O du armer Herr Redlich! Wo bliebe alsdenn deine ganze Geschichte?

Sechstes Kapitel.

Johann erzählt.

Raum war Johann in das Haus getreten, so wurde er sogleich zu seiner Herrschaft gerufen. Nun, rief ihm Herr Redlich entgegen, bist du ein Rote des Glücks oder des Unglücks? Da, setze dich nieder und erzähle. Ein anderer, als Johann, würde vielleicht grosse Augen gemacht haben, wenn ihm sein Herr die hohe Erlaubniß gäbe, sich in seinem Zimmer niederzulassen: allein Johann war das schon gewohnt. Seit dem er bey Herr Redlichen in Diensten war, hatte er öfter neben seinem Herrn gesessen, als hinter ihm gestanden: doch dieses nur beyläufig. Johann setzte sich also ohne Komplimente nieder und fieng folgendergestalt an zu erzählen:

Ich gieng, wie mir der Herr Kommissionsrath befohlen hatte, seinem Bedienten auf dem Fusse nach. Er lief mit grossen Schritten vor mir hin, ohne sich weder rechts noch links um-



zusehen. Er hatte seinen Huth tief in die Augen gedrückt und murmelte von Zeit zu Zeit einige Worte in den Bart, von denen ich aber weiter nichts verstehen konnte, als: verdammte Bestie! — Es kann nicht anders seyn. Am Ende der Strasse war ein Weinhaus. In dieses gieng er hinein und ich blieb vor dem Fenster stehen. Er forderte mit troziger Stimme ein Glas Wein, stürzte es geschwind in die Gurgel, warf das Geld auf den Tisch und gieng ungestüm fort. Er sahe mich nicht, ob er gleich dicht vor mir vorbeystiegieng und nahm seinen Weg nach dem Stadthore zu. Einigemahl blieb er stehen, als ob er sich besänne; dann aber lief er mit noch geschwindern Schritten zur Stadt hinaus und gerade nach dem Flusse. Ich war nur einige Schritte hinter ihm, so daß ich ihm auf einen Sprung ergreifen konnte. Er warf sich an das Ufer nieder, zog einen Geldbeutel hervor und sieng mit verzweifelnder Stimme folgendergestalt zu reden an:

Das ist also die Strafe, die mir mein großmüthiger Herr zufügte! O hätte er mich mit Flüchen überhäuft, mich der Gerechtigkeit übergeben — so — ja so wolte ich ruhig seyn; aber Wohlthaten, Wohlthaten — O ich verruchter Bösewicht! wie habe ich meinen Herrn so grausam hintergehen können — Er wil für mich beten — Aber Gott kann ihn nicht erlö-

erhören — Ich bin ein Kind der Hölle — Ich bin verdammt — O Gewissen, o Gewissen! wie quälst du mich — Mein das ist nicht auszusuchen — Ich muß meinem Leben ein Ende machen. Er sprang auf und machte sich gefaßt, in den Fluß herabzuspringen; allein den Augenblick lief ich hinzu und hielt ihn bey dem Arme. Mein lieber Freund, sagte ich mit lieblosender Stimme zu ihm, was hat er vor? O kehre er mit mir von einem so gefährlichen Orte zurück. Was willst du? rief er mit fürchterlicher Stimme aus. Wer bist du? Ich bin sein Freund, gab ich zur Antwort und will ihn von seinem Unglücke retten. Mich retten? sagte er. Mich kann niemand retten, weder Gott noch Menschen. Ich bin verlohren, ewig verlohren. O mein Freund, gab ich ihm zur Antwort und suchte ihn allmählich vom Ufer zu entfernen, besinne er sich doch! Was hat er denn gethan? Ich, sagte er, Ich? Ich habe meinen Herrn bestohlen, ich bin ihm entlaufen und er hat mir nichts als gutes erwiesen. Das hätte er freylich nicht thun sollen, gab ich ihm zur Antwort. Ich habe auch einen guten Herrn: aber Gott weiß, ich habe ihn so lange ich bey ihm bin, nicht um einen Pfennig betrogen und will es auch gewiß nicht thun. Wo ich mich nicht irre, mein Freund! ist er verführt worden — Ja, sagte er. Mein —
Doch



Doch ja, ich bin verführt worden von dem Glanze des verdammten Silbers. Ich glaube ein böser Geist stand hinter mir und flüsterte mir in die Ohren: Nimm es! Nimm es! und ich Bösewicht nahm es und wollte es verkaufen und da wurde ich auf der Stelle ertappt und vor meinen Herrn gebracht. O das hättest du sehen sollen! wie gütig mir mein Herr begnnete! Ich hätte vor Schmerz zerspringen mögen. Höre nur! Er gab mir den Beutel, den du hier siehst: Das, das bringt mich in Verzweiflung. Er ist also wohl nicht mehr bey seinem Herrn in Diensten? fragte ich ihn. Nein, antwortete er. Er gab mir diesen Beutel und sagte zu mir: Geh, und suche dir einen bessern Herrn, als ich bin - O wie fuhren mir diese Worte durch Mark und Bein. Höre er nur, mein Freund! fuhr ich fort: Was geschehen ist, ist geschehen. Seine Verzweiflung kann ihm weiter nichts helfen. Wenn er meinem Rathe folgen will, so unterlasse er künftighin dergleichen Streiche und führe er sich klüger und vernünftiger auf, so ist alles vergessen bey Gott und bey Menschen. Nein, Nein, sagte er, ich weiß es schon, was für Schande auf mich wartet. Die Kinder werden mit Fingern auf mich zeigen und sagen! Das ist er! Das ist er, der seinen braven Herrn bestohlen hat. Der Dieb! Der Bösewicht!

Meine

Meine Cameraden werden für mich fliehen, wie für einer Schlange. Keine Herrschaft wird mich mehr in ihre Dienste nehmen. O ich Bösewicht! Mache er sich doch nicht so fürchterliche Vorstellungen, gab ich ihm zur Antwort. So viel ich weiß, ist sein Diebstahl bis ist noch weiter niemanden bekannt, als seiner Herrschaft, meinem Herrn und dem Goldschmiede? Und wenn er mir versprechen will, wieder mit zurück in die Stadt zu gehen, so gebe ich ihm die Hand darauf, es soll es weiter keine lebendige Seele erfahren. Will er? Er gab mir zitternd die Hand: zog sie aber gleich wieder zurück und sagte: Aber wo soll ich hin? Ich habe keine Herrschaft. Das wird sich alles geben, sprach ich. Wenn sein Herr erfährt, daß er sich gebissen hat, so nimmt er sich seiner gewiß wieder an. Aber höre er nur: Ich will ihm, als ein guter Freund einen Vorschlag thun. Geld hat er. Ich dachte also, er miethete sich vor der Hand ein Zimmer: aber nicht in einem Gasthose; da ist es für ihn zu unruhig. Lieber in einem kleinen Bürgerhause, wo es süßsam und ordentlich zugehet. Hier halte er sich einige Zeit auf und suche er in seinem Gemüthe Ruhe. Bitte er Gott seines begangenen Fehlers wegen um Vergebung und führe er sich in seiner Einsamkeit still und ordentlich auf. Sein Herr wird sich gewiß nach ihm erkundigen und wenn

wenn er erfährt, daß er wieder ein ordentlicher Mensch geworden ist, so wird er auch für ihn sorgen. Bey diesen Worten, stieg der Bediente heftig zu weinen an und konnte einige Zeit kein Wort aufbringen. Endlich fiel er mir um den Hals und sagte: Du bist mein Schutzengel – Ja, Ja, Gott hat dich abgeschickt, um mich Verführten wieder zu retten zu bringen. Ich will dir in allen folgen. Ich will wieder mit in die Stadt gehen und was du mir sagen wirst, will ich thun. Wer war froher, als ich! Ich führte ihn, wie im Triumpf in die Stadt zurück und begab mich mit ihm zu einem Bürger, von dem ich wußte, daß er ein ehrlicher Mann war. Auf meine Bitte ließ er sich bewegen, dem Bedienten ein kleines artiges Zimmer einzuräumen, welches er sogleich auf einen Monath im Voraus bezahlte. Ich gab ihm noch allerhand gute Lehren, so gut sie mir mein Herz eingab; und da ich eben Vellerts Oden und Lieder bey mir hatte, welches, wie mein Herr weiß, jederzeit mein Leibbuch gewesen ist, so machte ich ihm ein Präsent damit und sagte zu ihm: Hier, mein Freund, hat er ein kleines Andenken von mir. Lese er es fleißig durch, so wird er gewiß in seiner Seele ruhig werden. Besonders empfehle ich ihm die Ode wider den Geiz. Lese er sie nur recht bedachtsam durch, so wird es ihm in seinem Leben nicht wieder einfallen, nach

nach unrechtmäßigem Gelde und Gute zu
 trachten. Nunmehr machte ich Anstalt, von
 ihm Abschied zu nehmen, weil, wie ich sagte,
 mein Herr morgen auf sein Guth zurückrei-
 sen würde: allein er erschrock darüber so hef-
 tig, daß ich es ihnen nicht sagen kann und
 die Thränen liefen wieder haufenweise über
 seine Wangen. Du willst mich verlassen?
 schrie er. Mein Schutengel will mich verlas-
 sen? O was wird aus mir werden! Kum-
 mer und Gram werden mich unter die Erde
 bringen, wo ich nicht einen Freund habe, der
 mir Trost zuspricht. O verlaß mich nicht,
 mein Schutengel! Verlaß mich nicht: sonst
 hast du mich vergebens gerettet. Ich drückte
 ihn in meine Arme und suchte ihm, so gut ich
 konnte, Trost einzusprechen: aber es wollte
 alles nichts helfen. Er blieb dabei, wenn ich
 ihn verliesse, so müßte er verzweifeln; er müßte
 vor Gram sterben. Endlich kam ich auf den
 Einfall, ihn zu überreden, mein Herr könnte
 sich vielleicht anders besonnen haben; Ich
 wollte auf den Nachmittag zu ihm kommen
 und ihm Antwort bringen. Dadurch brachte
 ich ihn dahin, daß er mich mit ziemlich ru-
 higem Gesichte von sich ließ. Als ich schon
 zum Hause hinaus war, rief er mich wieder
 zurück und ich konnte leicht errathen, was er
 noch auf dem Herzen hatte. „Sprich nur
 zu meinem Herrn, meinem gewesenen Herrn,
 wollte



„Ste ich sagen – sprich nur zu ihm – doch
ich es wohl wagen, dem besten unter al-
len Herren was sagen zu lassen? – Nein, nein,
ich muß schweigen. Er muß an seinen un-
würdigen Diener nicht mehr denken. Sage
ihm ja kein Wort von mir: Er würde sich
nur von neuem kränken.“ So sey doch ein-
mahl ruhig, gab ich ihm zur Antwort; das
will ich schon machen. Denke nur an die
Lehren, die ich dir gegeben und an das Buch,
das ich dir geschenkt habe: das übrige ist mei-
ne Sache. Ich umarmte ihn noch einmahl
und lief, was ich konnte, um ihnen von die-
ser glücklichen Begebenheit Nachricht zu brin-
gen. Ich würde schon eher gekommen seyn:
allein weil ich Gellerts Oden und Lieder weg-
gegeben hatte, und weil ich das Buch nicht
einen Augenblick entbehren kann, so gieng ich
in den Buchladen und kaufte mir ein ander
Exemplar. Indem ich darinn blättere,
so fällt mir von ohngefähr der Vers in
die Augen:

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Selger zu:
Heil sey dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott! wie muß das Glück erfreuen,
Der Retter einer Seele seyn.

Ich

Ich warf dem Buchhändler geschwind
 seine acht Groschen hin, um ihm die Thränen
 zu verbergen, die mir in die Augen traten.
 Ich fühlte in meiner Seele eine unbeschreib-
 liche Wollust und ich fühle sie noch auf das
 lebhafteste. Gott sey Dank, daß er mich zum
 Werkzeuge gebraucht hat, einem Menschen
 das Leben zu retten! Und ihnen, mein wür-
 diger Herr Kommissionsrath, werde ich es nie
 vergessen, daß sie mich zu einer glücklichen
 Stunde ihrem Bedienten nachgeschickt haben.
 Die ganze Gesellschaft, und die bestand, wo
 ich mich nicht irre, aus Herr Redlichen, sei-
 nem Sohne und Cölestinen, wünschte dem gu-
 ten Johann wechselsweise Glück. Herr Red-
 lich rief ihn zu sich. Komm her, sagte er,
 und umarme mich. Dein redliches Herz
 macht dich des größten Glücks würdig, und
 wenn dich diese Welt nicht nach Verdiensten
 belohnt, so wird es jene Welt thun. Der
 Kommissionsrath folgte dem Beispiele seines
 Vaters, und umarmte Johann auf das
 freundschaftlichste. Cölestine reichte ihm ihre
 Hand, die Johann so ehrerbietig küßte,

Wie ein junger Herr: doch mit dem Unterscheid,
 er hatte mehr Schamhaftigkeit.

Kurz, die Scene, die sich den Morgen
 so traurig anfieng, endigte sich gegen Mittag
 auf die vergnügteste Art von der Welt. Jo-
 hann



hann ward mit Geschenken überhäuft; wiewohl er sich daraus lange nicht so viel machte, als aus der Gütigkeit und Wohlgeogenheit, die ihm die ganze Redlichsche Familie bezeugte.

Siebendes Kapitel.

Selbstlob.

Nun frage ich alle meine Leser auf ihr christliches Gewissen, ob sie mir nicht das Zeugniß geben müssen, daß ich den schönsten Anfaß von der Welt habe, ein recht fruchtbarer Schriftsteller zu werden? Das dritte, vierte, fünfte und sechste Kapitel enthält eine Geschichte von nicht mehr, als dritthalb Stunden: denn Herr Redlich stand um 7. Uhr auf und izt ist es nach meiner schriftstellerischen Uhr nicht höher, als halb 10. Uhr. Sollte der gute Mann noch lange am Leben bleiben, wie es ihm seine ganze Familie wünscht; und sollten alle Stunden seines Lebens so fruchtbar an Begebenheiten seyn, wie die heutigen: dann nehmt euch nur immer in acht, ihr Herren Buchdrucker! daß eure Pressen nicht in Brand gerathen. Was für ein Chaos von Begebenheiten liegt noch unentwickelt vor mir? Johann weiß es noch nicht, daß er bey dem Herrn Kommissionsrath bleiben soll: des Kommissions-

raths Bedienter will in seinem kleinen Zimmer noch immer verzweifeln: Morgen geht Herr Redlich mit Extrapost ab, und die verzweifeltsten Posten — Der Leser wird sich noch aus dem vorhergehenden Theile zu erinnern wissen, was da immer für Mordgeschichten vorgehen: Raun ist Herr Redlich auf seinem Gute angelangt, so fängt der fremde Bediente an zu erzählen, und der erzählt gewiß, wo nicht ganze Wochen, doch wenigstens ganze Tage lang: Hinterher kommt auch das Ende von des ehrlichen Johannes Geschichte: Drauf macht Herr Redlich sein Testament — O dankt es mir, liebe Leser! daß ich ein gut Theil deroerzählenden Personen, die in den vorhergehenden Theilen dieser Geschichte aufgetreten sind, aus dem Wege geschafft habe. In der That, sie hätten euch das Gehirn verrückt.

Achtes Kapitel.

Die Maschine fängt sich wieder an zu drehen.

Johann war noch immer in dem Zimmer bey seiner Herrschaft und Herr Redlich war immer im Begriffe, mit ihm wegen seines Abschiedes zu sprechen: allein der gute Mann konnte gar nicht zum Worte kommen. Er gab seinem Sohne einen Wink, der so



viel sagen wollte: Rede: du an meiner Statt!
 Ich habe nicht Muth gekung. Der Kom-
 missionsrath verstand ihn und redete Johan-
 nen folgendergestalt an: Nicht wahr, du be-
 dauerst mich, daß ich auf eine so unrühmliche
 Art um meinen Bedienten gekommen bin?
 Von ganzem Herzen, antwortete Johann:
 und ich wünsche nichts mehr, als daß ihnen
 sein Verlust durch einen rechtschaffenern Men-
 schen, als er war, mag ersetzt werden. Ich
 danke dir für deinen guten Wunsch, sagte der
 Kommissionsrath: allein ich würde dir noch
 mehr danken, wenn du ihn in Erfüllung bräch-
 test. Was meinen sie damit, fragte Johann,
 soll ich etwann fortfahren, ihren gewesenen
 Bedienten von Zeit zu Zeit zu besuchen und
 ihn unter göttlichem Verstande auf bessere
 Wege bringen? Wollen sie ihn hernach wie-
 der in ihre Dienste nehmen? In diesem Falle
 dürfen sie nur befehlen und mein lieber Herr
 wird gewiß seine Einwilligung dazu geben,
 daß ich mich so lange bey ihnen aufhalten
 darf, bis sichere Hofnung da ist, daß der ver-
 irrte sich bekehrt hat. Ich zweifele nicht,
 seine Reue war in der That ernstlich. Nein,
 mein lieber Johann, erwiederte der Kommis-
 sionsrath, das war nicht eigentlich meine Mei-
 nung. Ich wünsche zwar von ganzer Seele,
 daß mein Bösewicht wieder auf gute Wege
 kommen mag; Ich wünsche auch, daß du

das

das Werkzeug dazu seyn magst: allein wenn er sich auch bessert, so wird er doch niemehr wieder in meine Dienste kommen. Ueberlege selbst, würde nicht der Anblick seiner beleidigten Herrschaft beständig seine alte Wunde wieder aufreissen? Würde er mir wohl jemals unerschrecken unter die Augen sehen können? Würde ihm nicht mein Haus zu dem traurigsten Aufenthalte von der Welt werden? Nein! In Ewigkeit will ich das nicht zugeben. Wird er wieder gut, so will ich ihn schon wieder bei einer braven Herrschaft unterbringen: Ehrliche Bediente braucht man allenthalben: allein mein Bedienter soll er nie wieder werden. So weiß ich in der That nicht, sagte Johann mit einiger Verwunderung, was sie meinen. Du könntest es leicht errathen, erwiederte der Kommissionsrath, wenn du nur wolltest. Geseht nun, ich wünschte dich zu meinem Bedienten: was würdest du sagen? Johann gerieth über diese Frage einigermassen in Verwirrung: aber nach einem kleinen Stillschweigen antwortete er: Ich würde sagen, daß sie mir die größte Ehre erzeigten, mich in ihre Dienste nehmen zu wollen, und daß ich ohne Bedenken den Vorschlag annehmen würde, wenn ich nicht den besten Mann auf der Welt zu meinem Herrn hätte. Aber, fiel ihm der Kommissionsrath ins Wort, wenn dich nun dieser beste



Mann auf der Welt mir abträte? Sollten sie das wohl, sagte Johann zu dem alten Herrn Redlich mit einem traurigen Tone? sollten sie ihren Johann wohl satt haben? O, rief Herr Redlich aus, zerreiß mir das Herz nicht mit dergleichen Fragen. Du siehst es selber, daß mein Sohn bey seinen Umständen einen Bedienten und zwar einen treuen und verständigen Bedienten haben muß. Wen konnte ich ihm anders vorschlagen, als dich? Bin ich nicht Vater? Muß ich nicht für die Wohlfahrt meiner Kinder sorgen? Das glaube mir nur, daß ich dich sonst an keinen Menschen auf der Welt abtreten würde und wenn es ein König wäre. Gottlob, sagte Johann, nun bin ich zufrieden, da sie mich nur nicht aus Ueberdruß fortschicken. Der Abschied von ihnen wird mich zwar manche Thräne kosten — Guter Narr, fiel ihm Herr Redlich ins Wort, denkst du denn, daß es mir besser gehen wird? Denkst du denn, daß du mich viel lieber hast, als ich dich? Aber höre nur: wir wollen nicht ordentlich von einander Abschied nehmen. Denke nur, ich reiste einmal weg und ich liesse dich auf meinem Gute haushalten. Kannst du mich doch einmahl besuchen, wenn du abkommen kannst: und schreiben mußt du mir ohnedem. Ich muß wissen, was es mit dem Bedienten vor ein Ende nehmen wird: und deine Ge-
schichte

schichte mußt du mir auch vollends schreiben.
Merke dirs nur, du bliebest bey deiner Heg-
rath stehen! Aber, mein lieber verehrungs-
würdiger Herr! sagte Johann, wie soll ich
ihnen für ihre unaussprechlichen Wohlthaten —
Halt das Maul mit deinen Wohlthaten, fiel
ihm Herr Redlich in das Wort: sonst will
ich dich mit meinen Danksayungen so quälen,
daß du gewiß die deinigen vergessen sollst.
Vors erste danke ich dir für die Freue und
Redlichkeit, die du die ganze Zeit deines
Dienstes gegen mich bewiesen hast. Vors
zweite danke ich dir, daß du mit den
Schwachheiten meines Alters eben so grosse
Geduld gehabt hast, als wärest du mein
leibliches Kind gewesen. Vors dritte danke
ich dir für die vergnügten Stunden und die
sind unzählig, die du mir durch dein unschul-
diges und tugendhaftes Gespräch gemacht
hast. Vors vierte — O ich bitte sie in-
ständig, rief Johann mit thränenden Augen,
quälen sie ihren guten Johann nicht so. Ich
habe weiter nichts gethan, als meine Schul-
digkeit; Hätte ich weniger gethan, wäre ich
ein Bösewicht: Allein Sie, mein lieber Herr,
haben mich nicht wie Ihren Bedienten, son-
dern wie Ihr Kind gehalten. Von Ihrer
milden Hand habe ich so viel erhalten, daß
ich einmahl meine alten Tage — Du willst
also nicht schweigen? fiel ihm Herr Redlich



Ins Wort, Gut, so fange ich wieder an. Also vors vierte — Ja, Ja, rief Johann aus: Ich will gern schweigen. Sie sind ein Engel, den ich mit der tiefsten Verehrung verehere,

Neuntes Kapitel:

Man hat auch einen Magen.

Aber Kinder, sieng Herr Redlich an, mich hungert: Ich dachte, ihr machtet ohnmaßgeßlich Anstalt zum Mittagsbrodte. Das soll den Augenblick geschehen, sagte Edlestine, ich will gleich auf meines Vaters Zimmer gehen und es ihm sagen. Der Herr und die Frau Förstern sollen auch den Augenblick gerufen werden. So ungern ich es also auch sehe, daß Herr Förster mit seiner gesprächigen Ehehelfte wieder auf das Tapet kommt; so muß ich es doch geschehen lassen. Edlestine will es haben: wer wollte sich dieser schönen Frau widersetzen? Kaum war die Frau Förstern mit ihrem Manne zur Thür herein getreten, so war es, als wenn ein Rad an einer Maschine losgieng, oder als wenn die Kette an einer Uhr zersprungen ist, und dann alle Räder mit der größten Schnelligkeit vollends ablaufen. Erst schüttete sie einen Sack voll gewöhnlicher Komplimente aus:

aus; Dann folgten ein halb Duzend mehr, als freundschaftliche Scherze über die Brautnacht, wobey sie nicht unterlassen konnte, mit Seufzen an die ihrige zu denken; Dann kam die Kondolenz wegen des entlaufenen Bedienten und unmittelbar darauf die Gratulation, daß ihn der Herr Kommissionsrath so glücklich wieder entsetzt hätte. Sie würde noch mehr gesagt haben, wenn sie nicht ihr Mann ganz freundschaftlich auf die Seite geschoben hätte, um auch einmahl sein Kompliment zu machen: allein das verrückte nur die Lage ihres Körpers, nicht ihrer Zunge. Sie eilte, was sie konnte, nach dem Sopha und nun ergoß sich der Strom ihrer Beredsamkeit von neuem. Das ist doch infames Geschmeiß, das Gesinde! sagte sie. Es stiehlt, wie die Raben, und ich glaube, wenn man ihm die Finger abschnitte, so würde es mit den Zehen zugreifen. Ich hatte einmahl eine Magd. Ich habe ihr alles Liebes und Gutes erzeugt. Sie bekam acht Thaler Lohn, die Präsente ungerechnet: aber das war der Dank! da sie abzog, nahm sie mir ein halb Duzend seidene Tücher mit. Hätte ich sie nur habhaft werden können, die Ränge! Ich hätte sie an den Pranger stellen lassen. Sie hätte mir ins Zuchthaus gemußt, die Drolle! und wenn sie zehn Hälse gehabt hätte. Aber, sel ihr Herr Redlich in das Wort: denn



in das Wort mußte man ihr fallen, wenn man mit ihr sprechen wollte: Wissen sie es denn gewiß, daß ihnen ihre Magd die Tücher gestohlen hat? Freylich, sagte sie, freylich weiß ich das. Denn wenn etwas in dem Hause wegkommt, wo soll es sonst stecken, als unter dem Gesinde? Die Diebesbagage macht es in ihrem Leben nicht anders und ich versichere ihnen, wenn es mir nur keine Schande wäre, so iagte ich heute noch mein ganzes Gesinde fort und führte meine Wirthschaft alleine. Also haben sie wohl keinen Bedienten? fragte sie Herr Redlich. Ja, sagte sie, ich könnte mir einen halten. Das weiß die ganze Stadt, daß unsre Renten so viel abwerfen: aber um aller Welt Wunder willen, möchte ich keinen Kerl zu meinem Bedienten haben. Die sind noch tausendmahl schlimmer, als das Weibsvolk. Wie lange würde ich nur mein Silberzeug behalten: so wäre es ohne Gnade und Barmherzigkeit weg. Sie haben es gesehen, wie es ihrem Herrn Sohne gegangen ist. A propos, ihr Herr Sohn hat doch seinen Spießbuben von Bedienten nach der Karre bringen lassen, wo er hingehört? Nein, liebe Frau Förstern, erwiderte Herr Redlich. Er hat ihm ein gutes Trinkgeld gegeben und ihm versprochen, für ihn zu sorgen, wenn er sich bessern würde. Nun, schrie die Frau Förstern: das heißt doch

doch recht das Geld zum Fenster hinauswerfen! Ich hätte ihm das Trinkgeld auf den Puckel zugählen wollen. Aber dadurch, sagte Herr Nedlich, würden sie nur das Uebel ärger gemacht haben. Der Bediente hätte alsdenn vielleicht Gelegenheit gesucht, sich an ihnen zu rächen. Was? rief sie hitzig aus. Ein elender Bedienter, ein Geschöpf, das auf der Strasse verhungern muß, wenn sich nicht eine Herrschaft seiner annimmt, das sollte sich an mir rächen können? O ich bitte sie, sagte Herr Nedlich, sprechen Sie nicht so schlecht von den Bedienten: Es sind ja auch Menschen, so gut, wie wir. Ja, rief sie höhnisch aus, man sieht es ihnen an. Das Menschliche guckt aus allen Falten ihrer Livree hervor. Soll ich ihnen meine Meinung sagen? fuhr Herr Nedlich in einem ernsthaften Tone fort, den er allemahl anzunehmen pflegte, wenn er Tugend und Menschlichkeit spotten hörte. Es ist ein schlechter Grund, wenn man einen Menschen bloß seiner Kleidung wegen verachtet. Ein Rock, so oder so, mit Gold oder ohne Gold, macht uns weder vornehmer, noch geringer. Ich wenigstens halte nichts von den Verdiensten, die im Kleiderschrank hängen; sondern ich sehe durch den Rock auf das Herz. Ist es rechtschaffen, so verehere ich es auch in Bettelröcken: Ist es niederträchtig, so verachte ich



es auch unter einem Purpur. O sie werden ernsthaft, sagte die Frau Förstern mit einem etwas mildern Tone und mit einiger Erdrückung! Vergeben sie mir, ich wußte nicht, daß sie eine so heftige Liebe zum Gesinde und zu den Bedienten hätten. Ich danke ihnen von Herzen für das Lob, das sie mir beylegen, antwortete Herr Nedlich; ob es gleich in ihrem Munde ein Tadel ist. Ich bin stolz darauf, daß mir der Himmel ein Herz gegeben hat, welches mich auch den Werth eines Bedienten empfinden läßt: und ich schäme mich nicht einen Augenblick, zu gestehen, daß mir mein Johann in seiner Livree tausendmahl lieber ist, als ein ganzer Haufe meiner stolzen Anverwandten. Nun konnte es die Frau Förstern nicht länger bey Herr Nedlichen aushalten. Sie stand in grosser Verwirrung auf. Ihr Gesicht glühte, und ein guter Augenleser würde in ihren Augen ein seltsames Gemische von gekränktem Stolz, von Zorn, von Scham und von bösem Gewissen entdeckt haben. Zum Glück ward das Mittagessen aufgetragen. Dieses gab ihrem Körper und zugleich ihrer Seele eine andere Lage, und so gieng das Ungewitter vorüber.

Es lohnt nicht der Mühe, dasienige zu erzählen, was über Fische gesprochen wurde.
Fisch.

Fischreden kann ein ieder Wuscher erzählen und es wäre zu wünschen, daß manche, die ich nicht nennen will, ganz und gar unzählbar geblieben wären. Ein Mann, wie Herr Redlich, lebt nach der Diät: das heißt, er denkt über Fische so wenig, als möglich, damit die Verdauung desto besser vor sich geht; und so, dachte ich, sollte es von Rechts wegen ein ieder machen. Nach Fische fiel auch nichts merkwürdiges vor, und das wenige, was vorfiel, kann ein ieder Leser errathen. Herr Redlich ließ einpacken — Johann weinte mit unter ein wenig — Edelsteinens Vater empfahl sich dem Herrn Redlich — So auch das Förstersche Ehepaar — Warum sie sich jetzt schon empfahlen, davon brauche ich dem Leser keine Rechenschaft zu geben, wie ich bereits im fünften Kapitel ausführlich erwiesen habe.

Das Abendessen war noch weniger merkwürdig: oder vielmehr es war gar kein Abendessen. Nun, wird der Leser denken, dieser Nachmittag ist doch auch verzweifelt leer an Begebenheiten — Ja freylich ist er herzlich leer! Aber wer kann wider den Lauf der Natur? Diese will es nun einmahl für allemahl haben, daß auf Arbeit Ruhe folgen soll.

Zehntes Kapitel.

Herr Redlich nimmt Abschied, ohne zu reisen,
und reist, ohne Abschied zu nehmen.

Sobald sich Herr Redlich mit seinem Sohne und seiner Edlestine allein sahe, so nahm er sie zärtlich in seine Arme und ließ sich zwischen ihnen auf dem Sopha nieder. Kinder, sagte er: Ich habe noch eine schwere Sache vor mir, und das ist der Abschied von euch und von meinem Johann. Ich fühle es schon im voraus, wie schwer er mir werden wird: und ich weiß nicht, welche Ahndung mir vorher sagt, daß ich keines von euch auf dieser Welt wieder sehen werde. Wollt ihr mir folgen, so laßt uns noch diesen Abend von einander Abschied nehmen; sonst werde ich den Schmerz, mich von euch zu trennen, doppelt fühlen: Diesen Abend und auch Morgen früh, und das ist für mein Alter zu viel. Indem trat Johann herein und meldete Herr Redlichen, daß seine Sachen alle zusammengepackt wären. Es ist gut, daß du kommst, sagte Herr Redlich zu ihm. Ich will noch diesen Abend mit dir zusammenrechnen und Abschied von dir nehmen. Wieviel hast du noch bey mir zu fordern? Johann fieng bitterlich an zu weinen und
sagte:

sagte: Nichts, mein lieber Herr! Ich habe nichts von ihnen zu fordern. Sie haben mir meine geringen Dienste schon tausendfach bezahlt – Schweig, fiel ihm der gute Alte ins Wort. Man muß die Demuth nicht so weit treiben, daß man andre Leute hochmüthig machen will. Denkst du denn, daß man mit einem bißgen Gelde die redlichen Dienste eines treuen Dieners belohnen kann? Oder glaubst du, daß ich dir deswegen Wohlthaten erwiesen habe, um dich damit einmahl für allemahl abzugahlen? Das bilde dir ia nicht ein: Und wenn ich dir Tonnen Goldes schenken könnte, so würde ich dir immer noch vielen Dank schuldig seyn. Eine rechtschaffene Handlung nach Verdienst zu belohnen, daß steht nicht bey Menschen, sondern allein bey Gott. Der wird auch dich, mein lieber Johann, zu seiner Zeit für dein redliches Herz belohnen. Eine Thräne der Zärtlichkeit floß dem alten Herrn Riedlich aus den Augen, da er dieses sagte. Er nahm darauf eine recht feyerliche Mine an und fuhr folgendergestalt fort: Ich habe mich schon oft im Geiste in diejenige Zeit versetzt, wo der große Unterschied zwischen Herrn und Diener aufgehört wird. Ich habe über mich selber Gericht gehalten und mir alle die Fragen vorgelegt, die ich einst werde zu beantworten haben. Wißt du auch ein guter Herr gegen

 dein



dein Gesinde gewesen? Bist du auch deinen Hausgenossen mit einem frommen Beispiele vorgegangen? Hast du sie zur Tugend und Rechtschaffenheit angeführt? Hast du ihnen ihre Dienste durch Freundlichkeit und Güte erleichtert oder durch Murren und Ungeßüm schwer gemacht? Hast du sie ihres niedrigen Standes wegen verachtet, oder sie auch in ihrer Niedrigkeit geliebt? Aber, Gott Lob! ich habe mir alle diese Fragen unerschrocken beantworten können: und sollte ich ja hier und da gegen mein Gesinde eine kleine Ungerechtigkeit begangen haben, so ist es aus Uebereilung geschehen und Gott wird mirs gewiß vergeben. Der Kommissionsrath und Cölestine hörten ihrem rechtschaffenen Vater mit der größten Aufmerksamkeit zu und Johannis Traurigkeit verwandelte sich in eine gewisse Empfindung von Bewunderung und Ehrerbietung gegen seinen Herrn, die sich nicht beschreiben läßt. Nach einem kleinen Stillschweigen sagte Herr Nédlich: Ich hoffe, Johann, du wirst mir das Zeugniß geben, daß ich gegen dich ein guter Herr gewesen bin. Ich höre auf, es zu seyn und der letzte Befehl den ich dir geben will, ist dieser, daß du mich in der Zukunft unter die Zahl deiner Freunde rechnest. Doch still – Einen Befehl muß ich dir noch geben: denn ich sehe im voraus, daß du dich sträuben würdest.

Hier,

Hier, nimm diesen Geldbeutel! Es ist eine Kleinigkeit und ich würde dir mehr geben, wenn ich nicht befürchten müßte, daß es mein Sohn übel nähme. In meinem Testamente ist schon für dich gesorgt und wenn ich sterbe, sollst du gewiß nicht vergessen werden. Fällt es dir über lang oder kurz ein, dein eigener Herr zu werden, so wird dich mein Sohn gewiß nicht hindern und mir darfst du es nur melden, so will ich mit Freuden das meinige dazu beytragen. Und nun, mein treuester Johann, empfange meinen väterlichen Segen! Gott erhalte dich auf dem Wege der Tugend, auf dem du bisher gewandelt hast. Lebe wohl! Johann ließ sich vor dem ehrwürdigen Herrn Niedlich auf ein Knie nieder, küßte ihm die Hand und benetzte sie mit den heißesten Thränen. Leben sie wohl, mein gütigster, mein bester Herr! sagte er schluchzend. Der Himmel überschüttete sie mit seinem Segen! Leben sie wohl! Er stand auf und gieng, oder vielmehr er taumelte zur Thüre heraus.

Gott Lob! sprach Herr Niedlich und holte tief Athem, ein Abschied ist vorbey: Nun noch einer. O meine lieben Kinder! Wie viel Freude hat mir eure tugendhafte Verbindung gemacht. Wie glücklich schätze ich mich euer Vater zu seyn! Du, mein Sohn, warest es werth, eine Edlestine zu besitzen

Beg. Niedlich's 4. Th. E und



und ich hoffe, du wirst dich dieses Besitzes von Tage zu Tage würdiger machen. Sie, meine theuerste Edelstine, sie sind zu tugendhaft, als daß ich nöthig hätte, sie nur mit einem einzigen Worte an ihre Pflicht zu erinnern. Sie werden gewiß meinen Sohn stets lieb haben und ihn durch ihr vortrefliches Beispiel immer mehr in der Tugend befestigen. Möchte sie nur der Himmel bald zu einer glücklichen Mutter machen! Ich wünsche es nicht sowohl um meinetwillen; ob es gleich einem alten Manne keine geringe Freude seyn muß, wenn er unter seinen Kindern auch Enkel zählen kann: Ich wünsche es, um ihrer selbst willen. Sie haben alle Eigenschaften, die zu einer guten Mutter gehören: Es wäre ewig Schade, wenn sie lange unentwickelt bleiben sollten. Doch ich will dem Himmel nicht ins Amt greifen: Dafür wird er schon selbst sorgen! Meinen Johann empfehle ich ihnen, wie meinen Augapfel. Sie haben gesehen, was der Mensch für edle Gefinnungen hat und ich brauche ihnen nun weiter nichts zu sagen. In der That, wenn alle Herrschaften mit solchen Bedienten versehen wären, so würde die Welt um ein groß Theil glücklicher seyn. Allein auf der andern Seite, wenn alle Herrschaften so mit ihren Bedienten umgingen, wie ihr, meine Kinder! und euer alter Vater: so würden vielleicht auch ein gut Theil Johanne mehr seyn. Doch es ist

ist Zeit, daß ich mich zu Bette begeben. Es bleibt also dabey: Morgen früh seh ich euch nicht mehr. Ich bin ohnehin heute viel besser zum Abschiednehmen aufgelegt, als ich es vielleicht morgen seyn werde. Habe ich nur erst einen Blick ienseit des Grabes gethan; Habe ich mir nur die grosse Veränderung vorgestellt, die mir und allen Menschen über kurz oder lang bevorsteht: so wird mir jede Trennung leicht. Ich habe einmahl in einem Buche eine recht schöne Lehre gelesen: Man müsse seine Freunde auf der Welt nur ganz locker bey der Hand halten; hielte man sich zu fest, so müßte man sichs gefallen lassen, wenn die Hände auseinander gerissen würden. Ich kann mich nicht mehr recht darauf besinnen: aber mich deucht, es war ohngefehr so. Diese Regel, meine Kinder! habe ich mein ganzes Leben hindurch in Ausübung zu bringen gesucht. Ich habe meine Frau, meine Kinder, meine Anverwandten und Freunde herzlich lieb gehabt: allein ich habe mich auch auf den Fuß gesetzt, daß ich sie auf den ersten Wink der Vorsehung ohne Murren verlassen kann. Was euch anbetrifft, meine Kinder! so müßt ihr immer allmählig anfangen, mich zu entbehren: Ich denke immer, es soll nicht mehr lange währen, so nehme ich auf ewig Abschied von euch und es sollte mir nicht lieb seyn, wenn ihr mir alsdenn das Sterben

6 2

durch

durch eure Thränen schwer machen wollten.
Doch ich sehe, es wird immer später. —

Herr Redlich umarmte seine Kinder wechselfeise mit der größten Zärtlichkeit und sein standhaftes und unerschrocknes Wesen ergoß sich auch in ihre Seelen. Kurz, der Abschied war so beschaffen, wie ihn ein ieder wünscht, der sich in Herr Redlichs Stelle versetzen kann. Nun wird gewiß mancher Leser meinethwegen in großen Angsten seyn. Herr Redlich hat schon von seinem Johann Abschied genommen: Wer will ihn nun zu Bette bringen? Wer will ihn den folgenden Morgen aufwecken und ankleiden? Wer wird Herr Redlichs Sachen auf den Postwagen bringen? Guter Leser, gieb dich nur zufrieden: Es ist schon für alles gesorgt. Herr Redlich hat ausser seinem Johann noch einen Kerl bey sich: und dieser ist zum Aufwecken und Ankleiden gut genug, ob er gleich nicht gut genug ist, in der Geschichte des Herrn Redlichs aufgezeichnet zu werden. Der Postwagen steht schon vor der Thür und ist bereits gehörig beladen: und Morgen früh um 6. Uhr stehen auch gewiß Pferde davor. Es braucht also kein Mensch weiter nach Herr Redlichen zu sehen, als ich: und ich sehe weiter nichts, als daß er sich zu Bette legt, und flugs und fröhlich einschläft; daß, er den folgenden Tag ungeweckt aufsteht, sich an-

kleiden

kleiden läßt, in den Postwagen steigt und fortfährt. Ich sehe zwar auch den Herrn Kommissionsrath und Edlestinen an einem Fenster stehen und ihrem rechtschaffenen Vater nachsehen; Auch Johannes sehe ich in einer Ecke stehen und sich die Augen reiben: allein da Herr Redlich keines von dreym sieht, so thue ich auch als sähe ich niemanden und schliesse hiermit mein zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Die Kapitel nehmen ein Ende.

Ich kann nicht sagen, wie lange Herr Redlich auf seiner Reise zubrachte, noch auch wie viel mahl er die Pferde wechseln mußte: allein zweyerley kann ich mit Zuverlässigkeit versichern. Erstlich, daß Herr Redlich so sehr eilte, als er nur konnte, um bald sein Landguth wieder zu sehen: Zwentens, daß ihm die Zeit gar nicht lang wurde, ob er gleich ohne alle Gesellschaft war. Es giebt eine gute Menge Leute, und ich glaube unter den Vornehmen eben so viel, als unter den Geringen, deren Seele nicht eher in den Gang kommt, als bis sie von andern gleichsam angestossen wird. So lange sie allein sind, so können sie auch nicht zu einem einzigen Gedanken kommen. Sie werfen sich unruhig

auf einem Stuhle herum; Sie gähnen; Sie nehmen ein Buch in die Hand, um es wieder weggzuwerfen; Sie öffnen das Fenster und werfen es geschwind wieder zu, wenn sie nicht jemanden vorbeigehen sehen, der ihnen etwann zu einem halben oder Viertelsgedanken Anlaß giebt. Herr Redlich gehörte nicht zu dieser Anzahl von Menschen. Seine Seele war nie ganz müßig und beschäftigte sich ohn Unterlaß mit etwas. War er in Gesellschaft, so nahm er entweder an dem allgemeinen Gespräche Theil, oder, wenn es nicht nach seinem Geschmacke war, so brachte er mit einer ganz eignen Geschicklichkeit eine bessere Materie auf die Bahn, die zu gleicher Zeit nützte und vergnügte. War er allein, so holte er aus sich selber Gedanken und Betrachtungen hervor: und diese waren mehrentheils von einem weit größern Werthe, als diejenigen, die er in Gesellschaften hatte. Es versteht sich von selbst, daß ich die Gesellschaft des Kommissionsraths, seiner Edelstine und Johannis annehme: Der Leser hat gesehen, wie schön, und ich möchte fast sagen, wie fromm Herr Redlich seine Zeit bey diesen drey Personen zubrachte. Es war also für diesen rechtschaffenen Alten kein Unglück, daß er auf seiner Reise allein war. Tausend Gegenstände beschäftigten ihn: und da er niemanden um sich hatte, der ihn hätte bemerken können, denn
 sein

sein Kerl hatte sich mit dem Possillion in ein Gespräch eingelassen, worüber er Hören und Sehen vergaß, (es handelte von Käsebiern und Kartusche) so redete er fast den ganzen Weg, doch ganz leise, mit sich selber. Wird es mich auch reuen, sagte er unter andern, daß ich meinen Johann von mir gelassen habe? Doch nein, das muß mich nicht reuen. Mein Sohn brauchte einen rechtschaffenen Bedienten: Johann war einer: Also war es, als Vater, meine Schuldigkeit, den Johann an meinen Sohn zu überlassen. Wäre ich doch bald auf meinem Guther! ich bin ordentlich neugierig, den Fremden zu sehen. Lucius kann die Wahrheit gesagt haben; denn ein ehrlicher Kerl findet gewiß einen andern ehrlichen Kerl unter Tausendern heraus: allein, der arme Schelm kann sich auch betrogen haben. Wie mancher hat nicht von der Natur die ehrlichste Mine von der Welt erhalten, und ist doch im Herzen der ärgste Schalk! Doch dem sey wie ihm wolle, Lucius ist für mich Kerls genug, wenn ich auch den Fremden nicht behalte. Wer weiß, wie lange ich noch lebe!

Hier hielt er einen Augenblick innen: denn er sahe, daß der Possillion aus allen Kräften auf die Pferde losstieß und dabey die fürchterlichsten Flüche ausschief. Die Pferde waren vor ein paar Rädern scheu geror-



den, die hart am Wege standen, und auf deren einem ein Mensch lag, der noch ganz frisch zu seyn schien. Nun will ich eben nicht behaupten, daß die Pferde gerade über das Frische erschracken: allein sie erschracken doch wirklich und wollten durchaus nicht an dem Orte vorbegehen. Endlich aber ließen sie sich doch durch die Flüche und Schläge des Postillions bewegen und rannten, wie toll, vor den Rädern vorbei. Herr Redlichs mit-leibiges Herz hatte durch den Anblick einer so schreckensvollen Sache viel gelitten und er war eben im Begriffe, seine Empfindungen durch ein Selbstgespräch an den Tag zu legen, als er den Postillion folgendergestalt zu seinem Kerl sprechen hörte:

Da siehst du, Kerl, was das Fluchen hilft! Hätte ich nicht von allen T. . . ge-flucht, so wären wir noch auf der alten Stelle, und die Pferde wären, hohl mich der T. . . nicht vorbegegngen. Aber, gab ihm der andre zur Antwort, ich habe es doch erst den letzten Sonntag von dem Pfarrer gehört, daß das Fluchen Sünde ist; und er würde es doch nicht öffentlich in der Kirche vor allen Leuten sagen, wenn es nicht wahr wäre. Hö-re nur, Kamerad! sagte der Postillion, ein ieder redt, wie ers versteht. Sollte nur euer Pfarr, so wie wir, Tag und Nacht auf der Strasse liegen und hätte er nur solche toll-
köpfi-

köpfige Pferde vor sich, wie ich: hohl mich
 alle Welt, er fluchte trotz mir und zehn an-
 dern. Das würde er wohl bleiben lassen,
 erwiderte der andre. Unser Pfarr ist gut,
 wie ein Kind: Es kommt das ganze Jahr
 über kein böses Wort aus seinem Munde.
 Das geht mich nichts an, versetzte der Postil-
 lion: Ich sage nur, wenn er Pfarr an
 meiner Stelle hätte vor dem Rade vorbeiz-
 fahren sollen und die Pferde hätten nicht vorn
 Flecke gehen wollen, so hätte ers nicht besser
 gemacht, wie ich. Wenn man dem Viehe
 gute Worte giebt, so lacht es nur dazu:
 aber wenn man flucht, und lärmt, und schreyt,
 und schlägt, da lauft es, wie der L. . .
 Nun höre nur, Kamerad, erwiderte der an-
 dre: das mußt du mir nicht weiß machen,
 daß die Pferde vor dem Fluchen laufen.
 Wenn sie nur sonst recht feste stecken, so
 wirst du sie wahrhaftig nicht herausfluchen:
 und wenn sie nicht feste stecken, so verrich-
 tet es das Schreyen eben so gut, als das
 Fluchen, und du kannst dir also eine Sünde
 ersparen.

Der Postillion hatte noch niemals von
 einem schlechten Kerl einen so vernünftigen
 Schluß gehört. Er machte grosse Augen und
 sagte zu ihm: Wo, zum Henker, kommst du
 denn mit deiner Weisheit her? Wer hat
 dich denn so vernünftig schwachen gelehrt?



Sollte ich mich doch bald selber schämen — Der Kerl drehte sich ganz langsam um und sahe nach seinem Herrn. Da es ihm nun vorkam, als ob er schlief, obgleich Herr Redlich völlig munter war und alles mit anhörte, so sagte er ganz leise zum Postillion: Wenn du den Herrn kennstest, den du heute fährst, wahrhaftig, du hättest nicht das Herz gehabt, nur einen einzigen Fluch vor seinen Ohren auszustossen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was das für ein guter Herr ist. Er hat mich erst in Dienste genommen, weil er zu seinem Herrn Sohne auf die Hochzeit reifte: aber er hat mir schon recht viel Liebes und Gutes erwiesen. Ich hatte auch die garstige Gewohnheit an mir, daß ich auf alle Worte fluchte: aber er hat mich bald abgewöhnt. Es war einmahl an einem Abende, da ließ er mich zu sich kommen. Ich kann mirs noch vorstellen, als wenn es heute wäre. Er saß in seinem Schlafrocke hinter seinem kleinen Tische und hatte eine Bibel vor sich liegen. Er sahe gar nicht böse aus: aber ich weiß nicht, es war in seinem Gesichte so etwas, wofür ich mich fürchtete. Ich habe gehört, so sagte er zu mir, daß du die böse Gewohnheit an dir hast, um der geringsten Kleinigkeit willen zu fluchen. Hätte ich es vorher gewußt, so hätte ich dich nicht in meine Dienste genommen: denn in meinem Hau-

Hause fluchet kein Mensch, weder der Herr,
 noch die Bedienten. Doch es ist einmahl ge-
 schehen und ich will mit dir nicht so handeln,
 wie du es wohl verdient hättest. Aber wenn
 du nur die geringste Liebe zu Gott und zu
 deinem Herrn hast, so höre noch heute auf
 zu fluchen. Hast du nicht in der Bibel ge-
 lesen, was das Fluchen für eine grosse Sün-
 de ist? Hierauf erklärte er mir, daß das
 Fluchen eine rechte gottlose Sache wäre; daß
 der liebe Gott solchen Leuten gar nicht gut
 seyn könnte, die alle Augenblicke seinen Nah-
 men mißbrauchten, und daß es ihnen weder
 in dieser noch in iener Welt gut gehen könn-
 te. Er sagte zu mir: Wenn man alle Au-
 genblicke den Teufel im Munde führte, so
 müßte man auch gewiß des Teufels Freund
 seyn; und wenn man des Teufels Freund
 wäre, so könnte man nicht Gottes Freund
 seyn. Kurz, er brachte mich so weit, daß ich
 wie ein Kind weinte und ich versprach ihm
 mit Hand und Mund, daß ich mir das gar-
 stige Fluchen abgewöhnen wollte. Ich habe
 auch, Gottlob! mein Wort redlich gehalten
 und seit der Zeit nicht mehr geflucht. Wie
 viel Gutes werde ich nicht noch von meinem
 Herrn lernen, wenn ich lange bey ihm bin!
 Dem Possillion wurde bey diesen Reden gang
 bange und er sagte ängstlich zu seinem Ra-
 meraden: Ich weiß nicht, wie mir zu Mu-
 the



the wird. Ist mir doch, als wenn ich gar keine Courage mehr im Leibe hätte! Deine Erzählung hat mich ordentlich weichherzig gemacht. Also ist dein Herr so ein frommer Herr? Das hätte ich ihm nicht angesehen. Ich habe doch schon viel Herrn in kostbaren Kleidern gefahren: aber ich habe noch von keinem so etwas gehört. Mein! da gebe ich dir mein Wort: so lange ich ihn fahre, so lange fluche ich keine Sylbe mehr. Ja, versetzte der andere: und wenn mein Herr abgestiegen ist, so fluchst du hernach destomehr? Nun höre nur, erwiederte der Postillion: Es kann doch bey alle dem mit dem Fluchen keine so haltsbrechende Sache seyn. Ich habe doch rechte vornehme Leute fluchen hören, und die fluchten ganz anders, wie ich: Aber der Teufel hat sie nicht geholt. Das ist eben so, sagte der andere, als wenn ich spräche: Es kann doch bey alle dem mit dem Stehlen keine so haltsbrechende Sache seyn. Es hat schon mancher gestohlen: aber er hängt doch noch nicht am Galgen. Du Narr! was heute nicht geschieht, kann Morgen geschehen. Wen der böse Feind heute nicht holt, den kann er morgen oder übermorgen holen. Der Postillion konnte sich nicht gleich auf eine Antwort besinnen. Je, sagte er, ich glaube, du hast recht — Ja, aber, wie gesagt — Die Vornehmten müssen es doch am besten wissen,

sen, was recht oder unrecht ist. Mit allem
 Respekt gesprochen, versetzte der andre; denn
 mein Herr ist auch ein grosser vornehmer Mann:
 aber die Vornehmen sind in manchen Stü-
 cken so dumm und noch dümmer, wie wir.
 Du hast doch vom Duelliren reden hören!
 Nun sage mir: Du bist ein schlechter Kerl
 und ich auch. Wenn ich nun so von ohnge-
 fahr ein Wort gegen dich fliegen liesse, was
 dir nicht recht anständig wäre: wolltest du
 mich wohl deswegen gleich todt stechen? Nein,
 schrie der Postillion: Bey meiner Seele, das
 thäte ich nicht. Es muß mir schon sehr arg
 kommen, wenn ich jemanden Ohrfeigen geben
 soll. Aber, wenn mich einer auch mit Füssen
 träte, so wollte ich mich doch nicht mit ihm
 duelliren. Ich glaube, ich thäte mir ein Leid;
 wenn ich jemanden umgebracht hätte. Da
 siehst du also, sagte der andre, daß die Vor-
 nehmen nicht immer am besten wissen, was
 Recht oder Unrecht ist. Denn wenn ein
 Vornehmer den andern nur scheel über die
 Achseln ansieht: gleich ziehen sie vom Leder
 und wer den andern todt stechen kann, der
 thut sich was rechts zu gute. Psui, sagte
 der Postillion: Wenn die Vornehmen solch
 dummes Zeug machen, so mag ich nicht ihr
 Affe seyn. Nun, nun, fiel ihm der andre
 ins Wort: Man muß nicht gleich so reden.
 Mein Herr ist auch ein vornehmer Mann:
 allein



allein duellirt und geflucht hat er wohl in seinem Leben nicht. Warum sagst du denn nicht lieber: Das Fiuchen muß doch gewiß eine recht abscheuliche Sache seyn; denn Herr Redlich, den doch alle Welt für einen braven und rechtschaffenen Mann erkennt, flucht nicht eine Sylbe und erlaubt es auch nicht einmahl seinen Bedienten. Das wäre doch noch vernünftig gesprochen! Ueber diesen Reden hatte der Postillion den Gebrauch seiner Peitsche fast ganz und gar vergessen und der Wagen gieng so langsam, daß ein ieder anderer, als Herr Redlich, eingeschlafen wäre: Allein, dieser redliche Alte verlor auch nicht ein Wort von dem ganzen Gespräche und schöpfte daraus Materie zu allerhand Betrachtungen. Er hatte in der That seinem Kerl wegen seines Fluchens eine kleine Strafpredigt gehalten: allein weil gleich darauf seine Reize vorgefallen war und überhaupt, weil der Kerl im höchsten Grade albern aussah, so hatte Herr Redlich weder Zeit noch Lust gehabt, sich um die Wirkung seiner Predigt oder um die Eigenschaften seines Kerls zu bekümmern. Um destomehr freute er sich, daß er auf eine so unvermuthete Art beydes erfuhr. Er ließ sich zwar nicht merken, daß er einen Zuhörer abgegeben hatte: allein, er beschloß doch von diesem Augenblicke an, seinem Kerl in allen Stücken eben so zu begegnen, wie seinen
alt.

andern Bedienten. Nun hatte er über so vielen andern Dingen bereits die Räder vergessen, bey denen er vorbeý gefahren war: allein seinem Kerl mußten sie noch in frischem Andenken seyn, denn er fragte den Postilion: Was dachtest du wohl von dem armen Sünder, der auf dem Rade lag? Ich? sagte er. Ich dachte ohngefähr: Wer weiß, was der Kerl böses begangen hat: sonst würden sie ihn wohl nicht gerädert haben. Er hätte sich nur in Acht nehmen sollen. Gut! versetzte der andre: So magst du dich also auch vor dem Fluchen in Acht nehmen: denn ich weiß ein Exempel, daß sich ein gewisser Mensch bis auf das Rad geflucht hat. Der Postilion fuhr vor Schrecken zusammen und zitterte über den ganzen Leib. Es ist nicht möglich, schrie er. Wenn ich dir aber sage, versetzte der andre, daß ich den Menschen und seine Aeltern selber gekannt habe, und daß ich ihn habe auf das Rad legen sehen. Vor ein paar Jahren lebten die armen Eltern noch: aber ist mögen sie sich wohl zu Tode gegrämt haben. Sie wohnten in einer kleinen Stadt, wo ich viele Jahre bey einer Herrschaft in Diensten stand und waren wohlhabende Leute. Sie hatten einen einzigen Sohn den sie auf die Schule schickten, damit er was rechtschaffen lernen sollte: Allein der Mensch gerieth unter lieberliche Gesellschaft, in der nichts ge-

than



than wurde, als fluchen, saufen, spielen. Die Aeltern erfuhren nicht das geringste davon, sondern dachten, ihr Sohn wäre der fleissigste Mensch von der Welt: und nach etlichen Jahren schickten sie ihn nach der Universität. Da machte er es noch tausendmahl ärger, als auf der Schule: aber mit dem Fluchen machte er es am allerärgersten. Es gieng ihm kein Wort über die Zunge, bey dem er nicht geflucht und gelästert hätte, und wer nur noch einen rechtschaffnen Blutstropfen in sich hatte, der hielt sich die Ohren zu, wenn er anfing zu reden. Nun stelle dir einmahl das Entsetzen der Aeltern vor, als ihr Teufel vom Sohne von der Universität zurück kam. Sein zweytes Wort, als er zu ihnen in die Stube trat, wat ein greulicher Fluch. Seine Aeltern baten ihn um Christi willen, er sollte sich doch nicht so versündigen, und er schwor immer von allen Teufeln, daß er nicht geflucht hätte. Was war da zu thun? Die Aeltern iagten ihn von sich und verbothen ihm, daß er sich in seinem Leben nicht sollte vor ihnen sehen lassen. Inzageheim aber lieffen sie auf seine Aufführung Achtung geben, und wenn er nur das geringste Zeichen von Besserung von sich gegeben hätte, so hätten sie sich seiner den Augenblick wieder angenommen. Allein, hatte er vorher arg geflucht, so fluchte er izt noch ärger. Er verwünschte seine Aeltern in den Abgrund der Hölle

Hölle hinunter, und drohete ihnen das Haus über dem Kopfe anzuzünden. Von ohngesehr geräth er in ein Wirthshaus, wo sich Spizbuben aufhalten. Nach seiner Gewohnheit flucht er auch so entsetzlich, daß sich die Erde hätte aufthun mögen, und die Spizbuben kommen gleich auf den Einfall, ihn in ihre Bande zu ziehen. Sie ziehen ihn auf die Seite und entdecken ihm, wer sie sind. Er, in der Desperation, läßt sich nicht lange nöthigen und beredet die Spizbuben, sie sollten mit ihm in seiner eignen Aelteren Haus einbrechen und alsdenn die Hütte anstecken. Der Wirth merkt Unrath. Er läßt in aller Stille eine Menge Leute zusammenrufen und sobald die Spizbuben weg sind, so müssen ihnen diese Leute von ferne nachgehen. Die Spizbuben steigen unter Anführung des saubern Herrn in das Haus ein; knebeln Vater und Mutter; nehmen, was sie finden und der Sohn selber legt das Feuer an. Auf einmal sehen sie sich von einer ganzen Menge Leute umringt und gefangen genommen; und das Feuer wurde auf der Stelle ausgelöscht. Die Spizbuben mußten lange im Gefängnisse sitzen. Endlich kam das Urtheil und das Ungeheuer vom Sohne wurde auf das Rad gelegt. Wenn du wissen willst, was das heißt: Lebendig zum Teufel fahren: so hättest du nur an meiner Stelle zusehen dürfen.



ferm. Er gab nicht das geringste Zeichen von Reue von sich. Dem Prediger, der ihn begleitete, wünschte er das höllische Feuer auf den Hals und sein letztes Wort war: Teufel! Siehe, Kamerad, das ist das klägliche Ende eines Fluchers. Wenn du ein rechtschaffener Kerl bist, so spiegle dich daran.

Der Postillon war über diese Erzählung so erschrocken, daß ihm die Zügel aus der Hand fielen. Nein, sagte er mit ächzender Stimme, nun und nimmermehr — will ich wieder — fluchen. Heute noch will ich mir das verfluchte Fluchen abgewöhnen. Wie doch aus einem Laster immer das andere kommt! Hätte ich es doch in meinem Leben nicht geglaubt, daß es mit dem Fluchen so gefährlich wäre. Nein! Auf dem Rade will ich nicht sterben: Nun und nimmermehr nicht.

So ernsthaft Herr Nedlich bisher gewesen war, so konnte er sich doch bei den letzten Worten des Postillions kaum des Lachens enthalten: Allein er bekam bald noch mehr Ursache, den Postillon auszulachen. Denn mittlerweile, daß ich diese Striche mache

(und diese Striche bedeuten die Zeit, die noch von hier an bis auf den Abend fehlt; ohngefahr neun bis zehn Stunden: eine Kleinigkeit) war der Abend angebrochen und der Weg gieng durch ein kleines Gehölze.

Gott sey uns gnädig und barmherzig, sagte der Postillion: Hier spücket es. Kerl, sagte sein Kamerad, du wirst dich doch nicht für den Teufel fürchten: du mußt ja wohl so bekannt mit ihm seyn, wie mit mir. O ich bitte dich um aller Welt Wunder willen, sagte der Postillion, schweige nur von dem Schwarzen. Ich will ihm gerne nicht mehr rufen, wenn er mich nur ungeschoren läßt. Kaum hatte er das Wort aus dem Munde, so that er einen gräßlichen Schrey und versteckte sich hinter seinen Kamerad. Was fehlt dir denn? sagte dieser zu ihm. Was sieht dich denn an? Der Postillion kroch ganz langsam hinter dem Rücken seines Kameraden hervor und zeigte mit einem Finger vor sich hin. Siehst du nicht, sagte er, den grossen ungeheuren Mann, der die Hände nach mir ausstreckt? Siehst du nicht, daß er immer grösser wird? Was bist du nicht, erwiederte der andre, mit allem deinen Fluchen für ein Hasensuß. Einen Baum für ein Gespenst anzusehen! Siehst du denn nicht die Nefte? Und hast du nicht so viel Verstand, daß du einsehen kannst, daß ein Baum immer grösser wird, je näher man daran kommt? Ja, sagte der Postillion, ich sehe es nun wohl, daß es ein Baum ist. Aber dort, dort — Er zeigte wieder mit dem Finger. Siehst du nicht das Licht dort? Das mag wohl der

Drachenseyn. O wenn wir doch schon vorbey wären! Sieh mir deine Peitsche, sagte sein Kametad, ich will den Drachen vor uns hertreiben, daß es eine Lust seyn soll. Du bist ein verwegener Mensch, erwiederte der Postillions. Wie leicht könnte er dir den Hals brechen, undamir dazu? Nein, das laß nur bleiben, wir wollen ein Lied singen, so wird er wohl auf dem Wege gehen. Er fing wirklich ein Wetterlied an zu stimmen: allein sein Kametad ließ ihn nicht weiter singen, sondern sagte zu ihm: Sasse dir nur nicht der Drache auf dem Leibe, ich wette, du hättest wohl an kein Singen gedacht. So geht es euch auch. Hört, denkt die ganze Zeit nicht an den lieben Gott. Und wenn ihr einmahl in der Noth seyd, dann soll er gleich kommen und euch helfen. Nein, Kametad! Ein solches Angstgesinge hilft dir nichts. Der Himmel thut sich nicht gleich auf, wenn man einmahl von ohngefehr so daran hindruffchreyt. O mein Hergens Kametad, versetzte der Postillions: Wenn du also denkst, daß mein Singen nichts hilft, so singe und bete du nur. Du kannst ja wohl den Vers auswendig:

Für dem Drachen uns bewahre Gott!

Und trage uns aus aller Noth.

Nein,

Nein, sage ich dir, erwiderte der andre: Ich will ich weder singen noch beten. Ich fürchte mich für keinem Drachen, er mag so groß seyn, wie er will. Ich habe einmahl bey einem Professor, als Kutscher gedient: Der hat mich gelehret, wie man den Drachen und die Irrlichter und mehr dergleichen Geschmeiß vertreiben kann. Sieh du mir nur deine Peitsche. Der Postillion weigerte sich noch immer: allein sein Kamerad riß ihm die Peitsche aus der Hand und sieng damit aus allen Kräften an zu klatschen. Zu gleicher Zeit schrie er aus vollem Halse und hieß den Postillion auch schreien. Er that es, doch hielt er sich dabey Augen und Ohren zu, um den Greuel nicht mit anzusehen. Das Licht hüpfete eine lange Zeit vor dem Wagen her und verlohr sich endlich seitwärts in einen Sumpf. Wer von den Irrlichtern irgend einmahl etwas vernünftiges hat sagen hören, der wird wissen, daß alles dieses, was ich jetzt erzählt habe, ganz natürlich zugegangen ist. Sobald sich also der Drache aus dem Staube gemacht hatte, so gab der Gespensterverreiber dem Postillion seine Peitsche zurück, lachte ihn durch die Finger aus und sagte zu ihm: Solche elende Schächer seyd ihr, du und deines gleichen. Erst ruft ihr den Teufel aus allen Winkeln hervor: und wenn ihr denkt, daß er kommt und euch holen will, so

wißt ihr nicht, wo ihr euch vor Angst verstellen sollt. Wsup, schäme dich, Postillion! Der Postillion schämte sich bis über die Ohren: denn der Mond war eben aufgegangen und also konnte man die Röthe in seinem Gesichte ganz deutlich wahrnehmen. Nun an diese Fahrt will ich gedenken, sagte er, so lange mir meine Augen offen stehen. Ich dachte sonst Wugger, was ich für ein Held wäre: aber nun sehe ich wohl, daß ich gegen dir nur ein Schurke bin. Sage mir nur, Kerl! wo hast du denn die Herzhaftigkeit her? Ich habe dir ja schon gesagt, erwiderte der andre, daß ich meine Künste von einem Professor gelernt habe. Das war ein Mann, der sich für nichts auf der Welt fürchtete. Es war ihm einerley, ob er in der Nacht um zwölfte auf dem Kirchhofe, oder zu Mittag um zwölfte in seiner Stube spazieren gieng. Ich habe ihn oft sagen hören: wenn man ein gut Gewissen und Gott zum Freunde hat, so kann man unter einem Galgen eben so gut schlafen, als in einem Bette. Schafse dir nur ein gut Gewissen an, Postillion! so wirst du dich in der Zukunft für keinem Baume und für keinem Irlichte mehr fürchten.

Herr Redlich ergöste sich im Herzen über die hausbackene Weisheit seines Kerls und sein zartes Gewissen gab ihm sogar einige

ge kleine Stiche, daß er bisher auf denselben nicht aufmerksamer gewesen war. Wie sehr, sagte er zu sich selbst, kann man sich doch in der Kenntniß der Menschen betriegen! Der eine sieht aus, wie der ehrlichste Mensch von der Welt und ist ein Betrüger. Der andre sieht aus, wie ein Pinsel und ist die beste Seele von der Welt. Möchte doch mancher von und über meinem Stande die vernünftigen Gedanken meines Kerk über das Duelliren angehört haben! Möchte doch mancher Glucker von Profession so leicht sein Lieblingslaster ablegen, als es mein Kerk abgelegt hat.

Doch da sehe ich ja mein geliebtes Schönau wieder — Doch nein — Es ist es nicht — Es kann es nicht seyn. Possillion, sagte Herr Redlich, was ist das für ein Schloß, das da vor uns liegt? Der Possillion rieb sich die Augen und streckte seinen Hals aus, so weit er konnte. Wo zum T. . . sagte er, Henker wollte ich sagen, bin ich denn hingefahren? Das ist ja nicht der rechte Weg: Das ist nicht Schönau, mein gnädiger Herr. O seyn sie nicht ungehalten auf mich: Ihr Bedienter hier, hat mich durch sein verfl. . . verdammtes Plaudern, wollte ich sagen, ganz von der Straffe abgebracht. Es ist nichts daran gelegen, sagte Herr Redlich: Fahrt nur gerade auf

das Schloß zu: Es werden doch Menschen darinnen seyn? Wer weiß, sagte der Postillion: Es sieht mir nicht darnach aus.: Doch will sie es haben wollen. Fängst du schon wieder an? fiel ihm der Gespenstervertreiber ins Wort? Du bist ja nicht werth, daß du ein Stückknecht bist; geschweige ein Postillion. Diese trockne Vergleichung schmerzte den Postillion nicht wenig und die Pferde befahen unschuldigerweise ein paar Schläge mehr. Aber auch unschuldige Schläge thaten dieses mahl ihre Wirkung und der Wagen hielt in einer kleinen Viertelstunde vor dem Schlosse stille. Herr Redlich wünschte von Herzen, in diesem Schlosse einen freundlichen Wirth und eine selbige Herberge anzutreffen; denn es war schon ziemlich tief in der Nacht und der Postillion schien in grosser Verlegenheit zu seyn, wie er wieder auf die rechte Strasse kommen wollte; allein so gut wurde es ihm diesesmahl nicht. Der Postillion und sein Kamerad pochten alle beyde aus Leibeskräften an dem Thore und der erste, ob er sich gleich so fest vorgenommen hatte, in Gegenwart des Herrn Redlichs nicht zu fluchen, hatte seinen löblichen Vorsatz schon verschiedenemahl vergessen. Endlich stieg das Thor an zu knarren und da es so weit auseinander war, daß zur Noth ein halb Duzend Lilliputter durch die Oefnung hätten kriechen können, so zeigte sich ein Flei-



nes zweyelligtes Ding, das wie ein Mensch aussehe. Es war in eine grosse Münze und in einen Schaspelz gehüllt. Das Ding fieng mit einer heischern Stimme an zu rufen: Wer seyd ihr? Was wollt ihr? Ich bin ein Fremder, gab Herr Redlich zur Antwort, der sich von dem Wege verirret hat und ein Nachtquartier sucht. Nein, krächzete das Ding: Ein Nachtquartier gebe ich keinem Menschen! Drey Kerl und vier Pferde — Nein, nein, packt euch eurer Wege. Wenn sie der Besitzer des Schlosses sind, sagte Herr Redlich, wie sie es zu seyn scheinen: so glauben sie, daß sie einen Mann vor sich haben, der ihnen alle Kosten doppelt und dreyfach ersetzen will, die er ihnen etwänn verursachen möchte. Doppelt und dreyfach wiederholte das Ding, macht fünffach: Das wäre wohl etwas: Aber wer ist mir Bürge, daß ihr mich nicht betrügt? Ich kann ihnen, antwortete Herr Redlich, vor der Hand keinen andern Bürgen meiner Redlichkeit geben, als meinen Nahmen. Ich heiße Redlich und bin der Besitzer von dem Guthe Schönau. Nein! nein, schrie das Ding und griff zu gleicher Zeit mit beyden Händen nach dem Thor, um es wieder zuzumachen. Ich gebe euch kein Quartier, ihr mögt Redlich oder Unredlich heißen; und damit fiel das Thor wieder mit dem vorigen Anarren zu. Bey meiner Seele, sagte der



Postillion: Wenn ich mich nicht so fest vorgenommen hätte, das Fluchen bleiben zu lassen, so wollte ich mich jetzt einmahl recht satt fluchen. Das ist ja zum Tollwerden! Einem das Thor vor der Nase zuzuschlagen! Wo nun hin, in der stockfinstern Nacht? Narr, sagte sein Kamerad, siehst du nicht, daß der Mond scheint? Der Postillion war eben im Begriffe böse zu werden; denn bisher war er weiter nichts, als verdrüsslich gewesen: allein Herr Nedlich ließ ihn nicht dazu kommen. Fahret nur, sagte er zu ihm, an die erste die beste Hütte, wo ihr Licht sehet: Wir werden ja wohl Herberge bekommen. Dieses gab dem aufwallenden Blute des Postillions einige Kühlung; Vermuthlich möchte er bei sich selbst denken: Wenn der fremde Herr so ruhig bey der Sache seyn kann, so muß es ja wohl auch sein Fuhrmann seyn. Er lenkte also den Wagen mit ziemlicher Gelassenheit um und fuhr auf die kleinen Bauerhäuser zu, die er vor sich sah.

In dem einen derselben sah er Licht brennen und hielt eben davor stille, da der Geiger eilse schlug. Das ist kein gutes Zeichen, sagte er zu seinem Kammerad; Wir müssen gewiß heute unter freyem Himmel schlafen: allein dieser lehrte sich nicht daran, sondern pochte an das Haus an. Eine freundliche Stimme rief sogleich zum Fenster heraus,
wer

wer da wäre? Drey Menschen, sagte der Postillion, und vier Pferde, die alle gern unter Dach wollen. Wir haben uns verirrt. Thut doch die Barmherzigkeit an uns und gebt uns Nachtquartier. In ein paar Augenblicken öffnete sich die Thüre. Seyd mir willkommen, rief der Wirth vom Hause seinen Gästen entgegen; Mein ganzes Haus steht euch zu Diensten. Spannt nur die Pferde aus und gebt mir zweye davon: die will ich zu meinem Nachbar bringen und die andern zwey ziehet nur in meinen Stall. Unterdessen war der dienstfertige Wirth, der dem Ansehen nach zu dem feinern Theile des Landvolks gehörte, dem Wagen etwas näher getreten: und da er einen Mann in reichen Kleidern darinn sitzen sahe, so nahm er seine Mütze ehrerbietig ab und sagte zu Herr Redlichen: Mein Herr, sie werden diese Nacht in meinem Hause nicht so bewirthet werden, wie es vielleicht ihr Stand mit sich bringt. Ich bin ein armer Mann: aber was ich habe, sollen sie haben. Gebt euch zufrieden, sagte Herr Redlich, indem er vom Wagen abstieg und seinem Wirth die Hand reichte: Ich verlange von euch weiter nichts, als eine Schlafstätte für mich und meine Leute: Mit Essen und Trinken bin ich selber versorgt und ihr werdet mir ein Vergnügen machen, wenn ihr mein Gast seyn wollt. Hier machte der Bauer eine Verbeugung

gung: und Herr Redlich trat zur Thüre hinein: Die Wirthin empfing ihn mit einem ländlichen Grusse, öffnete die Stubenthüre und hieß ihren Gast hineintreten. Herr Redlich both ihr die Hand und so unerwartet ihr auch diese Ehre seyn möchte, so mußte sie sich doch gleich darein zu finden. Der Wirth bath um Erlaubniß daß er Herr Redlichs Leutenhülfliche Hand leisten dürfte. Er brachte den Postillon mit 3. Pferden in seinen Stall und den andern führte er mit den übrigen 2. Pferden zu seinem Nachbar. Herr Redlich hatte sich indessen in seiner Herberge einigermaßen umgesehen und mußte sich nicht wenig wundern, da er in einem schlechten Bauerhause so viel Ordnung und Reinlichkeit antraf, als in seinem eigenen Hause. An der Wand stand ein grosses Bette und daneben eine Wiege, in welchem ein Kind von ohngefähr zwey Jahren lag, welches wie ein Engel aussah. Die Stube war niedrig: aber man konnte doch frey darinnen herumgehen. Die Wand war ohne Tapeten: aber von einer blendenden Weisse. Die Meubeln waren nicht kostbar: aber reinlich und in einer zierlichen Ordnung. Die Wirthin schien eine Frau in ihren besten Jahren zu seyn. Ihr Anzug entfernte sich eben so sehr von dem erkünstelten Zwange der Städte, als von dem schmutzigen und plumpen Wesen des Dorfes. Ihre Gesichtsfarbe war blaß: allein diese
 Blässe

Blässe schien ihr nicht natürlich zu seyn; wenigstens hatte es das Ansehen, als wenn Gram und Kummer dieselbe um ein merkliches vermehrt hätte. Dem ohnerachtet war ihre Mine freundlich, und man konnte es ihr auf den ersten Blick ansehen, daß sie zu den guthertzigen Seelen gehörte, deren die Welt so viele bedarf und so wenige hat. Sie that von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick auf ihr schlafendes Kind und dieses allein war Herr Redlichen Bürge, daß sie auch eine gute Mutter war. Ihr Mann, den ich recht gut kenne, ob ihn gleich Herr Redlich noch nicht weiter, als vor der Thüre gesehen hat, war werth, eine solche Frau zu besigen. Gutherzigkeit war ebenfalls der herrschende Zug in seinem Charakter, und sie war so deutlich in seinen Zügen ausgedrückt, daß man sie unmöglich übersehen konnte. Er brannte vor Liebe zu seiner Frau und zu seinem Kinde.

Wie meinen sie, mein gnädiger Herr Ehemann! Ich sollte ihnen damit einen Streich gegeben haben, daß sie ihre Frau unter ihre Mägde und ihre Kinder unter die unvermeidlichen Uebel im Ehestande rechnen? O ich bitte sehr um Vergebung: Eines solchen hämischen Gedankens ist ihr unterthänigster Knecht, der Autor, nicht fähig. Sie sind zu vornehm, als daß sie ihre Familie, wie ein gemeiner Bauer, lieben sollten: Das leidet ihr



ihr Stand nicht. Kehren sie sich also nur an meine Erzählung gar nicht; und wenn ich es nochmals wiederhole, daß Herr Redlich's gutherziger Wirth für Liebe zu seiner Frau und zu seinem Kinde brannte, so werfen sie nur immerhin ihre höfzadeliche Nase in die Höhe und sagen sie mit dem stolzesten Tone, den sie nur annehmen können: Es ist ein Bauer! Dieser Bauer also, der so unglücklich ist, Ihre Gnaden zu missfallen, trat, sobald er Pferd und Mann an den gehörigen Ort gebracht hatte, mit der vergnügtesten Mine von der Welt ins Zimmer. Es ist alles besorgt, sagte er zu Herr Redlichen: Ist es Ihnen nun gefällig zu Bette zu gehen oder wollen Sie erst ein wenig Abendbrod zu sich nehmen? Ja, das will ich, gab Herr Redlich zur Antwort. Sogleich deckte die gefällige Wirthin einen kleinen Tisch und trug den Reiseproviand auf, den Herr Redlich bereits durch seinen Kerk hatte in die Stube bringen lassen. Nun war es Herr Redlichen nicht sowohl um das Essen zu thun, als vielmehr um eine Erläuterung seiner sonderbaren Begebenheit auf dem Schlosse und eben so sehr um die Erläuterung der Geschichte seines Wirths und seiner Wirthin, die ihm alle beyde nicht von gemeinem Stande und von schlechter Erziehung zu seyn schienen. Sobald man sich also zu Tische gesetzt hatte, so erzählte er, wie unhöflich man ihn

von

von dem Schlosse abgewiesen und fragte, wer denn der Besitzer desselben wäre? Der Wirth und die Wirthin sahen einander wechselseitig an und schienen wegen der Antwort in grosser Verlegenheit zu seyn. Schon sieng es Herr Redlichen an zu reuen, daß er eine Frage gethan hatte, die zwey so gute Seelen in Verwirrung setzte, als der Wirth mit einem gesetzten Weien seinen Gast folgendergestalt anredete: Ob ich gleich ihren Namen und Charakter nicht weiß, so habe ich doch bereits auf ihre menschenfreundliche Mine und auf ihr ehrwürdiges graues Haupt ein so starkes Zutrauen gefaßt, daß ich keinen Augenblick Bedenken trage, ihnen ein Geheimniß zu entdecken, welches ausser mir, meiner Frau und noch einer dritten Person niemand weiß, als derjenige, dem nichts unbekannt ist. Es wäre ein möglicher Fall, daß mich mein gutherziges Geständniß unglücklich machte: allein ich weiß nicht, welcher gute Geist mir sagt, daß ich von ihnen nicht das geringste zu besorgen habe. Wissen sie also: Der Besitzer des Schlosses ist ein Baron und meine liebe Frau (hier nahm er sie zärtlich bey der Hand und drückte sie an sein Herz) ist seine Tochter.

Wie kann ein Mensch über irgend eine Erzählung so sehr in Erstaunen und Verwunderung gerathen seyn, als Herr Redlich. Er hatte bey seinem hohen Alter eine Menge von
son.



sonderbaren Schicksalen erlebt, die sowohl ihm selber, als andern begegnet waren: allein ein solcher Zufall war ihm ganz neu und unerwartet. Ist es möglich, dachte er in der Geschwindigkeit bey sich selbst, daß ein Baron eine Bauersfrau zur Tochter hat? oder daß ein dem Ansehen nach gemeines Bauer der Schwiegersohn eines Barons seyn kann? Wie geht es zu, daß der Vater auf dem Schlosse und die Kinder in einem Bauerhause wohnen? Der Wirth heimte den Lauf dieser neugierigen Fragen, indem er nach einer kleinen Pause in seiner Geschichte fortfuhr oder sie vielmehr erst anfieng.

Der kleine Mann, sagte er, beistehen, wie sie mir erzählt haben, das Thon vor der Nase zugeschlagen hat, ist der Baron selbst. Ich wünschte aus Liebe zu meiner Frau, daß ich seinen Charakter vor ihnen verbergen könnte oder vielmehr, daß er nicht einen so schlechten Charakter haben möchte: allein so lange sie diesen nicht wissen, so lange muß ihnen die unhöfliche Art, mit der man ihn begegnet ist, ein Geheimniß bleiben. Mein Schwiegervater, ich sage es mit Erröthen, ist ein so entsetzlicher Geizhals, dergleichen vielleicht noch nie auf Erden gelebt hat. Der Schafpelz und die Mütze, in der sie ihn gesehen haben, ist sein einziges Kleid, was er Sommer und Winter, wachend und schlafend anhat: und sie

sie können sich nun leicht vorstellen, daß er sich vor keinem Menschen sehen läßt. Seit dem Tode seiner Gemahlin; und das ist schon über 20 Jahre her, ist er nicht aus seinem Schlosse gekommen; auch nicht einmahl in die Kirche, um sich den Pfennig zu ersparen, den er in den Klingelbeutel legen müßte. Seine einzige Beschäftigung ist, daß er seinen Geldkasten bewacht. Diesen verläßt er den ganzen Tag nicht, und in der Nacht schläft er darauf. Sonst liehe er sein Geld aus und borgte auf Pfänder: allein weil er einmahl um zwanzig Thaler betrogen wurde, so that er das feyerlichste Gelübde, nichts mehr zu leihen. Er cassirte sogleich alle seine Schulden ein, machte alles zu baarem Gelde, was er nur konnte; Tische, Stühle, Bette, Spiegel, Kurf, was nur irgend von einigem Werthe war, wurde verkauft. Aus iedem Fenster hob er einige Scheiben aus, machte die Oefnung mit Papiere zu, und setzte sie vor Geld ab. Sollten sie auf sein Schloß kommen, so müßten sie nothwendig glauben, es wäre von Feinden gänzlich ausgeplündert; so leer muß es iht darinne aussehen. Er hat einen alten Kerl bey sich, der zu gleicher Zeit sein Bedienter, sein Koch, sein Rentmeister, mit einem Worte sein Alles ist. Dieser treibt die Dienstgelder von den Unterthanen bey und versorgt seinen Herrn und sich mit Brodt, Salz und

Beg. Redlich 4. Th.

G

Wasser:

Wasser: denn weiter brauchen sie alle beyde nichts zu ihrem Unterhalte. Nach dieser Beschreibung wird es ihnen wohl nicht zuwider seyn, daß man ihnen ein Nachtquartier auf dem Schlosse versagt hat. Sie hätten, in der That, auf der bloßen Diele liegen müssen, und ihre Pferde wären vor Hunger verschmachtet. Und wie bedauere ich sie, sagte Herr Redlich zu seiner Wirthin, die während dieser Erzählung eine ganz traurige Zuhörerin abgab und sich die Augen rieb, daß sie ihr Leben einem solchen Verrückten zu danken habe! Ich habe auch einen Sohn: aber mein Gewissen giebt mir Zeugniß, daß er nicht Ursache hat sich meiner zu schämen. Der Himmel belohne ihr mitleidiges Herz, sagte die gute Wirthin, die von nun an Elementine heißen soll, weil dieses wirklich ihre Mahime ist, und weil der Titel Wirthin sie unverdient in dem Gemüthe mancher Leser erniedrigen möchte. Ihr Mann, der auch von diesem Augenblicke aufhört, Wirth und Bauer zu heißen, sahe den alten Herrn Redlich mit solchen Augen an, die eben das sagen wollten, was seine Frau gesagt hatte.

Nunmehr war Herr Redlich's Neugierde in einem Punkte befriediget: Er wußte nun, daß das zweyelligte Ding, was sich hinter dem Schloßthore hatte sehen lassen, weder ein Pavian, noch ein Nachtwächter, noch ein

ein Hausknecht, noch ein Gespenst, sondern ein Baron war; Ihn fiel es ihm auch ein, daß er schon einmahl auf seinem Guthē von einem Barone hatte sprechen hören, der in seiner Nachbarschaft wohnen und dessen Geiz alles übertreffen sollte, was die Poeten von iehem ihrem Harpax angedichtet hätten: allein bey alle dem befand er sich immer noch in der äußersten Unwissenheit wegen der Schicksale der Elementine und ihres Mannes.

Hätte ich Lust, einmahl einen rechten Autorstreich zu spielen, so dürfte ich nur hier abbrechen und den Herrn Redlich in der Lust auf sein Guth Schöndau wegführen. Das würde gewiß dem Leser mehr Kopfbrechens verursachen, als dem alten Schandy im Triestram, da er seinem kleinen Erben einen Taufnahmen besorgen sollte. Faß bin ich Willens — Dergleichen Streiche haben immer ihre gute Wirkung. Wenigstens schläft der Leser nicht ein, wenn er sich genöthiget siehet, ein Stück der Geschichte, und noch dazu ein recht verworrenes, selber auszufüllen. Doch diesesmahl mag es noch hingehen! Wer weiß, wo ich in der Folge meiner Geschichte noch bessere Gelegenheit finde —

Nachdem also der Mann der Elementine seine Augendankagung an Herr Redlichen abgestattet hatte, so hielt er eine ganz kurze Augenrede an seine Gemalin, ohngefähr des

Inhalt, daß es ihm sehr lieb seyn würde, wenn sie an seiner Statt die Erzählung fortsetzen wollte. Sie erwiederte diese Rede mit einem Blicke, der in der Uebersetzung so viel heißt, als: Was könnte ich dir abschlagen, mein Geliebter! Darauf wendete sie sich zu Herr Dieblich und sagte mit dem Tone eines ragenbhaften Stolz: Habe ich gleich Ursache mich in gewisser Absicht meines Vaters zu schämen, so kann ich mich dagegen meiner Mutter desto mehr rühmen. Sie war ein Muster der Tugend und Rechtschaffenheit. So unglücklich ihr Ehestand war, so trauete sie sich doch mit aller nüt ersinnlichen Gelassenheit in ihr Schicksal zu finden. Ihre Aeltern hätten sie zu der Heyrath mit dem Baron gezwungen und so sehr sie sich derselben widersetzte, so wenig suchte sie nachmahls ein so ungleich geknüpftes Band zu zerreißen. Sie war vielmehr darauf bedacht, wie sie ihren Gemahl von seiner schmutzigen Leidenschaft nach Gelde bestehlen möchte. Sie sann Tag und Nacht auf Mittel zu ihrem Zwecke zu gelangen; Sie versuchte alles: allein es war alles vergebens. Je mehr sie bath und flehete, desto härter und unbarmerziger wurde mein Vater und das gieng so weit, daß meine Mutter Tag vor Tag den bittersten Hunger ausstehen mußte. Sie brachte mich in dem zweyten Jahre ihres Ehestandes zur Welt



meinen Elend erst recht an. Ich mußte in einem Loch, welches ärger war, als das Gefängniß eines Missethätters, ohne alle menschliche Gesellschaft, elf lange Jahre zubringen. Der Kerl, von dem ich mein Mann schon gesagt hat, brachte mir zu gewissen Stunden meinen Unterhalt, der gerade so zugeschnitten war, daß ich nicht vor Hunger sterben dürfte. Mein Bett war Sommer und Winter eine elende Streu und meine Kleider langten kaum zu, um meine Blöße zu bedecken. Ich hatte kein Buch, als die Bibel, die ich unaufhörlich las: und diese allein verhinderte mich, meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen. Ich bath Gott täglich, meine abgequälte Seele zu sich zu nehmen, und sehnte mich nach nichts mehr, als neben meiner ewig geliebten Mutter im Grabe zu liegen: allein es gefiel Gott, mich nach den Bitterkeiten dieses Lebens auch seine Süßigkeiten kosten zu lassen. Ich pflegte bisweilen an einem hölzernen Stuhle hinauf zu klettern und aus meinem Fenster, welches zum Glück nicht mit Stäben verwahrt war, frische Luft zu schöpfen. Dieses Fenster gieng auf das freie Feld und war von der Landstrasse kaum 50. Schritte entfernt. Mein Vater wohnte auf der entgegengesetzten Hälfte des Schlosses, welches nach unserm Dorfe zugehet und bestummerte sich um nichts weiter, als um seinen

nen Gelbkästen. Nun fiel es mir an einem schönen Sommertage ein, mich nach meiner Gewohnheit ein wenig umzusehen. Allein wie angenehm war nicht mein Erschrecken, als ich einen jungen Menschen in zierlicher Kleidung auf einem schönen Pferde erblickte, der vor unserm Schlosse vorbeiritt. Stellen sie sich selbst meine Gemüthsbewegung vor: Ich bin zu schwach, sie ihnen mit Worten auszudrücken. Dieses einzige kann ich ihnen sagen, daß mir der Anblick dieses jungen Ritters, den sie hier in der Person meines Mannes vor sich sehen, ein so unbeschreibliches Vergnügen machte, als ich es nach der Zeit niemals wieder empfunden habe. Ich wünschte, daß er mich an meinem Fenster sehen möchte: Zugleich aber schämte ich mich auch wegen meines Anzuges. Ich war willens, ihn zu mir zu rufen und ihn mein Schicksal zu entdecken: allein ich fürchtete mich, man möchte es am hellen Tage sehen. In einem Augenblicke aber entschloß ich mich, das äußerste zu wagen. Ich rief ihm zu und streckte die Hand zum Fenster heraus, so weit ich konnte, damit er den Ort finden möchte, wo die Stimme herkam. Er hörte mich, er sahe mich und kam gerade auf mein Fenster zugeritten. Ich rief ihm ganz leise zu: Rettén sie mich aus diesem Schlosse; Ich bin das unglücklichste Frauenzimmer unter der Sonne:

und zugleich winkte ich ihm, daß er sich wieder wegbegeben sollte. Er warf einen Blick voll Barmherzigkeit und Mitleiden auf mich, machte mir eine Verbeugung und sogleich kam er mir aus den Augen.

Nunmehr geht meine Rolle an, sagte der Mann der Elementine. Erlaube nur, meine theure Gattin, daß ich unsere Geschichte vollends endige. Der klägliche Anblick meiner Elementine hatte mein Herz außerordentlich gerührt, und ob ich gleich ihre näheren Umstände nicht wußte, noch auch die geringste Möglichkeit vor mir sah, sie aus dem Schlosse zu bringen, so war, ich doch im voraus entschlossen zu ihrer Rettung das äußerste zu wagen. Mit diesem festen Entschlusse ritt ich in einen Gasthof dieses Dorfes, und erkundigte mich gelegentlich nach dem Besitzer des Schlosses und nach seiner Familie. Ich erfuhr alles dasjenige, was sie bereits wissen; Ich erfuhr, daß die Tochter des Barons eine tugendhafte Unglückliche wäre, und von dem Augenblicke an war ich auf weiter nichts bedacht, als auf Mittel meinen Entschluß auszuführen. Ich begab mich gegen die Nacht zu unter das Fenster meiner Elementine, warf mit meinem Schnupftuche nach demselben und nach einer kleinen Weile ließ sie sich an demselben sehen. Ich gab

gab mich ihr zu erkennen; Sie erzählte mir ihre klägliche Verfassung; Ich entdeckte ihr, daß ich keine Aeltern, keine Freunde und ausser einem Vermögen von tausend Thälern nichts hätte, als ein rechtschaffenes Herz. Ich sagte ihr, daß ich noch unverheyrathet wäre und daß sie mich zum glücklichsten Menschen von der Welt machen würde, wenn sie sich von ihrem Stande herablassen und die meinige werden wollte. Elementine gab mir ihre Einwilligung und wir schworen einander ewige Treue. Die folgende Nacht wurde zur Entführung angelegt, und Elementine sagte mir, daß ich wegen der Nachstellungen ihres Vaters nicht das geringste zu besorgen hätte, indem es ihm gewiß von Herzen lieb seyn würde, wenn er seine Tochter, es sey, auf welche Art es wolle, verlöhre. Sie bath mich zuletzt noch um einige anständige Frauenskleider und um ein tüchtiges Seil, damit sie sich daran zu ihrem Fenster herablassen könnte: Und so schieden wir uns diese Nacht von einander. Den folgenden Tag verkaufte ich sogleich mein Pferd an einen Juden, der sich mit mir in dem Gasthose aufhielt und schaffte mir ein paar Rutschpferde nebst einem halben Wagen an. Ich schickte einen Bauern, den ich durch ein gutes Trinkgeld auf meine Seite gebracht hatte, nach der nächsten Stadt und ließ mir

ein starkes Seil nebst den nöthigsten Kleidungsstücken für Elementinen holen. Gegen Abend, da alles in gehörigem Stande war, machte ich mit meinem Wirths Rechnung und überredete ihn, ich müßte dringender Geschäfte wegen noch diese Nacht abreisen. Er glaubte es, oder schien es wenigstens zu glauben; Also fuhr ich um die Zeit, da wahr-scheinlicherweise alles auf dem Schlosse schlafen mußte und da die Landstrasse von Menschen leer war, in aller Stille aus dem Gasthofe und gerade unter das Fenster meiner Elementine. Sie hatte mich schon erwartet. Ich hatte also nichts weiter nöthig, als daß ich ihr das Seil zuwarf, welches ich dadurch bewerkstelligte, daß ich auf den obersten Theil meines Wagens stieg, das äußerste Ende des Seils in die linke Hand nahm und das andre Ende in die Höhe warf. Nach einigen vergeblichen Versuchen fieng sie es auf, befestigte es an ihr Fenster und ließ sich glücklich an demselben herab. Es war nicht möglich, das Seil von dem Fenster loszumachen: damit es aber doch nicht ein so sichtbarer Verräther seyn möchte, so warf ich es durch das Fenster in die Stube hinein und überließ es dem Barone, was er bey Erblickung desselben denken wollte. Vergeblich würde ich es versuchen, ihnen die Empfindungen zu beschreiben, von denen meine Seele hinge-

hingerissen word, als ich meine theure Celestine zum erstenmahl in meine Arme drückte. Die Thränen flossen haufenweise über meine und ihre Wangen und wir waren nicht vermögend, nur ein Wort auszubringen. Endlich entriß ich mich diesem Färmel von Freude und Fräutigkeit, hob meine Elementine in den Wagen und sagte zu ihr: Lassen sie uns eilen, meine angebetete Elementine; Nichts als die Finsterniß der Nacht kann uns in Sicherheit bringen. Ich entdeckte ihr hierauf, wohin ich meine Zuflucht zu nehmen gedächte.

Ich kannte in dem Lande eines benachbarten Fürsten einen Landprediger, dem ich fast meine ganze Erziehung zu verdanken hatte. Nun hatte ich war diesen rechtschaffenen Mann seit vielen Jahren nicht mehr gesehen: allein, so wie ich ihn kannte, war er ein Vater aller Unglücklichen und Hülfslosen und ich durfte es sicher wagen, mein und meiner Elementine Schicksal seinen Händen anzuvertrauen. Ich hatte von hier nicht mehr, als 3. Meilen, um zu ihm zu kommen, und da mir der Weg aus dem Grunde bekannt war, weil ich ihn schon oft gereist war, so konnte ich sicher hoffen, noch vor Morgen bey ihm anzukommen. Das Schicksal war meiner Unternehmung günstig und ehe noch die Sonne aufgieng, langte ich vor meines Predigers Boh.

Wohnung an. Er war schon aufgestanden und mußte sich nicht wenig wundern, da er einen Wagen vor seinem Hause stille halten und zwei unbekante Personen in dasselbe hineintreten sahe. Allein kaum hatte ich mich ihm entdeckt und ihm das Schicksal meiner Elementine mit ein paar Worten gesagt, so war sein ganzes Herz zu meinem Vortheile eingenommen und er versprach mir auf das theuerste, alles mögliche zu meiner und Elementinens Sicherheit beizutragen. Sobald wir uns einigermaßen von unserm Schrecken erholt hatten, so ließen wir uns von unserm Prediger ehelich zusammen geben und aufzuziehen. Waren wir ernstlich auf die Lebensart bedacht, die wir ergreifen wollten. Ich verstand die Oekonomie und hatte, wie ich ihnen schon gesagt habe, nicht mehr und nicht weniger, als 1000 Thaler im Vermögen. Ich that also Elementinen den Vorschlag, wir wollten uns vor dieses Geld ein Haus mit Ackerbaue anschaffen und uns von unsrer Hände Arbeit nähren, bis uns das Schicksal bessere Aussichten öfnete. Elementine war es zufrieden, und es zeigte sich gar bald Gelegenheit, meinen Vorschlag auszuführen. Mein Prediger, der um alle meine Absichten wußte, sagte mir, es wäre in eben dem Dorfe, aus dem ich meine Elementine entführt hätte, ein ziemliches Guth zu verkaufen. Nun kam es bloß darauf an,

zu wissen, ob der Baron die Flucht seiner Tochter gleichgültig ertrüge oder nicht? Um dieses zu erfahren, that ich in Bauerkleidern mit Vorbewußt meiner Elementine und des Predigers eine Reise nach dem Dorfe. Zu meiner größten Freude, zugleich aber auch zu meinem größten Erstaunen sagte man mir, es wäre auf dem Schlosse nicht das geringste vorgegangen und der Baron führte noch immer seine alte Lebensart unverrückt. Ich erkundigte mich nach der Beschaffenheit des zu verkaufenden Bauerguths und erfuhr, daß es einträglich genug sey, eine kleine und fleißige Familie zu ernähren. Nun war ich in aller Absicht sicher. Mich kannte niemand im ganzen Dorfe und meine Elementine ebenso wenig: Denn so lange sie auf dem Schlosse gewesen war, hatte sie nur drey lebendige Personen gesehen. Ich nahm also mein kleines Kapital zusammen und durch Hülfe meines rechtschaffenen Predigers borgte ich das übrige auf, was noch fehlte, um das Guth zu bezahlen. Der Kauf gieng vor sich; Ich und meine Elementine verließen unsre ordentlichen Kleider und zogen uns alle beide ländlich an; Wir nahmen von unserm Prediger wehmüthig Abschied und bezogen unsre gegenwärtige Wohnung. Sie können leicht denken, daß uns unsre neue Lebensart anfänglich sehr sauer ankam; am allermei-

sten



sten mir, der ich statt der Feder nunmehr den Pflug führen mußte: allein Liebe und Gewohnheit machen alles leicht. Ich habe es bereits vergessen, daß einmahl eine Zeit war, wo ich ein weicherer Leben führte und meine Elementine weiß nicht mehr, daß sie von Geburt eine Baronessin ist. Der Himmel hat unsre kleine Nahrung reichlich geeignet und wir haben bereits alle Schulden abgetragen, die wir anfangs zu machen genöthiget waren. Auch unser Ehestand ist nicht unfruchtbar gewesen und wir zählen schon vier Kinder, von denen aber drei in der Wiege gestorben sind. Möchte uns doch nur der Himmel diesen kleinen Engel leben lassen! Das ist unser einziger und höchster Wunsch. An unsern geliebten Vater können wir nicht anders, als mit Mitleid und Abscheu denken. Sie sind auch Vater: allein ich glaube gewiß, daß sie meine Elementine von allen Pflichten gegen den ihrigen lossprechen. Wollte nur Gott unsre heißen Wünsche erhören und ihn noch vor seinem Tode zur Erkenntniß seiner selbst bringen!

Hier beschloß der Mann der Elementine seine sonderbare Erzählung und Herr Redlich höhnte nun einmahl recht von Herzensgrunde Athem: Denn das hatte er bis iht vor vieler Aufmerksamkeit fast ganz vergessen.

sen. Er dankte Elementinen und ihrem Manne, daß sie ihn zum Vertrauten ihres Geheimnisses hätten machen wollen, und versprach ihnen ein unverbrüchliches Stillschweigen. Da ihm nun seine Uhr sagte, daß es schon weit über Mitternacht wäre, so bath er sich aus, daß man ihm sein Nachtlager anweisen möchte, und begab sich mit voller Seele zu Bette.

O verdammter Geiz! sagte er bey sich selbst: Wie wahr ist es, daß du die Wurzel alles Uebels bist! Du rottest alles menschliche Gefühl aus, erstickst das Blut in den Adern und machst aus Menschen reissende Wölfe. O tugendhafte Elementine! Muster der Tugend und Geduld! Wie konntest du ein so elendes, iammervolles Leben ertragen, wovon ieder Augenblick schmerzhafter war, als der Tod selbst! Was schützte dich vor Verzweiflung? War es nicht die Religion? Ja, sie war es. Sie ist auch der Trost meines Lebens gewesen: sie soll auch mein Trost im Sterben seyn. Ja — im Sterben — will ich mich — O wie glücklich! — sanft — Hier schlief Herr Kiedlich ein und die Engel, die um sein Bette wachten, freuten sich über die frommen Gedanken eines Menschen. Ich aber, der ich noch nicht Lust habe einzuschlafen, werde mich unterdessen ein wenig mit dem

No.



Postillion des Herrn Redlichs unterhalten. Er liegt zwar igt auch in tiefem Schlasfe: allein, das thut nichts zur Sache; Wenn ein Autor zu reden anfängt, so müssen ihm Steine antworten können.

Sage mir also, Postillion, was dachtest du wohl zu der Geschichte mit der Einführung? Hier muß sich der Leser vorstellen, daß der Postillion den Kopf gewältig schüttelt und mir trozig zur Antwort giebt: Je, was könnte ich dabey denken? Daß das ganze Ding sehr lügenhaft aussieht. Der Herr, der Jungfer Elementinen entführte, muß gewiß das Kutscherhandwerk recht aus dem Grunde verstanden haben, weil er in der Nacht drey Meilen fahren konnte, ohne eine Ehtissenseele bey sich zu haben. Narr, gebe ich ihm darauf zur Antwort: Freylich verstand er es! Man kann ja wohl kutschiren können, ohne daß man deswegen gerade ein Kutscher ist. Und wenn es auch nicht sonderlich verstanden hätte, so mußt du nur bedenken, daß die Noth Eisen bricht. Das läßt sich wohl hören, versetzt der Postillion! Allein, wo wußte denn der Herr die Landstrasse so versetzt? Er mußte wohl recht oft darauf gelegen haben. Du hast es ja gehört, gebe ich ihm hierauf zur Antwort, daß er diese Strasse seiner Geschäfte wegen sehr oft hereißt war: allein, wenn er sie auch
nur

nur einmahl gereist wäre, so mußt du wissen, daß nicht alle Leute Postillionsköpfe haben. Du und deines gleichen müßtet freylich einen Weg zehn bis zwanzigmahl passiren, ehe ihr ihn kennt: aber unser einer hat das nur einmahl nöthig.

„Aber wo bekam denn der Herr gleich Pferde und Wagen her?“

Ich glaube, Kerl, du willst mich durch dein Fragen verwirrt machen: aber es soll dir nicht gelingen. Er kaufte sie von einem Bauer in demselben Dorfe — Doch nein, er kaufte sie von dem Juden, dem er sein Reitsperd verkaufte. Du weißt ja, bey den Juden ist alles zu haben.

„Das ist wohl wahr: Aber was sagte denn der Wirth, als sein vornehmer Gast in der Nacht ganz allein wegsuhr?“

Was wird er gesagt haben? Nichts, gar nichts. Wenn ein Wirth ehrlich und redlich bezahlt wird, so bekümmert er sich weiter um nichts.

„Nun das muß ich sagen: Wenn ich Wirth gewesen wäre, ich hätte Lunte gerochen. Der Kerl muß dümmer, als meine Pferde gewesen seyn, sonst hätte er es gemerkt.“

Das kann wohl seyn: Es giebt ja viel dumme Wirthe in der Welt.

„Aber warum kaufte sich denn der Herr erst Pferde und Wagen? Er hätte ja das Frauzimmer vorne oder hinten auf sein Reitpferd nehmen können.“

Es ist wahr, Possillion. Der Einfall ist nicht übel — Wahrhaftig, es wäre angegangen. Der Herr muß wohl seine Ursachen gehabt haben.

„Nehmen sie mirs nicht übel: Das ist eine schlechte Antwort.“

Karl, wenn du mich böse machst, so will ich dir, statt einer Antwort zwanzig geben, die dir gewiß dein Maul stopfen sollen. Du mußt wohl in deinem Leben keinen Sattel gesehen haben, sonst würdest du wissen, daß in einem Sattel nur eine Person sitzen kann.

„O wenn es weiter nichts ist! Man bricht nicht gleich den Hals, wenn man auch nicht im Sattel sitzt: und das müßte eine elende Schindmähre seyn, die nicht zwey Personen tragen sollte.“

Ich sage dir aber, daß es sich durchaus nicht schickt, ein Frauzimmer aufs Pferd zu setzen. Die Schönen wollen gefahren seyn.

„Die Jungfer — wie heißt sie doch gleich? Elementine würde sich wohl den Abend nicht viel daraus gemacht haben, ob sie zu Pferde oder zu Wagen abgeholt würde. Sie werden wohl das Sprichwort wissen: Noth kennt kein Geboth.“

O du Spießbube von Postillion, hätte ich dich doch schlafen lassen! Es ist ja mit dir gar nicht auszukommen: Immer will es der Schlingel besser wissen. So höre doch nur: Des Herrn sein Reitpferd war auf der Schule gewesen. Nun wirst du doch so viel Einsichten haben, daß gelernte Pferde nicht mehr, als einen auffigen lassen. Ich glaube, sie hätten alle beyde die erste halbe Meile Hals und Beine gebrochen.

„Ja, wenn die Sache so ist: so muß ich freylich mein Maul halten. Aber nun sagen sie mir noch ein Wort: Saß der Herr im Wagen oder auf dem Bocke?“

Das ist wieder eine Frage für einen Postillion! Haben denn die halben Wagen Böcke?

„Wie? Was? Die halben Wagen hätten keine Böcke? Was wollen sie wetten? Acht gute Groschen —“

Je freylich haben die halben Wagen Böcke! Das weiß ich wohl: aber der halbe Wagen, auf dem der Herr fuhr, hatte keinen. Verstehst du denn nicht so viel?

„Nein, bey meiner Seele, das verstehe ich nicht. Die halben Wagen haben Böcke und doch hat der halbe Wagen des Herrn keinen Bock — Das ist mir zu hoch.“

Nun — Laß dich nur zu rechte weisen — Der halbe Wagen des Herrn war nicht ein
 H 2 eigent.

eigentlich halber Wagen, wie sie alle sind — Es war — Laß mich nur ein wenig besin-
nen — Es war — Ja, ein Phaeton war
es — Doch nein. — ich habe mich geirrt —
Das Kind hat einen andern Namen — Es
war — ein — ein — Kariol. Ja, das war
es und darauf will ich leben und sterben.
Der Herr, laß recht gemächlich darinnen, hat-
te seine Zügel in der Hand und wenn er nicht
ein Frauenzimmer neben sich gehabt hätte, so
hätte er seine Pfeife dazu rauchen können:
So gut gieng es.

„Ja nun sehe ichs wohl, wie die Sache
beschaffen ist. Also ein Kariol? Da hat der
Herr freylich nicht auf dem Bocke sitzen kön-
nen. Aber wie zum Henker kommt denn ein
Kariol in ein so elendes Dorf, wie dieses ist? „

Kerl, ich glaube, du bist taub. Ich habe
dir ja schon gesagt, daß es der Herr von dem
Juden gekauft hat und der wird es freylich
aus der Stadt und nicht aus dem Dorfe
herhaben.

„Nun, nun, lassen sie es nur gut seyn.
Ich höre nun wohl, daß sie sich der Sache
ordentlich im Ernste annehmen. Ich will
gern kein Wort mehr sagen und mich wie-
der auf mein linkes Ohr hinlegen. Gute
Nacht! „

Das war ja ein verzweifelter Schurke
von Postillion! Hat er mir nicht mit seinen
ewigen

ewigen Fragen Angst gemacht? Ich dachte Wunder, wie gut ich meinen Roman zusammengeflecht hätte: aber beynahe wäre er durch die Kritik eines elenden Postillions über den Haufen gefallen. Ich könnte mich zwar über diesen Zufall leicht trösten: denn wenn eben der Postillion die Geschichte mancher andern Entführungen, die fast in allen Romanen paradien, anhören sollte, so würde es ihm gewiß nicht an ähnlichen Fragen fehlen: allein ich betrachte die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Findet ein Postillion gegen meine Erzählungen so viel einzuwenden, was wird nicht ein Laken, was wird nicht sein Herr, was wird nicht der Kunsttrichter alles finden? O wäre es mir doch nie in den Sinn gekommen, Autor zu werden! Doch es ist geschehen: Die Sache ist nun einmahl angefangen: Sie muß auch geendiget werden und wenn noch zwanzig Postillione die Köpfe schütteln sollten.

Herr Nedlich wird nun wohl ziemlich ausgeschlafen haben und, mit Erlaubniß meiner Leser, mag er sogleich die Federn verlassen. Es wurde ihm gar nicht sauer, sich allein anzukleiden. Wenn er gleich einen oder mehrere Bedienten bey sich hatte, so überhob er sie mehrentheils der Mühe, ihm bey seinem Anzuge behülflich zu seyn. Diese Bequemlichkeit, pflegte er immer zu sagen, ge-



hört nur für Kranke oder vor Alter schwache Personen: nicht für gesunde; und sich von andern an und auskleiden zu lassen; wenn man selbst noch die Kräfte dazu hat, ist nicht viel besser, als sich das Essen in den Mund stecken zu lassen, um nicht die Mühe zu haben, darnach zu langen. Der Stand eines Bedienten ist ohnehin schon unglücklich genug: warum soll man ihn dadurch noch unglücklicher machen, daß man ihm Lasten aufbürdet, die man mit einer kleinen Mühe selbst tragen kann? Ich bin überzeugt, daß wenn diese und ähnliche Maximen, nach denen Herr Redlich handelte, allgemeiner wären, so würde gewiß ein grösser Theil von den bitteren Klagen wegsallen, die das Gesinde zu unsern Zeiten mehr, als jemals über seine Herrschaften erhebt. Muß es nicht ein vernünftiges Wesen im höchsten Grade kränken, wenn es einem andern Wesen, das nicht um ein Haar besser oder wohl gar schlechter ist, um eines elenden Gewinnstes willen die niedrigsten Dienste leisten muß? Ein Herr sitzt auf seinem Sopha und zerschmilzt vor Faulheit. Er streckt seine Hand langsam nach der Klingel aus. Sein Bedienter stürzt die Treppe hinauf und hat sich vor Dienstleiser aus dem Athem gelaufen. Und was soll er? Er soll seinem Herrn das Küssen auf dem Sopha zurechte legen. Die Darthe ruft ih-

rem

rem Kammermädchen und will vor Zorn bersten, daß sie nicht den Augenblick bey der Hand ist. Ist kommt sie und nachdem sie erst, wie eine Spitzbubin ausgescholten worden, muß sie ihrer Frau den Fächer aus der Kommode langen. Aber wenn ich fragen darf, Madame! warum bewegten sie denn ihre schöne Hand nicht selbst eigen nach dem Fächer? Und sie, mein bequemer Herr? warum legten sie sich denn ihr Küssen nicht selbst zu rechte? Würde es ihnen etwann mehr Mühe gekostet haben, als da sie klingelten? Oder ihnen, Madame! als da sie erst ihre schöne Kehle und ihre schöne Zunge und ihre schöne Stimme in so starke Bewegung setzen mußten? „Aber wofür gebe ich denn meinen Leuten Lohn?“ Dafür, daß sie sich von ihnen diejenigen Dienste verrichten lassen, die sie nicht selbst verrichten können; und diese bezahlen sie durch ihr Lohn gewiß nicht allzuthuer: Keinesweges aber dafür, daß sie aus ihren Bedienten Maschinen machen, mit denen sie nach Willkühr und Eigensinn verfahren können. In Tunis, Tripoli oder Algier geht das wohl an: aber in dem gesitteten Europa —

Herr Redlich zog sich also allein an und begab sich zugleich in das Zimmer der Eleonore und ihres Mannes. Sie hatten ihn schon erwartet und empfingen ihn auf das freundlich-



freundschaftlichste. Elementine fragte ihn: wie er in seiner schlechten Herberge geschlafen hätte? Sehr gut, gab er zur Antwort: aber ich habe noch schöner geträumt. Es kam mir im Schlafe vor, ich sähe ihren geizigen Vater auf den Knien liegen und kläglich die Hände ringen, O meine Tochter! schrie er, wo bist du? In welchem Winkel der Erde hat dich meine Unmenschlichkeit getrieben? Wo soll ich dich suchen? Wo soll ich dich finden? Wie soll ich das Unrecht wieder gut machen, was dir mein unmenschlicher Geiz verursacht hat? Verfluchtes Geld! Wie hast du mich verblendet! O Himmel! Sieh mir meine Tochter wieder — Doch sie lebt nicht mehr! Sie kann nicht mehr leben! O ich Barbar! Ich Unmensch! So sagte er, als ein unbekannter Mensch zu ihm hereintrat und ihm meldete, daß seine Tochter in seinem eignen Dorfe wäre und daß er sie alle Augenblicke sprechen könnte, wenn er nur wollte. Er gerieth über diese Nachricht vor Freuden außer sich. Holt mir sie! sagte er, holt mir sie, meine geliebte Tochter, daß ich sie in meine alten Arme drücke, und ihr das Unrecht tausendmahl abbitte, was ich ihr verursacht habe. Nach einer kleinen Weile traten sie ins Zimmer und er fiel ihnen ganz entzückt um den Hals. O meine Tochter, war alles, was er aufbringen konnte.

Der



Der Antheil, den ich als Zuschauer an dieser Scene nahm, war so stark, daß ich darüber erwachte. Gott gebe, daß mein Traum in Erfüllung gehen mag! Gott gebe es! wiederholte Elementine mit thranenden Augen. Gott gebe es! sagte auch ihr Mann: und so setzten sich alle drei an den Tisch um das Frühstück einzunehmen. Ich habe immer noch gute Hoffnung, sagte Herr Niedlich, daß sich ihr Vater noch vor seinem Ende bekehren wird. Gellert meint zwar, der Geizhals bleibe auch noch im Tode karg: allein die Natur kann nie ganz ausgerottet werden. Die Liebe eines Vaters gegen seine Kinder ist dem menschlichen Herzen zu tief eingegraben. Sie kann durch Leidenschaften und Laster gleichsam vergraben, aber niemals gänzlich ausgegraben werden. Glauben sie mir, Elementine: Es kommt gewiß eine Zeit, wo sie wieder in ihren ersten Stand, als Baronessin zurückkehren werden. Sie sind die Güte selbst, erwiderte Elementine: als ich versichere sie auf das heiligste, daß ich mich nach dieser Veränderung meines Standes nicht im geringsten sehne. Nach meinen gegenwärtigen Empfindungen kann kein Stand glücklicher seyn, als der meinige. Ich schmecke an der Seite meines Mannes das ganze Glück der Liebe. Ich bin Mutter. Ich darf nicht hungern: und wenn ich

ich nicht um meinen Vater besorgt wäre, so wüßte ich gar nichts vom Grame. Herzogen, wie das ihrige ist, erwiederte Herr Neblich, müssen nicht bloß glücklich seyn: sondern die Welt muß es auch wissen, daß sie glücklich sind. Sie müssen nicht bloß für sich tugendhaft seyn: sondern der ganzen Welt durch ihr Beispiel zeigen, daß die Tugend allein glücklich macht. Wie freue ich mich, wenn sie einst den ganzen Schwarm von niedrigen Seelen, die ihren Stand und ihre Ahnen beschimpfen, durch ihre adle Auf- führung beschämen werden. Also, sagte Ele- mentine, giebt es unter dem Adel noch mehr Lasterhafte, als meinen Vater? O, erwie- derte Herr Neblich: dürfte ich ihnen doch diese Frage nicht mit Ja beantworten? al- lein, ein langer Umgang mit ihnen hat mich, leider, gelehrt, daß die Verachtung der Tugend bey ihnen eine weit gemeinere Sa- che ist, als in dem bürgerlichen Stande. Weil sie die Vorsehung ein wenig über die andern Menschen erhoben hat, so bilden sie sich ein, sie wären über alles hinweg. Men- schenliebe, Rechtschaffenheit, Tugend, wird von ihnen mit Füßen getreten und der Bü- berganaille zur Ausübung überlassen. Sie geben sich alle nur ersinnliche Mühe, die Luft, die zwischen ihnen und dem Bürger besetzt ist, recht groß zu machen. Sie se- hen,

hen, daß ein gemeiner Mensch ohne Ahnen durch Fleiß und Arbeit der Welt nützlich zu werden sucht: Gleich erwählen sie den Müßiggang, um nicht mit ihm in einer Classe zu stehen. Sie sehen, daß der Bürger seinen Verstand anbaut: und sie lassen den ihrigen brache liegen und rühmen sich lieber ihrer adelichen Unwissenheit, als daß sie nach einer bürgerlichen Geschicklichkeit streben sollten. Sie sehen, daß der Bürger seine Frau und seine Kinder lieb hat und Tag und Nacht auf ihren Unterhalt bedacht ist: Sie hingegen — Hier kam der Possillion mit der Kutsche vorgefahren und unterbrach Herr Redlichen in seinem gerechten Unwillen. Er sah zum Fenster heraus und der Anblick des Possillions brachte ihn ganz natürlich auf den gestrigen Drachen. Dieses nöthigte ihm ein kleines Lächeln ab und der Unwille war weg. Er machte sogleich Anstalt, Abschied zu nehmen: und wenn der Leser nur irgend eine Erfahrung besitzt, so wird er mir gewiß die Mühe schenken, ihm diesen Abschied zu beschreiben. Er war herzlich — und damit gut.

Aber über das Abschiednehmen hätte ich wohl Lust, ein paar Worte zu sagen — Wenn ein Tugendhafter von einem andern Tugendhaften Abschied nimmt, so geht es mehrertheils ohne Thränen ab. Wo mag das her-
 four.



kommen? Ich denke in meiner Einsalt so: Jugendhafte lieben einander um ihrer Seelen willen. Wenn also auch ihre Körper getrennt werden; wenn der eine in Deutschland hinter dem warmen Ofen sitzt und schreibt, der andre hingegen um Grönland herum auf den Wallfischfang geht, so bekümmert das die Seelen gar nichts und sie lieben sich so stark und so unverrückt, wie zuvor. Dieses bringt mich auf den Einfall die Abschiede unter gewisse Classen zu bringen: Körperliche, Geistliche, Vermischte — Ein Buhler nimmt von seiner Buhlerin Abschied, ein Student von seinen Spiel- und Zechbrüdern, ein funfzehnjähriger Knabe, der auf Reisen gehen will, von seiner Mama: das sind körperliche Abschiede, und hier regnet es häufige Thränen. Herr Redlich nimmt von Elementinen und ihrem Manne Abschied: das ist ein geistiger und hier wird nicht geweint, wenigstens nicht vorsehlich. Man sieht nicht ernsthaft, als betrübt aus; Es ist, als wenn man sich mit einem gewissen Wiedersehen tröstete, das ich in einem Romane nicht nennen darf, damit mich mancher Leser nicht für einen Quäcker ausschilt. Nun der vermischte — der ist halb körperlich, halb geistig — oder auch drey Viertel körperlich und ein Viertel geistig — oder auch umgekehrt — Hierher gehört es, wenn Herr Redlich von seinem Sohne und von seiner Götze,

Edelstine Abschied nimmt. Es fallen Thrä-
 nen dabey vor: aber, wohl zu merken, sie
 werden bey dem Anfange des Abschieds ver-
 gossen; bey dem Ende sind die Augen schon
 wieder trocken. Hieher gehört auch Herr
 Redlichs Abschied von seinem Johann: und
 weil sich doch gewiß unter meinen Lesern ei-
 nige finden werden, die von allem gern eine
 ausführliche Beschreibung haben wollen, so
 dienet hiermit zur dienstfreundlichen Nach-
 richt, daß der gedachte Abschied von Sei-
 ten Johannis vier Fünstel und von Seiten
 Herr Redlichs zwey Siebentel körperlich war.
 Es giebt noch eine Art von Abschied, der
 ich aber keinen Nahmen geben kann und
 wenn mein Kopf in Gefahr wäre. Ich
 meine den Abschied eines Autors von der ge-
 lehrten Welt. Der ist geistig, wird der Le-
 ser sagen! Aber so sehen sie doch nur die-
 sen fleissigen Herrn Autor an, der die ge-
 lehrte oder vielmehr die ungelehrte Welt mit
 200. Centner Makulatur versorgt hat: Se-
 hen sie doch, wie er kläglich die Hände ringt
 und vor Verzweiflung sterben will, weil ihn
 der Himmel aus weisen Absichten mit dem
 Augenstare bestraft hat. Ach, ich Unglück-
 licher, schreyt er: Ich soll nicht mehr schrei-
 ben! Ich soll aufhören, Autor zu seyn! O
 wehe mir und der gelehrten Welt! Wahr-
 haftig, das ist mir ein schöner geistiger Ab-
 schied,



schied, wobey man heult und schreyt? — Nun so ist er vermischt — Auch das nicht, Denn ich habe ein • für allemahl die Regel festgesetzt, daß bey vermischten Abschieden die Thränen gleich anfangs vorkommen müssen und ich müßte ja zum Lügner werden, wenn ich auch einen solchen Abschied unter die vermischten rechnen wollte, wobey die Thränen noch ganze Jahre hinterher fließen. Weinet wegen mag er seyn, was er will: Bin ich doch, menschlicher Weise zu rechnen, noch lange Jahre für diesen Abschiede sicher. Meine Augen sind, Gott Lob! frisch und gesund: Der Star, denke ich, soll mich wohl in Ruhe lassen. Meine Finger sind auch noch gut conditionirt, und seit dem ich Autor bin, trage ich beständig Handschuhe, damit sie ja nicht den geringsten Schaden nehmen. Wo nicht etwann einmahl ein allgemeiner Mangel an Federn entsteht, und der ist ohne Wunderwerk nicht zu besorgen, so hat es mit mir keine Noth.

Nachdem ich also wieder eine und eine halbe Seite mit Dingen, die nicht zur Sache gehören, angefüllt habe, wie es denn jedem mannhaftesten Autor und namentlich einem Geschichtschreiber gebühren will, so fahre ich in meiner Erzählung fort.

Als Herr Redlich von Elementinen und ihrem Manne den jährllichsten Abschied genommen

men hatte, so näherte er sich der Wiege, in der das kleine Kind lag. Er küßte es und steckte unvermerkt einen Wechsel von 500 Thalern unter sein Kopfkissen. Hätte er einen von 1000. bey sich gehabt, so würde er ihn auch hingegeben haben, und das ist in meinen Augen so verdienstlich, als hätte er ihn wirklich gegeben. Sie melden es mir doch, das war sein letztes Wort, wenn mein Traum eintrifft! Elementine und ihr Mann versprachen es ihm auf das heiligste und nun setzte er sich, wie im Triumphe, in seinen Wagen. Noch einmahl sahe er auf das Schloß zurück und seufzte. Dann machte er eine, nicht tiefe, aber höfliche und wohlgeneigte Verbeugung gegen Elementinen und ihren Mann und nun fieng das Fuhrwerk an, sich zu bewegen. Die Bewegung war eine gute Weile so schnell, daß Herr Redlich zu keinem vernünftigen Gedanken kommen konnte: und wer in seinem Leben nur einmahl recht geschwind gefahren ist, der wird dieses aus der Erfahrung wissen. Die Gedanken werden unaufhörlich, wie die Loose in einem Glückstopfe unter einander gerührt und geschüttelt. Sie fliehen, wenn man darnach hascht: und wenn man auch einmahl glücklicher Weise einen ertappt hat, so verschwindet er wieder unter den Fingern. Endlich, als der Postillion das Dorf im Rücken hatte,



hatte, ließ er sein Vieh etwas langsamer gehen und dadurch bekam der gute Herr Redlich seine zerschüttelte Kraft zu denken wieder. Er dachte auch sogleich bey sich selbst: Gott Lob! nun kenne ich wieder zwey rechtschaffene Seelen mehr auf der Welt. O Jugend! du bist noch nicht ausgestorben, so verderbt auch übrigens die Zeit sehn mag, in der wir leben. In niedrigen Hütten, unter einem schlechten Dache — Da, da wohnen sie, die Redlichen im Lande, welche auf Ehren zu sitzen verdienten. Da leben sie unbekannt und ungepriesen — Sie holen ihre Glückseligkeit aus sich selbst hervor — Im Schoosse einer kleinen Familie genießen sie die unschuldigen Freuden der Welt ganz — lauter — nicht mit Bitterkeiten vermischt, wie sie der vornehme Tugendhafte genießt, der sich dem Gelächter der Welt Preis giebt, wenn er es wagt, öffentlich tugendhaft zu seyn — O schäme dich, Welt!

Hier hielt Herr Redlich mit seinen Gedanken und mit seinem Wagen einen Augenblick still, um einen Fuhrmann vorbeys fahren zu lassen, der ihm begegnete. Wäre es dem Postillion nachgegangen, so hätte der Fuhrmann halten müssen; denn er hätte einen sehr hohen Begriff von den Rechten eines Postillions auf der Strasse: allein Herr Redlich, der stets nach den Gesetzen der Menschenliebe

liebe handelte, hieß den Postillion halten. Der vorbeifahrende Bauer empfand den ganzen Werth dieser Herablassung, und grüßte Herr Redlichen so treuherzig und so dankvoll, als wenn er ihm ein halbes Jahr und mehr Nachlaß an seinen Steuern gegeben hätte. Wie leicht ist es doch, sagte Herr Redlich bey sich selbst, als dieser kleine Vorfall vorbeý war: Wie leicht ist es doch, sich Menschen verbündlich zu machen! Es kostet nur Kleinigkeiten, nur geringe Dienstleistungen, so sind sie gewonnen. Wie hart muß nicht eine Seele seyn, welche sich nicht einmahl bis zu solchen geringen Dingen herabläßt, um sich einer andern Seele, wäre es auch nur die Seele eines Bauern, gefällig zu machen! Was ist süßer, als von seines gleichen geehrt und geliebt zu werden: und ein Bauer ist doch schlechterdings meines gleichen! Denn was will der kleine Unterschied der Erziehung, der Lebensart und der Sitten sagen? Ist es mein Verdienst, daß die meinigen besser sind, als die seinigen: oder würden nicht die seinigen eben so gut geworden seyn, wenn ihn der Zufall an meine Stelle gesetzt hätte? Soll ich auf etwas stolz seyn, das ich mir nicht erworben habe: oder soll ich einen andern desto wegen verachten, weil ihm die Natur das versagt hat, was sie mir giebt? Nein, guter Bauer, ich weiche dir auf der Strasse so gern aus, wie einem:



Fürsten. Du bist ein Mensch: Ich auch: Das ist für mich genug. Ich weiß nicht, ob diese Denkungsart des Herrn Redlich durchgängig Beyfall finden wird: oder vielmehr ich kann: es mit Zuverlässigkeit vorher sagen, daß sie ihn nicht finden wird.

Die Frau Försterin hat sich bereits über den guten Alten wegen seines vertraulichen Umgangs mit seinen Bedienten von ganzen Herzen lustig gemacht: Was würde erst der Herr von E. sagen, wenn er hörte, daß Herr Redlich die Bauern mit unter die Menschen rechnete, noch mehr, daß er einen von ihnen ausgewichen wäre? Und was würden sie sagen, mein Herr! der sie recht zur Geißel der Bauern, ihrer Unterthanen, Abbohren sind? „Es ist ein Pinsel, der alte Redlich: ein rechter Erbpinsel ist er – „Nicht wahr, das ist unmaßgeblich ihre Meinung? Nun so lassen sie uns sehen, welche Figur sie einst an einem gerissnen Tage, der ihnen nicht länger, als ein kurzes Menschenalter lächerlich seyn kann, neben ihren mit Füßen getretenen Bauern machen werden! Bis dahin erlauben Sie nur Herr Redlichen, daß er in seiner Einsalt die Bauern unter die Menschen zählen und für seines gleichen halten darf.“

Doch ist, fällt mir es ein, daß Herr Redlich schon eine ziemliche Zeit in dem Wagen sitzt und, da vor demselben vier Pferde vor-

vorgespannt sind, die einen starken Schritt laufen, auch bereits eine gute Ecke von der Residenz des geizigen Barons weg seyn muß. Schönau kann unmöglich mehr weit seyn – Gedulde dich nur, lieber Leser! Herr Redlich wird bald nach Hause kommen. Ich kann ja nichts davor, daß er auf seiner spannenden langen Reise so sonderbare Schicksale gehabt und erfahren hat! Es war ja nicht meine Schuld, daß der Postillion über den Baum und über das Gerlicht erschrock – Als ein gewissenhafter Geschichtschreiber mußte ich ja alles wieder erzählen.

Es ist mir ägerlich, daß sich Wilhelm, so heißt Herrn Redlichs herzhafter Kerl, wieder zu dem Postillion auf den Rock gesetzt hat: allein er sitzt nun einmahl und ich kann ihm sein Maul nicht stopfen, ohne ihn vom Rocke herunter zu werfen. Also will ich ihn nur reden lassen und, wie es meine Schuldigkeit ist, sein Gespräch mit dem Postillion treulich nach erzählen. Höre, Postillion, sagte Wilhelm und lachte dabey aus vollem Halse: Mein Bauer hat mir Wunderdinge erzählt. Weißt du wohl, was das für ein Kerl war, der uns gestern Abend das Thor auf dem Schlosse vor der Nase zuschlug? Was wird er gewesen seyn, brummte der Postillion, der eben im Begriffe war, seine Pfeife anzurauchen: Ein Stallknecht oder so was –

oder etwann ein Schäferknecht. — Ein Gespenst darf ich doch nicht sagen: sonst lachst du mich wieder aus. Wilhelm hielt sich den Bauch wieder. Nein, sagte er, das erräthst du in deinem Leben nicht: Es ist ein Baron. Auf, schäme dich, erwiederte der Postillion: du willst so fromm seyn, und lügst mir so unverschämt ins Gesicht. Ich sage dir aber die reine Wahrheit, gab Wilhelm zur Antwort: Der kleine Kerl im Schafpelze ist ein Baron. Hatte Wilhelm zuvor arg gelacht, so lachte ihn der Postillion noch ärger: und wenn Herr Redlich nicht ein so gar gütiger und ansehnlicher Mann gewesen wäre, so würde er gewiß allen, beyden das Maul verbotzen haben. Allein, so dachte er bey sich selber: Mögen sie sich doch satt lachen. Leute von niedrigem Stande und von gemeiner Erziehung wissen ihre Freude oder Verwunderung nicht anders auszudrücken, als durch ein brausendes Gelächter: und sie darin unterbrechen, heißt ihre ganze Freude zerstören. Man muß einander zu ertragen wissen! Da also der Postillion kein gebieterisches, Halt das Maul, Kerl! zu hören bekam, so lachte er so lang, als er konnte und dann hörte er von selbst auf, ohne daß es ihm Herr Redlich heißen durfte. Mein, sagte er, das ist zum Todlachen: Ein Baron in einem Schafpelze! In einem Schafpel-

pelze! Aber vielleicht haben wir alle beide nicht recht gesehen. Es mag wohl ein Fuchspelz, oder ein Wolfspelz, oder wohl gar ein Zobelpelz gewesen seyn. Nein, sage ich dir, versetzte Wilhelm: Mein Bauer hat es mit Hand und Mund versichert, daß es ein veritabler Schafpelz ist. Nun, das muß ich gestehen, versetzte der Postillion: das ist ein rechter Baronischer Geschmack, im Sommer einen Schafpelz zu tragen - Aber dafür mußt du auch wissen, gab Wilhelm zur Antwort, daß der Baron der lebendige Sei. ist. Der lebt recht nach der Gesundheit, wie es mein Professor immer haben wollte: Alle Tage Wasser und Brodt und dabey hundert tausend Thaler im Kasten. Was meinst du? Ich meine, sagte der Postillion, daß ihn der Teufel mit seinem grossen Feuerhacken auf einen Wurf in die Hölle schleudern wird, wenn er stirbt. Nein, da lobe ich mich armen Teufel von Postillion. Ich bin nicht geizig: das werden sie mir in allen Wirthshäusern nachrühmen. Was ich den Tag verdiene, das verzehre ich auch den Tag: und wenn ich am Tage nicht Zeit habe, so verzehre ichs den Abend. Ist das nicht vernünftig? Das kann ich nun eben nicht sagen, gab Wilhelm zur Antwort: und wenn ich dir reinen Wein einschenken soll, so bist du ein eben so großer Narr, als der Baron. Du

verzehrest alles und behästest nichts: Er verzehret nichts und behält alles. Eines dünkt mich wenigstens, ist so klug, wie das andre.

Sie schütteln den Kopf, mein Herr, Kriemus? Nicht wahr, sie meinen, der Einfall wäre für einen schlechten Kerl, wie Wilhelm, zu klug? Aber womit wollen sie dann beweisen, daß bloß Senf und Poiture und Boyrsault das Velocipèdum haben, spitzfindig zu seyn? Kann sich ein schlechter Kerl nicht eben so gut an einem Gellinger von Gedanken und Worten belustigen, als ein vornehmer Römer oder als ein flüchtiger Frai:zise? Das wäre schlecht! Also fahre du nur immer in deinem Raisonnement fort, mein guter Wilhelm.

Ich bin auch nicht geizig, antwortest du. So wenig, wie du, Postillion: aber, so toll wirtschaftete ich nicht, daß ich nicht alle Jahre von meinem Lohne wenigstens die Hälfte, erübrigen sollte. Und was fängst du denn damit an? fragte der Postillion. Du vertan:zest aber beßers, es hernach vielleicht in einer Nacht. Nein, sagte Wilhelm: Da irrst du dich sehr. Um Geld spiele ich gar nicht: das halte ich für Sünde. Und was das Tanzen anbelangt, so habe ich wohl manchemal vier Groschen, auch wohl achte an die Musikanten bezahlt, aber daß ich ganze Nächte, wie ein toller Mensch schwärmen, und mei-

meine Gesundheit zusehen sollte, dafür bewah-
re mich der liebe Gott. So was würde
auch mein Herr gar nicht leiden, sünte er
ganz leise hinzu, damit es Herr Redlich ja
nicht hören sollte. Er gönnt sonst seinen Leu-
ten gern eine Lust und ich habe mir schon sa-
gen lassen, daß er oft für sein eigen Geld die
Musikanten kommen läßt. Da muß alles
auf seinem Guthe tanzen, was nur gesunde
Beine hat und er sieht selber zu und hat sei-
ne Herzensfreude daran, wenn es recht lu-
stig geht: aber mit dem Schlage zehn ist
Schicht. Da müssen die Musikanten ihrer
Wege und alles legt sich zur rechter Zeit zu
Bette und steht den folgenden Morgen mun-
ter und vergnügt auf. Also siehst du wohl,
wenn man bey Herr Redlichen in Diensten
ist, so ist das Tanzen kein theurer Artikel:
Doch ich wollte dir ja sagen, wie ich mein
Geld anwende. Vor ein paar Jahren hät-
te ich noch eine alte arme Mutter: der steck-
te ich alles zu, was ich nur erübrigen konnte
und da, muß ich dir sagen, war ich ordent-
lich geizig. Ich darbte mir den Bissen im
Munde ab und gab ihn der Mutter. Was
ich nicht zur höchsten Nothdurft brauchte, das
ließ ich alles ungekauft: aber, du kannst es
mir sicher glauben, es war mir bey meinem
Geize recht wohl zu Muthe. Ich weiß nicht,
ob alle Kinder so denken: aber kurz, mir war

es ein Seelenvergnügen, meine alte Mutter zu ernähren. Ist ist sie todt und der liebe Gott lasse es ihr in der Ewigkeit wohl gehen! Nun, sagte der Postillion, nun kannst du doch dein Geld mit gutem Gewissen verdilliren! Ich dächte, du lebst mir ein paar Thaler — Willst du, Bruder! Wenn ich wüßte, gab Wilhelm zur Antwort, daß du das Geld auf eine vernünftige Art brauchtest: so wollte ich dir mit Freuden ein paar Thaler geben. O Herzens Bruder, fiel ihm der Postillion ins Wort: Hier auf dem Bocke möchte ich dich vor Freuden umarmen, wenn ich mich nur nicht fürchtete, daß mir die Pferde davon liefen; Also zwey Thaler willst du mir verehren — Laß mich nur erst ausreden, versetzte Wilhelm. Ich habe gesagt, wenn du ein Kerl wärest, der mit dem Gelde umzugehen wüßte, so sollte mich nicht darauf ankommen; aber du bist eine lächerliche Fliege, die alles durch die Gurgel jagt und o ich könnte die Stunde nicht verheßen, wenn ich dir nur einen halben Thaler liehe, geschweige denn schenkte. Du trügst ihn doch gleich ins Saufhaus; das sehe ich dir an den Augen an. Nein, Postillion! Mein Geld hat einen bessern Herrn. Seit daß meine Mutter todt ist, gebe ich es an die Armen. An die Armen? sagte der Postillion und machte dabey groffe Augen. Allein

Allein den Augenblick nahm er wieder sein habfüchtiges Wesen an und sagte: Nun gut, ich bin auch ein Armer! Gieb mir nur immer die zweien Thaler. Was sagst du, erwiderte Wilhelm und machte dabei eine krause Stirne? Du wärest ein Armer? Hast du nicht satt zu essen und zu trinken? Hast du nicht ein trocknes Nachtlager und einen Rock und ganze Schuhe? Je das hätte ich wohl, sagte der Postillion – Nun gut, fiel ihm Wilhelm gleich ins Wort, so bist du nicht arm. Aber das sind arme Leute, die sich Tag vor Tag mit der sauersten Arbeit quälen müssen und den lieben Abend nicht einmahl satt Brodt zu Hause finden. So ein armer Bettelmann, der sich von Haus zu Haus herumtreiben muß, ehe er ein paar Bissen Brodt zusammenbringt, und wenn er sie zusammengebracht hat, sie nicht einmahl kauen kann, weil sie so hart sind, wie Stein; oder eine arme blinde Frau, die nicht einmahl einen Jungen hat, der sie auf den Strassen herumführt; oder arme Waisen, die kein Mensch in sein Haus aufnehmen will, weil es ihm ein paar Dreyer kosten würde – Bruder! das sind Arme. O da möchte mir allemahl das Herze zerspringen, wenn ich an sie denke! Nein, Postillion, du kannst keinen Pfennig von mir begehren: Ich sammle alles für sie, bloß für sie. Hier traten dem Po-

3 1

stillion

stillion die Thränen in die Augen; Etwas,
 das nicht seine Sache war. Die Barbaren,
 mit der er seine Pferde kassirte, hatte ihn
 auch gegen das Menschengeschlecht hart und
 unempfindlich gemacht; und ich kann nicht
 unterlassen, im Vorbergehen anzumerken, daß
 diejenigen, die im Stande sind, eine Fliege,
 die ihnen nichts zu Leide gethan hat, mit kal-
 tem Blute umzubringen, auch gewiß fähig
 sind, Ungerechtigkeiten gegen Menschen zu be-
 gehen. Die Athenienser verdaminten ein neun-
 jähriges Kind zum Tode, weil es ein Ver-
 gnügen daran fand, jungen Vögeln die Köp-
 fe abzdrehen, und die Athenienser, glaube
 ich, waren Hyden. Wir, die wir uns Chri-
 sten nennen, sind über solche Kleinigkeiten
 weg! Der Possillion also (denn das Wort-
 lein Also ist bey uns Autoren eben das, was
 bey den Tischlern oder Schreibern der Leim
 ist: Wir kleben damit alles aneinander, was
 wir nur wollen.) Der Possillion also konn-
 te sich bey aller seiner Hartherzigkeit einer oder
 ein paar Thränen nicht erwehren: und die-
 ses bringt mich wieder auf einen Gedanken
 den ich eigentlich unterdrücken sollte, weil er
 nicht zur Sache gehört, aber unmöglich un-
 terdrücken kann, weil es mein Gedanke ist.
 Ich glaube nämlich, daß wir von Natur un-
 ter allen Tugenden zur Barmherzigkeit am
 meisten Hang haben, und das schliesse ich aus
 dem

dem Betragen des Possillions. Die Getrohnheit und zwar eine recht 'ange eingewurzelte Gewohnheit hatte ihn mehr, als wölfisch unbarmherzig gemacht: allein kaum berührt Wilhelm die weiche Seite seines Herzens, so wird die Natur rege und die Thränenquelle, die so ausgerocknet war, wie der Bach Kidron, fängt an zu ricken. Du bist eine gute Seele, sagte der Possillon zu seinen Kameraden: und ich glaube, wenn ich noch lange um dich wäre, du schmelztest mich vom Kopfe bis auf die Füße um. Mein, Bruder, behalte dein Geld: ich will es nicht haben. Der Pfennig würde mich auf der Seele brennen, den du mir gäbest, anstatt daß du ihn einem Armen hättest geben können! Hier hielt er einen Augenblick inne, als ob er sich besänne. Dann griff er in die Tasche holte einen beschmutzten Geldbeutel hervor und schüttelte den ganzen Inhalt in seine Hand. Da, sagte er, hast du vier Groschen: Es ist meine ganze Baarschaft. Vielleicht wäre ich so gottlos und brächte sie in dem ersten, den besten Gasthofe durch. Gieb sie einem Armen! O wie freute sich Herr Redlich über diesen Sieg der Natur in dem Herzen des Possillions und um wieviel stärker würde er nicht diese Freude empfunden haben, wenn nicht eine Freude die andre verdunkelte: Allein in eben dem Augenblicke, da
der

der Possillion die letzten Worte aussprach,
hielt der Wagen vor dem Gute Schönau
stille —

Anhang

zum eilften Kapitel.

Da ich dieses Kapitel zu schreiben anfing:
so sahe ich nicht vorher, daß es so un-
geheuer lang gerathen würde. Ich dach-
te, ich wollte alles, was Herr Dieblichen et-
wa auf seiner Reise begegnen möchte, auf ei-
nen Bogen zusammen werfen und dann die
Kapitel ein Ende nehmen lassen, weil ich, sie
von Herzen satt habe und mir und dem Le-
ser gern eine Abwechslung verschaffen möchte.
Allein, hier heißt es mit Recht: Der Au-
tor denkt's, die Feder lenkt's: und da dieses
Sprüchwort von meiner eigenen Erfindung
ist, so kann ich nunmehr eben so gut, wie
eine ganze Reihe Sprüchwörterhelden aus dem
Alterthume, auf die Unsterblichkeit Anspruch
machen. Damit es auch diesen Sprüchwor-
te nicht an Deutlichkeit fehlen möge, woran
es so manchen fehlt, so will ich sogleich ei-
nen Kommentar darüber schreiben — Ja,
den will ich schreiben, und wenn sich der Le-
ser noch so sehr dafür fürchten sollte.

Ein Autor, „ist ein Mensch, der nichts zu brocken und zu beißen hat, als die Brosamen, die von seines Verlegers Tische fallen. Es giebt auch hin und wieder satte Autoren; Ich habe auch sogar einmahl von einem dicken und fetten Autor gelesen: allein ihrer ist zu wenig, als daß ich um ihrentwillen nöthig hätte, meine Beschreibung zu ändern.

Denkts, „muß hier nicht in der strengsten Bedeutung genommen werden; denn gerade diejenigen, die am wenigsten denken, sind rechte Erzautoren. Es soll nur so viel heißen, als: der Autor beschließt, nimmt sich vor, setzt sich in den Kopf, zum Exempel, daß sein Werk nicht länger, als ein oder zwey Alphabete und ein Kapitel nicht länger, als einen halben oder ganzen Bogen werden soll; Allein

Die Feder, „diese grosse Maschine, gegen welche alle die fürchterlichen Maschinen, die Archimedes bey der Belagerung von Syrakus erfand, nichts sagen wollen — die dem Lande mehr Nahrung verschafft, als alle natürlichen Produkte, sie mögen Mahnen haben, wie sie wollen — Die den Weisen weiser und den Thoren thörichter macht — Die dem Könige und dem Untertban, dem reichen Josten und dem armen Philot, dem stolzen Kaufmann und dem vermüth-

müthigen Würzkammer, der Frau und ihrer Magd, kurz der ganzen Natur Befehle vortreibt — Die

Penke, unterwirft sich dem Autor ihrer Herrschaft; macht die Bände und die Kapitel bald lang, bald kurz, bald lustig, bald traurig, bald gut, bald schlecht; kurz, wie sie mit will.

Die Folge, die ich schnurgerade aus diesem Spruchworte herleite, ist diese: Es ist Thorheit, wenn man seine Zeit damit verdirbt, einen Plan von demjenigen zu machen, was man schreiben will. Wozu ein Plan, den ein elendes Excerptum von einer Plans alle Augenblicke über den Haufen stößt? Wozu ein Project, welches eine kleine verachtete Federspule mit jedem Striche, den sie auf das Papier macht, in den Grund verderben kann? Nein, nein! Pläne machen ist meine Sache nicht, und hierinnen handle ich nach Grund: sätzen. Mein Plan, wenn ich ihn so nennen darf, ist schon dem Adam und allen seinen Nachkommen bis auf den Noah, und von dem Noah wieder an gerechnet, allen Völkern, groß und klein, die nach der Sündfluth gelebt haben und noch leben, unter der Linie und unter den Polen bekannt gewesen! Er heißt 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. und so fort an. Als ich von meinem Verleger den Ruf bekam,

kam, die Begebenheiten des Herrn Redlichs vollends auszuergählen, so nahm ich einen Bögen Papier, brach ihn in Octav und schrieb mit zierlichen Buchstaben darüber: Erstes Kapitel. Drauf legte ich ihn wieder weg, und sagte mit der größten Zufriedenheit zu mir selber: Nun ist der wichtigste Schritt gethan; das übrige wird sich wohl finden. Es fand sich auch wirklich. Ich erzeugte meiner Feder die Ehre und schnitt sie mit einem neugeschliffenen Messer auf das sauberste: Zur Dankbarkeit füllte sie das erste Kapitel mit den Begebenheiten des Herrn Redlichs auf der Hochzeit seines Sohnes aus. Haha; dachte ich, das Ding geht gut! Man muß nur eine Feder recht zu traktiren wissen: und gleich schrieb ich; zweytes Kapitel. Dieses gerieth sehr kurz: die Feder wollte durchaus nicht weiter. Es ist heute ein trüber Tag, sagte ich, indem ich zum Fenster hinaus sahe; das Wetter mag ihr wohl nicht recht zuträglich seyn. Also fuhr ich in meinem Plane fort und schrieb: Drittes Kapitel. Auf diese Art habe ich mich nun schon bis zum eilften Kapitel, den Anhang mit eingeschlossen, glücklich durchgearbeitet. Weil es mir aber zu beschwerlich wird, weiter fortzuzählen, so will ich wieder von vorne mit 1. 2. 3. anfangen; wenn ich nur erst noch ein paar kleine Historien werde erzählt haben.

Kaum



Raum hörte Lucius eine Kutsche vor dem Schlosse stille halten, so sagte ihm sein Herz gleich, daß das wohl Herr Redlich seyn könnte, und er stürzte sich in vollem Karrierte die Treppe hinunter. O mein Herr, mein lieber, lieber Herr, rief er Herr Redlichen entgegen und küßte ihm ganz begeistert die Hand: Sind sie wieder da? Nun das freut mich von ganzer Seele. Dachte ich mir nicht, daß sie kommen würden? Indem kam auch der fremde Bediente, der von dem Augenblicke an, da er seine Rolle zu spielen anfängt, Karl heißen soll, mit klopfendem Herzen und mit einem gewissen schüchternen Wesen von seinem Zimmer herab. Er näherte sich Herr Redlichen und küßte ihm ebenfalls, doch weit ehrerbietiger, als Lucius, die Hand. Herr Redlich betrachtete ihn von oben bis unten und damit ihn der Leser auch nach Gefallen betrachten kann, so will ich ihm eine kleine Beschreibung von seinem Aeußern vorlegen; denn sein Inneres wird er selber beschreiben.

Karl war von mittler Statue — recht lieblich groß — und schlank, wie ein junger Baum. Die Gesundheit blühte auf seinem männlich braunen Gesichte und seine Augen sahen aus, als ob sie von Feuer bligen wollten, allein sie wurden durch einen hohen Grad von Ernsthaftigkeit im Zaume gehalten. Seine Mine im Durchschnitte genommen, lockte

zur



zur Vertraulichkeit ein; Sie war sanft, freundlich, offenherzig — Kurz, man hätte behert seyn müssen, wenn man Karl nicht auf den ersten Blick hätte lieben wollen. Seine Haare waren von einer blendenden Schwärze und sein Zopf lief stolz die Schultern herab. Man sahe es seinen Händen an, daß sie sich nie mit rauher Arbeit abgegeben hatten. Seine Kleidung war schlecht und gerecht, wie es Lucius geschrieben hatte: allein im höchsten Grade reinlich und dem Körper angepaßt. Man konnte es ihm ansehen, daß er nicht über 24. Jahr alt war.

Wie gefällt ihnen der Mensch, meine schöne Kammerjungfer? Herr Niedlichen gefiel er recht gut: und das ist schon ein alter, alter Mann! Ehe er noch einen Buchstaben von seinen Lebensumständen wußte, war er schon im voraus entschlossen, ihn in seine Dienste zu nehmen. Wer hätte auch einem so ehrerbietigen Handfusse widerstehen können? Auf den noch dazu ein so zierliches Kompliment folgte, als ie ein Mensch in einer Livree aus eignem Stoffe gemacht hat. Karl entschuldigte sich auf das höflichste, daß er sich der Erlaubniß des guten Lucius bedient, und in Abwesenheit des Herrn Niedlichen auf seinem Schlosse seinen Aufenthalt genommen hätte; Er wäre, sagte er, ein Bedienter, der stolz auf das Glück seyn würde, den Herrn

Redlich zu seinem Herrn zu haben. Und wie heisset du, mein Sohn, fragte ihn Herr Redlich mit seiner gewöhnlichen liebevollen Vaterstimme? Karl, war die Antwort. Höre, mein lieber Karl, fuhr Herr Redlich sogleich fort: Deinetwegen habe ich meine Reise beschleunigt. Lucius hat mir von dir so viel Gutes geschrieben, daß ich meinem Herzen nicht widerstehen konnte, welches äußerst ungeduldig war, dich zu kennen. Nun habe ich dich, und mit meinem Willen sollst du mich nicht mehr verlassen. Ihre Güte, versetzte Karl, setzt mich ganz in Verwirrung. — und er würde gelogen haben, wenn er nur noch ein Wort weiter dazu gesetzt hätte.

Nunmehr erinnerten Herr Redlichen seine durch das lange Sitzen steifgewordenen Beine, sich auf sein Zimmer zu begeben und sich bequem zu machen: Allein seine Seele erinnerte ihn an den Postillion der noch vor der Thüre hielt; und wie er gewohnt war, die Erinnerungen seiner Seele immer zuerst anzuhören, so zog er einen kleinen Beutel hervor, lief damit vor die Thüre und gab ihn dem Postillion. Hier, sagte er, hast du etwas für die 4. Groschen, die du meinem Wilhelm für die Armen gegeben hast! Der Himmel stärke dich in den guten Gedanken, die du vor ein paar Minuten hattest. Nun will ich

ich eben nicht sagen, daß des Possillions Erstaunen über dieses Geschenk so groß war, daß ein Barbier nöthig gewesen wäre, um ihm eine Ader zu öffnen: allein es war doch wirklich sehr groß. Er riß seinen Huth ungestüm vom Kopfe, sprang von seinem Bocke herab und beugte sich vor Herr Redlichen bis auf die Erde. O mein gütiger Herr, sagte er: Der Himmel vergelte es ihnen in diesem und in jenem Leben. Nun sollen es die Armen gut um mich haben: Ich will nicht mehr eine so unbarmherzige Bestie sehn, als vorher. Zeitlebens will ich es nicht vergessen, was sie und Wilhelm an mir gethan haben. Hier wandte er sich zu seinem bisherigen Kameraden und flog ihm um den Hals. O mein lieber, herzliebster Wilhelm, sagte er, und die Thränen flossen ihm haufenweise über seine rauhen Backen — Habe tausendmahl Dank — Bete für mich, daß der liebe Gott aus mir auch einen so frommen und braven Kerl macht, als du bist — damit wir einander im Himmel wieder sehen — Lebe wohl, Herzogs Bruder! Lebe wohl — Hier ließ er seinen Kameraden gehen, wischte sich ein paar mahl mit seinen harten Händen über das Gesicht, nahm den Hut und die Peitsche, beugte sich noch einmahl gegen Herrn Redlichen und stieg auf seinen Sitz. Er fuhr ganz langsam fort, sahe sich alle Augenblicke nach



nach Herr Redlichen und nach seinem Kammeraden um und nickte mit dem Kopfe, weil er den Hut nicht mehr abnehmen konnte, bis er sich endlich in einer Krümmung des Dorfs aus dem Gesicht verlor.

Fahre nun hin in Frieden, guter Postillion! Ich muß dich nunmehr deinem Schicksale überlassen: aber wenn eine Vorsehung über dir waltet, und die waltet, so gewiß über dir, wie über deinem Könige, so werden die guten Gesinnungen, die in deiner Seele aufgekeimet sind, Wurzel schlagen und Blätter gewinnen und zu einem Baume aufwachsen, und deine Seele wird glücklicher seyn, als die Seele mancher Herren, die du schon gefahren hast und noch fahren wirst. Doch ich bin ein weichherziger Narr, daß ich mich um vier Groschen willen so sehr an einen Postillion hänge —

Ich komme also wieder auf die Begebenheiten des Herrn Redlichen. Er stand immer noch unten an seiner Thüre und sahe dem Postillion — der Frau Försterin willen sollte ich mich bald schämen, es zu sagen — mit halb nassen Augen nach. So bald ihm aber dieser aus den Augen war, so reichte er Karl den Arm und ließ sich von ihm die Treppe hinauf bringen. Er fiel ermüdet in einen Stuhlfatherstuhl und hieß Karl neben sich setzen. Guter Karl, sprach er zu ihm,
sage

sage mir doch, welches günstige Schicksal dich zu mir geführt hat? Wer bist du denn und woher sind deine Aeltern? Karl ward roth, wie ein Scharlach — Warum? das wird sich schon zeigen. Meine Lebensgeschichte gab er zur Antwort, ist sehr lang: Ich weiß nicht, ob sie die Geduld haben werden, sie ganz anzuhören. Die habe ich gewiß, mein lieber Karl, sagte Herr Redlich: aber daran zweifle ich selber, ob ich auch ist Kräfte genug haben werde, an deinen Begebenheiten den gehörigen Antheil zu nehmen. Ich will mich erst ein wenig ausruhen. Auf den Abend sollst du den Anfang mit Erzählen machen, und wenn es dir nicht zuwider ist, soll Lucius einen Zuhörer abgeben. Es wird doch vieles in deiner Lebensgeschichte seyn, was ihm zum Unterrichte dienen kann. Bist du es zufrieden? Karl machte eine tiefe Verbeugung. Nun, sagte Herr Redlich, so tritt denn gleich dein Amt an und hilf mich auskleiden: Aber glaube ja nicht, daß dieses deine ordentliche Beschäftigung seyn soll. Ist mußt du mich als einen Reisenden betrachten, dem auch ein Unbekannter gern einen Dienst leistet: Morgen fällt das Auskleiden schon weg. Herr Redlich machte sich also so bequem, als es nöthig war: Er setzte sich zu Tische und aß mit gutem Appetite. Nach Tische hielt er wider seine Gewohnheit Mittagsruhe:

und weil doch dieses alles höchst uninteressante Begebenheiten sind, die keine ausführliche Erzählung verdienen, so will ich nach meiner Gewohnheit den Abend heranzublaubern suchen.

Sagen sie mir also doch, mein lieber Herr Voltäre: Als sie den Kandidat schrieben, woher nahmen sie denn so viele menschliche Ungeheuer, als sie da zur Schau aufstellten? Sie haben sie wohl dem Teufel abgehört? Doch, es ist wahr — Sie glauben keinen Teufel. Nun so sagen sie mir, wo nahmen sie sie denn her? Doch wohl nicht aus der Welt? Ich habe mich doch auch schon ein wenig darin umgesehen. Freilich nicht so sehr, als sie: indessen habe ich doch meine Augen so weit aufgesperret, als es nur gehen wollte — Aber so viel Laster, so viel Grausamkeit, so viel Teufelei habe ich nicht darin angetroffen, wie sie. Sie wissen ja fast von nichts, als von Mord, Ehebruch, Dieberei, Diebstahl, Betrug und so fort an! Haben sie denn in ihrem langen Leben noch keinen einzigen Tugendhaften gesehen? Wirklich nicht? O so bedauere ich sie von ganzem Herzen. Ich bin schon so glücklich gewesen, mehr als einen anzutreffen. Ich kenne ein paar großmüthige Seelen; Mitleidiger und gutherziger Seelen kenne ich eine ziemliche Anzahl; Freie Seelen weiß ich auch,
wo

wo ich sie finden soll und, ehe ich ihr ehrwürdiges Alter erreiche, hoffe ich, daß mein Katalogus von guten und rechtschaffenen Menschen ziemlich anwachsen soll. Wie kommt es doch, daß sie, mein Herr, der sie doch alles sehen, in diesem einzigen Stücke blind sind? Sollten sich vielleicht die Lasterhaften nach den Gesetzen der magnetischen Kraft in die Gegend ziehen, die sie bewohnen? Ich frage nur so: Steht es ihnen doch frey, Ja oder Nein darauf zu antworten. Oder sollte es ihnen vielleicht gehen, wie den Gelblüchtigen, denen alles gelb vorkommt, weil sie selbst gelb sind? In diesem Falle rathe ich ihnen, lassen sie sich kuriren oder kuriren sie sich selbst, wenn sie können: Dann werden ihnen die Gegenstände so vorkommen, wie sie sind; Schwarz, wenn sie schwarz sind und weiß, wenn sie weiß sind. Dann werden sie ihren Kandidat nehmen und ihn ins Feuer werfen: oder doch wenigstens zugestehen, daß man noch leichter einen Grandison, als einen Pangloss oder eine Byron, als eine Kunigunde auf der Welt antreffen könne.

Herr Redlich hält noch immer Mittagruhe: dieses nöthiget mich oder wie es eigentlich heißen sollte, ich ergreife diese Gelegenheit mit beyden Händen, mein Geschwätz noch eine Weile fortzusetzen; und weil mir eine Materie so gut ist, als die andre, so will



ich diesmal bey dem Worte Mittagsruhe stehen bleiben. Ich stelle mir den Schlaf als eine Arzenei vor, die die Natur allen ihren Kindern, zu Lande und auf dem Meere, den unvernünftigen so gut, als den vernünftigen, zur gesetzlichen Stunde darreicht. Jemanden im Schlafe stören heißt also weiter nichts, als ihm den Finger in den Hals stecken, damit er die eingenommene Arzenei wieder von sich geben muß; und Jemanden gar nicht schlafen lassen, heißt ihm den Löffel mit der Arzenei vor dem Munde verschütten. Nun mögen sie zusehen, wie sie, mein Herr! sich gegen die Natur verantworten wollen, daß sie ihr armes Gesinde Nacht vor Nacht, wo nicht des ganzen, doch wenigstens des halben Schlafes berauben! Ohnstreitig müssen sie es wissen, was für eine wohlthätige und kräftige Arzenei der Schlaf ist; denn sie sind gewohnt, ihn in ziemlich starker Portion einzunehmen: Warum gönnen sie denn ihren Bedienten und ihrer Magd nicht auch eine ganz kleine Dosis? Mehr verlangen sie selbst nicht! O du guter Redlich! Was hat dir der Himmel für eine weiche Seele gegeben! Hätte vorhin dein Lucius oder dein Karl zu dir gesagt: Mein lieber Herr! sie sind müde: Ich bin es auch. Ich habe die vorige ganze Nacht aufgefressen. Wollen sie mir wohl erlauben, daß ich auch ein halb Stündchen schlum-

mern darf? so würdest du gewiß gesagt haben: Geh hin, mein Sohn! und lege dich nieder. Was ich mir selber erlaube, das will ich dir auch nicht verwehren. O warum hat doch die Welt so wenig Kedliche! Doch ist sehe ich ihn aufstehen, den rechtschaffenen Alten — Es wird geklingelt und Karl tritt herein. Mein Sohn, sagt Herr Kedlich zu ihm, besorge mir nur gleich ein ganz leichtes Abendbrodt und isß du dich selbst recht satt: denn hernach sollst du mir erzählen. In einer halben Stunde war alles vorbei und nun kommt, statt des zwölften Kapitels, der

Erste Abend.

Eine neue Fassung, wird mancher Leser denken, der nicht französisch versteht: aber ich, der ich es ein wenig lesen kann, habe schon einmahl in einem kleinen allerliebsten Buche von Fontenellen dergleichen Titel gesehen. Also bin ich zwar nicht der Erfinder davon, aber ich hätte es doch seyn können, noch mehr, ich würde es geworden seyn und wenn kein Fontenelle in der Welt wäre; Denn ich wüßte keine Zeit, die sich besser zum Erzählen schickte, als der Abend. Der Morgen — O den hätte Herr Kedlich keinem Könige aufgeopfert! Der blieb einzig und allein Gott gewidmet. Der Vormit-



tag — wurde mit Lesen, Spazieren und so weiter zugebracht. Der Nachmittag — war zum Geben und Annehmen der Besuche bestimmt, und darinn handelte Herr Redlich so, wie es einem geselligen Thiere, als der Mensch ist, zukommt. Was blieb also weiter übrig, als der Abend?

O du stummer Zeuge aller Mährchen und Hexenprocesse und Bloybergsgeschichte, die unter dem Schutze deiner schwarzen Flügel von alten Weibern, in männlicher und weiblicher Kleidung mit Zittern und Beben erzählt werden: Laß dir gefallen, auch einmal eine ernsthafteste Geschichte anzuhören, und wenn in Herr Redlich's Augen Thränen der Freude oder des Mitleids aufsteigen, so verhöpple du deine Finsternisse rings um die ganze Gegend des Guthe's Schönau her und laß ihn nicht durch verdrüßliche Besuche in seinen sanften Empfindungen gestört werden.

Und nun, mein lieber Karl, sagte Herr Redlich, erzähle mir alles, was du weißt: Verschweige mir keinen Umstand deines Lebens: Kurz, thue, als ob du mit deinem Vater sprächst. Dieser Befehl, erwiderte Karl, war mir sehr nöthig: sonst würde ich gleich den ersten Umstand meines Lebens mit Stammeln und Erröthen erzählen müssen.

Ich bin ein Findelkind. Lucius, der sich bey den Ofen gemacht hatte, theils aus
Diespelt

Respekt gegen den Herrn Knecht, theils aus Subordination gegen Karl; denn von dem ersten Augenblicke an, da er ihn sah, hatte er ihm in allen Stücken den Vorzug gelassen und sich sogar ein Vergnügen daraus gemacht, ihn zu bedienen: Lucius, sage ich, fuhr, als er das Wort Findelkind hörte, vor Schreck zusammen. Nun muß der Leser dieses Zusammenfahren nicht so auslegen, als hätte Lucius einen natürlichen oder angeborenen Abscheu für Findelkindern gehabt, wie ihn so mancher Trotz alles bessern Wissens hat. Der arme Helm befand sich selber wegen seiner eignen Geburt in einiger Verlegenheit und man wollte seiner Mutter verschiedenes aufbürden — Also ist wohl nicht zu vermuthen, daß er vor dem Worte Findelkind aus eben den Gründen zusammenfuhr, aus denen man bey dem Anblicke einer Schlange zusammenfährt. Seine heftige Bewegung war bloß eine Frucht der Neuheit der Sache. In seinem Leben hätte er sich nicht vorgestellt, daß ein so hübscher, artiger, wohlgegener, kluger und ehrlicher Mensch, als Karl, ein Paskarl seyn könnte. Oft saß er ganz allein in einem Winkel des Hauses und sann seinem Schicksale nach. Ja, sagte er bey sich selber: Ich will meiner Mutter eben nichts böses wünschen; Sie ist nun einmahl meine Mutter, es mag mich gezeugt haben, wer da will:



will: Aber daran ist kein Mensch schuld, als sie, daß aus mir weiter nichts geworden ist, als ein schlechter Bedienter. Es ist doch ordentlich, als wenn auf den unehelichen Kindern der Unsegen ruhe! Meine krumme Nase und meine Wargen im Gesichte — hier fühlte er sich an beyde — hätte ich vielleicht auch nicht, wenn nicht meine Mutter — Da sich also Lucius ein- für allemahl in den Kopf gesetzt hatte, ein Findelkind müßte irgend wo am Leibe oder an der Seele gebrandmarkt seyn, so war es kein Wunder, daß er Karls gutes Aussehen mit dem Begriffe Findelkind nicht reimen konnte. Aber weder Herr Redlich noch Karl merkten die Bewegung ihres dritten Mannes, oder vielmehr sie glaubten, Lucius wollte sich bloß eine bequemere Lage zum Zuhören machen: Also fuhr Karl in seiner Erzählung ungestört fort.

Ich bin ein Findelkind, sagte er, und ich weiß bis diese Stunde noch nicht, wer mich gezeugt oder gebohren hat. Der Himmel weiß, wie viel Thränen mich dieser traurige Zufall schon gekostet hat — nicht als ob ich mich deswegen mit dem Himmel zanken wollte: allein es thut mir in der Seele wehe, daß ich nicht wenigstens meiner Mutter für die Schmerzen Dank sagen soll, mit denen sie mich zur Welt gebracht hat. Hier zog er sein Schnupstuch heraus und wischte sich eine Thrä-

Thräne von seinem Auge. Lucius holte aus dem Innersten seines Herzens einen Seufzer und stieß ihn so laut von sich, daß man es in dem ganzen Zimmer hören konnte: und Herr Redlich, der gutherzige Herr Redlich, dessen Herz jederzeit einer tugendhaften Traurigkeit offen stand, gab durch seine bange Miene deutlich genug zu erkennen, wie sehr er gerührt war. Guter Karl, sagte er: Deine Geschichte fängt sich sehr traurig an. Du hättest es wohl verdient, deine Aeltern zu kennen: Sie würden gewiß an dir ein recht gehorsames Kind gehabt haben. Aber, bedenke — die Fügungen des Himmels sind weise — auch da wo sie thöricht scheinen — Ja, fuhr Karl mit einem zuversichtlichen Tone in seiner Erzählung fort; Ja, das sind sie. Niemand hat es mehr erfahren, als ich. Ich kenne meine Aeltern nicht, es ist wahr: aber wenn ich sie auch kenne, wenn sie auch die besten Seelen unter der Sonne wären, so hätten sie mir keine bessere Erziehung geben können, als ich genossen habe. O mein verehrungswürdiger Herr Redlich! (Hier stammten seine Augen vor Feuer) Ich werde ihnen Wunderdinge erzählen. Ich mochte etwann sechs Stunden alt seyn, als ich vor das Haus eines Landpredigers auf die steinernen Stiegen vor demselben gelegt wurde. Es war an einem Winterabende und wenn ich auch klein



Kleines Kind gewesen wäre, und wenn auch
 die Betten und Bindeln, in die ich einge-
 wickelt war, wärmer gewesen wären, so hätte
 ich doch vor grosser Kälte schreien müssen.
 Sobald ich laut wurde, nahm man mich so-
 gleich ins Haus, erwärmte meine erstarrten
 Glieder und schickte nach einer Frau im Dor-
 fe, der ihr säugendes Kind gestorben war.
 Diese ward meine Amme — Doch ich will
 ihre Geduld nicht mit der Erzählung meiner
 Kinderjahre ermüden. Ich habe ihnen wich-
 tigere Dinge zu sagen. Ich habe ihnen ei-
 nen Mann zu beschreiben, bey dessen Anden-
 ken mein ganzes Blut in Wallung geräth.
 Es ist eben der Landprediger, vor dessen Thü-
 re ich, als Kind gelegt wurde. Er ist todt
 und, o! möchten sich alle Engel vereinigen,
 um ihm seinen Aufenthalt im Himmel recht
 entzückend zu machen: aber für mich lebt er
 noch und wird immer für mich leben. Ich
 habe schon einige mahl zu seinem Grabe Wall-
 fahrten angestellt und ich versichere ihnen auf
 das heiligste, daß ich allemahl tugendhafter
 zurück gekommen bin. Ich habe mich zu
 den Füßen seines Leichensteins gesetzt. Ich
 habe mich mit ihm eben so unterhalten,
 als ich es unzählige mahl that, da er noch
 am Leben war. Ich habe mir seine Grab-
 schrift abgeschrieben. Wohl Hundertmahl ha-
 be

be ich seinen Nahmen mit einem Messer auf den Rand des marmornen Grabmals eingest, und ich kann es ihnen unmöglich beschreiben, wie wohl mir bey diesen kleinen Beschäftigungen zu Muth war. Es geschah doch wohl nicht in der Nacht, fragte Lucius ganz freuherzig, in der guten Meinung, daß er eine Antwort bekommen würde: Allein Karl war viel zu sehr von seinem Gegenstande eingenommen, als daß er eine solche unzeitige Frage hätte beantworten können oder wollen. Er sahe also bloß nach dem Ofen hin und da es weiter nichts war, so fuhr er in seiner Geschichte fort. Lucius hingegen, der es für unmöglich hielt, daß man eine so wichtige Frage unbeantwortet lassen könnte, sperrte die Ohren weit auf: Da ihm aber kein Schall hineinfiel, der einer Antwort ähnlich gewesen wäre, so glaubte er, Karl hätte es nicht gehört. Aber damit war ihm nichts gedient! Der Punkt, ob es bey Tage oder Nacht geschehen sey, mußte ins Reine gebracht werden, und da es nicht durch Karl geschehen war, so machte er sich selber dran und ließ Erzählung und alles darüber liegen. Indem also Karl auf der einen Seite seine Erzählung laut fortsetzte, so sieng Lucius auf der andern Seite ganz leise seine Grübeleien an.

Die



Dieser mit ewig theu-
re Mann, sagte Karl,
lebte auf einem ganz
kleinen Dorfe, in dem
ohngefähr 50. Fami-
lien wohnten. Das
Dorf ist königlich und
wie es heißt, das muß
ich ihnen ins Ohr sa-
gen — *Ps, Ps, Ps,*
(Schelm warum saust
du es denn nicht laut?
Ich und meine Leser
hätten es auch gern
wissen mögen!) Er
bekam einen Ruf über
den andern zu den ein-
träglichsten Pfründen:
allein nichts als ein
Engel vom Himmel
hätte ihn bewegen kön-
nen, seine kleine Ge-
meinde zu verlassen.
Doch ehe ich ihnen
ein Wort von seinem

Gemüthscharakter sage, will ich ihnen vor-
her eine kleine Beschreibung von ihm selbst
und von seinen äußern Umständen geben. Er
war ein Mann von weiner Statur — sehr
hager; denn die erstaunende Anstrengung seiner
Seele

Nein, dachte und
brannte Lucius bey sich
selbst: Wenn es bey
Nacht gewesen ist, so ha-
be ich nichts damit zu
thun: Todte muß man
nicht in ihrer Ruhe stö-
ren. Wenn es ihm nun
eine Ohrige gegeben
hätte oder wenn es mit
Todenknochen aus dem
Bettstause nach ihm ge-
worfen hätte: Da hätte
er's gehabt! Nein —
Wenn der Mensch lebt
ist, so fressen ihn die
Schlangen und Wür-
mer — Verre! (Hier
schüttelte sich Lucius die
Schlangen und Würmer
ab und hörte wieder nach
Karl.)

Seele erlaubte seinem Körper nicht fett zu werden – aber dabey recht angenehm anzusehen. Ich habe in meinem Leben kein Gesicht gesehen, das ein so sichtbarer Abdruck der Seele gewesen wäre, als das seinige. Seine Freundlichkeit war nicht eine bloße Freundlichkeit des Gesichts, sondern des Herzens. Sie war der Abdruck seiner allgemeinen Menschenliebe und nichts auf der Welt war im Stande, sie zu zerrütten. Ich erinnere mich noch recht gut, daß er bisweilen in seinem Zimmer ganz ins Studiren vertieft war. Ich lief, als ein zweijähriges Kind mit meinem Spielzeuge umher und oft mit großem Geschrey auf ihn zu: Allein glauben sie wohl, daß er die geringste Empfindlichkeit blicken ließ, wenn ich ihn so ungestüm in seinen gelehrten Betrachtungen unterbrach? Geschwind nahm er mich auf seine Armen, küßte mich, nannte mich einen kleinen Engel, half mir mein Spielzeug in Ordnung bringen und fuhr alsdenn wieder in seinem Studiren fort.

In diesem Augenblicke trat Wilhelm in das Zimmer, um an Herr Redlichen einige Gratulationen wegen seiner glücklichen Ankunft abzugeben, mit denen er ihm bis ist nicht hatte beschwerlich fallen wollen. Er that es mit zwey Worten und wollte soaleich wieder fortgehen: Allein Herr Redlich, der ihn noch



von seiner Reise her lieb hatte, hieß ihn da-
bleiben. Setze dich nur zu Luciusen an den
Ofen, sagte er: Du kannst auch zuhören;
Nur daß ihr euch nicht untersteht, miteinan-
der zu plaudern, oder gar einzuschlafen. Bey
Leibe nicht, sagte Lucius; Ich will mein
Maul nicht aufthun, sagte Wilhelm: und so
drenkten sie sich hart aneinander auf einen
Stuhl, der in einem Winkel zwischen dem
Ofen und der Thüre stand.

Wo bin ich doch stehen geblieben, sagte
Karl mit einigem Nachsinnen? Ja, bey dem
freundlichen Gesichte meines Landpredigers.
Es ist, als schwebte mirs noch vor den Au-
gen: so tief hat sich das Bild desselben in
meiner Seele eingedrückt. Allein, dann hät-
ten sie erst seine Mine sehen sollen, wenn er
sich mit Gott unterhielt, wenn er entweder
nachdenkend am Fenster stand und sich in die
Schönheiten der Natur verlor; oder wenn
er die heilige Schrift vor sich hatte und sich
daraus erbauete; oder wenn er in seiner Stu-
diestube auf den Knien lag und für das
Wohl seiner Gemeinde betete; oder wenn er
bey dem öffentlichen Gottesdienste nach der
Predigt das Kirchengebet verlas — O dann
hätten sie ihn sehen sollen! Sein Gesicht
verlor nichts von seiner Freundlichkeit; denn
er betrachtete Gott nie anders, als unter den
angenehmsten Bildern: allein es mischte sich

in seine Mine etwas so sanftes und so ehrwürdiges — Die Andacht glühete aus seinen Augen — Seine Stimme war so voll Affekt, wie die Stimme eines Engels — Diese Sprache war für Wilhelm und Lucius zu hoch: Sie sahen einander mit solchen Blicken an, die ohngesehr heißen sollten: Verstehst du es? Ich verstehe es nicht. Herr Redlichen hingegen hüpfete das Herz vor Freuden, daß er von einem Landprediger so viel Gutes sagen hörte. Fromme Seele! dachte er bey sich selbst: Gott lasse es dir im Himmel wohl gehen!

Sogar, fuhr Karl in seiner Erzählung fort, wenn mein Landprediger nur im gemeinen Leben den Namen Gottes nannte, so that er es mit eben der Ehrerbietung, mit welcher er ihn in dem Gotteshause nannte. Bisweilen hielt er einen Augenblick inne, als wenn er die Wichtigkeit dieses Namens recht überdenken wollte — Es war, als ob ihm immer dabey alle Pflichten einfielen, die er dem höchsten Wesen schuldig wäre — als ob er sich immer dabey erinnerte, daß er gegen Gott nur Staub und Asche wäre — Du setzt mich ganz in Erstaunen, sagte Herr Redlich zu Karln. Eine so tiefe Gottesfurcht ist die höchste Vollkommenheit der menschlichen Natur und dein Landprediger muß der allerglücklichste Mensch unter der

2 2

Sonne

Sonne gewesen seyn. Ja, erwiderte Karl, das war er! Glückselig in seiner Seele und gesegnet in seinen äußern Umständen. Er hatte in einer Lotterie das höchste Loos gewonnen und besaß ein Vermögen von mehr, als 15000. Thälern.

Hier stieß Lucius seinen Nachbar freundschaftlich in die Rippen. Hörst du wohl? sagte er: Der Pfarr hat das höchste Loos gewonnen: Ich dachte, wir legten auch acht Groschen oder was zusammen und versuchten es in einer Lotterie. Wer weiß, ob wir nicht auch reich werden? Nein, Bruder, versetzte Wilhelm: da laß ich mich nicht drauf ein. Wenn uns der Reichthum gut wäre, so würde er uns wohl von selbst nachlaufen, ohne daß wir ihm nachlaufen dürften. Der Leser muß sich nicht wundern, wenn er von Wilhelm bisweilen eine kluge Brocke hört: Ich habe es schon gesagt, daß er ehemals bei einem Professor gewesen ist. — St, rufte Herr Redlich: Ruhig bey dem Ofen! Den Augenblick rückten Wilhelm und Lucius, die sich erst ein wenig von einander entfernt hatten, um Platz zum Reden zu haben; denn sie drückten alle beide gern ihre Worte 3. Schuhe wenigstens im Umkreise mit den Händen aus: Sie rückten, sage ich, wieder so enge zusammen, wie zuvor.

Wäh.



Während dieses kleinen Gesprächs hatte Karl folgendergestalt fortgeredet: Ich bin überzeugt, daß die Vorsehung, die über unsre kleinsten Handlungen wacht, auch in Lotterien ihre weise Hand einmischt; und wenn dieses auch in den meisten Fällen nicht so sichtbar seyn sollte, so ist es doch in diesem Falle so deutlich, daß sich nicht das geringste dawider einwenden läßt. Niemand war würdiger, das größte Loos zu besitzen, als mein Landprediger, und niemand hätte davon einen edlern Gebrauch machen können. Es wird ihnen bekannt seyn, daß die Direktoren einer Lotterie von hohen Gewinnsten eine proportionirliche Summe für die Armen abzugiehen und zurückzubehalten pflegen. Nun ist dieses eine Sache, worüber sich ein Gewinner nicht so leicht beschweren wird; allein die Austheilung des Geldes unter die Armen geschieht größtentheils sehr unweisklich. Man bleibt bloß bey Bettlern stehen: und übersieht größtentheils die Hausarmen, die Waisen, die Wittwen und am meisten die Kranken, die weder Pflege noch Wartung haben. Mein Landprediger wußte dieses. Sobald er also von seinem Gewinnste Nachricht erhielt, so schrieb er an die Lotteriedirektion und bat sich aus, daß er die Summe, die für die Armen bestimmt wäre, selbst austheilen dürfte. Er erbot sich, so lange Kaution zu stellen, bis er durch ge-

richt.

X 2



richtliche Zeugnisse darthun könnte, daß er die bestimmte Summe wirklich ausgetheilt hätte. Wider dieses Anerbieten konnte man keine Ausflucht finden und man überließ ihm das Kapital für die Armen zu seiner eignen Disposition. Nun stellen sie sich die Freude dieses rechtschaffenen Mannes vor, der seine einzige Wollust im Wohlthum suchte! Er gieng in seiner ganzen Gemeinde von Haus zu Haus herum und erkundigte sich nach den Umständen und nach den Bedürfnissen einer jeden Familie. Nichts entgieng seiner forschenden Menschenliebe. Er fragte jeden Hausvater, wie viel er wohl nöthig hätte, seine Nahrung recht in Stand zu setzen? zu was für einer Lebensart er seine Kinder bestimmt hätte, oder noch bestimmen wollte? ob er etwann Schulden hätte, die ihm schwer würden, zu bezahlen? Er kundschaftete die jungen Leute, beyderley Geschlechts in seiner Gemeinde aus, die Lust hatten, sich miteinander zu verheyrathen, und suchte, auf das genaueste in Erfahrung zu bringen, wie viel sie zu ihrer neuen Einrichtung brauchten. Kaum war er mit seinen Untersuchungen zu Ende, so sangte der Gewinnst an, und er machte sogleich Anstalt, seine wohlthätigen Pläne auszuführen. Er ließ seine ganze Gemeinde zusammenrufen: denn in seiner ganzen Gemeinde war nicht eine einzige Familie, in der es nicht an irgend et-
was

was fehlte. Er hielt eine rührende Rede an sie; erzählte ihr, welche Wohlthat ihm Gott erwiesen; bezeugte öffentlich seine tiefe Dankbarkeit dafür und gelobete Gott, mit dem ihm anvertrauten Schatze, als ein treuer und redlicher Verwalter umzuwachen. Darauf ließ er die Hausväter einer jeden Familie, einen nach dem andern, näher zu sich kommen. Er besprach sich mit einem jeden weitläufig wegen der Umstände seines Hauses. Fehlte es ihm bloß an einem Kapitale, um seine Nahrung in Flor zu bringen, so gab er ihm die Summe, die er bräuchte. Seyd ihr damit glücklich, sagte er zu ihm, so könnt ihr mir sie, wenn und wie es euch beliebt, ganz oder nach und nach wiedergeben; Ich brauche sie alsdenn, wieder einem andern Unglücklichen auf die Beine zu helfen. Seyd ihr aber unglücklich, so glaubet gewiß, daß ich das zweytemahl eben so bereitwillig seyn werde, euch zu dienen, als das erstemahl. Traf er einen Hausvater an, der von Schulden gedrückt wurde, so gab er ihm so gleich die ganze Summe, um seine Gläubiger zu befriedigen. Denen Armen, die noch arbeiten konnten, verschafte er sogleich Arbeit und Brodt: Denen aber, die entweder Alters oder Naturfehler wegen zur Arbeit unfähig waren, besorgte er Wohnung, reichte ihnen Kleider und bestimmte ihnen bis an ihren Tod ihren Unterhalt.

Für die Kranken bestellte er Wärterinnen und versprach ihnen reichliche Belohnungen, wenn sie die gehörige Aufmerksamkeit bewelsen würden. Er ließ auf seine Kosten einen geschickten Arzt holen und war auf die Anordnungen desselben äußerst wachsam. Die jungen Leute, die sich dem Ehestande widmen wollten, fanden an ihm den gütigsten Vater. Er untersuchte auf das genaueste ihre gegenseitige Neigung und ihre Gemüthscharaktere: und dieses brauchte bey ihm, als einem tiefen Kenner des menschlichen Herzens nicht lange Zeit. fand er, daß sie sich für einander schickten, so bestimmte er der Braut, wenn sie arm war, ein anständiges Heyrathsgut und richtete die Hochzeit auf seine Kosten aus. Sah er aber vorher, daß sie ihre Heyrath unglücklich machen würde, weil sie entweder zu jung waren, um sich zu regieren, oder weil sie sich nicht für einander schickten, so suchte er sie auf eine gute Art davon abzubringen, und er erhielt es mit leichter Mühe, daß sie ihre Heyrath noch vor der Hand aufschoben. Am allermeisten aber erstreckte sich seine wohlthätige Sorge über die Kinder in seiner Gemeinde. Diejenigen unter ihnen, die zu Handwerken oder Künsten bestimmt waren, suchte er bey den geschicktesten Meistern oder Herren anzubringen und bezahlte für sie das Lehrgeld. Diejenigen aber die Fähigkeiten und

Nei-

Neigung zum Studiren hatten, brachte er auf die besten Schulen, die er nur wußte und empfahl sie den Lehrern auf das nachdrücklichste zur Aufsicht. Er versorgte sie nicht bloß mit den nöthigsten, sondern auch mit den nützlichsten Büchern und ließ es ihnen an nichts fehlen, was zur Vollkommenheit ihres Geistes beitragen konnte. Stellen sie sich nun die Freude einer ganzen Gemeinde von beynähe 50. Familien vor, die alle auf einen Tag durch die Güte ihres Predigers glücklich wurden — Stellen sie sich alle die verschiednen Ausdrücke der Freude vor — der eine küßt ihm die Hand — der andre hat sich in einen Winkel gestellt und weint — ein dritter springt vor Freuden hoch in die Höhe und schwenkt sich den Hut um den Kopf — ein paar unschuldige Knaben, die zum studiren bestimmt worden, umarmen sich auf das zärtlichste, und freuen sich schon im voraus, daß sie einst große und berühmte Gelehrte seyn werden — Die Jünglinge, die ummehro eine glückliche Ehe vor sich sehen, haben sich mit ihren Mädchen vor das Haus des Predigers gemacht und tanzen bunt durch einander — Und nun thun sie einen Blick in das Herz meines Landpredigers, der des Stifter eines so glückseligen Tages ist.

Hier hielt Karl einen Augenblick inne und hierinn handelte er, als ein Mensch, der
 sich

sich auf das merkwürdliche Herz versteht. Solche Scenen, sagt Gellert, wollen nur gefühlt und nicht beschrieben seyn. Herr Redlich fühlte wirklich die Scene, die ihm Karl beschrieben hatte, in ihrer ganzen Stärke — Sein Blut kochte ihm in den Adern — Sein Herz schlug schnell und heftig — Sein Gesicht war sanftroth — Seine Einbildungskraft arbeitete aus allen Kräften, um sich die Empfindungen des Predigers an diesem so schönen Tage vorzustellen. Er mahlte sich ihn so, als wenn er die Danksayungen, die ihm von allen Seiten entgegen stögen, mit einer freundlichen, aber höchstbescheidenen Miene annahm, und als wenn er zu den Dankbegierigsten von seinen Bauern spräche: Aber, Kinder! so seyd doch einmahl stille! Ihr werdet ja euren Prediger nicht hochmüthig machen wollen. Bedenkt nur: Was ich euch gegeben habe, das gab mir Gott zuerst! Auf den müßt ihr eure Dankbarkeit richten, nicht auf mich, der ich bloß ein geringes Werkzeug zu eurer Glückseligkeit bin. So machte es auch Karl. Er fühlte die Scene, die er schon hundertmahl gefühlt hatte, in Gesellschaft seines Herrn so stark, als das erste mahl. Auch Wilhelmis Seele war gegen eine so edle und feine Art von Freude nicht ganz stumpf, sondern er ergözte sich in seinem Herzen über das gute Herz des Landpredigers: Das macht, wie ich schon
 gesagt

gesagt habe, er war bey einem Professor ge-
 wesen. Lucius aber, der bey keinem gewesen
 war, schlief so sanft, als ob er in seinem Bet-
 te läge. Vermuthlich mochte er der Sache
 mit der Lotterie in aller Stille weiter nach-
 gedacht haben: Er mochte sich die Zahlen
 ausgesucht haben, die ihn zum reichen Man-
 ne machen konnten und also auch sollten;
 darüber mochte er den Faden der Erzählung
 verloren haben und aus Verdruß eingeschlaf-
 fen seyn. Wenn die Seele ganz mit Frey-
 de angefüllt ist, so mag sich auch der Körper
 gern so weit, als möglich ausdehnen. So
 geschah es mit Wilhelm. Sein Sitz wurde
 ihm zu enge — er hätte den Lucius lieber
 vom Stuhle werfen wollen — allein, das
 durfte er nicht: also schob er ihn nur ganz
 freundschaftlich etwas näher zum Ofen. Die-
 ser wollte zeigen, daß er ein harter Kör-
 per wäre und weckte den schlafenden Lucius
 mit einem zuckenden Drucke, ich will nicht
 sagen, Stosse auf. Ich habe gewonnen,
 Viktoria! stammelte der aufwachende Lucius,
 zum Beweise, daß er von Lotterie geträumt
 hatte. Wilhelm lachte ganz leise: aber da
 ihm das leise Lachen mehr zur Qual, als
 zur Freude gereichte und da er ist nicht mehr
 auf dem Becke neben dem Postillione saß,
 so hörte er gleich wieder auf und überließ es
 dem Lucius, ob er sich schämen wollte oder
 nicht.



nicht. Ich habe gesagt, Karl hätte einen Augenblick innen gehalten und daran habe ich nicht gelogen; denn in einem Augenblicke kann viel vorgehen. So bald dieser Augenblick vorbey war, so fuhr Karl in einem höhern und recht würdigen Tone fort:

Und nun stellen sie sich vor, wie viel die Religion an diesem einzigen Tage durch ihren Diener gewonnen hatte. Er hatte die Herzen aller seiner Bauern weich, wie Wachs gemacht. Nun durfte er nur die Figuren der Religion darein poussiren. Alle fühlten die lebhafteste Dankbarkeit für ihn: Diese durfte nur auf Gott, die Quelle alles Guten, gerichtet werden, so hatte die Tugend die festeste Grundlage. Ich überlasse ihnen die weitere Ausführung — Herr Redlich sahe ganz ernsthaft auf einen Fleck vor sich hin, mit den gedankenvollen Augen eines in sich selbst versenkten — Dann hob er den Kopf langsam in die Höhe und sahe Karl an. Ja, sagte er, du hast Recht — Eine einzige gute Handlung eines Predigers wirkt mehr, als tausend seiner Kanzelreden, sie mögen noch so schön seyn. Das Beyspiel macht unendlich mehr Eindruck, als alle Vorschriften, und ich stelle mir mit Vergnügen vor, daß die Gemeinde deines rechtschaffenen Landpredigers mit Helden im Christenthume geprangt

pränt hat. Es ist mit einem Prediger und seiner Gemeinde eben so, wie mit einem Kapitän und seiner Kompagnie. Zieht er mit Zittern und Beben in die Schlacht, bückt er sich bey jedem Schusse, damit er über seinen Kopf weggehen soll und ist er selbst der erste auf der Flucht, so mag er immerhin auf seine Soldaten zurückschreyen: Seyd tapfer, Kinder! Wehrt euch, als brave Soldaten und laßt euch lieber das Leben nehmen, als überwinden. Sein Geschrey wird ihm nichts helfen; Die ganze erschrockne Kompagnie wird ihren feigen Anführer nachfolgen und sich durch die Flucht zu retten suchen. Nur etwann ein ganz kleiner Trupp von graubärtigen Soldaten, die im Kriege alt und denen die Tapferkeit zur andern Natur geworden ist, wird sich an das schlimme Beyspiel ihres Kapitäns nicht lehren, sondern mit dem Säbel in der Faust sterben. Ist hingegen der Kapitän ein tapferer Mann, dem der Donner der Kanonen nur ein Spielwerk ist: so kann er es sicher wagen, den steilsten Berg hinaufzuklettern, und wenn es von oben herab Kugeln regnen sollte. Seine ganze Kompagnie wird ihm mit einem grossen Freudengeschrey nachfolgen und selbst die feigesten darunter werden sich schämen, ganz allein zurückzubleiben.

Wilhelm

Wilhelm und Lucius freueten sich in der Seele über dieses Gleichniß. Es war völlig nach ihrem Geschmacke und erläuterte ihnen die Sache auf ein Haar. Ich kann auch nicht einen Augenblick zweifeln, daß es Herr Nedlich hauptsächlich um ihrentwillen vorgebracht hatte: Denn es war seine Gewohnheit, sich zu der Denkungsart eines jeden herabzulassen und ihn auf eine verständliche Art zu unterrichten.

Karl machte nunmehr Miene, als ob er in seiner Erzählung weiter fortfahren wollte: allein Herr Nedlich hieß ihn Halte machen. Es ist gut, mein lieber Karl, sagte er: Für heute habe ich genug. Eine so interessante Geschichte, wie die Deinige, muß man so lange auszu dehnen suchen, als möglich. Morgen sollst du mir wieder etwas erzählen: aber ja nicht viel, damit die Freude nicht sobald ein Ende nimmt. Hier stand Herr Nedlich mit der vergnügtesten Miene von der Welt von seinem Stuhle auf und begab sich in Karls Begleitung auf sein Schlafzimmer. Wilhelm und Lucius eilten auch nach ihren Betten, nachdem sie erst das Gelächter, was sie während der Erzählung hatten ersticken müssen, von sich gegeben hatten. Herr Nedlich rief Karl sein Schlafzimmer neben dem seinigen an, und wünschte ihm einen so süßen Traum,

Fraum, als er vermuthete, daß er selbst haben würde.

So wäre denn also mein neuer Plan glücklich angefangen! Dank sey dir, Feder! die du gütigst die Ausführung über dich genommen hast: Hier vor den Augen meines Dintenfasses, meines Herzensfreundes, gelobe ich dir, ich will dich halten, wie mein eignes Kind! Ich will dich in ein sanftes Futteral legen und dich für allem Staube bewahren: und sollten ja einige Monaden durch die Decke dringen, so will ich sie mit einem seidenen Tuche von dir abwischen und dich so glänzend machen, wie Elfenbein.

Aber — Aber — und indem ich dieses aber schreibe, drängen sich die Seuffer haufenweise aus meiner Brust hervor — Aber wer wird sich die Mühe nehmen, die Geschichte eines gemeinen verachteten Landpredigers zu lesen, der nichts weiter, als fromm und gelehrt und treu in seinem Amte gewesen ist? Der Lakay? O der hat längst von seinem Herrn gelernt, was ein Prediger für ein schlechtes Geschöpf ist! Der Herr? Ich würde sie beleidigen, mein Herr! wenn ich von ihnen nur den geringsten Gedanken hegen wollte, als ob sie einige Neugier besäßen, den Charakter eines Mannes zu kennen, der nie an den Hof gekommen, nie in Gesellschaften gegiangt, nie Cour und Souppes in seinem Hause

Hause gehabt hat, sondern auf einem kleinen Dorfe sein ganzes Leben damit zugebracht hat, seine Bauern zu rechtschaffenen Christen und zu guten Bürgern des Staats zu machen. Der Gelehrte von Profession? O der bekümmert sich gewiß nicht um die Begebenheiten des Herrn Redlichs. Der Prediger? Wie sollte sich der einfallen lassen, in einem Buche, worinnen der geistliche Stand mit den schwärzesten Farben vorgestellt ist, die Geschichte eines Mannes zu lesen, der seinem Stande in aller Absicht Ehre macht? Der Würzkrämer? Er müßte sehr schlechten Abgang haben, wenn er sich die Mühe nehmen sollte, Makulatur zu lesen: aber wenn er ihn auch, zum Glück oder Unglück hätte, welche Demüthigung, für die Würzläden geschrieben zu haben! O wie gern will ich mich wieder ans Erzählen machen, um nur diese schwermüthigen Gedanken los zu werden.

Sobald der Morgen anbrach, war auch Herr Redlich munter und Karl war schon in völligem Anzuge. Er hoßte alle Augenblicke, sein Herr sollte ihm rufen: allein sein Herr hatte ißt andre Dinge im Kopfe. Er überlegte nehmlich, was er mit drey Bedienten anfangen sollte, von denen einer zu seiner Aufwartung hinlänglich war. Die Welt wird denken, sagte er zu sich selbst, ich bin auf meine alten Tage ein Beck geworden: allein sie mag

måg denken, was sie will. Ich will thun, was ich will. Karl, rufte er, und sogleich war Karl da. Hohle mir, sagte er, den Wilhelm und Lucius herauf, wenn sie aufgestanden sind: Schlafen sie aber noch, so störe sie nicht in ihrer Ruhe. Aber sie waren schon lange aufgestanden und stellten sich unverzüglich ein. Höret, Kinder, redete der Herr Redlich an: Ich habe euch alle drey in meine Dienste genommen und nun, da ich euch kenne, verspreche ich euch, daß ihr bis an meinen Tod bey mir bleiben sollt. Allein ich habe keine Arbeit für euch und der Mühsiggang wird euch gewiß die grössste Qual seyn. Sagt selbst, womit ihr eure Zeit zubringen wollt? Sie schienen alle drey in einiger Verlegenheit zu seyn. Was dich anbetrifft, fuhr Herr Redlich nach einigem Nachdenken fort, so sollst du der Schatten meines Körpers seyn. Du sollst mich allenthalben hin begleiten; mit mir essen und trinken, und neben mir schlafen. Du sollst mir vorlesen und erzählen. Wenn ich krank oder traurig bin, so sollst du mich trösten, und wenn du krank oder traurig bist, so will ich dich trösten. Ich wollte dir auch meine Schreyereyen anvertrauen: allein da Lucius schon seit langer Zeit in dem Besitze derselben ist, so möchte ers mir wohl übel nehmen, wenn ich sie ihm nehmen wollte. Du, Lucius, behältst

Bra. Redlichs Th. M also



den Schuttgott des Dichters vor, und bezeugte seinen Beyfall dadurch, daß er so viel von Wort zu Wort nachsprach, als er im Taumel hervorbringen konnte. Wehe also dem, der etwas wider den Dichter eingewandt hätte. Endlich zerfielen sie doch. Der Officier hatte eine Strophe nicht recht verstanden, und wollte haben, Jamben sollte sie wiederholen. Dazu hatte dieser nicht Lust. Er nahm einen andern Wisch aus der Tasche und ließ weiter. Jetzt riß ihm das Papier mit vielen Fluchen aus der Hand, machte Fidibus daraus, und verbrandte sie.

Jamben fing ein entsetzlich Geschrey an, und machte einen Versuch, das Seine zu retten; allein, er kam ihm theuer zu stehen. Der Officier reichte ihm erstlich eine vollwichtige Ohrfeige, sodann gab er ihm ein paar so nachdrückliche Stöße auf den Hinterleib, daß er über einige Stühle an die Thüre flog. Auf dieser gefährlichen Reise verlor er seine Perücke. Er erhob sich geschwind wieder, schlug die alte buchshäumerne Parabel etlichemal um einen Stuhl, den Staub und Sand davon abzuschütteln, und schwenkte sie mit einem Wurf auf den Kopf. Die Verse stöhnten ihm damals so zu sagen vom Munde, und er redte in der Begeisterung des Zorns nichts als gereimte Verwünschungen.

gen wider Herr Bravedonnern, und Gebethe zu den Göttern, ihm beyzusuchen. Herr Bravedonner haufete unterdessen mit den Manuscripten die auf dem Fische lagen. Er zerriß eins nach dem andern und verbrannte es, Jambe hatte das kaum bemerkt, als er von neuen ein Zetergeschrey anfieng. Der Officier näherte sich und wollte ihm noch eins an den Poetenkasten geben, allein Herr Redlich nahm sich der Sache an, und bath für den Dichter. Der Commissionrath that eben das, und so jornig Herr Bravedonner war, so ließ er sich doch erbitten. Er vergaß den Augenblick seinen Streit, sank auf seinen Stuhl zurück, und bath Herr Jambe, ihm ein Glas Wein zu geben. Wer war froher, als dieser? Er reichte es ihm, und beyde waren wieder gute Freunde.

Herr J. wandte sich nunmehr an den Notarius, weil dieser am wenigsten getrunken hatte, und bath ihn, die beyden Lärmgeister zu bereden, daß sie sich entweder in den Garten, oder in eine andre Stube begäben, bis der Rausch vorüber wäre. Der Notarius versprach es zu thun, und versicherte zugleich, daß der kleine Taumel bey Beyden nicht lange währen würde. In einer Viertelsunde, sagte er, ist alles wieder vorbei, und sie sind so nüchtern wie zuvor. Es traf auch ein, Kurz,
M 2 Herr

ben wird, weil er in dem zweyten und dritten Theile dieses Buches auch nicht mit einer Sylbe genannt wird. Wer sich mit seinem Charakter wieder bekannt machen will, der lese den ersten Theil: Ich habe nicht Zeit, ihn noch einmal zu schildern. Das einzige will ich nur melden, daß die schöne Sidonia noch da war, und daß sie Karln, ob er gleich nur ein Bedienter war, recht tief in die Augen sahe. Es ist Schade um den Menschen, dachte sie bey sich selbst: Er sieht so wohl aus — Er verdiente — Was denn? Doch wohl nicht sie, meine liebe Sidonia? Das kann sich der Leser an den Fingern abzählen, daß Herr Nedlich seinen Karl auf das tapferste herausstrich, und ihn seinem Prediger, als das Muster aller Bedienten vorstellte. Nun nicht ein Wort weiter von dem Besuche! Herr Nedlich eilte nach Hause, was er nur konnte; warf sich in seinen Schlafrock und befahl Karln, seine angefangene Erzählung fortzusetzen. Lucius und Wilhelm saßen wieder an ihrem gestrigen Orte Postor; doch diesesmahl auf zwey Stühlen, um mehrerer Bequemlichkeit willen.

Zweiter Abend.

Ich habe ihnen gestern gesagt, feng Karl seine Erzählung an, auf was für eine groß-

großmüthige Art mein Landprediger seine Gemeine an dem Lotteriegewinnste Antheil nehmen ließ: allein das ist lange noch nicht alles. Von dem Augenblicke an begab er sich auch freywillig seines Gehalts, den er bisher von seiner Kirche empfangen hatte, und der ohngefähr 300. Thaler betragen mochte. Ich, sagte er, da mich der Himmel mit zeitlichen Gütern gesegnet hat, würde es unchristlich von mir gehandelt seyn, wenn ich von meiner Gemeine nur den allergeringsten Lohn für meine Seelsorge nehmen wollte. Es ist ohnehin schon kläglich genug, daß sich bloß die allerärmsten dem geistlichen Stande widmen, die freylich keine andre Quelle ihres leiblichen Unterhalts haben können, als die Gutthätigkeit ihrer Gemeine. Das Evangelium will umsonst geprediget seyn, und ein jeder Diener des Wortes Gottes sollte eigentlich auf keine andern Belohnungen Anspruch machen, als auf die Belohnungen iones Lebens. Ich bewundere die fürtrefflichen Gedanken dieses Mannes, sagte Herr Redlich, und es wird den Reichen eine ewige Schande bleiben, daß sich so wenige unter ihnen finden, die es wagen, sich in einen Stand zu begeben, der das Ansehen Gottes und die Achtung des gesitteten Theils der Welt vor sich hat, ob er gleich eben nicht im Purpur und köstlichen Kleidern glänzet.



Ich habe immer Lust zum Prediger gehabt, sagte Lucius in seinem Winkel, nicht zu Wilhelm sondern zu sich selbst: aber, wie gesagt, auf unehlichen Kindern. — In Ewigkeit werde ich das meiner Mutter nicht vergeben. Sie haben vollkommen Recht, erwiderte Karl, und es gereicht ihnen zur größten Ehre, daß sie über dieses Vorurtheil der Reichen hinweg sind. Doch nun muß ich ihnen auch sagen, wie mein Landprediger den Gehalt, den er für sich nicht mehr begehrte, anwendete. Er hatte es schon lange mit Unwillen angesehen, daß man die untauglichsten und ungeschicktesten Leute von der Welt zu Schulmeistern auf den Dörfern und in den Städten machte. Sein Herz blutete ihm allemahl, wenn er daran gedachte, daß Bauernkinder, bloß deswegen, weil sie Bauernkinder wären, von aller vernünftigen Erziehung ausgeschlossen seyn sollten; daß man die Bildung ihrer Seelen einem Manne anvertraute, der oft selbst nicht allzuwohl wußte, was die seine wäre, und daß man einen solchen Mann, wenn er wirklich seinem Amte gewachsen wäre, für seinen sauern Schulschweiß mit Tagelöhnergehalt ablohnete. Sein eigener Schulmeister war ein Mann, der dem Trunke im höchsten Grade ergeben war, und der bey der ganzen Gemeinde das größte Aergerniß stiftete, ohne daß er im Stande gewesen wäre, ihm Einhalt

halt zu thun. Wenn er Verse machen könnte, sagte Lucius zu Wilhelm, so wollte ich schwören, es wäre unser leibhaftiger Schulmeister Haase. Nun wird der Leser vermuthlich diesen Mathador aller Schulmeister wieder vergessen haben! also will ich ihn nur auf die funfzehnte Seite des ersten Theils verweisen haben, wo er ihn der Länge und der Breite nach beschrieben finden wird. Sie können sich leicht vorstellen, fuhr Karl in seiner Geschichte fort, wie sehr dieser Umstand dem rechtschaffenen Manne zu Herzen gehen mußte: und gleichwohl war kein Mittel dagegen. Aus Erbarmen gegen seine Familie wollte man ihn nicht absetzen, wie es mein Prediger ausdrücklich verlangte; denn ob er gleich die Barmherzigkeit selbst war, so war er doch in diesem Punkte unerbittlich streng. Ein Mann, so lauteten seine Grundsätze, der seinem Amte nicht so gut vorsteht, als er könnte, thut es entweder aus Faulheit oder aus Ueberdruß, oder aus Mangel an Belohnungen. Allen diesen Mängeln kann man abhelfen, ohne daß man ihn aus dem Amte jagt: allein ein Mensch, der sich vornehmlich zu seinem Amte untüchtig macht, dem zu der Zeit, wo er alle seine Vernunft nöthig hätte, der Kopf schwindelt, der der Jugend, die sich ihn zum Muster der Nachahmung vorstellt, böse Beyspiele giebt, verdient nicht die

geringster Nachsicht. Hat man ihn einige-
 mahl vergebens gewarnt, so nehme man ihn
 ohne Bedenken sein Amt. Man macht sich
 seiner Sünde theilhaftig, wenn man ihn un-
 gestört fortsündigen läßt. Hat er Familie, so
 nehme man sich ihrer an; allein man lasse ja
 nicht um der Familie willen das Amt, über-
 lich verwalte. Die Herren, unter deren geist-
 lichen Aufsicht mein Landprediger stand, muß-
 ten wohl mit ihm nicht einerley Meinung ha-
 ben; denn alle seine Vorstellungen wegen
 Absetzung des Schulmeisters waren schlechter-
 dings fruchtlos. Allein der glückliche Zufall
 mit der Lotterie gab auch dieser Sache eine
 recht erwünschte Wendung. Mein Prediger
 ließ seinen Schulmeister zu sich kommen, stellte
 ihm auf das beweglichste vor, wie schlecht er
 seinem Amte vorstände, und welche schwere
 Rechenschaft er einst würde zu geben haben,
 und that ihm die vortheilhaftesten Versprechun-
 gen, wenn er seinen Posten niederlegen und
 dafür eine andre Handthierung ergreifen woll-
 te. Der zur Erkenntniß seiner selbst gebrachte
 Schulmeister willigte mit Freuden in alles;
 legte sein Amt freywillig nieder; kaufte sich
 mit des Predigers Gelde ein Haus; legte sich
 einen kleinen Kramladen an; unterließ nach
 und nach sein Lieblingslaster und ward aus
 einem schlechten Schulmeister ein guter Han-
 delsmann. Nunmehr ließ es mein Landpre-
 diget

diger seine einzige Sorge seyn, ein recht würdiges Subjekt zum Schulmeister ausfindig zu machen. Er hatte auf der Universität einen Freund gehabt, von dessen Gelehrsamkeit und Tugend er eben so fest überzeugt war, als von seiner eignen: allein schon seit langer Zeit war er mit ihm außer aller Verbindung gekommen. Gleichwohl ließ er sich nicht abschrecken, sondern schrieb nach der Universität und erkundigte sich nach dem gegenwärtigen Aufenthalte seines Freundes. Er konnte weiter nichts erfahren, als daß er nach Endigung seiner theologischen Studien in Condition gegangen wäre, und daß er sich noch vor ein paar Jahren bey einem Landedelmarne aufgehalten hätte. Mein Prediger schrieb auch an diesen Landedelmann: allein sein Freund war nicht mehr bey ihm, sondern bey einem gewissen Grafen, dessen zwey Söhne er auf Reisen bringen sollte. Ob nun gleich von einem Hofmeister auf Reisen bis zu einem Hofschulmeister ein grosser Sprung war, so wollte doch mein Prediger einen Versuch thun. Er schrieb an ihn einen langen Brief, erinnerte ihn an die ehemahlige tugendhafte Universitätsfreundschaft, erzählte ihm ganz kurz seine glücklichen Begebenheiten und schlug ihm vor, ob er sich wohl entschliessen könnte, der grossen Welt zu entsagen und in einem kleinen Winkel der Erde seine Bestimmung, als Mensch, zu erfüllen?



Er bot ihm seinen ganzen Predigergehalt an und versprach ihm noch hundert Thaler jährlich dazu, wenn er sich zum Schullehrer auf einem Dorfe herablassen und die Verachtung großmüthig ertragen wollte, die man diesen guten Leuten unerbittlich erweist. Der Freund meines Predigers, der so, wie er, ein großes edelmüthiges Herz besaß, trug nicht einen Augenblick Bedenken. Ich nehme ihre Vorschläge mit dem innigsten Vergnügen an, so schied er ihm zurück: Die große Welt liegt mir nicht so sehr am Herzen, als daß ich sie nicht auf den ersten Wink der Freundschaft und der Ruhe verlassen sollte. Derjenige, dem ich mein ganzes Leben hindurch zu dienen wünsche, wird mich in einem kleinen Dorfe eben so gut bemerken und meine kleinen Beiträge zur menschlichen Glückseligkeit eben so gut in dem Buche des Lebens aufzeichnen, als lebte ich in der größten Stadt. Ich fühle, daß ich zum Unterrichte der Jugend geboren bin; Sollte es mir vielleicht schwerer ankommen, gemeine Bauernkinder zu erziehen, die mehrentheils keinen andern Fehler an sich haben, als Rauheit der Sitten, als vornehme und wohlgebohrne Kinder, die schon durch den Stolz und die Vorurtheile ihrer Ältern geharnischt sind? Nein, tugendhafter Freund! Ich folge ihrem Rufe und die ganze Welt soll mich durch ihr Hohngelächter nicht abschrecken.

schlecken. Er legte auch wirklich seine Hofmeisterstelle nieder und langte in kurzer Zeit bey meinem Landprediger an. Die Bestallung als Dorfschulmeister zu erlangen, war nicht schwer: Denn derienige, oder dieienigen, die sich derselben hätten widersetzen wollen — ich weiß keinen Titel, der schlimm genug für sie wäre. Mein Prädiger hatte also alle seine Wünsche erreicht: Er hatte einen seiner vertrauesten Freunde zu seinem Schulmeister, der alle Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit und Geduld besaß, die zu einem Lehrer der Jugend erfordert wird und was das beste war, so erhalten mein Prädiger und sein Freund höhern Orts die Erlaubniß, ihrer Schule eine solche Einrichtung zu geben, wie sie es nur selbst für gut befinden würden.

Nun übersehen sie einmahl mit einem Blicke die Glückseligkeit eines Dorfes, welches zwei so würdige Männer aufzuweisen hatte, von denen einer an den Seelen der Alten und der andere an den Seelen der Jugend, beyde mit gleichem Feuer arbeiteten.

Hier hielt Karl eine Weile stille: denn bisher hatte er mit solcher Begeisterung erzählt, daß er fast darüber vergessen hatte, daß er eine Lunge hätte. Ich werde deinem Prediger immer besser, sagte Herr Niedlich: Sein guter Charakter übertrifft alle meine Erwartung. O ich will ihnen wohl noch mehr sagen,

gen, fuhr Karl fort, wenn ich ihnen nur noch etwas von seinem Freunde werde erzählt haben.

Dieser fand immer weniger Ursache, seine Erniedrigung zum Dorfschulmeister zu bereuen. Mein Prediger hatte eine Schwester, die in aller Absicht das lebendige Ebenbild ihres Bruders war. Diese ward die Frau des rechtschaffenen Lehrers und zugleich die Freude seines Lebens. Ich habe sie alle beyde gekannt und bin ein Augenzeuge ihrer Glückseligkeit gewesen. Sie haben auch nicht wenig zur Bildung meines Herzens beigetragen, und ich werde sie iederzeit, als meine zweyten Aeltern verehren. Nun das muß ich gestehen, sagte Herr Redlich. Eine solche Dorfschule hätte ich sehen mögen. Sie würden Freudenthränen geweint haben, erwiderte Karl, wenn sie sie hätten sehen sollen. Es waren der Kinder nicht viel, höchstens 40.; aber es war eine Lust anzusehen, wenn sie in ihre Schule giengen. Sie kamen mehrentheils paarweise und führten einander recht zärtlich unter den Armen. Man sah an ihnen nichts von den Ungezogenheiten, die die Bauernkinder sonst auf den Strassen ausüben; Sie zankten sich nicht, sie schlügen sich nicht, sie schrien nicht; Es war unter ihnen die vollkommenste Einigkeit und die wärmste Liebe. Sie theilten einander ihre
Flei-

kleinen Reichthümer mit und hatten fast alles unter einander gemein. Für ihren Lehrer bezeugten sie die ehrerbietigste Furcht und den tiefsten Gehorsam. Ein unfreundliches Gesicht von ihm that ihnen mehr wehe, als die Ruthe, welche fast gänzlich bey Seite gelegt wurde. Hatte sich ein oder das andere Kind auf eine grobe Art vergangen, so wurde es auf einen oder etliche Tage aus der Schule verbannt, seiner Bücher beraubt, und von aller Gesellschaft anderer Kinder ausgeschlossen. Es fand weder bey seinen Aeltern noch bey andern Familien Hülfe. Man bezeugte ihm eine allgemeine Kalksinnigkeit und machte ihm die üblen Folgen seiner Handlung auf alle nur mögliche Art und Weise fühlbar. Sobald es aber untrügliche Merkmale der Reue von sich blicken ließ, so wurde es wieder zu Gnaden aufgenommen und mit allen weitem Vorwürfen verschont. Es wird ihnen vielleicht seltsam vorkommen, wenn ich ihnen sage, daß die Kinder vor ihrem zwölften, auch wohl funfzehnten Jahre die heilige Schrift nicht zu sehen bekamen — Herr Redlich stuzte. Psuy! sagte Lucius zu seinem Kammeraden: Das ist gottloß! Das ist himmelschreyend! Nein, das mag mir der Herr Schulmeister mit aller seiner Gelehrsamkeit nicht übel nehmen: ich hätte nicht sein Schulknabe seyn mögen. Da lobe ich mich!



mich! Ich mochte etwann 9. Jahre oder was alt seyn, so wußte ich schon alle Evangelia und Episteln und die meisten Psalmen auswendig. Aber hast du sie denn auch verstanden, fragte ihn Wilhelm mit seinem gewöhnlichen treuerhitzigen Tone? Lucius wußte nicht, wie ihm bey dieser Frage zu Muth war: Man hatte sie ihm in seinem Leben nicht gethan. Ob ich sie verstanden habe? sagte er mit sichtbarer Verwirrung. Was das für eine Frage ist! Ob ich sie verstanden habe? Freylich verstehe ich sie. Es muß mir kein Wort fehlen und du sollst mir für jeden Buchstaben, den ich falsch sage, einen Nasenstüber geben. Wilhelm war halb und halb Willens, ihm begreiflich zu machen, daß zwischen Verstehen und Auswendigkönnen, ein Unterschied sey, allein dachte er bey sich selbst, das kann ich zur andern Zeit thun; Ist will ich Karl zuhören. Herr Redlich stuchte nicht lange. Seine aufgeklärte Vernunft sahe gar bald durch das Seltsame hindurch und er erblickte gleichsam von ferne, daß es nicht sogar übel gethan sey, Kinder die heilige Schrift nicht lesen zu lassen.

Der rechtschaffene Lehrer dieser Kinder, fuhr Karl in seiner Erzählung fort, handelte hierinn nach seinen eigenen Grundsätzen. Die Religion, pflegte er immer zu sagen, gehört für alle Menschen, die nur irgend einen Grad von

von Vernunft und Ueberlegung besitzen; auch für Kinder: Allein die heilige Schrift gehört nur für Erwachsene, die die nöthigen Einsichten haben, sie mit Verstande zu lesen und zu gebrauchen. Das läßt sich hören, sagte Herr Niedlich: Aber nun mußt du mir auch erzählen, wie der Mann seine Grundsätze in Ausübung brachte. Hören sie nur, erwiederte Karl. So bald die Kinder zu ihm in die Schule gebracht wurden, so suchte er ihnen vor allen Dingen einen Begriff von dem höchsten Wesen bezubringen und ihre kleinen Herzen gegen dasselbe recht empfindlich zu machen. Er gieng mit ihnen auf das Feld spazieren, zeigte ihnen die Schönheiten der Natur und ihre erstaunende Mannigfaltigkeit, erweckte ihren aufkeimenden Verstand zum Nachsinnen: ob alles dieses wohl von sich selbst entstanden seyn könne, oder ob es einen Urheber haben möchte? und entschied diese Frage mit der Lehre von dem Daseyn eines Gottes. Hatten sie erst diese Lehre gefaßt, so suchte er ihnen rechte grosse und würdige Gedanken von Gott bezubringen. Er begnügte sich nicht blos damit, daß sie die Eigenschaften Gottes nacheinander herenzählen konnten: sondern er drückte eine jede besonders recht tief in ihre Herzen. Hietauf erklärte er ihnen die Pflichten, die sie Gott schuldig wären, und lehrte sie dieselben auszuüben.

zuüben. Bey dieser Materie blieb er sehr lange stehen, und er war unerschöpflich, seinen Lehrlingen alle Tage etwas Neues zu sagen, welches ihren Begriff von Gott vollkommener machte und sie immer mehr in der Liebe und in dem Gehorsam zu demselben bestärkte. Ich habe in seiner Schule Kinder von 6 Jahren und drunter gesehen, die mit Entzücken von Gott sprachen. Das eine von ihnen kam mir einmahl mit einer Blume entgegen gelaufen, und sahe mich mit einem höchstfreundlichen Gesichte an. Siehst du wohl, sagte es, was das für eine schöne Blume ist? Weist du auch, wer sie gemacht hat? Ich sagte ihm, Gott hätte sie gemacht. Nun das ist gut, fuhr es fort, daß du es weißt: sonst hätte ich dir's sagen wollen. Vergeben sie mir, daß ich sie mit solchen Kleinigkeiten unterhalte: Es sind wirklich Kleinigkeiten, das weiß ich recht gut, aber ich weiß nicht, wie es kommt, meine Seele nimmt daran eben so starken Antheil, als an den wichtigsten Begebenheiten. Noch eine Kleinigkeit von der Art! Mein Lehrer hatte seinen Kindern gewisse Stunden zum Spielen festgesetzt. Wissen sie wohl, wodurch er sie im Zaume hielt? So oft sich unter ihnen eine kleine Zänkerey erheben wollte, die unter Spielknaben fast unvermeidlich ist, so durfte er ihnen nur zurufen: Kinder! Gott sieht es. Sogleich hatte

hatte der Zank ein Ende; Man umarmte sich und war wieder gut Freund.

Während dieser kleinen Geschichte hatte sich Lucius immer unruhig auf seinem Stuhle herumgeworfen. Sein stolzes: Da lobe ich mich! quälte ihn ist ärger, als der Tod und er schämte sich in der Seele, daß er bey allem seinem Auswendiglernen weniger wußte, als diese sechsährigen Kinder, in deren Gedächtnisse auch noch nicht ein einziges Wort hieng. Am allermeisten aber ärgerte es ihn, daß er in der Hitze ein Wort wider den würdigen Schulmeister hatte fliegen lassen, für den er ist mehr Achtung fühlte, als jemals. Was ist man doch für ein Esel, redete er mit sich selbst, wenn man so ins Ge-laag hineinredet, ohne die Sache zu verstehen! Nun, das soll mir eine Warnung seyn! Die Grundlage ist gut, sagte Herr Redlich: Gott kennen und Gott lieben ist bey allen vernünftigen Religionen das erste; Aber wie vollende denn der Mann das angefangene Gebäude? Auf die leichteste Art von der Welt, erwiederte Karl. Er zeigte seinen Kindern eine Bibel und sagte ihnen, daß dieses Buch durch Gottes Eingebung wäre geschrieben worden und daß darinnen noch weit mehr von Gott und göttlichen Dingen stünde, als sie bereits wußten. Aber, Kinder, setzte er hinzu, ist seyd ihr noch zu unverständig, um dieses

ses Buch zu fassen. Erst müßt ihr noch verschiedenes lernen; Erst muß ich euch vieles erzählen, was euch von Herzen gefallen wird. Wenn ihr aber recht fleißig und aufmerksam seyd, so sollt ihr alsdenn dieses göttliche Buch selber zu lesen bekommen. Auf diese Weise bekamen die Kinder eine grosse Ehrerbietung für die heilige Schrift und sahen sie, als einen Schatz an, dessen sie iht noch nicht würdig wären, dessen sie aber mit der Zeit würdig werden könnten. Hierauf unterrichtete sie ihr Lehrer in der Geschichte der alten Zeiten von der Erschaffung der Welt an, bis auf die Geburt Christi. Er erzählte ihnen den Ursprung der Menschen und suchte sie besonders auf den wichtigen Unterschied der Seele und des Leibes aufmerksam zu machen. Er gab ihnen auch überhaupt eine Beschreibung von dem ganzen Weltgebäude und insonderheit von der Erde. Kurz er lehrte sie alles das, was sie in den Stand setzen konnte, die Bibel mit Verstande zu lesen und sie nicht als ein räthselhaftes Buch anzusehen, woraus höchstens nur der Gelehrte Flug werden könnte. Sie können sich leicht vorstellen, daß dazu viel Zeit und Geduld gehörte, und daß ein solches Werk, wie ich schon gesagt habe, vor dem zwölften bis funfzehnten Jahre nicht zu Stande gebracht werden konnte; besonders da der Unterricht von Gott und seinen

seinen Eigenschaften und Werken immer nebenbey fortgesetzt und erweitert wurde, so wie auch die Pflichten gegen denselben immer mehr Zusätze erhielten. Wenn nun dieses Werk zu Stande gebracht war, dann legte der Lehrer seinen Untergebenen die heilige Schrift vor, laß sie mit ihnen vom Anfange bis zu Ende durch und erklärte sie ihnen kurz und deutlich, zeigte ihnen die wichtigsten Stellen daraus an, und lehrte sie, wie man dieselben zur Besserung seiner Seele anwenden könne.

Des Sonntages Nachmittages, denn Nachmittages war keine Kirche, kamen die Kinder alle in das Haus meines Landpredigers. Er ließ sich mit einem jeden von ihnen in ein Gespräch ein, erforschte, wie weit sich sein Verstand entwickelt, und sein Herz gebildet hätte, machte sich ihnen durch allerhand kleine Geschenke beliebt, und mischte sich nicht selten in ihre kindischen Spiele. Dadurch erhielt mein Prediger den doppelten Vortheil, die Kinder zu kennen, und ihre Liebe zu gewinnen, ohne welches, sagte er, alle nachherige Predigten fruchtlos sind. Hierinnen, sagte Herr Redlich, bin ich mit deinem Prediger nicht einerley Meinung. Ich habe Moskheimen nicht gekannt; Er hat auch meine Liebe nicht eher gewon-

N 2

nen,

nen, als nachher, da ich seine Predigten schon mehr als einmahl gelesen hatte: Gleichwohl haben sie bey mir sehr vielen Nutzen und Erbauung gestiftet.

Erlauben sie, versetzte Karl: Mein Landprediger machte einen himmelweiten Unterschied zwischen Predigten, die zum Drucke bestimmt werden, und zwischen solchen, die öffentlich gehalten werden. Jene, sagte er, können läng und schwer zu verstehen seyn; denn der Leser kann sich Zeit nehmen, sie zu lesen und zwar mehr, als einmahl zu lesen: Diese aber müssen schlechterdings kurz und im höchsten Grade deutlich seyn. Jene erbauen zu allen Zeiten und an allen Orten: Diese nur unter gewissen Umständen. Haben die Zuhörer zu ihrem Prediger nicht das feste Vertrauen, daß er alles von Herzen glaubt, was er ihnen vorträgt; Haben sie keine Liebe zu ihm, die Schuld mag nun seyn, auf welcher Seite sie will, so sind seine Predigten nicht von derjenigen Wirkung, von welcher sie seyn sollten. Gedruckte Predigten sind für einen jeden geschrieben: aber Kanzelreden werden oder sollten eigentlich bloß für eine einzige Gemeinde gehalten werden, so daß ein Glied einer andern Gemeinde schon nicht so starken Antheil daran nehmen könnte. Das waren seine Gedanken, und seine eignen Predigten waren eine



eine vortrefliche Auslegung darüber. Er predigte kurz, im Winter nicht über eine halbe Stunde — deutlich und fast möchte ich sagen, kinderleicht: aber dabei so eindringlich, daß man ihm unmöglich widerstehen konnte — Seine Predigten bezogen sich ganz genau auf die Umstände seiner Gemeinde, die er völlig ausstudirt hatte — Er widerlegte ihre Irrthümer, benahm ihnen ihre Zweifel, munterte sie zu denjenigen Tugenden auf, die ihnen schwer wurden, tröstete sie, wenn es ihnen übel gieng, und das that er alles mit einem so vertraulichen, wohlgemeinten Tone, als ob er Vater wäre, und zu seinen Kindern spräche.

Das ist gerade dasjenige, sagte Herr Nedlich, was ich an den meisten Predigern vermisse. Ich bin ein alter Mann: aber ich wollte es dem Prediger Dank wissen, der mit mir, wie mit seinem Kinde spräche. Eine freundschaftliche, vertrauliche Unterredung, der man es an sieht, daß sie von Herzen geht und statt des Polterns und Lärmens eine wehmüthige Warnung, das, das schickt sich auf eine Kanzel — Das erweckt Aufmerksamkeit — mehr Aufmerksamkeit und Erbauung als eine stundenlange gelehrte Abhandlung oder als eine weitläufige Erklärung des Grundtextes, um den sich weder der Bürger noch der Bauer bekümmert. Aber — hier sah Herr Nedlich

an seine Uhr — die Zeit ist verfloßen, mein lieber Karl: Das ist schon der 2te Abend, den du mir verplaudert hast, und doch weiß ich von deiner eigenen Geschichte kaum den Anfang,

Darf ich mich unterstehen, ihnen zu sagen, erwiederte Karl, daß sie selbst halb und halb daran schuld sind? Warum beschlen sie mir nicht, meine Erzählungen abzuhören? Ich würde gewiß gehorsam seyn; allein von freyen Stücken ist es mir nicht möglich. Mein Herr ist von meinem Landprediger und von seinem Freunde allzuvoll, als daß nicht meine Zunge alles herausplaudern sollte; und so lange ich von ihnen kein ausdrückliches Verboth höre, so lange sage ich ihnen von diesem würdigen Manne alles, was ich hier irgend weiß. Meine Aufmerksamkeit, versetzte Herr Redlich, bleibt dir immer gewiß; aber ich befürchte, Lucius und Wilhelm werden Anstoß nehmen. Kaum war der Schall dieser Worte bis zum Ofen gekommen, so stand Lucius ungestüm von seinem Sitze auf. Nein, mein lieber verehrungswürdiger Herr! sagte er: das dürfen sie nicht glauben. Ich bin dem Herrn Pfarren, von dem Karl heute und gestern erzählt hat, so gut, — so gut — ich kann ihnen nicht sagen, wie gut — ich wollte ihn vor Liebe auffressen. Es ist ein gar zu frommer und gottseliger Herr — und der Herr Schulmeister

meister — O dem habe ich schon tausendmal
 in Gedanken abgebeten. Aber, fuhr Herr
 Redlich fort, ihr werdet diese Erzählung
 missbrauchen. Ihr werdet die Prediger ver-
 achten, die es nicht eben so machen, wie die-
 ser hier. Ist es nicht wahr, Wilhelm? Nein,
 da gebe ich ihnen mein Wort darauf, sagte
 dieser. Ich verachte keinen Prediger, wenn
 er nur nicht ein gottloser böser Mensch ist:
 aber wenn das ist, da kann ich mir freylich
 nicht helfen — da bin ich allemal bitter und
 böse. Sonst mag einer predigen, wie er will:
 wenn es nur Gottes Wort ist, so bin ich zu-
 frieden. Freylich wäre mirs wohl lieber, wenn
 der Prediger, so wie sie vorhin sagten, recht
 vertraulich spräche — Wenigstens ist mir so
 zu Muthe; denn wer mir als ein Vater be-
 gegnet, gegen den handle ich auch als ein Kind:
 Indessen, wenn es nicht ist, so ist es nicht.
 Wir Menschen können ja nicht alle so ge-
 schickt seyn; der liebe Gott theilet seine Gaben
 wunderlich aus, einem viel, dem andern we-
 nig — Nein, da haben sie nur keine Sor-
 ge, und lassen sie uns nur immer mor-
 gen wieder zu hören. Ich könnte doch
 den Leuten keinen solchen Schulmeister ver-
 schaffen und das wäre doch die Hauptsache.
 Ja, wenn so viel solche Schulmeister wären,
 als Dörfer, da wäre es was anders. Da
 wollte



wollte ich der erste seyn, der in alle Häuser herumlief und den Leuten einmahl über das andre in die Ohren schrie: Aeltern! wenn ihr eure Kinder lieb habt, so laßt sie den Katechismus nicht bloß auswendig lernen. Herr Redlich lächelte über den Eifer seines Wilhelm. Nun, sagte er: so könnt ihr denn morgen, wo Gott will, wieder zuhören.

Man brach auf, und legte sich so unmerklich zu Bette, daß ich auch nicht ein Wort vom Schlafengehen zu erzählen weiß. Doch still — Ich höre etwas vor meiner Thüre fallen — Wäre ich abergläubisch, so würde ich den Augenblick meine ganze Familie nachzählen, und demienigen oder derienigen, die die schwächlichste Gesundheit hat, den Tod prophezeihen: Aber ich will erst mit dem Lichte in der Hand zusehen — Hier ist nichts — Dort auch nichts — Meine Haare kehren sich wieder meinen Willen empor — Das Licht droht auszulöschen — Kaum kann ich mich mit Zittern und Beben in mein Zimmer retten. Was mag das bedeuten? Was das bedeutet, sagt mir mein Genius ins Ohr? Es bedeutet das Ungewitter, was sich über deinen zweyten Abend erheben wird. Man wird dich und deinen Landprediger und seinen Freund grimmig verfolgen; Du wirst für einen Verführer des Volks

Volk's ausgeschrien werden; Man wird dich einen Verächter der heiligen Schrift und der Religion heißen, und wenn es noch Mode wäre, die Ketzer zu verbrennen, so müßtest du ohne Gnade und Barmherzigkeit auf dem Scheiterhaufen sterben. Ist es möglich, lieber Genius! Ich bin mir ja meines Böses bewußt! Ich wünsche aller Welt Gutes, so viel Gutes, als Gott für gut befindet, ihr zu geben: Warum sollte man mir denn Böses wünschen? Aber, fährst du immer hartnäckig fort, du bist ein Feind des geistlichen Ordens, so sehr du dich auch verstellst. Du wählst dir einen Prediger aus, der nirgends zu finden ist, und dafür nimmst du dir die Freiheit, alle übrigen nach Belieben zu tadeln? — Du vergift es, Genius! daß ich ein Geschichtschreiber bin. Ich erzähle, was ich gesehen und gehört habe — Das wird dir niemand glauben — Das ist nicht meine Schuld! Doch ich habe des Zankens satt. Verlaß mich, Genius! und wenn es noch zwanzigmal ärger, wie ein Korn sack vor der Thüre fallen sollte, so glaube nur, daß ich mich nach deiner Erläuterung nicht weiter sehne.

Dritter Abend.

Es versteht sich vor sich, daß vor dem dritten Abende der dritte Tag vorhergegangen ist, den ich mir aber wohl nicht die Mühe nehmen werde zu beschreiben. Dieses einzige will ich nur anangemerkt lassen, daß Karl mit Lucius und Wilhelm seine Lektion in der Flöte anfieng. Lucius machte auch den Anfang, seinem Schüler die Buchstaben auf eine Tafel mit Kreide vorzumahlen, und Wilhelm arbeitete, daß ihm der Schweiß vom Gesichte lief. Wenn es nicht recht gehen wollte, so schlug er sich selbst auf das unbarmherzigste auf die Finger und schimpfte sich selbst weit mehr aus, als es Lucius hätte thun können. Gegen Abend setzte sich alles wieder an Ort und Stelle und Karl gieng wieder an seine Arbeit.

Ich wundre mich sehr, sagte er zu Herr Nedlichen, daß sie mich noch nicht gefragt haben, wie sich die Bauern bey dieser neu-modischen Erziehung ihrer Kinder betragen haben? Du kommst mir zuvor, sagte Herr Nedlich: Schon gestern habe ich dir diese Frage thun wollen. Ein Bauer ist ein Geschöpf, dem man am allerschwersten eingetourzelte Vorurtheile aus dem Kopfe bringen kann — Vergeben sie, fiel ihm Karl ins Wort,

Wort: Es kostet bey den Bauern nicht mehr Mühe, als bey jedem andern, wenn man es nur gehörig anzufangen weiß. Alles kommt darauf an, daß man ihr Zutrauen gewinnt. Hat man dieses weg, so kann man ihrenthalben anfangen, was man will, sie werden nicht murren. Nun wissen sie, auf welche Art sich mein Landprediger die Liebe und das Vertrauen seiner ganzen Gemeinde erworben hatte. Die Bauern sahen nun wohl ein, daß ihr Prediger ein Mann wäre, dem es bloß um die Ehre Gottes zu thun wäre, und sie glaubten also auch fleiß und fest, daß seine übrigen Anordnungen und seine Veränderungen im Gottesdienste, ob sie ihnen gleich noch so fremd vorkamen, in den Augen Gottes angenehm seyn würden; Sonst, sagten sie, würde er es wohl beym Alten haben bewenden lassen.

Ihr Prediger hatte ihnen mehr, als einmahl gesagt, daß die Vorsehung einem jeden Menschen seine eigne Arbeit zugemessen hätte, der er sich nicht ohne Empörung gegen seinen Gott und Herrn entziehen könnte. Er hatte ihnen mehr, als einmahl gezeigt, wie vernünftig der göttliche Befehl sey, daß wir im Schweisse unsers Angesichts das Brodt essen sollen. Aus ihrer eignen Erfahrung hatte er ihnen deutlich gemacht, daß ihnen weder das Essen und Trinken so gut schmecken,
noch



noch der Schlaf so süß seyn würde, wenn sie nicht zuvor die Last des Tages getragen hätten. Sie wußten auch mehr, als zu gut, daß ein Bauer gar nicht eine so geringe Creatur sey, als es die Welt glaubt, und daß ohne den Ackerbau die Welt nicht bestehen könnte. Alles dieses zusammengenommen, machte sie in ihrer Arbeit unverdrossen und Uermüdet. Wenn ihnen auch der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn lief, so murrten sie nicht einen Augenblick, sondern wischten ihn ganz gelassen vom Gesichte: und ich glaube, daß die Dummheit mit aller ihrer Macht nimmermehr eine so erwünschte Wirkung hätte hervorbringen können. Die Kinder, die in die Fußtapfen ihrer Väter treten sollten, genossen den Vormittag die schönste Erziehung, und den Nachmittag mußten sie arbeiten. So nahmen sie zu gleicher Zeit an Kräften der Seele und des Leibes zu, ohne daß eines dem andern hinderlich gewesen wäre. Ich kann auch nicht sagen, daß ich unter diesen Bauern nur den geringsten Haug zum Klagen und Murren wider die weltliche Obrigkeit, geschweige gar zu Empörung entdeckt hätte. Vielmehr glaube ich, daß sich ein König keine bessern und getreuern Unterthanen wünschen könnte, als diese. Sie wußten es recht gut, daß ohne Obrigkeit die menschliche Gesellschaft nicht lange bestehen würde, und sie waren über die Thorheit man-

cher

der Menschen hinweg, die keinen andern Gesetzgeber, als ihren Eigensinn erkennen wollen. Sie empfanden es, was das für eine Glückseligkeit sey, unter einem Könige ein geruhiges und stilles Leben zu führen, und sie pflegten oft zu sagen, diese Glückseligkeit könne man nie zu theuer bezahlen. Sie enthielten sich alles Normwizes und alles Klügelns über die Handlungen ihres Königs und gehorchten seinen Befehlen mit der tiefften Untermwürfigkeit. Würden sie das wohl gethan haben, wenn sie ihr Prediger in ihrer Unwissenheit gelassen und ihren Verstand nicht aufgeklärt hätte? Du hast Recht, sagte Herr Redlich: aber wo nahn denn dein Prediger die Zeit her, seine Bauern so klug zu machen? Sagte er ihnen alles das in seinen Predigten? Sie bringen mich auf einen Punkt, erwiederte Karl, der ihnen meinen Landprediger gewiß erst recht schätzbar machen würde, wenn er es nicht noch bey ihnen wäre. Er hatte den Grund, daß man ohne einen gewissen Grad von Verstand und Klugheit kein guter Gott wohlgefälliger Christ seyn könne und diesem Grundsatze gemäß, gab er sich alle mögliche Mühe, seine Bauern so klug, als nur möglich zu machen. Er gieng zu ihnen auf das Feld und unterredete sich mit ihnen von ihrem Ackerbau. Unvermerkt erweckte er ihre Neugierde auch auf andre Gegenstände und befriedigte sie

sie auf das vollkommenste; denn er hatte eink sehr weitläufige und brauchbare Gelehrsamkeit nebst der Geschicklichkeit, sie einem jeden mitzutheilen. Er besuchte sie in ihren Häusern; Er ließ sie zu sich kommen, und sie verließen ihn nie, ohne etwas gelernt zu haben. Sein Umgang machte, daß sie ihr rauhes Wesen ablegten, und das feine und geschmeidige annahmen, was sie an ihm bemerkten. Er gab ihnen allerhand nützliche Bücher zu lesen; und wenn sie damit fertig waren, so mußten sie ihm sagen, was ihnen am besten gefallen hätte. Er selbst erzählte ihnen oft wahre und erdichtete Geschichten, die zugleich unterrichteten und vergnügten; Er benahm ihnen ihren Aberglauben, reinigte ihre Bekehrte von Hexen und Gespenstern, und lernte sie den Teufel verachten. Hierzu rechnen sie nun noch dieses: Ausser den Predigten hielt er noch alle Sonntage an seine Gemeinde kleine Reden, die er Privatreden nannte. Herr Redlich gerieth hierüber in einige Verwunderung. Privatreden, sagte er? Davon ist mir nie etwas zu Ohren gekommen: aber wo ich mich nicht irre, so enthalten sie solche Materien, die nicht geradezu zur Erbauung dienen, die aber doch dem Menschen zu wissen heilsam und nützlich sind. Sie haben es erräthen, sagte Karl. Mein Prediger meinte, es gäbe eine ganze Menge Wahrheiten, von denen ein

ein ieder Mensch; der sich der Vernunft
 rühmt, wenigstens etwas wissen sollte. In
 der heiligen Schrift, sagte er, wären sie nur
 ganz kurz berührt: aber deswegen wären sie
 nicht weniger wichtig. Hätte man ja weder
 Zeit noch Gelegenheit, sie auf der Kanzel an-
 zubringen, so müßte man sie auf irgend eine
 andre Art gemein machen. Er that dieses
 in seinen Privatreden, die er alle Sonntage
 gegen Abend in seinem Hause an seine Ge-
 meine hielt. Sie hatten beynah die Gestalt
 der Predigten, nur daß er keine biblische Texte
 dazu wählte, ausser wenn sie sich auf das
 genaueste zur Sache schickten. Uebrigens gieng
 es dabey ungezwungener zu, als in der Kirche.
 Die Alten beyderley Geschlechts saßen; das
 junge Volk aber stand. Mein Landprediger
 nahm mehr die Mine eines vertrauten Freun-
 des, als eines Lehrers der Religion an, und
 diese Mine zog ihm beynah eben die Auf-
 merksamkeit zu, als die andre. Er machte den
 Anfang mit der Lehre von der Kinderzucht,
 über die er fast ein halbes Jahr redete –
 Was, sagte Lucius halb laut, ein halbes
 Jahr über die Kinderzucht? Ja, wenn es
 eine halbe Stunde wäre: aber ein halbes
 Jahr, das ist ja – Nun höre nur, unter-
 brach ihn Wilhelm, die Kinderzucht ist immer
 keine Kleinigkeit. Hätte sie mein Vater ver-
 standen, so hätte er mich schreiben und rech-
 nen

nen lernen lassen, und ich brauchte nicht erst auf meine alten Tage von dir Lektion zu nehmen. Und hätte sie meine Mutter verstanden, fuhr Lucius mit einem bedenklichen Tone fort — Doch, unterbrach er sich selbst, was hätte es ihr auch geholfen? — Auf unehlichen Kindern bleibt doch der Fluch. — Die armen Dinger! Es wird ihnen vielleicht ein wenig lange vorkommen, fuhr Karl in seiner Erzählung fort allein, wenn sie bedenken, daß eine von den Privatreden meines Landpredigers nicht über eine halbe Stunde dauerte, so werden ihnen 26. halbe Stunden zu einer so wichtigen und weittläufigen Materie eher zu kurz, als zu lang vorkommen. Er brachte ihnen die ganze Methode bey, deren sich sein Freund, der Schullehrer des Dorfes, bey seinen Schülern bediente: denn, sagte er, wenn mehrere Personen gemeinschaftlich an der Erziehung eines Kindes arbeiten, und sie haben nicht einen ordentlich verabredeten Plan dazu entworfen, oder sie haben verschiedene Methoden, oder verschiedene Grundsätze, so reißen sie mehr nieder, als daß sie aufbauen sollten. Haben die Aeltern das Glück, einen rechtschaffenen und geschickten Lehrer ihrer Kinder zu bekommen, und sie überlassen ihm dieselben nicht ganz, so müssen sie sich entweder mit seiner ganzen Methode bekannt machen und dieselbe auch an ihren Kindern anwenden, oder sie mögen nur immer befürch-

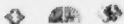
fürchten, daß das Kind zwischen ihnen und dem Lehrer eine ekelhafte Vergleichung anstellen wird, die sich auf einer oder der andern Seite mit Verachtung und Ungehorsam endigen wird. Mein Landprediger lehrte also vorerst seine Bauern und Bäuerinnen, wie sie mit ihren Kindern verfahren sollten, ehe sie dieselben in die Schule schickten — Lucius lachte, aber er sagte nichts. Seine Gedanken mochten etwann diese seyn: Nun, das muß ich gestehen, das habe ich in meinem Leben nicht gehört, daß ein Prediger zugleich Kindermutter bey seiner Gemeinde ist. Allein weil er diesen Einfall für allzu spöttisch und beißend hielt, so wagte er es nicht, ihn laut zu sagen. Ich will hiermit nicht sagen, redete Karl weiter, als ob sich mein Prediger zur Kindermutter herab (hoho, sagte Lucius ganz leise) gelassen hätte. Er sorgte blos für die Seele; das übrige überließ er dem Arzte, den er fast für das ganze Dorf salarirte. Er zeigte seinen Bauern, wie man die Seele eines Kindes in der Wiege bilden sollte; wie man in derselben den Grund zu einer beständigen Frölichkeit legen könne; wie man sich seiner natürlichen Neubegierde bedienen könne, um ihm von den nothwendigsten und nützlichsten Dingen dieses Lebens einen Begriff beyzubringen, und tausend andre Dinge, die sie mit leichter Mühe hinzu denken können. Hierauf sagte

Bra. Redliche 1. Th. D er



er ihnen, daß sie sich glücklich schätzen könn-
ten, einen so rechtschaffenen und geschickten
Mann zu ihrem Schullehrer zu haben, und er-
mahnte sie, ihre Kinder auf das fleißigste in
die Schule zu schicken. Er machte sie mit sei-
ner ganzen Lehrart bekannt, wie ich ihnen schon
gesagt habe, und zeigte ihnen, wie sie in ihren
Häusern auch Lehrer ihrer Kinder seyn könn-
ten und sollten. Kurz, ich würde das Erzäh-
len kein Ende finden, wenn ich ihnen alles
sagen wollte, was ich von meinem Prediger
weiß. Nachdem er die Lehre von der Kinder-
zucht abgehandelt hatte, so fieng er eine andre
an — ich glaube es war die von der Wahr-
heit der christlichen Religion. Kurz, konnte
sich Lucius abermals des Glossenmochens nicht
enthalten. Sey mir, sagte er, wäre das über-
flüssig gewesen: Ich will zwanzig Ende able-
gen, daß meine Religion allein die wahre und
seligmachende ist, und daß die Türkenhunde,
die die Christen so grimmig verfolgen, alle zum
Teufel fahren müssen: und daß Judenbagage
wird, es nicht besser ergehen. Aber ich merke
wohl, wie das zusammenhängt. Die Bauern
waren ihrem Prediger zu klug: Sie mochten
etwann anfangen zu grübeln und wenn man
einmahl damit anfängt — ich weiß, wie mich
geht — so kommt man immer von einem aufs
andre, und das letzte ist immer ärger, als das
erste. Wer weiß, was sie sich vor Zeug moch-
ten

ten in den Kopf gesetzt haben! Wer weiß, ob sie nicht gar mit der Bibel ihren Spott trieben! Also mußte wohl der Prediger dem Uebel wehren, ehe es überhand nahm! Wilhelm, der seinen Nachbar so raffiniert hörte, schüttelte einmahl über das andere den Kopf. Es war, als wäre er nicht bloß über die Reden des Lucius, sondern noch über etwas anders unwillig, was er sich selbst nicht deutlich erklären konnte. Endlich sagte er: Ich bin meiner Religion auch gewiß und ich wollte heute noch darauf leben und sterben; aber wenn mich jemand todtschlagen wollte, so könnte ichs ihm nicht beweisen, daß sie einzig und allein die wahre Religion ist. Ich wollte was drum geben, wenn ich das könnte! Das ist lobenswürdig, sagte Herr Niedlich zu Karl: Besonders zu unsern Zeiten, wo die christliche Religion so viel öffentliche und heimliche Feinde hat, die ihre Wahrheit und Gewißheit über den Haufen zu stoßen suchen. Mein Landprediger, versetzte Karl, konnte es durchaus nicht leiden, daß seine Bauern die heilige Schrift deswegen für Gottes Wort halten sollten, weil er es ihnen auf der Kanzel gesagt hatte. Ein solcher Glaube, sagte er, ist der Gefahr ausgesetzt, durch den geringsten Zweifel umgestürzt, und durch den geringsten Spott eines Freigeistes wankend gemacht zu werden. Auf einem so leichtem Grunde kann man auch unmög.



möglich ein festes Gebäude der Tugend aufzuführen, und so nachdrücklich die Vorstellung ist: Gott hat geredet! — wenn man es gewiß weiß, daß Gott geredet hat, so schwach ist sie auf das Gemüth eines Menschen, der bloß durch die Stimme seines Predigers davon überzeugt wird. Dieser Prediger aber seine Gemeinde aus den deutlichsten Gründen zu überführen, daß die christliche Religion wahr und die heilige Schrift das Wort Gottes sey. Aber, fragte Herr Reblich, wie stellt ihr Mann das an? Die Beweise für die christliche Religion sind schwer einzusehen — es gehört viel Nachdenken, viel Gelehrsamkeit dazu. — Sie sind, es steht alle, erwiderte Kapl. Einige davon sind so klar, daß sie auch der gemeinste Verstand fassen kann: und einige von den sogenannten gelehrten Beweisen können auch für den Bauer klar gemacht werden, wenn man sich nur so in seine Denkungsart zu schicken weiß, wie mein Landprediger und wenn man nur so viel Geduld besitzt, als eine Sache vielmahl zu sagen und alle Einwürfe dagegen zu beantworten. — Doch ich vergesse mich — Ich sage ihnen Dinge vor, die sie weit besser wissen, als ich. — Erlauben sie, daß ich weiter fortfahre.

Als mein Landprediger seine Bauern überzeugt hatte, daß die christliche Religion wahr wäre, so machte er sie auch mit den Einwürfen

sen bekannt, die dagegen von den Freigeistern erregt werden. Das hätte ich nicht gewagt, sagte Herr Nédlich: Das Neue macht immer mehr Eindruck auf die Gemüther der Menschen, als das Alte, und Spötteien findet immer mehr Gehör, als das Ernsthafte. Ich wundre mich, daß die Bauern nicht wankend geworden sind. Nichts weniger, als dieses, versetzte Karl: Vielmehr versichere ich ihnen, daß ihre Ueberzeugung dadurch so stark wuchs, daß sie um der Religion willen ihr Leben würden gelassen haben. Ich glaube selbst, daß wenn sie diese Einwürfe zuerst von Religionsspöttern gehört hätten, so würde sie das Hohngelächter und die triumphirende Mine derselben verwirrt gemacht haben: Allein da sie dieselben aus dem Munde eines Mannes hörten, dem die Religion theurer, als sein Leben war, der Geschicklichkeit genug besaß, sie zu widerlegen, und der sie ja eben so gut hätte verschweigen können, wenn er sich dafür gefürchtet hätte, so war nicht das geringste zu besorgen. Ich, der ich selbst diese Reden angehört habe, fühle mich standhaft genug, mich unter einen ganzen Schwarm von Spöttern der Religion zu begeben. Sie werden mich durch ihren elenden Witz eher zum Weinen, als zum Lachen bewegen: und wenn sie mir tausendmal zuriefen, daß die Prediger weiter nichts wären, als eine Bande privilegirter Betrüger, so werden sie das
D 1
durch

durch das erhabne Bild meines Landpredigers, welches sich in meiner Seele so fest gesetzt hat, nicht im geringsten anschwärzen. Glückselig bist du, sagte Herr Redlich, daß du deine Erziehung einem solchen Manne zu verdanken hast: Dafür kannst du es wohl vergessen, daß du ein Findelkind bist. Ja, mein verehrungswürdiger Herr, erwiderte Karl, Ich bin auf meine Findelkindschaft stolz und kann ich einst so glücklich seyn sollte, meine wahren Aeltern kennen zu lernen, so will ich es ihnen mit Freudenstränen danken, daß sie mich für die Thüre meines Landpredigers ausgesetzt haben. Hast du noch etwas von den Privatreden zu erzählen, fragte Herr Redlich? Noch etwas weniger, war die Antwort. Mein Landprediger, sagte keiner Gemeinde in denselben auch die Lehre von der Vorsehung, und ich glaube, es können nie solche praktische Reden gehalten worden seyn, als diese. Er war von dieser Lehre ganz eingenommen, und hatte sie in ihrem ganzen Umfange ausgedrückt. Dabei wußte er die Familienumstände eines jeden seiner Zuhörer, und konnte es also einem jeden aus seiner Lebensgeschichte begreiflich machen, daß eine Vorsehung über ihn walte, die alle Schicksale der Menschen auf das weislichste einrichte. Hierzu nahm er noch die Geschichte des alten Testaments, in denen der Finger Gottes recht sichtbar ist: Er nahm die Geschichte von der Ausbreitung der christlichen Reli-

Religion und zeigte seinen Zuhörern, wie weise es Gott so gelenkt hätte, daß grade die ärgsten Feinde der Ehrlichen, die Juden und Heiden, wider ihren Willen dieselbe hätten ausbreiten müssen; Er erzählte ihnen auch das wichtigste von der Geschichte der Reformation in Deutschland und machte ihnen einen richtigen Begriff von dem Ursprunge des Lutherthums. Er prägte ihnen für Luthern eine tiefe Hochachtung und Dankbarkeit ein, besonders dafür, daß er dem gemeinen Manne die heilige Schrift in seiner Muttersprache in die Hände geliefert hätte: allein er verwahrte sie auch auf der andern Seite für der übertriebenen Verehrung, und fast möchte ich sagen, Abgötterey, die man diesem Manne wider seinen Willen und wider seine Absicht erzeigt. Er sagte ihnen, Luther hätte allerdings den Grund zu einem vernünftigen Gottesdienste gelegt, und die Gewissensfreiheit, von der man unter der Herrschaft des Papstes nichts wußte, wiederhergestellt: allein er erinnerte sie auch, daß sich dieser große Mann nie geschmeichelt hätte, alles gethan zu haben, sondern daß er sich selbst öfters ausgelassen hätte, seine Nachkommen sollten für das übrige sorgen. Du sprichst ja, wie ein Gottesgelehrter, sagte Herr Redlich zu Karl — und Lucius lächelte über dieses Lob, ob es gleich ihn nicht angienge. Karl war doch ein Bedienter; Lucius auch: Das Lob also, was ihnen galt,

nahm sich dieser auch gleichsam von ferne an. Ich war auch bereits auf dem Wege, es zu werden, sagte Karl zu seinem Herrn: Doch das will ich ihnen schon zu seiner Zeit erzählen. Ist will ich ihnen nur noch eine Materie nennen, die mein Landprediger in seinen Privatreden abhandelte. Sie betraf den Hausstand, und er erklärte darin den Pflichten, den Aeltern und Kindern, den Herrschaften und dem Gesinde ihre gegenseitigen Pflichten. Ich habe alle diese Privatreden nicht nur gehört, sondern auch gelesen, und das Manuscript selber in meinen Händen gehabt; allein ich habe sie nach der Zeit verschenkt. Ein Paar, glaube ich, werde ich noch unter meinen Schreibereyen liegen haben — O die mußt du mir vorlesen, sagte Herr Redlich mit einem ungeduldrigen Tone: Die mußt du mir vorlesen, Lucius und Wilhelm zappelten alle beyde vor Freuden; denn sie glaubten, es sollte noch diesen Abend losgehen: allein, Herr Redlich blieb bei seiner Ordnung. Erst aber, fuhr er fort, sollst du mir deine Geschichte aus erzählen. Ist sie noch lang? Karl sagte lächelnd: Vergeben sie, meine Geschichte soll erst recht anfangen; Die ersten drey Abende waren nur die Einleitung dazu. Desto besser, sagte Herr Redlich, Erzähle nur, so lange du etwas weißt. Ist beladen, Lucius und Wilhelm, stellt euch morgen wieder zu gehöriger Zeit ein! Sie gingen beyde

beide weg und der Saal und die Treppe erschallte von dem Lobe des Landpredigers. 4

Das ist ein Mann, so wie er seyn muß, sagte Lucius! Der läßt sich seine Gemeinde angelegen seyn, sagte Wilhelm! Ein Bauer aus seinem Dorfe versteht ja wohl mehr, als mancher Professor, sagte Lucius. Wenigstens mehr, als mancher vornehme Pöbel, sagte Wilhelm, der seinen Prediaer verächtlich über die Achsel ansieht und ihn einen Finsel beißt. Unterdessen hatte sich Herr Kéblich mit Katln auf sein Schlafzimmer begeben und da Lucius und Wilhelm auch an dem ihriaen anlangten, so erfolgte gar bald eine allgemeine Stille — eine Stille, die mir trefflich zu statten kommt. Denn da ich vor der Hand nichts zu erzählen habe, so kann ich unachindert bis zum vierten Abende meinen Träumereyen nachhängen, und im Vertrauen, das geht mir weit besser von statten, als das Erzählen. Ich stelle mir also mit Vergnügen vor, wie sich einige von meinen Lesern — zu meiner Zufriedenheit will ich ißt einmahl annehmen, daß ich einige haben werde — die Köpfe zerbrechen werden, meinen Namen herauszubringen. Der Verfasser ist gewiß ein Theologe, wird vielleicht ein Grübler bey sich selbst sagen: Daran ist kein Zweifel. Kein andrer Mensch könnte so handwerkamässig für die Ehre des schwarzen Ordens eifern! Auch daran ist kein



Zweifel, daß er ein Lutheraner ist: allein wie heißt er? Wo hat er studirt? In Wittenberg gewiß nicht: vermuthlich auch nicht in Jena; In Leipzig eben so wenig. Was ist da viel zu fragen, wird vielleicht ein andrer ausrufen? Der Verfasser ist ein Student aus — Ich kenne ihn recht gut von Person. Er gieng immer bey dem Professor aus und ein. Von dem mag er auch wohl seine eignen Meinungen eingefogen haben und da es dem Verleger der Begebenheiten des Reichs Redlich's noch um einen vierten Band zu thun war, so ist es ihm von ohngefehr gelungen, seine allerliebsten Einfälle frisch in die Welt hineinzu schreiben. Ich wünschte nur, daß sie ihm in der Danziger Bibliothek und in den Hamburger Zeitungen recht die Wahrheit sagten — Nicht doch, wird ein dritter sagen? Der Verfasser ist ein Freygeist, der den Predigern gern eines versehen möchte. Der Buchhändler nimmt die schlimmste Meinsinnigkeit an und thut als ob er für seinem Lande auf die Knie fallen wollte und im Herzen läßt er über die Einfalt seines Lesers — Ein Freygeist, fragt vielleicht ein vierter? Warum nicht gar ein Türke! Der Verfasser ist ein Prediger, der sich gern in eine einträglichere Pfände hinein schreiben will und ich vermute fast, daß es ihm gelingen wird: denn der Kirchenpatron, der die Stelle zu vergeben hat, mag gern das lustige lesen,

lesen und die Geschichte vom Postillione wird gewiß völli nach seinem Geschmack seyn. — Erlauben sie, meine Herrn, daß ich mich auf ihre Kosten recht satt lache! Ich bin nichts von alle dem, was sie mir beylegen, schlechters dings nichts: Und was meinen Namen anbetrifft, so werden sie ihn in alle Ewigkeit weder errathen, weil er bey nahe der einzige in seiner Art ist, noch von mir erfahren, weil er sich zur Autorschaft so schlecht schickt, wie der Mahms Hofemunde zum Titel eines Trauerspiels. —

Mir ist nicht wohl, sagte Herr Redlich zu Karl, der neben ihm vor dem Bette saß und ganz erschrocken aussah. Ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zugethan und ich bin so matt, so entkräftet, daß ich heute kaum aufstehen werde. Der Todt hätte sich nur immer diese Vorbothen ersparen können: Ich habe ihn vor Augen, ohne daß er nöthig hat, mich an sich zu erinnern. Da sey der Himmel vor, sagte Karl, daß ich meinen verehrungswürdigen Herrn, den ich kaum das Glück gehabt habe kennen zu lernen, so geschwind verlihren sollte. Was sagst du, fragte Herr Redlich? Da sey der Himmel vor? Nein, Karl, so mußt du nicht sagen. Ein Tugendhafter muß einem andern Tugendhaften zu seinem Tode Glück wünschen — Du solltest dich eher über meinen Tod freuen, als betrüben. Ich muß es ihnen gestehen, erwiderte Karl: Ich besitze noch zu
viel



niet menschliche Schwachheit, als daß ich dazu fähig wäre. Meine Thränen fließen noch oft ingehem über den Verlust meines würdigen Landpredigers, ob ich gleich völlig überzeugt bin, daß seine Seele in himmlischer Freude zerfließt. Bey ihnen, mein würdiger Herr, würde es mir nicht besser ergehen. Du bist eine gute Seele, sagte Herr Redlich. Es ist freylich bey den Lebenden eine andre Sache, als bey den Sterbenden. Der Ehrl. auf dem Todtbette muß mit einem standhaften Auge auf die ganze Welt herabsehen, die er izt verlassen soll — am Rande des Grabes muß er seine menschlichen Schwachheiten ablegen — für ihn ist es unanständig zu weinen: aber seine noch lebenden tugendhaftesten Freunde können und dürfen eine Thräne der Menschheit über ihn weinen. Das macht ihm auf seinem Todtbette Ehre. Das zeigt, daß er ihrem Herzen lieb gewesen ist, und wenn du um mich weinst, so werde ich dich aus schließen, daß du mich nicht mehr siehst. Tröste mich doch gleich meinen Willhelm. Er hat tröste ihn und Wilhelm trat ins Zimmer. Er warf sogleich einen Blick auf das Bette seines Herrn, und da er ihn mit einem blassen und entsähten Gesichte darinn liegen sahe, so gerieth er darüber in eine stumme Betäubung, die sich nicht mit Worten ausdrücken läßt. Sattis blinden Augenblick ein Pferd, so redete ihn Herr Redlich an, und reite zu meinem Doktor. Sagt ihm,

wenn

wenn er nicht etwann solche Patienten hätte, deren Krankheit sich in seiner Abwesenheit verschlimmern könnte, so möchte er mich besuchen! Wilhelm gieng und Herr Redlich fuhr fort sich mit Karl zu unterhalten. Ich will es an mir nicht fehlen lassen, sagte er zu ihm: Denn ob ich gleich den Tod, als meine größte Glückseligkeit ansehe, so verachte ich doch das Leben nicht. Ist meine Krankheit nicht gefährlich und mein Doktor kann mich durch seine Arzeneyen gesund machen, so werde ich ihm dafür verbunden seyn. Die Tage, die er zu meinem Aufenthalte auf der Welt hinzusetzt, will ich doch wohl zur Ehre Gottes zubringen; ich will sie auch in deiner Gesellschaft vergnügt und zufrieden zubringen. Kündigt er mir aber das Todesurtheil an, so will ich ihm freundschaftlich die Hände drücken und ihn als den Böthen meines Glücks ansehen! Karl weinte, wie ein Kind. Armer Schelm, sagte Herr Redlich zu ihm, indem er ihn freundlich bey der Hand nahm: Weine nicht: Sonst machst du mir das Herz schwer. Ist, da meine Seele in ihrer völligen Heiterkeit ist, fühle ich die Mattigkeit meines Körpers nicht: aber ich würde sie fühlen, sobald ich der Traurigkeit Raum liesse. Weißt du unsre Traktaten nicht mehr, sagte er lachend hinzu? Du sollst ja mein Tröster seyn? Durch Thränen tröstet man nicht — Aber ich will dir sagen, wie du mich trösten sollst. Fahre
in



in deiner Geschichte fort. — Ja das sollst du thun. Wenn ich auch mitten unter der Erzählung sterben sollte, so würde ich doch deswegen des Himmels nicht unwürdig seyn. Sein Bild herrscht doch immer in meinem Herzen, wenn sich gleich meine Gedanken mit Dingen dieser Welt beschäftigen. ~~Warte~~ du nur gestroht! — Wenn ich kann, sage Karl, aber ich weiß in der That nicht, wo ich leben gelieben hin. So viel ich weiß, ~~versteht Herr~~ **Herr Redlich**, hast du das Gemälde seines Landpredigers vollendet. Die Privatreden waren das letzte. — Ich besinne mich, erwiederte Karl: Ich komme nun auf meine eigene Geschichte.

Vierter Abend
wenn ich so sagen darf, oder eigentlich zu reden vor dem Bette.

So hätte ich denn also meinen vorwichtigen, tabelfüchtigen und ungläubigen Lesern (ich werde mich gleich erklären, in was für einem Verstande ich das Wort: Ungläubig, hier nehme) einen Streich gespielt, den sie sich am allerwenigsten werden vermuthet haben. Ich kann mir leicht vorstellen, aus was für einem Gesichtspunkte sie die Krankheit des Herrn Redlichs angesehen haben. „Erräthen, Erräthen! Der Verfasser bleibt wahrhaftig in seiner Erzählung stecken. Er weiß nicht, was

was er mit seinem Karl anfangen soll. Erst giebt er ihm die vortreflichste Erziehung und, nun weiß er nicht, wie er ihn in einen Bedienten verwandeln soll. Da ist es freylich der beste Rath, daß Herr Redlich krank wird und stirbt; so kommt der Verfasser auf einmahl aus aller seiner Verlegenheit. Alsdenn versteht es sich freylich von selbst, daß sich Karl nicht vor den Sarg seines todten Herrn setzen wird, um seine Geschichte zu vollenden. Das ist die grosse Kunst der Romanisten! Aus einem hohen, viel versprechenden Tone anzufangen und mit blauem Dunste zu endigen — Müssen sie sich nicht schämen, sie, die sie die Krankheit des Herrn Redlichen nicht für eine Folge seines Alters, sondern für einen Autorstreich gehalten haben, wenn sie sehen, daß sich Karl an das Bette seines kranken Herrn setzt, um weiter zu erzählen? Sie werden gewiß glauben, sagte Karl zu Herr Redlichen, daß mein Landprediger, von dem ich ihnen so viel Gutes gesagt habe, und der Wahrheit nach habe sagen müssen, unverheyrathet gewesen ist; denn so viel ich weiß, habe ich noch kein Wort von seinem Ehestande einfließen lassen: allein nun muß ich ihnen auch seine würdige Frau bekannt machen. Sie war weder schön noch häßlich: gleichwohl hatte ihre Mine etwas sehr auffallendes. So wie ihr Mann die Freundlichkeit selber war, so herrschte in ihrem Gesichte das ernsthafteste Wesen



sen einer weisen Matrone, die dem Schwach-
 heiten ihres Geschlechts abgestorben ist: und so,
 wie man ihren Mann auf den ersten Blick lieb
 haben mußte, so konnte man ihr bey dem er-
 sten Anblicke Ehesucht und Hochachtung nicht
 versagen. Sie war von schlechter Herkunft
 und ohne Vermögen, und ihr Mann ein Land-
 Prediger heyrathete, wie ihre Stellung völ-
 lig unausgebildet: allein, eben diese Umstände
 sie vor allen andern ihres Geschlechts aus-
 wählen. Denn ob er gleich überaus auf seine
 Geschicklichkeit wenig baute, so suchte er sich
 doch die Kunst zu, eine von Vorurtheilen noch
 nicht verdorbene und von Leidenschaften Ab-
 nicht eingelegte Seele in ihm zu bilden, zu
 gießen, die er nur wünschte, zu erhalten diese
 Reinktheit in das menschliche Herz und durch
 seine unermüdete Sorgfalt gelang es ihm, auch
 in kurzer Zeit, seiner Frau einen Charakter zu
 geben, wie er sich für ihren Stand schickte.
 Denn ich muß ihnen sagen, daß ein Land-
 prediger auch in diesen Stücken eine Meinung
 halter, die eben nicht allrätlich ist. Er glaubte,
 eine Predigers Frau stelle in Absicht auf das
 weibliche Geschlecht eine eben so wichtige Rolle
 vor, als ein Prediger in Absicht auf das männ-
 liche und in Absicht auf seine Gemme über-
 haupt. Ist sie ein Weib, wie der größte
 Haufe der Weiber ist, so pflegt er bisweilen
 zu sagen: Ist sie herrschüchtig, oder
 oder

oder schwachhaft, oder neugierig, oder ihrem Manne ungetreu; Ist sie eine schlechte Mutter gegen ihre Kinder, oder eine schlechte Frau gegen ihr Gesinde; so wird sich ihr schlechtes Beyspiel auf das weibliche Geschlecht in ihrer Gemeinde fortpflanzen und unersächlichen Schaden anrichten. Ihr Mann mag sich alsdenn auf der Kanzel noch so viele Mühe geben, die Weiber von ihren Lieblingsthorheiten abzubringen: alles wird vergebens seyn. Der Gedanke: Des Predigers Frau macht es nicht besser, wird alle Ermahnungen, alle Vorstellungen durchaus zu Schanden machen. Ist sie hingegen eine Zierde ihres Geschlechts; wohnt Tugend in ihrer Brust; Ist sie, wie die Schrift saget, mit Scham und Zucht geschmückt, so wird sie eine stumme Lehrerin ihres Geschlechts, und sie wirkt gewiß durch ihr Beyspiel mehr, als ihr Mann durch seine Predigten. Mein Landprediger hatte das Vergnügen, seine Frau so zu sehen, wie er sie wünschte. Er hatte ihr die edelsten Grundsätze beygebracht; Sie war so fromm, wie er; Sie liebte alle Menschen so stark, wie er; Sie war leutselig, freigebig, geschmeidig in ihrem Umgange; Um nicht sonderbar zu scheinen, folgte sie dem Strome der Mode: allein ihr Herz war weit von der Eitelkeit entfernt; Sie machte es sich zu ihrem Geschäfte, die Bauernweiber ihres Dorfes nach ihrem Muster zu bilden;

Beg. Redlichs 4. Th.

P

Sie

Sie gewöhnte ihnen allmählig ihre Lieblingsfehler ab, und war ihre Friedensstifterin und Rathgeberin; Am meisten aber wendete sie ihre Sorgfalt auf die jungen Mädchen, deren sie beständig einige um sich hatte, die sie zu rechtschaffenen Frauen und zu guten Hausmüttern auferzog. Sehen sie, mein theuerster Herr! von solchen würdigen Menschen bin ich auferzogen worden. Brauche ich ihnen nun wohl noch etwas von meiner Erziehung zu sagen? Mein Landprediger und seine Frau hatten kein Kind, als mich, und ich, der ich damals nichts bessers wußte, hielt mich in aller Absicht für das übrige. Ich nannte sie nicht nur meine Aeltern, sondern ich verehrte, ich liebte sie auch, als solche. Ich wuchs unter ihren Händen auf: und konnte ich wohl anders, als tugendhaft werden, da ich allenthalben um mich herum, nichts als Tugend und Rechtschaffenheit erblickte? Mein Landprediger wendete, alle Stunden, die ihm die Sorge für seine Gemeinde übrig ließ, zur Bildung meiner Seele an: die übrige Zeit war ich unter der Aufsicht meiner Mutter, so will ich die Landpredigerin nennen. Ich mochte etwann das sechste Jahr erreicht haben, so wurde ich in die öffentliche Schule geschickt, und da ich ihnen von derselben schon eine hinlängliche Beschreibung gemacht habe, so werden sie leicht erachten können, wie glücklich ich von Tage zu Tage an Tugend und nützlichen

lichen Kenntnissen zunahm. Mein Landprediger merkte an mir eine besondere Neigung zum Studiren, und dieses machte ihm eine außerordentliche Freude. Da er selbst keinen Sohn hatte, auf den er seine Tugenden hätte forterben können, so war es ihm ungemein lieb, daß ihm ein ohngesehrter Zufall einen verschafft hatte, von dem er sich viel versprach. Er legte noch in meinen jungen Jahren bey mir den Grund zu einem künftigen Gottesgelehrten und wenn ihn mir der Himmel nicht allzufrüh entrissen hätte, so würde ich in seinem Hause ein brauchbarer Prediger geworden seyn, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, Schulen und Universitäten zu besuchen. Mein Landprediger forderte von einem guten Prediger nur 3. Stück: Tugend, Kenntniß der heiligen Schrift und des menschlichen Herzens. Zu dem ersten, sagte er, ist die heilige Schrift und ein paar gute Beispiele genung; Das andre kann man von einem guten Anführer lernen, und der braucht nicht eben ein Professor zu seyn; Und zu dem dritten reichen alle Schulen und Universitäten nicht zu. Das ist doch besonders, sagte Herr Redlich lächelnd; denn über dieser Erzählung hatte er vergessen, daß er schwach und krank im Bette lag: So gewiß ist es, daß eine gut conditionirte Seele die beste Arznei für den Körper ist, oder genauer zu reden, wenn das Gemüth in seiner gehörigen Bewegung ist, so

P ,

kön-

Können die Schmerzen des Körpers nicht in seine Bestandtheile dringen. Das ist doch besonders, sagte er; Ich wollte dich und deinen Landprediger gern widerlegen; aber der Himmel weiß, wie es zugeht; Es will mir nicht das geringste einfallen. Vielleicht, erwiderte Karl, besinnen sie sich einmahl darauf! — Gott will ich ihnen nur sagen, daß ich ohngefähr in meinem eilften Jahre war, als sich meine Mutter unverhofft schwanger befand. Die Freude, nicht nur in unserm Hause, sondern in dem ganzen Dorfe, war außerordentlich und jede Familie beeiferte sich, ihrem Prediger den Antheil zu bezeugen, den sie an diesem glücklichen Vorfalle nahmen. Meine Mutter näherte sich dem Ende ihrer Schwangerschaft und ~~vor~~ Hier schossen dem guten Karl die Thränen haufenweise von den Wangen. Himmel, was fehlt dir, sagte der erschrockne Herr Redlich? Mitten in der vergnügtesten Erzählung fängst du an zu weinen? — Karl schluchzte ~~aus allen Kräften~~, und konnte gar nicht zum Worte kommen. Du zerstückest mir mein Herz, sagte Herr Redlich zu ihm, indem er ihn bey der Hand nahm und zu sich auf das Bett zog. Sage — Rede — Was ist dir? Wie könnte ich es ohne Thränen sagen, erwiderte Karl? Meine Mutter starb im Wochenbette. O Gott! rief Herr Redlich aus und sank auf sein Bett. Diesen Streich des Schicksals hätte ich mir nicht vermuthet.

muthet. Wie unerforschlich sind deine Wege,
 o Vorsehung! Doch auch da, wo sie am un-
 erforschlichsten sind, sind sie immer noch anbe-
 tungswürdig — immer noch die weisesten und
 wohlthätigsten — Sie richteten mich wieder
 auf, sagte Karl, indem er sich die Thränen ab-
 trocknete, und ich fühle mich nun wieder stark
 genug, weiter fort zu erzählen. Ein einziger
 Gedanke an die Vorsehung ist ein erquickender
 Balsam für eine verwundete Seele. Der
 Tod meiner Mutter beugte den Landprediger,
 meinen Vater, bis zur Erde nieder, wie sie
 leicht denken können. Seine Traurigkeit hatte
 keine Verwandtschaft mit der Verzweiflung;
 Er rang nicht tresslos die Hände. Er schrie
 nicht, daß ihm der Himmel seine Frau wieder-
 geben sollte: allein sie war gewiß die tiefste,
 die je ein Ehemann um seine Frau gehabt hat.
 Er kniete vor das Wochenbette nieder, in dem
 seine todte Frau und sein todttes Kind lag; denn
 in der Verwirrung habe ich vergessen, ihnen
 zu sagen, daß das Kind todt zur Welt kam, und
 daß meine Mutter ein paar Augenblicke darauf
 starb. Er faltete seine Hände mit der herzlich-
 sten Innbrunst. O mein Gott und mein Va-
 ter, sagte er: wie schlägest du mich nieder!
 Wie schmerzlich ist die Wunde, die du mir zu-
 fügst! Allmächtiger, gib du mir Kräfte, mei-
 ne Betrübniß ohne Murren zu tragen: Meine
 Seele ist zu schwach — O meine geliebte

Gattin! Möchte ich dir doch heute noch im Tode nachfolgen — Doch was sage ich? Ich lehne mich wider die Schicksale des Höchsten auf? Vergieb mir, vergieb mir, gütiger Vater: Ich weiß nicht, was ich sage. Der Schmerz reißt mich hin: Lindre du ihn durch deine Tröstungen. So redete er in dem ersten Sturme der Traurigkeit: allein kaum hatte er die heilige Schrift, die gewöhnliche Quelle seines Trostes in allem Leiden, zu Rathe gezogen, so fühlte er in seinem Herzen merklliche Erleichterung, und er war standhaft genug, mich, der ich den Verlust meiner Mutter auf das lebhafteste empfand, zu trösten. Indessen behielt er die noch übrige ganze Zeit seines Lebens einen stillen Gram, der ihm die Freuden dieses Lebens, wo nicht verbitterte, dennoch unschmackhaft machte. Sobald unsere Wunden einigermaßen verharrt waren, so trat er wieder in die Stelle des Lehrers, und ich in die Stelle des Schülers. Mein schwacher Vater kam heran, und ich konnte mich rühmen, daß ich in diesem Alter bereits das wesentliche von der ganzen Gottesgelahrtheit mußte. Nach einem Jahre sollte ich die Akademie beziehen, um mir auf die gewöhnliche Art die Anwartschaft auf ein geistliches Amt zu erwerben; allein, wie leicht können nicht die Entwürfe der Menschen über den Haufen gestossen werden! Niemand hat es mehr erfahren, als ich. Ein
Bauer.

Bauerknecht in unserm Dorfe wurde durch den Biß eines tollen Hundes seines Verstandes beraubt und in eine fürchterliche Raserey versetzt. Kaum war das Unglück geschehen, so rief man meinen Vater zu Hülfe; und ob er gleich sahe, daß er bey der Sache völlig überflüssig sey, so wollte er doch die armen Leute, in deren Hause sich der Nasenbe befand, nicht in ihrem Elende stecken lassen. Man hatte bereits die Vorsicht gebraucht, den Unsinningen zu binden und menschlicher weise war von seinen Anfällen nichts zu besorgen. Mein Vater begab sich also in dieses Haus: allein kaum war er in das Zimmer getreten, welches der Schauplatz des Elendes war, so riß sich der Unsinrige in einem Augenblicke von seinen Stricken los, und fiel mit der größten Wuth über meinen Vater her. Er zerkrachte ihm das ganze Gesicht, schlug ihn blau und braun und würde ihn gewiß auf der Stelle umgebracht haben, wenn nicht mehrere Personen zugegen gewesen wären, die ihn, wiewohl mit der größten Mühe von der Welt, von seinem gewalthätigen Verfahren abgehalten hätten. Mein Vater wurde halbtodt aus dem Hause weggetragen und von einigen Bauern auf den Schultern in das seinige gebracht. Alle Zungen der Welt sind zu schwach, das Erschrecken zu beschreiben, das mich ergriff, als ich meinen Vater in so erbärmlichen Umständen erblickte!

Man legte ihn auf sein Bette; Man riß ihn mit den stärksten Wassern; Er kam wieder zu sich und schlug die Augen auf: allein die Sprache war ihn bereits vergangen. Ich stand, wie versteinert vor seinem Bette: denn das plötzliche Erschrecken hatte mich noch nicht zu Thränen kommen lassen. Er sahe mich mit sterbenden Augen an, nahm meine Hand und drückte sie an seine Brust. Drauf zeigte er mit dem Finger nach seinem Bücherrepositorium und machte eine Bewegung, als ob er etwas daraus haben wollte. Ich dachte anfangs, er verlangte ein Buch und fragte ihn, welches er haben wollte: allein er schüttelte mit dem Kopfe und fuhr immer fort, mit dem Finger auf seine Bücher zu zeigen. Ich gieng alle Fächer durch, und erblickte endlich in einer Ecke etwas rothes. Ich nahm es heraus und sahe, daß es eine Priesttasche war. Eogleich überreichte ich sie ihm und er gab mir durch Mienen seine Zufriedenheit zu verstehen. Darauf sahe er mich nochmals an und machte eine Bewegung, als ob er mir die Priesttasche überreichen wollte: allein seine Hände sanken ihm nieder — Er sahe andächtig gen Himmel, und schloß seine Augen auf ewig. O mein theuerster Herr! — Mehr konnte der gute Karl nicht aufbringen. Er badete sich aufs neue in Thränen und Herr Redlich weinte von ganzem Herzen mit ihm. Mir, der ich dieses schreibe, stehen

hen sie gleichfalls in den Augen — Das Ge-
 fühl der Sympathie reißt mich mit sich fort —
 Ich muß hier wider meinen Willen eine Pause
 machen. — — — O Gott, mein Schöpfer!
 Ich danke dir, daß du mich zum Menschen,
 zum schwachen Menschen geschaffen hast. Es
 ist Schwachheit zu weinen: aber es ist süße,
 unaussprechlich süße Schwachheit. Denen
 Engeln, die in der Leiter der Schöpfung eine
 ganze Menae Sprossen über uns stehen, ist die-
 se Wollust unbekannt: Sie gehört blos dem
 Menschen, und wehe dem, der sie nie gefühlt
 hat. O mein theuerster Herr, sagte Karl mit
 Schluchzen: Ist, ist, sieng ich an zu weinen.
 Ich schremmte den Leichnam meines ewig ge-
 liebten Vaters mit meinen Thränen und ich
 würde es für die größte Wohlthat des Him-
 mels angesehen haben, wenn ich hätte mit ihm
 sterben dürfen. Ich hatte Trost nöthig und
 ich bekam ihn von dem würdigen Freunde mei-
 nes Landpredigers. Dieser allein blieb stand-
 haft, da ich und seine Frau und das ganze
 Haus und die halbe Gemeinde, die sich vor dem
 Hause versammelt hatte, verzagen wollten.
 Kaum war der Tod meines Vaters ruchtbar,
 so erhob sich in dem ganzen Dorfe ein unbe-
 schreibliches Klagegeschrey. Alles lief herbei,
 um seinen Leichnam zu sehen und alles weinte
 und heulte, wie um das liebste Glied seines Lei-
 bes. Mein Freund und mein Tröster der Schul-



Lehrer übernahm die Besorgung des Begräbnisses, und er eilte damit so sehr, als möglich. Der Sarg hatte schon seit vielen Jahren bereit gestanden, und mein Vater hatte es sich zum Gesetze gemacht, sich täglich bey Erblickung desselben an seinen Tod zu erinnern. Oft sagte er sich darauf und stellte die allertrübendsten Betrachtungen an: und ich saß neben ihm und hörte ihm mit nassen Augen und mit aufgespanntem Herzen zu. Wegen des Begräbnisortes war auch keine Bedenklichkeit. Mein Vater hatte es noch bey seinem Leben mehr, als einmahl gesagt, er wollte an der Seite seiner Gattin begraben seyn: und dieser ihr Grab befand sich mitten auf dem Gottesacker und war bloß an den Blumen kenntlich, welche die Mädchen des Dorfes darauf gepflanzt hatten. Das ganze Dorf begleitete meinen Vater zu seiner Ruhestätte und hatte die tiefste Trauer angelegt: und ich gieng hinter seiner Waare her — Gott du weißt es, was das für ein Tag für mich war! Noch blühet mit mein Herz, wenn ich daran gedenke. Welch ein Jammer, sagte Herr Redlich! Noch, hie hat mich elne Erzählung so sehr gerührt, als die Deinige. Ist aber sage ich dir, schone deine mätte Seelen. Schone die meinige: Eine solche Scenedrückt mich zu Boden. Karl blieb also stillschweigend bey dem Bette seines Herrn sitzen und wartete, daß sich seine Empfindlichkeit gelegt sollte.

Eine

Eine lange Zeit sahe er tiefsinnig auf einen Fleck vor sich hin und die Thränen standen ihm immer noch in den Augen. Endlich sagte er: O glückliches Dorf! Scharf Aufenthalt der Tugend und Religion! Du schwebst mir vor den Augen — Deine Einwohner sind Christen, wahre Christen — Ich werde sie kennen lernen, einen nach dem andern — Dich werde ich umarmen, würdiger Lehrer der Religion! Ich werde dich unter Engeln und Seraphim glänzen sehen — O Bonne, o Freude! Rühmte mich den Tod an, Arzt! Ich will dir dafür den heissesten Dank sagen, noch unendlich heisser, als wenn du mir das Leben gerettet hättest! Nach einem augenblicklichen Stillschweigen sagte Herr Redlich zu seinem Karl: Verlaß mich eine Stunde oder ein paar und suche deine Seele zu erheitern; Ich denke, daß ich jetzt schlafen kann. Wenn ich wieder aufwache, dann will ich dich wohl rufen. Karl gieng und holte sich aus Herr Redlichs Bibliothek das erste das beste Buch was ihm in die Hände fiel: und das, dünkt mir, war bey gegenwärtigen Umständen der beste Rath. Das sicherste Mittel wider die Traurigkeit ist dieses, daß man eine gewisse bestimmte Beschäftigung vornimmt, und wäre es auch nur Notenschreiben oder Papier zerhackeln: so wie es das sicherste Mittel wider den Zorn ist, des Einmahl eins herzuzählen, sobald man in seinem Geklüte Wal-

luno

lungen merkt. Die Philosophen, die sich für Aerzte der Seele ausgeben, machen es nichts besser, als die Aerzte des Körpers. Diese schreiben oft um einer Krankheit willen, die sich mit 6. Pfennige Krebsaugen kuriren ließe, Ellenlange Recepte, wozu die Ingredientien mit vielen Kosten aus fremden Apotheken herbeugeholet werden müssen. Jene, wenn sie einen Menschen von seiner Traurigkeit heilen sollen, was machen sie nicht da für weitaussehende Anstalten! Was für eine Menge Recepte! Erstlich, sagen sie, mußt du überlegen, ob du zu deiner Traurigkeit Grund hast und zwar eben so starken Grund, als du zu haben glaubest. Dann mußt du in Erwägung ziehen, ob das Unglück, was dir begegnet ist, vermeidlich oder unvermeidlich war. Alsdenn mußt du untersuchen, ob nicht etwahn dein Verlust durch ein andertweitiges Glück ersetzt werden kann. Auch dieses mußt du wohl bedenken, daß auch die gegründeteste Traurigkeit das Geschehene nicht ungeschehen macht, sondern im Gegentheil neue Uebel zeugt, als da sind rothe Augen, schlaflose Nächte, Ekel für Essen und Trinken und dergleichen. Wozu alle der Kram? Warum nicht lieber ein ganz simples Hausmittel? Z. B. eine Viertelstunde auf einem Reine herumzuspringen, oder Erbsen zu lesen, oder die Kockknöpfe 40 mahl auf- und abzuzählen, oder die Tabacksdose blank zu machen, oder Holz zu sägen, oder eine Glocke zu läuten,

oder

oder einem häßlichen Haubenslocke ein paar Schock Nasenflüßer zuzuzählen. So etwas hätte ein jeder gleich bey der Hand und daß es völlig probat ist, dafür bin ich Bürge. Ich vertreibe mir oft meine Traurigkeit mit noch größern Kleinigkeiten. Ich nehme z. B. meine Tabackspfeife, breche sie in 2. Stücke, diese 2. wieder in 4, und diese 4. in 8. und so fort an. Dann rangire ich diese Stücke nach ihrer verschiedenen Größe, werfe sie unter einander, und rangire sie von neuem. Hat sich meine Lustigkeit noch nicht eingefunden, so nummerire ich meine Pfeifenstücke mit der Feder auf das al- turateste und blase von der ersten Nummer an, bis zur letzten Tabackstrauch durch. Karl verstand auch ein Kunststück die Traurigkeit zu verjagen. Das Buch, was er in der Angst ergriffen hatte, war in syrischer Sprache geschrieben; der Himmel weiß, wie es in die Bibliothek des Herrn Redlichs gekommen war. Da er es also nicht verstand, so hätte er es nach allen Regeln wegwerfen und dafür ein anderes nehmen sollen: allein das ließ er wohl bleiben. Er behielt mit vieler Ehrerbietung das ihm unverständliche Buch in der Hand, blätterte es vom Anfange bis zu Ende durch, und freute sich im Herzen über die drolligen Buchstaben, die er darinn fand. In 5. Minuten war die Traurigkeit weg! Und nun konnte er es sicher wagen, spazieren zu gehen, oder zum Fenster hinaus.



hinaus zu sehen, welches beydes +. Euch zur Schande, sage ich es, ihr Weltweisen! die ihre Beobachtungen auf alles ausdehnt, nur nicht auf solche kleine geringfügige Umstände, die nach dem Urtheile der ganzen Welt mehr Einfluß in das menschliche Leben haben, als alle eure Durchgänge der Venus durch die Sonne, um derentwillen ihr nach Kalifornien Reisen anstellt – welches beydes nach Beschaffenheit der Umstände die Traurigkeit oder die Freude unterhalten hilft. Wäre Karl gleich darauf, als er das Bette seines Herrn versieß, spazieren gegangen, oder hätte er sich ans Fenster gelegt, so wäre er gewiß in seiner Traurigkeit immer tiefer gesunken. Allein da er seinen Schmerz bereits durch das Syrische wegbuchstabirt hatte, so brachte ihn ein bißgen Spazierengehen und ein wenig zum Fenster hinaussehen volleys in gute Laune. Ha, dachte er, du hast deinem Schüler heute noch keine Lektion in der Fide gegeben: Das soll gleich geschehen. Aber Lucius hatte keine Lust; Er hielt es für Sünde Musik zu machen, wenn der Herr des Hauses krank wäre, und Karl mußte es ihm erst auf Treu und Glauben versichern, daß es mit der Krankheit des Herrn Lieblich vor der Hand noch nichts zu bedeuten hätte, ehe er sich bewegen ließ, nach der Querpfeife zu greifen.

Herr Lieblich schlief bis zu Mißtage und auf das erste Veräusch, das er machte, war Karl bey

hey ihm. Er stand aus dem Bette auf, und da er einen ganz leichten Appetit zum Essen empfand, so ließ er sich ein ganz leichtes Mittagsbrod zubereiten. Nach Tische mußte ihm Karl eine Komödie vorlesen und gegen Abend kam Wilhelm mit dem Doktor zurück. Dieser Mann, den Herr Redlich schon seit langen Jahren zu seinem Arzte gehabt hatte, hatte eine besondere Gewohnheit. Er zog die armen Patienten den Reichen vor, und versäumte um iener Willen diese. Er meinte, er wollte lieber von diesen ein Thor, als von jenen ein Barbar geheißen werden: Hatte er Recht oder Unrecht, das weiß ich nicht. So viel aber weiß ich, daß er, der Freundschaft obgeachtet, die er zu Herr Redlichen trug, nicht gekommen fern würde, wenn er darüber seine Leihpatienten, die Armen hätte versäumen müssen. Herr Redlich empfing ihn so, wie ein rechtschaffener Mann den andern empfängt. Er beschrieb ihm den gegenwärtigen Zustand seines Körpers, so gut er ihn wußte; denn er war nicht das Ahtel so aufmerksam darauf, als auf den Zustand seiner Seele. Entdecken sie mir offenherzig, sagte er zu ihm, wie es um mich steht: Sie wissen es, Leben und Tod ist mir gleich. Ihre Mattigkeit, ver setzte der Doktor, ist blos eine Folge ihres Alters; Ihre Maschine fängt an baufällig zu werden: Lange möchte sie wohl nicht mehr dauern. Ich gebe ihnen

ihnen keine Arzney: Sie haben innerliche Stärkungsmittel in ihrer Seele, die dem Körper besser thun, als alle Roboranten. Ihre Mächtigkeith wird sich bald wieder verliehren, ohne daß ich sie gewaltsam vertreiben darf. Aber wie lange glauben sie wohl, daß ich noch leben werde, fragte Herr Redlich? Sie können, war die Antwort, vielleicht noch ein paar Jahre und länger mitlaufen; Ein Haus stürzt deswegen nicht gleich über den Haufen, wenn es gleich baufällig ist. Aber wehn ein harter Wind daran stößt — Ich verstehe sie, unterbrach ihn Herr Redlich. Sie wollen sagen, daß es nur eines kleinen Schreckens oder sonst einer Erschütterung mehrer Maschine bedarf um mich ins Grab zu legen. Auch dieses, wenn es Gottes Wille ist! Ein plötzlicher Tod ist mir eben so wenig schrecklich, als ein langsamer. Dessen größer ist als denn meine Ueberraschung, wenn ich in einem Augenblicke aus dieser Welt in jene hingerückt werde: wenn meine Seele aus diesem Jammer an einen Ort kommt, von dem ich mir voritz nur eine perspektivische Vorstellung machen kann, die aber so schön so reizend ist, daß sie alles übertrifft, was ich je auf der Welt schönes und reizendes gesehen habe. Herr Redlich hat seinen Arzt, die Nacht bey ihm zu bleiben: allein er war unbeweglich, wie ein Fels. Morgen früh, sagte er, muß ich einen armen Invaliden besu-

besuchen, dessen alte und schlecht zugeheilte Wunden aufgebrochen sind und diesen Besuch kann ich um aller Schätze der Welt willen nicht verschieben. Ich kenne sie viel zu gut, als daß ich glauben könnte, sie würden mir es übel nehmen, wenn ich die bevorstehende Nacht zu meiner Rückreise bestimme. Noch ein paar Stunden kann ich bey ihnen bleiben — länger aber nicht einen Augenblick. Herr Redlich ließ sich alles gefallen: denn welchem Vergnügen würde er nicht entsagt haben, um einem Kranken einige Schmerzen zu ersparen? Er unterhielt sich mit seinem Arzte die festgesetzten zwei Stunden auf das freundlichste; belohnte ihn auf das reichlichste für seine Mühe und gab ihm Wilhelm zur Begleitung mit. Dieser war zwar von seiner gethanen Reise herzlich müde; allein er vergaß Müdigkeit und Schlaf und alles, indem Herr Redlich zu ihm sagte: Ich muß dich diese Nacht schon einmahl wider meinen Willen um den Schlaf bringen. Nimm dir nur Zeit zur Rückreise, und wenn du nach Hause kommst, so rühe dich aus, so lange du willst. O lieber gütiger Herr, gab ihm Wilhelm zur Antwort: Ihnen zu gefallen wollte ich wohl bis ans Ende der Welt reisen — Den folgenden Morgen stand Herr Redlich so frisch und munter auf, als jemahls: Fast glaube ich, der bloße Besuch seines Freundes, des Arztes hatte ihn kurirt. Er kuste Karl sehr früh zu sich und zwar aus einem Grunde, dem

meine Leser gewiß nicht errathen werden. Komm, sagte er, zu ihm! Begleite mich aufs Feld. Ich habe schon lange die Sonne nicht aufgehen sehen: Ich möchte mich gern einmahl an diesem schönen Schauspiele ergötzen. Er kleidete sich geschwind an und gieng mit Karl stillschweigend zum Hause heraus. Mit unverwandten und unersättlichen Augen betrachtete er die Schönheiten des Morgens. Die die Porten auch in der stärksten Begeisterung noch immer zu schwach bejungen haben, und theilte mit seinem getreuen Karl die Gedanken die ihm da-her einfiehn. O Sonne, sagte er, magst andern, wer verliert am meisten, derjenige, der dich ~~immer~~ aufgehen sieht, oder derjenige, der dich nie in dieser deiner Pracht zu Gesicht bekommt? Sage mir, Karl, wenn du es weißt. Wer verliert am meisten? Doch es ist keiner Untersuchung: Der letzte, der letzte verliert am meisten. Jener wird freilich die Pracht der aufgehenden Sonne nach und nach gewohnt und das geht so weit, daß er sich nicht einmahl die Mühe weiter, gleeht, darnach zu sehen; allein dieses verhindert ihn doch nicht an den Gedanken: Groß und schön sind die Werke des Herrn. Dieser aber, der den schönsten Auftritt der Natur nie mit einem Auge gesehen hat, was muß er für einen ma-ger und elenden Begriff von seinem Schöpfer haben! Er kennt ja weder seine Werke, noch auch die Verzierungen, die sich daran befinden.

Arme

Arme Kunst, was für eine klägliche Figur machst du, wenn ich dich neben die Natur stelle! Man sieht es dir an, daß du nur eine stümpfende Nachahmerin bist — Ich möchte die Begebenheiten des Herrn Redlich wenigstens bis zum fünften Theile heranwachsen lassen, welches wider den Afford mit meinem Verleger wäre, wenn ich alle Gedanken und Empfindungen und Einsälle des guten Alten hererzählen wollte. Von dem heutigen Tage kann ich kontraktmäßig weiter nichts sagen, als dieses, daß sich Herr Redlich fast den ganzen Vormittag auf dem Felde aufhielt und sich so viel Gemüths- und Leibesbewegung machte, daß ihm das Mittagsessen vortreflich schmeckte. Den Nachmittag ließ er sich von Karln ein Trauerspiel vortlesen — ich glaube es war Miß Sara Sampson — und dieses bahnte den Weg zum

Fünften Abende.

Karl würde in der That, ohne dieses Mittel, Noth gehabt haben, seine Erzählung fortzusetzen. Er war den ganzen Vormittag und Mittag mit seinem Herrn höchstvergnügt gewesen: Wie hätte er auf einmahl in das Land der Traurigkeit übergehen können, ohne erst eine Brücke zu passiren? Es geschieht alles in der Natur durch Stufen. Die Traurigkeit verliebt sich nach und nach, und kommt auch nach und nach. Bey Herr Redlichen und seinem Karl

wurde sie für diesen Wahl durch das gedachte
Trauerspiel herangebracht und stufenweise zu ei-
nem solchen Grade erhoben, der zur Geschichte
mit der Briestafche des Landpredigers nöthig
war. Sie können sich leicht vorstellen, sagte
Karl zu seinem Herrn, sobald er den Befehl er-
halten hatte, in seiner gewöhnlichen Erzählung
fortzufahren: Sie können sich leicht vorstellen,
daß meine heutige Geschichte ebenfalls sehr tra-
gisch ist. Ich war kaum von dem Begräbniße
meines Vaters in meine Wohnung ganz ein-
gelaufen. Ich hatte mir kaum meine Wangen, die von dem heißen
Weinen fast wund geworden waren, abgetrock-
net: so gieng ich nach der Briestafche, die mir
mein sterbender Vater anvertraut hatte. Ich
sagte mich an einen kleinen Tisch, legte sie vor
mich hin und öffnete sie auf das zärtlichste; allein
meine Hände zitterten und bebten, als ich sie
eröffnen wollte. O Gott, was werde ich lesen,
sagte ich zu mir selber: Was werde ich lesen!
Küsse dich, abgequältes Herz! Sie handhast:
Du sollst, du mußt es erfahren. Es war kein
leichter Wille — und den Willen eines Sterben-
den mußt du ehren. Ich machte die Brie-
stafche auf und das erste, was mir in die Au-
gen fiel, war ein sauber geschriebener Brief, der
an mich adressirt war. Es war die Hand
meines Landpredigers und nun konnte ich mir
leicht vorstellen, daß darinn ein wichtiges Ge-
heimniß für mich enthalten seyn mußte. Mein
Herz

Herz sagte mir durch sein ungewöhnliches Klopfen auch dieses, daß das Geheimniß sehr traurig seyn würde. — Urtheilen sie selbst, wie mir zu Muth seyn mußte; als ich folgendes laß:

O mein theuerster, mein gärtlich geliebtestes Sohn! Freude und Trost meines Lebens! Wie soll ich dir das Geheimniß beibringen, was ich schon so lange in meinem Busen getragen habe! Sagen kann ich dir's nicht: Ich bin auch ein Mensch. Also will ich dir's schreiben — Dieser Brief soll es dir offenbaren — Du sollst ihn nicht eher lesen, als bis ich sterbe; allein wehrt ich sterbe, so sollst, so mußt du ihn lesen. O mein Sohn! O mein lieber Sohn! Wäre ich doch dein Vater? — (O allmächtiger Gott, schrie ich, und ließ das Papier sinken, was habe ich gelesen? Ich nahm das Blatt wieder auf, um vielleicht aus den letztern Worten einen andern Verstand herauszubringen, als ich bey dem ersten Lesen darinn gefunden zu haben glaubte.) Wäre ich doch dein Vater? — Aber ich bin es nicht. Du bist nicht aus meinen Leiden hervorgegangen — Meine ewig geliebte Gattin, die du als Mutter verehrt hast, hat dich nicht zur Welt gebohren — Nimm alle Standhaftigkeit deiner Seele zusammen, und dann höre: Du bist ein Findelkind. (Hier sank ich halb ohnmächtig auf meinen Lehnstuhl zurück und ließ den Brief unter den Tisch fallen.) Es wurde mir ganz schwarz vor den Augen; Mein Herz wollte zerspringen; Ich wußte nicht, wo ich war — In die.

dieser stummen Betäubung! thatte ich wohl eine Viertelsünde zu. Als ich endlich wieder fähig war, einen Gedanken zu fassen, so fand ich nach langem Suchen meinen Reiß: unter dem Tische liegen. Ich hob ihn auf und sah mit der unaussprechlichsten Beklemmung meines Herzens weiter. Ich kenne weder deinen Vater, noch deine Mutter. Sie haben dich gleich nach deiner Geburt vor meine Hausthür niedergelassen und: welche Wonne für mich! daß ich dich aufgenommen habe. Ich fand in deinem Bündel weiter nichts, als einen kleinen Zettel, worauf mit fast unleserlichen Zügen diese Worte standen: „Sie sind ein Christ; Ueber sie ein Werk der Barmherzigkeit von diesem armen Wurmer aus!“. Ich vermuthete, daß deine Aeltern arme, rettungslosente Leute sind, die doch aus Mangel vor eine Thüre gehn haben; oder daß sie von der Hand eines Mächtigen verfolgt wurden, als sie es thaten. Weit von hier konnten sie damals nicht wohnen. Dennoch der Aussage des Hebräermeisters, daß du 3 Stunden alt, da du in mein Haus kamst. Allein, alle meine Mühe, sie zu entdecken, ist vergeblich gewesen. Armer Sohn! du hast also keinen Vater, als mich, so wie ich keinen Sohn habe, als dich. O mein lieber! So laß uns doch aus einer Quelle Trost schöpfen. Es ist ein Glück für Aeltern, Kinder gezeugt und gebohren zu haben; Allein wenn ihnen nun die Vorsehung aus den weisesten Absichten dieses Glück

Glück versagt und ihnen dafür ein fremdes Kind in die Hände spielt, an dem sie alle älterliche Pflichten ausüben können, wenn sie wollten: Haben sie wohl da nur die geringste Ursache, sich über die göttlichen Schickungen zu beschweren? — Es ist ein Glück für Kinder, seine wahren Väter zu kennen und unter ihren Augen aufzuwachsen; allein, wenn nun die Vorsehung einem Kinde dieses Glück versagt und es dafür fremden Personen übergiebt, die aus der Erziehung der Kinder ihr angenehmstes Geschäfte machen: Hat es wohl da nur die geringste Ursache sich über die Schande seiner Geburt zu beschweren? Um deinetwillen, mein lieber Karl, habe ich die Unfruchtbarkeit meiner Gattin vergessen: Solltest du nicht um meiner und meiner seligen Gattin willen die verworrenen Umstände deiner Sohnschaft vergessen? Ich wollte dir höhere Trostgründe ans Herz legen: aber ich kenne dich und ich weiß, daß ich jetzt keine höhere nöthig habe. Dein Geheimniß ist der Welt verborgen; Niemand weiß es, als unser Dorf: allein wenn sie es auch wüßte, sollte dich wohl ihre übel angebrachte Verachtung nur einen Augenblick zu Boden schlagen? Solltest du nicht so viel Standhaftigkeit des Geistes besitzen, sie gelassen zu ertragen? Ich weiß, welche Grundsätze ich dir beigebracht habe, und ich verlass mich völlig darauf, daß sie jetzt ihre Kraft in deiner Seele zeigen werden. Sey also nur geduldig, mein lieber Sohn! Tugend und Recht-

24

schaft.

schaffenheit — und die sind deinem Herzen und auslöschlich eingeprägt — setzen die Seele über alle Abwechselungen des Glücks und Unglücks hinaus. Sey getrost, mein Sohn! So lange ich lebe, bin ich dein Vater: und wenn ich sterbe, ist Gott dein Vater. Ja — er ist es: — die heilige Schrift sagt es: —

Mein Landprediger hatte vermuthlich noch mehr schreiben wollen: allein er hatte die Feder weggelegt, um seinen frommen Empfindungen nachzuhängen, und dieser Umstand machte auf mich einen weit lebhaftern Eindruck, als alles übrige, was er noch hätte hinzusehen können. Kurz, ich beruhigte mich völlig über die Sondernacht der meiner Geburt. Und ich fühlte mich herzlich genug, einen Blick auf die übrigen Papiere zu werfen. Die ersten Worte, die mir in die Augen fielen, waren:

Mein letzter Wille,

Die traurige Abnung, die ich schon bei Erblickung des ersten Papiers gehabt hatte, verwandelte sich jetzt in eine ehrerbietige Erwartung. Ich las mit einer so demüthigten Mine, als ob ich den Willen eines Engels in Ausübung bringen sollte:

Der plötzliche Tod meiner seligen Gattin hat mich mehr, als alles gelehrt, wie ungewiß und schlüpfrig das menschliche Leben ist, und wie sehr man

Urfa:

Ursache hat, alle Anstalten zum Tode bey Zeiten zu machen. Deswegen habe ich ißt die Feder ergriffen, um meinen letzten Willen aufzusehen. Er bleibt unveränderlich, ich mag sterben, wenn und wo ich will. Es braucht auch keiner andern Zeugen, als des Zeugnisses meiner eignen Hand und die ist meinem Sohne Karl und meinem würdigen Freunde dem Schullehrer hinlänglich bekannt. Mein Kapital beläuft sich auf 10000. Rthlr. die in der Handlung der beyden Brüder K. zu H. stehen. Ich bin reicher gewesen: aber aus meinen Papieren wird es sich finden, wie ich das übrige angewandt habe. Dieses Kapital vermache ich in-mer rechtschaffenen Schwester und ihrem würdigen Gatten, meinem Freunde, meinem Miteiferer für die Ehre Gottes, dem Schullehrer: doch mit den Bedingungen, die sie beyde zwar selbst ohne meine Erinnerungen beobachten würden, die ich aber doch schriftlich aufsehn will, um der Neigung meines Herzens zu folgen. Erstlich geben sie von diesem Kapitale meinem geliebten Sohne, dem Sohne meines Herzens, meinem Karl 2000. Thlr. zu seinem Studiren. Zweitens bitte ich meinen Freund und Bruder, den Schullehrer, in allen Stücken für meinen Sohn Karl eben die zärtlichen und väterlichen Besorgnisse zu tragen, die ich für ihn gehabt habe; seiner Jugend mit Rath und That beizustehen; ihn bis zu der Zeit, daß er die Akademie bezieht, in Aufsicht zu behalten, und

kurz, so mit ihm zu verfahren, wie ich es selbst ge-
 than haben würde. Mein Herz willsagt mir, daß
 aus ihm eine Zierde der Kirche und eine Stütze
 gegen den Spott des geistlichen Standes werden
 wird. Drittens ermahne ich meine Schwester und
 ihre reichschaffenen Gatten, daß der Tugend, der sie
 ihr ganzes Leben gewidmet haben und die Ehre
 für Gott, nach der sie zu jeder Zeit gestrebt haben,
 die allgemeine Wohlthätigkeit gegen Arme und Noth-
 leidende fortzusetzen, die ich angefangen habe, um
 meines Reichthums nicht unwürdig zu sein. Nie-
 mand hat es mehr empfunden, was das heißt! Wer
 sich des Armen erbarmet, der leidet dem Herrn: der
 wird ihm wieder Gutes vergelten. Ich habe mei-
 nen Reichthum nicht geschont: Ich habe jeden Un-
 glücklichen, der mir zu Gesichte gekommen ist, dar-
 an Theil nehmen lassen: Durch meine Bemü-
 hungen habe ich es so weit gebracht, daß sich in mei-
 ner Gemeinde kein Armer, geschweige denn ein Bett-
 ler befindet: Und dennoch hat mich alles dieses we-
 nig oder nichts gekostet. Die kleinen Kapitale, die
 ich ausgeleihet habe, um sie nie wieder zu bekommen,
 sind fast alle wieder zu mir zurück gekehrt. Diele-
 nigen, denen ich sie gegeben hatte, haben davon guten
 Gebrauch gemacht; Sie haben sich damit aus ih-
 rer Noth geholfen; Sie haben sich damit nach und
 nach ein anderes Kapital erworben, und sie sind zu
 mir gekommen, um ihre Schuld, wie sie es nannten,
 abzu-

abzutragen. Das ist Segen des Herrn, und er wird gewiß stets über dir, meine geliebte Schwester, und über Ihnen, mein geliebter Freund und Bruder, ruhen, wenn sie ihr kleines Kapital so anwenden, wie ich es angewendet habe. Man wage es nur getrost, seinen Reichthum an die Armen auszutheilen: Man wird darüber selbst nie arm werden. Ich habe jederzeit die Gewohnheit gehabt, eine Menge baares Geld in meinem Hause zurück zu behalten. Leihst man sein ganzes Vermögen auf Zinsen aus, so beraubt man sich oft selbst der schönsten Gelegenheiten wohlzuthun. Es zeigt sich bisweilen ein Unglücklicher; Er braucht viel, um sich aus der Noth zu reißen; Er braucht es bald und ein Tag früher oder später entscheidet hier alles. Ist man nun nicht mit baarem Gelde versehen, so ist man bey dem besten Willen von der Welt nicht im Stande, thätig barmherzig zu seyn. Diesem Uebel bin ich glücklich entgangen und man wird bey meinem Tode eine ziemliche Baarschaft antreffen: allein man wird auch in meiner Brieftasche eine ziemliche Liste von Unglücklichen finden, die ich weit und breit ausgekundschaftet habe. Für diese bestimme ich meine ganze Baarschaft, und mein Freund, der Schullehrer wird Sorge tragen, die Theilung über sich zu nehmen, und nach seinen besten Einsichten zu verfahren. Meine Bibliothek gehört meinem Karl, wenn er studirt; Sollte dieses aber durch irgend ein Verhängniß, welches ich nicht vermuthete, aber welches doch immer möglich ist, unterbleiben, so vermache ich sie an einen armen Studirenden, den mein Freund, der Schullehrer ausfindig machen wird. Es wird ihm leicht seyn, ein aufstrebendes Genie anzutreffen, dem es bloß an

Hülfe,

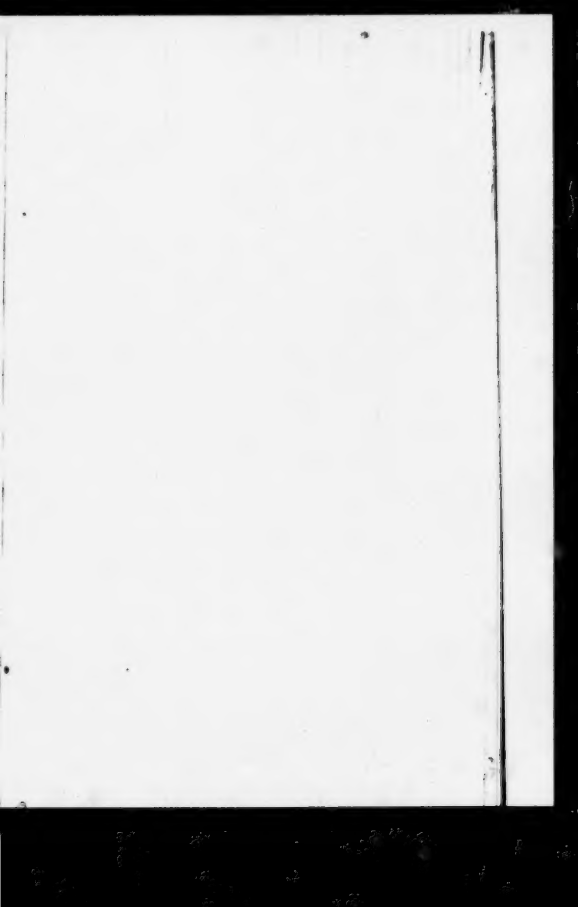
Hilfsmitteln fehlt, sich vollends zu entwickeln. Uebrigens versteht es sich, daß der etwanigste Besizer meiner Bibliothek sich der Theologie widmen muß! Einem andern würde sie unnütz seyn; wenigstens halb.

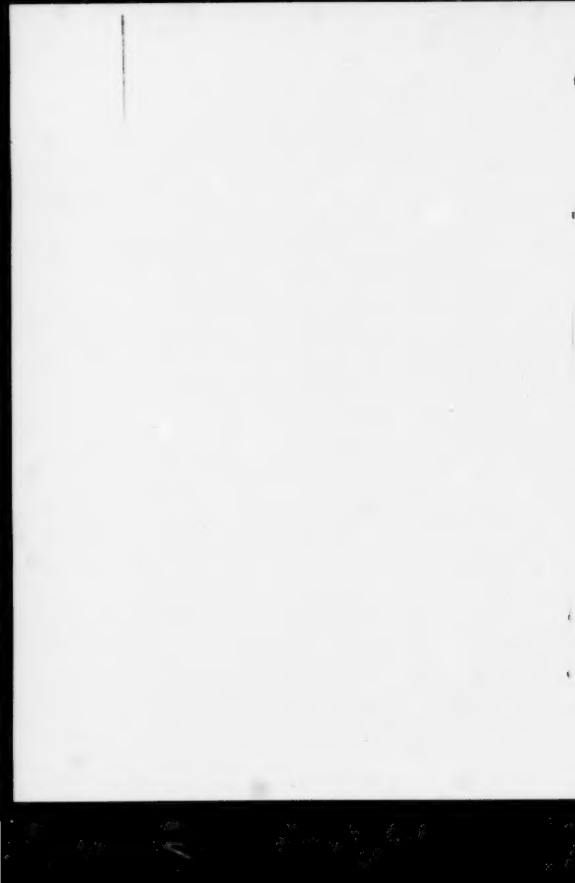
Mein Hausgeräthe, meine und meiner seligen Gattin Kleider und alles übrige, was sich in dem Hause finden wird, fällt meiner Schwester anheim. Da sie selbst mit allem gehdria versehen ist, so wird sie dafür Sorge tragen, daß diese meine Verlassenschaft nach und nach an solche Personen vertheilt wird, die sie nöthig haben. Besonders empfehle ich ihr die armen Reisenden, die kaum so viel Lumpen haben, um die Flüsse ihres Leibes zu bedecken, kaum einen ganzen Schuh — (Hier konnte ich es deutlich sehen, daß mein Landprediger geweint hatte: Das Papier war von Thränen zusammengezogen.) Sollte mein Freund, der Schulreht, wie es mein eifrigster Wunsch und mein süßestes Verlangen ist, nach meinem Tode meine Stelle bekleiden: so bitte ich ihn, wider für einen Schulmann zu sorgen, der seinem verachtet, aber in den Augen Gottes sehr wichtigen Amte vorzustehen weiß. Es wird ihm zwar nicht so gelingen, wie es mir gelungen ist, aber ich hoffe doch, daß er einen Nachfolger finden wird, der seines Vorgängers nicht ganz und gar unwürdig ist. Das ist alles, was ich nach meinem Tode geschehen wissen will. Ich erwarte ihn mit christlicher Gelassenheit, wiewohl ich nicht läugnen kann, daß ich mich von Herzen schne, neben meiner theuersten Gattin im Grabe zu liegen. O Gott! wie groß wird unsre Freude seyn, wenn wir uns bey unsrer Auferstehung so nahe bey einander sehen werden — wenn sie mir entzückt zurufen wird: Das ist er! das ist er! Mein theurer Gatte, der mir auf der Welt das Leben versüßte. — Wenn ich sie wieder erkennen, mit ungleich stärkern Neigungen lieben und mit ungleich stärkern Empfindungen verehren werde — O Gott! wie groß wird da unsre Freude seyn! —

Ich war von dem Gefühl der Relation ganz durchdrungen, als ich diesen ruhrenden Schluß las. — Und ich bin es ebenfalls so sehr, daß ich mit nassen Augen die

Feder weglege.

Ende des vierten Theils.





Die

unschuldige Frau

oder

viel Lermen um Nichts,

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.



Preussische
Staatsbibliothek
Berlin
von dem

Verfasser der Empfindsamen Reisen
durch Deutschland.



Wittenberg und Zerbst

bey Samuel Gottfried Zimmermann. 1773.

Ng 1935. 2770



Wenn man von der Proxis der neuern Komödiens
schreiber, vom Lope de Vega an gerechnet,
auf ihre Theorie zurückzuschließen wollte, so müß-
te man glauben, sie hielten das Heyrathen für die
wesentliche und nothwendige Entwicklung des Lust-
spiels, oder doch wenigstens für das unschlusbarste Mit-
tel, allgemeine Theilnehmung der Zuschauer zu be-
wirken. Sie alle, ohne Unterschied der Nationen,
ohne Unterschied der Köpfe, haben diesen gemeinschaft-
lichen Plan, daß sie ein junges Paar, nach tausend
Hindernissen, einander im fünften Akte zuführen und,
mit oder ohne Notarien, eine Heyrath stiften. Die
wenigen Lustspiele, die nicht nach diesem Plane zuges-
chnitten sind, verschwinden unter der unzählbaren
Menge der übrigen. Ich weiß nicht, ob meine Em-
pfindung die Empfindung der Meisten ist: aber das
weiß ich, daß mich diese ewige Einsörmigkeit des Plans
ermüdet, und daß ich von ganzem Herzen wünsche,
es möchten sich nur wenigstens einige der besten Lust-
spieldichter entschließen, das Heyrathen aus Ihren
Lustspielen zu verbannen und Ihrer Erfindung ein wei-
teres Ziel zu stellen, so daß Lustspiele ohne Heyrathen
nach und nach eine eigne Gattung ausmachten. Schwer

rer ist es freylich, in dieser Gattung zu arbeiten, als
 im ~~Leben~~: aber, eben um der Schwierigkeit willen,
 auch einladender und anflammernder für das Genie.
 Zudem greift ja mein Wunsch nicht so weit um sich,
 daß ich die Liebe aus dem Lustspiele verbannt wünschte:
 Dafür bewahre mich Apollo und alle neun Musen!
 Ich wünsche nur die Liebe vom Heyrathen mehr ge-
 trennt zu sehen — Jene, ohne dieses, häufiger im
 Lustspiele anzutreffen. Besonders wünschte ich den
Ehstand selbst in seinen mannichfaltigen Ausstritten,
 deren wahrlich noch mehr sind, als Treue und Untreue,
 auf das Theater verpflanzt zu sehen. Hier dünkt
 mich, ist noch ein reiches Feld für Schmitter, die sich
 auf ihr Handwerk verstehen! Auch brennt die Menge
 der noch unbearbeiteten Deutschen Originalcha-
 raktere, denen es kloss an Beobachtern fehlt, Stoff
 genug dar, durch Lustspiele ohne Heyrathen zu un-
 terrichten und zu belustigen. Diesen Wunsch vors
 ausgeschickt, wage ich es, dem Publiko meine gerin-
 gen Versuche in dieser künftigen Gattung der Lust-
 spiele vorzulegen. Es sollte mir wehe thun, wenn
 sie unter aller Kritik wären und, außer, daß sie dem
 Titel entsprechen, nichts weiter, als Schwarz auf
 Weiß: Indessen wären sie es auch, so ist doch
 immer weniger Schande dabei, auf einem minder
 bekannten Wege zu verunglücken, als auf der
 Heerstrasse.

* * *

Die

Die
unschuldige Frau

oder

viel Lermen um Nichts.

Personen.

Der Herr von Taubenhayn, ein Landedelmann.

Die Frau von Taubenhayn, seine Gemahlin.

Johann, Bedienter des Herrn von Taubenhayn.

Lottchen, Kammermädchen der Frau von Taubenhayn.

Walther, ein Gastwirth.

Marthe, Walthers Magd.

Der Schauplay ist in einer kleinen Stadt, einige Meilen von dem Landgute des Herrn von Taubenhayn, auf einem Saale in Walthers Gasthose. Zur rechten Hand des Saales ist das Zimmer der Frau von Taubenhayn und gegen über, zur linken, das Zimmer des Herrn von Taubenhayn. Hinter dem Zimmer des Herrn von Taubenhayn geht eine Treppe herab. Im Hintergrunde steht ein Tisch und einige Stühle und an der Wand ist eine Klingel angebracht. Das Schauspiel geht früh Morgens an.



Erster Auftritt.

Lottchen. Johann.

Lottchen kommt aus dem Zimmer der Frau von Taubenhayn und klingelt. Indem sie ins Zimmer zurückgehen will, kommt Johann aus dem Zimmer des Herrn von Taubenhayn, singt für sich:

Wenn mich nur mein Lottchen liebt,
bin ich schon geborgen —

und geht auch nach der Klingel. Lottchen wird auf dieses Singen aufmerksam und sieht sich nach Johannem um — Dieser erblickt sie ebenfalls und unterbricht sein Singen mitten im Worte.

Johann. (mit den Zeichen einer grossen Verwunderung) Was tausend? — Nimmermehr! —
Doch Ja! — Lottchen! Bist Du oder bist Du nicht?

Lottchen. Sieh da! Treffen wir die Herrn Landstreicher so geschwind an?



Johann. Sie ist! Sie ist! O sey mir tausendmal willkommen, liebes, Herzens Lottchen! Nun, wie ist dir denn die Zeit über gegangen? Recht gut? Nun das freut mich von ganzem Herzen! Du hast mich doch auch noch lieb? Nicht wahr? Ich habe Dich noch immer in der Seele lieb. Alle Morgen, seit ich von Dir weg bin, habe ich gesungen: Wenn mich nur mein Lottchen liebt, bin ich schon geborgen! Aber nun bin ich erst recht geborgen, nun ich bei Dir bin.

Lottchen. (Kalt und verdrüsslich) Ich nicht.

Johann. Du nicht?

Lottchen. Nein! Ich nicht.

Johann. Mädchen! Was, Gukul! sieht Dich an? In allem Ernste: Du nicht?

Lottchen. Nein, Nein, sag ich Dir: Ich nicht! Ich gar nicht! Und wenn mir iund zu Ruthe würde, als ob ich mich freute, so wollte ich mich gleich den Augenblick in den Finger beißen, damit es mir wieder verginge.

Johann. Das ist mir arabisch! — Höre nur, Lottchen —

Lottchen. Höre er nur, Herr Johann! Mit dem Du verschone er mich nur: Sey er so gut!

Johann. Verwettert, Mädchen! Mache mich nicht rasend! Was habe ich Dir denn zu lei-
de

de gethan? Ist es denn meine Schuld, daß mein Herr —

Lottchen. Dein Herr ist ein gottloser, ehrsvergessener Mensch!

Johann. Wer?

Lottchen. Ein Bösewicht, ein Erzbösewicht ist er!

Johann. Mein Herr? Der Herr von Taubenbann?

Lottchen. Nicht Taubenbann! Schlangenhann, Wolfhann sollte er heißen.

Johann. O mache Dir doch den Spaß, Lottchen! und sage es ihm selber. Hier logiert er!

Lottchen. Schon gut! Schon gut! Er soll es schon hören, daß ihm die Ohren gelten. Ist das erlaubt, ist das Kavalierräthig, daß er sich eine Frau nimmt, und wenn die Hochzeit kaum vorbei ist, ihr davon läuft und sie sitzen läßt?

Johann. Aber, mein Himmel! Er ist ja schon wieder da und es geht ja nun grades Weges nach Hause. Er hat ein wenig frische Lust geschöpft: Das ist alles! Und die ist ihm bei seinem melancholischen Temperamente wohl zu gönnen.

Lottchen. O wäre er doch mit seinem melancholischen Temperamente sonst wo geblieben!

Johann. (treuherrig) Ich auch?

Lottchen. Du doppelt — mit Deinem dummen Temperamente!



Johann. Und du mit deinem Undankbaren, daß du weißt! Ist das der Lohn, daß ich mit alle Morgen die Räthe von Dir heischer gesungen habe?

Lottchen. Hättest Du für Deu Räthen einmahl an mich geschrieben, das wäre gescheuter gewesen!

Johann. O liebes Lottchen! Wenn Du nur wissen solltest! Ich habe an Dich geschrieben — Ja — Aber mit meinen Thränen, die ich um Deinetwillen vergossen habe — und die waren schärfer, als tauge — da habe ich die Briefe immer so überschwemmt, daß ich gewiß weiß, es ist keiner eine halbe Meile gekommen, so ist er zu purem lauterem Breche geworden.

Lottchen. (lacht) Du bist ein Narr!

Johann. Ha, bist Du da, wo ich Dich haben will? Geschwind lache noch einmahl, Lottchen! damit Dir das Schindlen vergeht!

Lottchen. Gelacht ist nicht vergeben!

Johann. Aber Lottchen! — vernünftig gesprochen — Wie kannst Du doch böse auf mich seyn, daß ich Nicht an Dich geschrieben habe? Ich habe ja meinem Herrn weder bei Tage noch bei Nacht von der Seite gehen dürfen, und wenn ich einmahl einen Augenblick allein war, so hatte ich tausenderley andre Dinge zu verrichten.

Lottchen. Und gewiß sehr wichtige!

Johann

Johann. Wichtig genug bei einem so menschelichen Herrn, wie der müssige!

Lottchen. Was für eine Mühseligkeit!

Johann. Eine wahre, Lottchen!

Lottchen. Aber —

Johann. Aber, Aber, Aber — Fange mir nicht an zu Athern, Lottchen! Sonst rufe ich den Wirth: der wird Dir die Ohren so voll gehören und geziemen —

Lottchen. Das hat er schon! Mir und meiner Frau!

Johann. Nun, ich dachte es wohl! — A propos, was macht denn die gnädige Frau?

Lottchen. Was wird sie machen? Sie hat sich halb zu Tode gegrämt und sieht so blaß aus, wie eine Leiche.

Johann. Aber, mein Himmel! Warum hat sie es gethan? Wer wollte denn da gleich aus der Haut fahren!

Lottchen. Warum? Weil sie ihren Gemahl lieb hat, weil sie eine rechtschaffene Frau ist, und weil er, wie ein Schelm von ihr, weggereist ist, ohne einmahl Abschied zu nehmen.

Johann. Hun! Das ist mir das Erste, was Du sagst! Dahinter steht gewiß ein Geheimniß!

Joh.

Lottchen. Es wird wohl das alte Geheimniß seyn, daß die Hochzeit der Männer nur immer bis in die vierte Woche nach der Hochzeit dauert.

Johann. Das nicht, Lottchen! Er hat sie lieb, wie seinen Augapfel — Darauf wollte ich schwören.

Lottchen. Mensch! Bist du toll?

Johann. Ich weiß aber —

Lottchen. Du weißt nichts. Ich und meine Frau wissen, daß er wie ein Rabe aus dem Neste geflogen ist.

Johann. Hat er denn gar nicht ein bißgen von ihr Abschied genommen?

Lottchen. Nein, gar nicht! Ein kahles, armseliges Billet von anderthalb Zellen lag auf dem Tische — Das war alles!

Johann. Und was stand darin?

Lottchen. Dummes Zeug! „Ein gewisser Umstand nöthiget mich, schleunig eine Reise vorzunehmen. Sobald ich mit mir selbst einig bin, komme ich zurück und sage Ihnen, wie sehr ich sey.“

Johann. — Hum! Ein gewisser Umstand! Ey, Ey! Mit dem Umstande ist es nicht recht richtig. Es steht ihm gewiß was im Kopfe —

Lottchen. Nun?

Johann. Nun geht mir ein Licht auf, warum er auf unsrer Reise immer wie vor den Kopf

geschlagen war. Das ganze Berlin mit allen seinen Schönheiten —

Lottchen. Haha! In Berlin sind die Herren gewesen? Nun geht mir auch ein Licht auf!

Johann. Geh ihm nicht nach, Lottchen! Es ist ein Zerlicht! Gnung ich versichere dich heilig: Das ganze Berlin mit allen seinen Schönheiten hat ihn noch melancholischer gemacht, als er hingekommen ist: Und kurz und gut: So gewiß zwey mahl zwey viere ist, so gewiß ist mein Herr eifersüchtig, oder so etwas.

Lottchen. So etwas! Ja das könnte seyn, Nicht klug!

Johann. Wer weiß, hat ihm die gnädige Frau nicht Anlaß zur Eifersucht gegeben!

Lottchen. Nicht auch etwann: So gewiß zwey mahl zwey viere ist?

Johann. Wer weiß?

Lottchen. Nun so sage ich Dir, daß Du ein unverschämter Lügner und ein gottloser Verläumder bist!

Johann. Hu! Wie doch eine Hand gleich die andre wäscht!

Lottchen. Wenn ihm meine Frau Anlaß zur Eifersucht gegeben hat, so will ich gleich auf der Stelle verblinden.

Johann



Johann. Uns Himmels willen, Lottchen! Schwöre nicht! Du könntest Dir den Staat an den Hals schwören und dann wäre ich mit einem blinden Weibe geplagt.

Lottchen. Ich sage Dir aber, ich will. —

Johann. Ja, Ja, Ja, Ich glaube alle Worte! Deine Frau soll so weiß sehn, wie Milch, wie Schnee, wie Lilien! Nur das wollte ich verbitten, daß Du wie meinen Herrn nicht so schwarz machtest, wie Haffrus! Einen kleinen schwarzen Fleck mag er haben — dafür ist er ein Mensch. — Das ist aber auch alles! (Es entsteht ein Geräusch) Huh! Mein Herr steht gewiß auf!

Lottchen. Nein, es ist meine Frau! Sie zieht die Gardinen auf!

Johann. Da wohnen also die ungnädigen — gnädigen Damen, wollte ich sagen, beifammen! Wenn sind Sie denn angekommen?

Lottchen. Gestern Abend.

Johann. Spät?

Lottchen. Um sechs Uhr!

Johann. Nein, da haben wir uns nicht treffen können. Wir sind kurz vor Mitternacht gekommen!

Lottchen. Nicht so wie die Kobolde!

Johann. Hätte ich nur gewußt, daß Du da wärest, ich weiß wohl, wo ich gespißt hätte!

Lott:

Lottchen. Nun mache, Johann! daß Du fort-
kommst. Ich muß zu meiner Frau!

Johann. Ich habe nichts zu versäumen.
Mein Herr schläft gewiß noch dicht und feste!

Lottchen. Aber ich habe zu versäumen! Ich
muß meine Frau helfen anziehen. Die arme Frau!

Johann. Was arm? Sind wir doch nun
da: Das ist die Hauptsache. Das andre wird
sich schon finden! Wenn meinem Herrn die Grill-
en nicht vergangen wären, so wäre er noch nicht
nach Hause gereist! Nur das mußt Du der gnä-
digen Frau sagen, daß sie meinen Herrn nicht so an-
fährt, wie Du mich.

Lottchen. O wenn sie das thäte! Aber,
leider! bildet sie sich ein, daß er sie doch noch
lieb hat.

Johann. Desto besser! So kommt der Was-
gen in einer halben Stunde wieder ins Gleis.

Lottchen. Ob ich wohl sage? — Nein, das
geht nicht! Sie läuft sonst grade in sein Zimmer!

Johann. Nun? Und warum denn das nicht?

Lottchen. Durchaus nicht! Mit meinem
Willen soll sie den ersten Schritt nicht thun. Ich
will schon sehen, wie ich das mache!

Frau von Taubenhayn. (ruft im Zimmer)
Lottchen!

Lott-



Lottchen. Gleich, gnädige Frau! — Adieu,
Johann! Ich will meine Sache schon machen.
Johann. Adieu! Adieu! (Lottchen geht ab.)

Zweiter Austritt.

Johann allein.

Nun das nenne ich doch Fata! Klauermälscher,
als ich sie in meinem ganzen Leben gehabt habe.
Hier ist der Mann! Dort ist die Frau! Er
ist jung: Sie ist auch jung! Er ist reich: Sie ist
auch reich! Er ist schön: Sie ist auch schön!
Er hat sie lieb: Sie hat ihn auch lieb! Er ist ihr
treu: Sie ist ihm auch treu! Und dennoch ist er ihr
fortgelaufen und sie grämt sich über ihn halb zu Tode!
Er ist unglücklich: Sie ist unglücklich! Er ist an der
Seele krank, und sie an Leib und Seele zugleich!
Das reime mir eine Christenseele zusammen! Ich
bin nur neugierig, wie sich mein Herr anstellen wird,
wenn ich zu ihm sagen werde: Die gnädige Frau
ist hier! Das bin ich nur neugierig! (geht in sein
Zimmer.)

Dritter Austritt.

Walther und Marthe.

Beide kommen die Treppe herauf; Walther voran;
Marthe mit 2 Kaffee Kannen hintennach.

Wal.

Waltther. Da setze hin auf den Tisch! Hübsch neben einander! Ordentlich! Wie es sich gebührt und geziemt!

Marthe. J. Herr Waltther! Sie werden sich ja nicht mit dem Kaffeezeuge schleppen.

Waltther. Höre, Marthe! So mußt Du nicht reden. Du verstehst den Gukus, was zur Ordnung gehört und was sich gebührt und geziemt. Vornehme Leute muß der Wirth selber bedienen! Merke Dir das, Marthe! Es gehört zur Ordnung und Ordnung hilft Haushalten.

Marthe. Ich möchte aber gar zu gern die gnädige Frau da drinnen (sie zeigt auf das Zimmer der Frau von Taubenhayn) sehen! Lassen Sie mich nur das Kaffeezeug hereintragen.

Waltther. Du sollst aber nicht, sage ich Dir! Das wäre schöne Ordnung, wenn Leute von Stande von einer Magd sollten bedient werden.

Marthe. Wenns weiter nichts ist!

Waltther. Nun, kurzum, es gebührt und geziemt sich nicht! Mache, daß Du fortkommst, das mit Dich niemand auf dem Saale zu Gesichte kriegt.

Marthe. Aber, Herr Waltther! Wenn ich Sie nun recht sehr bitte! Ich habe gestern Abends die gnädige Frau so halb und halb gesehen, und wenn ich nicht, verzeih mirs Gott! den Staat gehabt habe, so ist's richtig die Frau von Taubenhayn!

Lustsp. d. unsch. Fr.

B

Walt

Waltther. Wer?

Marthe. I, die Frau von Taubenhayn, meine gewesene Frau!

Waltther. Das wäre!

Marthe. Darum eben, Herr Waltther! möchte ich gern hinein, damit ich es gewiß weiß.

Waltther. Ja, Marthe! — Das wird schwerlich angehen!

Marthe. Was wirds nicht angehen? Ein Gesinde wird ja wohl zu seiner gewesenen Herrschaft gehen dürfen! Und hernach habe ich auch der gnädigen Frau was nothwendiges zu sagen! Lassen Sie mich nur! (Sie greift nach dem Kaffee.)

Waltther. Nur nicht so hitzig, Marthe! Nur erst die Sache gehörig überlegt und erwogen, wie es sich gebührt und geziemt! Weist Du auch das Sprüchwort: Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht! Es könnte Dir auch so gehen.

Marthe. Nun, das möchte ich wohl wissen!

Waltther. Wenn sie es nun nicht wäre und Du kämst nun so, wie Du da bist, ins Zimmer der gnädigen Herrschaft hereingetappt! Mein ganzer Gasthof käme in Schimpf und Schande! Da würde es heißen: Der Waltther ist doch ein rechter alter Esel! Er versteht nicht einmahl, was sich gebührt und geziemt!

Marthe

Marthe. Ja, das ist auch ein ewiges Gebühren und Geziemen!

Waltther. Marthe, sprich mir nicht so naseweis! Ich bin Herrschaft und Du bist Gesinde und es gebühret und geziemt sich durchaus nicht, daß ein Gesinde mit seiner Herrschaft so spricht. Wenn Du es gewiß weißt, daß es die Frau von Taubenhayn ist —

Marthe. Ja, Ja, Herr Waltther! Ich weiß es gewiß!

Waltther. Du sagtest ja aber, Du wolltest erst sehen!

Marthe. Nein, Nein, Herr Waltther! Ich habe mich nun besonnen. Es kann kein Mensch auf Erden seyn, als die Frau von Taubenhayn. Lassen Sie mich nur! (Sie greift nach dem Kaffee.)

Waltther. Ja, willst Du Dich den Augenblitz trollen? Du sollst mir gleich heruntergehen und Dich vom Kopf bis auf die Füße ordentlich anziehen, wie es sich gebühret und geziemt. Herz nach sollst Du zu mir kommen, damit ich sehe, ob auch alles recht sitzt. Unterdessen will ich einen Kniff machen, Marthe! der soll sich gewaschen haben.

Marthe. Nun?

Waltther. Siehst Du? Wenn ich der gnädigen Frau den Kaffee bringe, so mache ich einen tiefen

Marthe. So geben Sie mir die gnädigen
Gruß den Kaffee zu!

Walther. Aber wenn nun der gnädige Herr
zufrühest hätte! Da würde was schönes her-
auskommen. Das ist ein wunderlicher Herr!
Wir ist Summenlang! Ich weiß nicht, was ich
denn gebe, wenn ich's erfahren könnte, wer zuerst
geringelt hat! — Höre, Marthe! Geh die
Klingel das erste mal sehr hart?

Marthe. (argisch) Ja freilich! Walther.
So ist es der Herr Bedienter
gewesen! Ja, Ja, der ist so gewesen. Nun bin ich
auf einmal aus aller meiner Noth. Gabe Dank,
Marthe! daß Du mir darauf geholfen hast! Ich
will Dich auch bei der gnädigen Frau annehmen.
Wachst mir, daß Du Dich ansehest! Sie! Jugend!

Vierte Aufz.

Walther: Frau Johann.

Walther. (für sich)

Bei einem Jahre habe ich in diesen fünf Kom-
men können, daß ich nicht weiß, was sich ge-
bäre und geschehe! Denn wer zuerst geliebt
hat, muß auch zuerst bedient werden, es mag
Herr oder Dame sein. (Er nimmt die eine Kaffee-
Tasse, und damit sehr ceremoniös nach dem Zimmer des
Herrn von Kantenbagen und Klopff an.)

weisen Treuer und frage unterthänig, ob die gnädige Frau noch sonst was zu befehlen haben.

Marthe. Das ist ein rechter Kniff!

Abalher. O, Du dumme Marthe! so höre

doch nur! Ist kommt das Kniffge erst recht!

Wem befehle die gnädige Frau sagt: Ja, Herr

Wirth! Ich habe die und das und dieses und je-

nes zu befehlen, so mache ich wieder einen neuen Aes-

verus und sage: Aber, gnädige Frau! darf ich

nicht wohl unterstellen, Ihnen die und das und die-

se und fernwärtliche wichtige Frage zu überlegen?

Sagt sie ja, so kannst Du denn die Gnade haben —

Marthe. Das ist auch eine faure Gnade!

Abalher. Na, Na, rathomme nicht und thue,

was ich Dir gesagt habe. (Marthe geht ab: Abal-

her geht nach dem Kaffee, setzt ihn aber gleich wieder weg)

Wirth! Das ist ein fauler Streich! (Er ruft die Zierpe-

kerab) Marthe! Marthe!

Marthe. (kommt zurück) Was ist denn?

Abalher. Weist Du nicht, wer vorhin zuerst

nach dem Kaffee gestiegen hat, der Herr oder die

Dame?

Marthe. Was weiß ich?

Abalher. Das habe ich wohl gedacht, daß

Du nicht wissen würdest. Es hat mir geschwam-

Da sage ich nun zwischen zwei Stühlen und weiß

nicht, was ich thun oder lassen soll.

Mar-

Zeitdenn. Warte er nur her, guter Abirih!

Zeitdenn. O ich bin!

Zeitdenn. Ich auch!

Abirih. Aber, um Vergeltung, es gebührt

und grünet sich nur nicht —

Zeitdenn. (Er lacht, trägt den Kaffee ins Zimmer

und läßt die Thüre offen.)

Abirih. (zur Frau von Zaubenhahn, die er

durch die offene Thüre im Zimmer erblickt) Haben Euer

Gnaden sonst noch was zu befehlen?

Frau von Z. (im Zimmer) Ein wenig More

genbrei!

Abirih. Zu unterschänlichem Besuche?

Aber — darf ich mich wohl unterstehen, Euer

Gnaden für diefermal mein schlechtes Morgen-

brod durch meine schlechte Mähge zu überreichen?

Frau von Z. (im Zimmer) Das ist es

nicht.

Abirih. Nun so werde ich gleich die Ehre

und das Glück haben, Euer Gnaden unterschänlich auf-

zuwarten zu lassen.

Frau von Z. (tritt an die Thüre) Adieu

Komplimente!

Abirih. Zu Dero unterschänlichem Besuche.

(Er geht zögernd nach mit vielen Komplimenten ab.)

Gebann. (ritt in die Thüre) Was giebt's?
 Walther. Mein lieber Herr Kammerdiener!
 Hier nehm' ich —

Gebann. Zur Her! Zur Her!
 Walther. Nicht doch! Nicht doch! Ich
 wills schon —

Gebann. Her, sage ich! Sprech, Sprech!

Walther. Zu unterthänigem Besuche!
 (Gebann trägt den Koffer ins Zimmer und geht ab.)
 Es soll nicht viel seyn, so bin ich in Mithrasade ge-
 fallen, daß ich den Koffer nicht eher gebracht habe:
 Jetzt was kann denn ich davor? Sollte die dumme
 Marthe gerathet, was sich gebührte und gestemte, so
 hätte ich ihr nicht so lange den Zeit lassen dürfen!
 Da geh' hin, Marthe, und mache es mit dem gna-
 digen Herrn aus: Ich werde meine Schuld in Un-
 schuld! Doch ich muß nur machen, daß ich nicht
 aus dem Regen in die Traufe falle!

Fünfter Auftritt.

Walther, Kasper

und

die Frau von Zaubenhahn.

Walther. (Er nimmt die zweite Kaffeetasse,
 geht mit den vorigen Ceremonien nach dem Zimmer der
 Frau von Zaubenhahn und stopft an. Kasper macht auf.)
 Ich nehm' mit die Gesundheit, Euer Gnaden unter-
 schlingt mit einem schlechten Kaffee aufzuwarten.
 Zolt.

bern nur von mir — wie ich einem Menschen nach-
reisen könnte, der mich auf eine so niederträchtige
Weise häre hgen lassen. Ich hätte ihn juchens
nicht mehr mit Augen an.

Frau von Z. Das ist Deine Moral: Aber
nicht die Mächtige.

Zottchen. Wergeben Sie mir, gnädige Frau!
Ihre Moral ist recht sehr schön: aber meine —

ist die sicherste.

Frau von Z. Zur Ehescheidung: Da hast
Du recht! Aber nicht zur Auslösung.

Zottchen. Das ist eben, der Anker, gnädige
Frau! daß ich meinem Manne einen solchen Streich

in alle Ewigkeit nicht vergeben könnte.

Frau von Z. Nicht? Wadgen, Du hast
eine kleine Seele. Schäm Dich! — Und ich

sage Dir: Wenn ich einmahl geliebt habe, dem
vergebe ich alles.

Zottchen. Auch das, daß er Sie nicht wie-
der liebt?

Frau von Z. (seufzend) Entfernter ist es:
Aber auch das! Die Liebe muß nicht am Wieder-

lieben sterben: sonst ist sie Eigennutz und Muthz.

Zottchen. Ja, Ja, gnädige Frau! Sie has-
sen gut sagen. Im Herzen denken Sie doch noch

immer: Mein Zauberstahn liebt mich!

Frau von Z. Das denke ich! Das hätte
ich, so gewiß wie ich mich selbst hätte — Und

Gesetz der Natur.

Stau von Taubenhöhen (im Regliger)

und Korkstein.

Korkstein.

Es ist die, gütliche Frau! Hier wehnt der
feinere Geist, der Ihnen von Ihrem Gemüthe

Druckkraft geben wird. Hier, auf diesem

Beste habe ich seinen Bedenken gesprochen.

Stau von E. Ob er denn noch nicht auf-

gestanden ist?

Korkstein. Ich glaube nicht.

Stau von E. Sprich! (Eine kleine Pause)

Korkstein. Ich höre nichts!

Stau von E. Der reißt gewiß seinen Der-

massen nicht nach!

Korkstein. Wie so, gütliche Frau?

Stau von E. Frage mich nicht! Du ver-

steht es doch nicht.

Korkstein. Warum nicht, gütliche Frau?

Wie meinen, wenn er seiner Gemüths nachreißt,

so wie die Thiere im Gemüthe, so würde er nicht so

lange schlafen, sondern süßlich hier auf dem Oas-

te herumspazieren, und so können wir mit ihm

sprechen.

Stau von E. Das ist es! Aber eben

das verheißt Du nicht.

Korkstein. Freilich verheißt ich nicht — Ich

will gar nicht von Ihnen sagen, gütliche Frau! Son-

dern

Fortdenn. Etwas ganz natürliches. Wie

können Sie ihn denn als Ihren Gemahl bezeichnen,
da er Sie verlassen. —

Frau von Z. (sich erholend) Bin ich nicht
erschrocken über Deine seltsame Frage! Er ist mein
Gemahl und er wird es bleiben, bis ich mich mit
dem Tode vermähle.

Fortdenn. Gesteht aber, er wollte nicht?

Frau von Z. Er wollte nicht?

Fortdenn. Ich meine nur so; Man muß
sich doch auf alle Fälle gefaßt machen, sagen Sie
ja selbst! Ein Fall ist es doch.

Frau von Z. Wer ein unmöglicher. Wo-
tuch habe ich mich denn seiner unwürdig gemacht?

Fortdenn. Ach davon ist nicht die Rede!

Frau von Z. Aber womit habe ich ihn denn
beleidiget?

Fortdenn. Mit nichts, gnädige Frau.

Frau von Z. Aber bin ich ihm etwas nicht
mehr schön genug?

Fortdenn. Schön wie ein Engel, gnädige Frau;
doch halt! Wie sagten Sie? Bin ich ihm etwas
nicht mehr schön genug? Sehen Sie! Das ist
schon ein möglicher Fall! Sie wissen wohl, wie es
bei den Männern hergeht: Heute schön, bis zum Ent-
setzen! Morgen — Schön schlechtmals! Uebermors-
gen — Häßlich! Den folgenden Tag — Passabel!
Den folgenden Tag — Die Strafe gerühmt! Den
folgenden — Häßlich, wie der Zerst!

Frau

alle dein Kopfschütteln soll mich weder um mein
Denken noch um mein Fühlen bringen. Es wird
sich zeigen!

Zottchen. Nun ja, es wird sich zeigen! Doch
ich will Ihnen das Herz nicht schwer machen!
Frau von Z. Schmiedhüte! Du trauſt
dir viel zu!

Zottchen. In Berlin so lange zu bleiben —
Frau von Z. Wo weiter?
Zottchen. Um des Schminke willen! Haben
Sie an Berlin noch nicht genug, so sage ich kein
Wort mehr.

Frau von Z. Das wollte ich ja nur! Du
sollst nichts weiter aufbringen können, als: Ich
weiß nicht, ich verstehe es nicht, ich seh es nicht ein!
Zottchen. Nun das seh ich doch so gewiß und
wahrhaftig ein, daß Hundert und Duzend hundert
Damen, wenn Sie an Ihrer Stelle wären, es ganz
andere machen!

Frau von Z. Ich glaube selber, Sie mach-
ten es, wie Du! — Aber, Mädchen, weißt Du
auch, daß ich bald ein Recht haben werde, Dich
einen Ehebrecher zu nennen?

Zottchen. Das weiß der Schminke!
Frau von Z. Suchst Du mich nicht gegen
meinen Wunsch aufzufügen?

Zottchen. Ist er denn Ihr Gemahl?
Frau v. Z. (erschrocken) Was sagst Du?
Zottchen. Hast Du gesagt?

Leitenden. O Sie haben mich zum Weilen!
Frau von F. Als ob Du nicht verbleibst?
Leitenden. Dann meinestwegen! Weil Sie dem
 durchhaus auf Herrn Gimmers, so laßt ich der
 meinhigen fahren. Aber wenn er Ihnen solcher
 che mehr spielet —

Frau von F. Das wird er nicht! Solche We-
 milder, wie meines Zaubers, werden durch verger-
 ben gewonnen, und ich will ihm, ich habe ihm schon
 vergeben. Mache nur fort, daß der Herr nicht kommt.

Leitenden. Er wird zeitig genug kommen!
Frau von F. Wie meinst Du das?
Leitenden. Ich meine nur — Ehe Sie ver-
 sende angesprochen sind.

Frau von F. Es ist wahr! Kommen, Leiden!
Leitenden. Aber, gütliche Frau! Ich habe
 es beim Bedienen noch nicht gesagt, daß er seinen
 Herten zu uns Herten soll.

Frau von F. Noch nicht? Ich denke, Ja.
Leitenden. Sie haben mich ja abgerufen und
 da habe ich in der Eile vergesssen.
Frau von F. Dann so thue es gleich und sich
 zu, daß Du den Bedienten sprichst. Ich will wohl mit
 meinem biegen Künste vollends fertig werden. Es
 liegt doch alles in der Kammer beisammen?

Leitenden. Ja, gütliche Frau!
Frau von F. Dann so bleib! (geht in ihr
 Zimmer.)

Leitenden

Frau von E. Zöhrin! Da kennst Du mich
 nen Zauberhahn nicht. Er nahm mich wahrlich
 nicht auf mein Gefähr!

Zottchen. Aber er bekam doch die Gefahr
 und Thierchen von Jugend — Und wenn es nun in
 seinen Augen nicht mehr die Zuneigungsflecken hätte?

Frau von E. Wadchen, wo nimmst Du doch
 alle die Antworten her?

Zottchen. Wohl aus der Liebe zu Thuen: Ich
 bitte Sie um alles in der Welt, gnädige Frau! Folgen
 Sie mir nur ein wenigemahl. Wir geben die Th-

Frau von E. Lassen Sie ihn erst ein Weil-

Zottchen. Er muß es Thuen erst taufendmal! Ich
 säug abbiten und Thuen hoch und theuerzusprechen, daß
 er dergleichen in seinem Leben nicht wieder thun will!

Frau von E. Frau von E. Du hast Du meine Hand!
 (Zottchen nimmt und küßt sie) So gewiß ich meinen Za-
 berhahn nicht mehr liebe, so gewiß will ich ihn vor
 meinen Augen lappen lassen.



Johann. Laß das gut seyn! Ehe wir's uns
versehen, ist er da. Ist er gar verwirrt! Ist
er, mit ihm umzugehen: Nur wenn die gnädige
Frau nicht bald ihr Gutes macht, so sehe ihn der
Gnust mit seiner Melancholie!

Leitden. Mit deiner verwirrten Melancholie!
Johann. Doch, Leitden! Man muß ihn was
zu gute halten. Diesen einzigen Artikel ausgenommen,
ist er der beste Herr von der Welt.

Leitden. Nein, sage ich: Er ist der schlimmste —
Johann. Er! Er! Gnuß kommen wie wieder
auf das vorige Kapitel. Hast du deiner Frau gesagt?

Leitden. Nein!
Johann. Warum denn du nicht?
Leitden. Weil ich nicht wollte.
Johann. Nicht wollte? Aber, Jungfer Leitden,
ober Jungfer Eigensinn: Ich hätte ehnmäßig, du
schonst Du einen geschickten Rath an. Ziehst Du
nicht? Nun will ich es ihm sagen, es werde nun auch, wie
es wollte. Der Anfang muß gemacht seyn!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und der Herr von Taubenhayn

(im Schlafrock.)

Der Herr von Taubenhayn kommt aus seinem Zimmer,
eben da Johann herein treten will. Sobald ihn Zeit-
chen erblickt, läuft sie eilig fort und nach der Treppe.

Herr von T. Was willst du?

Johann. (verwirrt) Gnädiger Herr!

Herr von T. Was ist dir?

Gebeueter Aufferst.

Errechen allein.

Was für eine Frau; Wie gelassen; Wie groß;
 müßig; Ich fühle es, um wie viel schlechter
 ich bin; Nur Er; Nicht einen Finger verdienet
 er von ihr; Gatte sie ein ander, er dargere sich, daß
 die Zeit nicht um Geld sei wider, damit er sie bei ihr
 zubringen könne: Und dieser Zauberspruch versteinere
 sie — bringe sie, wer weiß wo, wer weiß, mit wem zu;
 Ein Wunder, daß er mit meinem Johanne nicht auch anger
 hat; Noch scheint er gut; Er dachte doch an mich —

Achter Aufferst.
 Errechen und Johann.

Errechen. Ja, Komme Du?

Errechen. Er!
 Errechen. Nun?
 Johann. Mein Herz brennt!
 Errechen. Ist er aus dem Orte?
 Johann. Ja.
 Errechen. Hast Du ihm gesagt?
 Johann. Und warum nicht?
 Errechen. Er hat mich bitten fortgehen: Er
 will allein sein. Das ist bei ihm sehr gewöhnlich;
 Errechen. Lügner! Erappe ich Dich nun? Du
 sagst ja wohl, Du hättest ihm in Werth seinen Namen
 genügt von der Seite gehen dürfen?

Johann.

Herr von E. Nun so mag ich wohl selbst schlaf-
trunken sein: Mir ist, als hörte ich im Traume,
sprachst Du nicht von einer Frau von Laubhagen?

Johann. Ja, von Ihrer Frau Gemahlin!

Herr von E. Nicht von der; Ich habe keine!

Johann. Uns stimmte willen! O mein ar-
mer Herr! Mein armer Herr; Der Stimmtel sey Ihr

nein guthabig!

H. v. E. Dir auch, Johann; Undeigert, als mit-

Johann. Ach, ich bitte Sie, mein lieber guthab-

ger Herr; befehlen Sie sich; Ich thue nicht wohl!

Herr von E. Mein!

Johann. Haben Sie Kopfschmerzen?

Herr von E. Mein!

Johann. Aber Sie kennen mich doch noch?

Herr von E. Schurke! Was denkst Du?

Stellst Du mich für verrückt?

Johann. Nein, Nein!

Herr von E. Sage Ja und rede die Wahrheit!

Johann. Aber, mein Stimmtel! Sie sagten ja,

Sie hätten keine Gemahlin. Wie kann man da anders —

Herr von E. Höre, Johann; Warte wohl auf!

Wenn Dich jemand fragt, ob ich eine Gemahlin habe,

so sage Du nur Ja, ich hätte keine: Sage, Du bist erst

es aus meinem Munde gehört! Und denke nicht, daß

ich das in der Kaseren sage — Kommi; Höre zu! Ich

will philosophiren: Lieber die Gerechtigkeit Gottes,

über die Verbesserung, über die Gütlichkeit — Aber

Auflst. d. unsch. St.

E

über



Johann. Undogter Herr!

Herr von E. Aber lies dort?

Johann. Undogter Herr!

H. v. E. Undogter Diener! Wollen sie antworten?

Johann. Ja, gndogter Herr!

Herr von E. Wer ist da?

Johann. Die Frau von Zaubersohn.

Herr von E. Wer?

Johann. Wie ich Ihnen sage.

Herr von E. Armer Zuse! Du bist noch

schlaftrunnen. Geh, lege dich noch eine Stunde zu R.

Johann. Wem, gndogter Herr! Ich bin so

munter, wie Sie selbst.

H. v. E. Das ist wenig genug! Geh, lege dich!

Johann. Aber, gndogter Herr! Die Frau von

Zaubersohn, unsre gndogte Frau ist wahr und wahr

haftig hier.

Herr von E. Laß das Schwören, bleiben,

Zurück! Du weißt, ich kann es nicht leiden.

Johann. Aber muß ich nicht, gndogter Herr!

Sie glauben mirs ja sonst nicht.

H. v. E. Was zum Henker soll ich dir denn glauben?

Johann. Das die gndogte Frau hier ist, daß sie

hier in diesem Zimmer logirt, daß ich diesen Ringen

will mit zortzehen gesprochen habe, daß ich die gndogte

Frau halb todt um Sie gndogt hat —

Herr von E. Johann! Recht! Du das wackerlich?

Johann. Wackerlich.

Johann. Und worhin wollte sie Eisen fressen? Da war kein Schimpfwort arg genug, was mein armer Herr nicht verdient hatte.

Zottchen. Ach, ich wills gern nicht mehr thun! Sage mir nur, was ich anfangs — Zur guldigen Frau darf ich so nicht kommen, sonst ist sie des Todes! Johann. Siehst Du? Sagte ichs nicht gleich anfangs: Mein Herr ist eifersüchtig!

Zottchen. Ach, das ist ein erschrecklicher Mensch! Welche Frau fuhrt in die Erde, wenn er sie so gähnig anredet! Ich bitte Dich, Johann, schaffe ihn nur fort — wenigstens aus unser Nachbarhaft.

Johann. Nicht von der Stelle! Aber ich so gemacht hat, mag ihn auch nun so sehen und sprechen. Zottchen. Ich schwebte Dir zu: Meine Frau ist so unschuldig daran, wie die Sonne am Himmel.

Johann. Deine Frau? Das glaube Dir ein anderer und nicht ich. Höre! Du wohnst, was er sagte? „Ich habe keine“ ha, es war, als ob mich der Willkürte, als er das sagte.

Zottchen. Ach, das sagte er in der Melancholie! Johann. Ja, da, worin sich es einmahl über das andre, mit seiner bunten Melancholie! Und nun danke! Du dem Himmel, wenn es nichts weiter wird, als das.

Zottchen. Höre, Johann! Ich muß das Auser sie versuchen. Ich muß mit ihm selbst reden, ehe meine arme Frau dazu kommt. Aber nur Herz bitte!

über Du willst! Nur nicht über die Treue der Weib-
 liche! Und Du sollst sehen: Also taufend Weibliche die
 Deine gebrochen haben, da will ich spazieren gehen! Lege
 mir Fragen vor, Johann! Rechte schwere! Ich will sie
 Dir mit einem Worte beantworten. Frage: Wer ist
 der Ungläubigste? Ich: Wer ist der Bessere? Ich:
 Aber hatte einen Zweifel im Hirne und war doch so bummel-
 und gläubte, es wäre ein Engel? Ich: Siehst Du, sa-
 rer solche stilkte Fragen löse ich Dir spielend auf. Nun
 glaubst Du noch, daß ich nicht rase! Nur, so rase, was ich
 Dir gesagt habe. (geht in sein Zimmer ab.)

Zweiter Auftritt.

Johann und Zortchen.

Johann. Günter Himmel! Wie doch wehmen
 Jäten seinen Wustland wieder! —

Zortchen. (kommt sitzend und bebend von der Treppe
 auf den Saal) Johann!

Johann. (ohne es zu hören) Und regiere ich,
 daß er sich nicht ein Leids ansetzt!

Zortchen. Lieber Johann!

Johann. Geh mit aus den Augen! Du und
 Deine Frau, ihr habt meinen Jäten um seinen Wer-

stand gebracht. Das werde ich echnacht schwer zu ver-
 antworten haben.

Zortchen. Ach, lieber Johann! Sey nur stille —

Du siehst, wie ich sitze und bebe — Ich bin so er-
 schrocken, daß ich kein Wort zu halten kann.

Johann.

Johann. Verruppeln, gütlicher Herr! Ich

formte noch von Sonnen —

Herr von E. Ja Dir das Wort so zuwider?
Dann laßst Du nicht zum Trauflin.

Johann. Gütlicher Herr! Ich beschwöre Sie
bei Ihrer Ehre —

Herr von E. Nicht gespoirt! Wenn ich sel-
ne mehr habe, so ist es nicht meine Schale.

Johann. Nun so beschwöre ich Sie bei dem
Grame, der Ihre arme Seele hung so zerföhrt —

Herr von E. N — b! Das ist ein Schwur!

Er seht mit mein Herr um!

Johann. Entsetzen Sie mir, gütlicher Herr!
Was Ihnen fehlt? Ich kann es nicht länger mit an-
sehen, daß Sie sich wie ein armer Mann quälen: Ich

muß Ihnen helfen, sonst bin ich nicht werth, daß ich
einen Willen Drobt bei Ihnen esse.

Herr von E. Kannst Du Liebe aufzuerstzen?

Johann. Mein!

Herr von E. Kannst Du Eiden, beedmaßt so
vir, wie Du selbst, mit Eiamm und Absurzel aus der

Erde reissen?

Johann. Mein!

Herr v. E. So kannst Du mir auch nicht helfen!
Johann. Ach, gütlicher Herr! Sie helfen sich
Ihr Unglück allzugroß vor!

Herr von E. Drenne mit ein größeres, Johann!
Johann. Ich kenne ja das Thierge nicht.

Johann. O Du brauchst nur die Stelle von
Deiner vorigen Aussage!

Leisten. Nun ich will es wagen! (Er geht nach
dem Zimmer des Herrn von Taubenhayn zu und blickt auf
das erste Geradenstücken.) Ja, er kommt!
(Er läuft wieder fort und nach der Treppe.)

Erster Auftritt.

Johann und der Herr von Taubenhayn.

(In abgängerischer Bewegung.)

Herr von Taubenhayn. Was ist fort gekommen?
Johann. Wohin denn, gnädiger Herr?

Herr von Taubenhayn. Fort! von hier!

Johann. Ohne die gnädige Frau zu sprechen?

Herr von Taubenhayn. Wie viel hat sie Dir gegeben?

Johann. Mir, gnädiger Herr?

Herr von Taubenhayn. Du hast einen schlimmen Handel
zu verhandeln.

Johann. Ich weiß nicht, was Sie sagen!

Herr von Taubenhayn. Desse schäme ich mich! denn ich weiß
es auf ein Haar, was Du sagst und gefagst hast und sagest

weiter. Zum Beispiel; worin sagst Du, es wäre eine
gewisse Frau von Taubenhayn hier? Nicht wahr?

Johann. Ja, gnädiger Herr! Und das ist so
gewiß und wahrhaftig wahr, als Sie der Herr von
Taubenhayn sind. Herr von Taubenhayn. Und mit dieser Frau von Taubenhayn
begehst Du mich in Verlegenheit?

warum thun Ihre Günstigkeit Sie ist: wenn Sie die
gütliche Frau niemals geliebt haben — Auf meinen Namen
(Sie läßt auf die Seite.)

Herr von E. Ich ich b. Sie Sie, wenn Sie
Ihre Günstigkeit Sie ist: wenn Sie die gütliche
Frau niemals für Sie und gute Worte einen solchen
Bauerer hinter dem Thüre weg und in ihr Zimmer
praktisch hat — (Alle sprechen auf einen Augenblick hin)
— Und Sie verheirathet? (Der Herr von Zaubenban
spricht sich ganz leise zu ihm und geht auf sein Zaubenban)
Gottmann. Sie auf, vor sich; Ich kann Sie
nicht länger sehen.

Zottchen. Mann, Johann; Kommen und Sie mit mir,
daß der allmächtige Gott unsern Herrn wieder herstellt;
Herr von E. Geduldige Stunden; Sie
für Sie selbst; Sie, daß Sie der Himmel Ihnen
Sünden verzeiht —
Zottchen. (Spricht auf) Was für Sünden,
gütlicher Herr; Was habe ich getan?
Herr von E. (Spricht) O nichts; Du hast
nur ein böses Gerede hören.

Zottchen. Woher Gott! Ich?
Hr. v. E. Du bist nur die Kuppelerin — Noch in
viel; Du bist nur die Kuppelerin gewesen; Aber nichts.
Zottchen. (mit einem Ruffe) Johann; — Und
biger Herr; — Wein; — Ich kenne Sie vor Augen!
— Gütlicher Herr; — Verzeihen; Verzeihen;
Herr von E. Das bin ich;
Zottchen. Geduldige, Geduldige, Geduldige
Sind

Herr von E. Stun sieh; Wenn Du eine Weile
 hältst. — Du hältst Dein ganz Vermögen darum
 gegeben — Dein ganzes Herz hängt daran: Und Du
 kauft an einem Heube, Dich am Heubste Deines Heu-
 weds zu ergötzen; und schickst. Diese Weile in
 schwarzen Schiefer verpackt: Wie würde Dir zu
 Heubste sein?

Johann, Ich verleihe Dir so bald und fast,
 schickst Dir. Das würde freilich viel Angst;
 Aber — der Angstlichkeit wegen — wenn mit das des
 Heubdes begreuet wäre, so hätte ich des Heubdes noch
 noch einmahl darnach gesehen.

Herr von E. Unglücklich, was sagst Du?
 Johann, Mich, als was ich gesehen haben
 wurde. Ich hätte lieber meinen Augen nicht getraut; Es
 und des Heubdes kann man nicht fassen; Und
 Herr von E. Kann man: Ich aber ich konnte
 nicht: Ich sah am Heubde so deutlich, als am Willde —
 Ja, mein Herz schwillt; Wenn ich das in Gedanken
 wiedersehe.

Zwölfter Auftritt.
 Die Vorigen und Lorchsen.
 Lorchsen, (Sie thut mit einem weinend von der Treppe her)
 Ich, gnädiger Herr!
 Herr von E. Was ist das? — Ja, ein
 Astobell in einem Absterbe!
 Lorchsen, Gnädiger Herr! Ich bitte Sie,
 weichen

sind Sie! Welcher böse Geist hat Ihnen diese entsetzlichen Lügen gesagt?

Herr von T. Wer? Meine Augen und mein Verstand.

Lottchen. Falsch! Falsch! Alles grundfalsch und erlogen! Meine Frau ist unschuldig! Ich bin unschuldig! Wir alle sind unschuldig! Lassen Sie sich zu Rechte weisen! Johann, sage es ihm! Wir sind unschuldig! Ach meine arme Frau! Meine arme Frau! Es kostet ihr das Leben!

Herr v. T. So sey Gott Ihrer Seele gnädig!

Lottchen. Ach, gnädiger Herr! Besinnen Sie sich! Schonen Sie Ihrer armen, unglücklichen Gemahlin —

Herr von T. Das werde ich! Sie soll keinen Vorwurf aus meinem Munde hören! Meine Schreibtafel mag reden — Hier, hier (er klopft auf seine Tasche) liegt Verbrechen, Schande und Ehescheidung, alles beisammen.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen und die Frau von Taubenhayn
(in vollem Staate.)

Frau von T. (indem sie aus ihrem Zimmer kommt)
Mädchen, wie lange bleibst Du denn? (Indem erblickt sie den Herrn von Taubenhayn, bleibt einen Augenblick unbeweglich stehen, sieht einen nach dem andern an und spricht in einer freudigen Verwirrung) O Himmel! — Lottchen — Halte mich! — Die Fremde — Taubenhayn! Mein Taubenhayn! Bist Du da? O mein
lieb,

liebster, liebster Taubenhayn! (Sie will ihn umarmen: Er tritt zurück. Sie versucht es noch einmahl: Er tritt noch weiter zurück. Sie versucht es zum drittenmahl: Er stoßt sie verächtlich zurück.)

Herr von T. Weg, Madame!

Frau von T. (äusserst bestürzt) Lottchen! was hast Du angerichtet? Das ist ja nicht mein Taubenhayn!

Lottchen. (weinend) Ja, leider! ist er es.

Frau von T. (sieht ihren Gemahl aufmerksam an) Ja! Er ist es, er ist es! Nun kenne ich ihn! Aber — er kennt mich nicht mehr — Oder will mich nicht kennen, der kleine Bösewicht! — Ja, Ja, so ist's! — Aber er soll mich bald kennen lernen — (Sie stellt sich in einiger Entfernung gegen ihn über und spricht mit der äussersten Zärtlichkeit) Mein Taubenhayn! (Er schlägt die Augen nieder und giebt keine Antwort. Sie tritt näher und spricht mit eben der Zärtlichkeit) Mein verlobter, mein wiedergefundener Gemahl! (Sie will ihn nochmals umarmen: er stoßt sie aber noch härter von sich.)

Herr von T. Weg, Madame, sage ich Ihnen!

Frau von T. [erschrocken] Ihnen? Ihnen? Was soll das bedeuten? Sind wir so unbekannt?

Herr von T. Wir sind es geworden und wollen es bald noch mehr werden.

Frau von T. Lottchen! Ach, Lottchen!

Lottchen. Herr von Taubenhayn! Ich beschwöre Sie bei den Strafgerichten Gottes —

Herr von T. Die euch treffen werden!

Lottchen. Schonen Sie die gnädige Frau! Und weichen Sie Ihren entsetzlichen Verdacht! Fran

Herr v. E. Ha — Was sagst Du von Verdachte?
 Herr von E. O über die Mochen, die sich weiß
 waschen wollen!

Frau von E. Mein Taubenhayn hat mich in
 Verdachte? Schrecklich! Schrecklich! Aber nein! Er
 kann nicht! Er weiß es! Er muß es wissen, daß ich
 nur einen lieben kann.

Herr von E. (höhnisch) Nur einen? Doch
 ja! Nur einen! Nur Schade, daß ich nicht das Glück
 gehabt habe, dieser Eine zu seyn.

Frau von E. Was sagt mein Taubenhayn?
 Ich weiß nicht! Ich verstehe nicht! Meine Gedan-
 ken vergehen mir!

Lottchen. (führt ihre Frau auf einen Stuhl)
 Ach, gnädige Frau! Ihr Gemahl hat Sie in einem
 schrecklichen Verdachte. Sie sollen ihm untreu seyn —
 Ach ich kann es nicht heraus sagen.

Frau v. E. Sage es! Den Augenblick sage es!

Lottchen. Sie sollen — Ach, Sie sollen —
 Es ist unerhört! — Die Ehe — gebrochen haben.

Frau von E. (steht plötzlich auf) Entsetzlich! Und
 das hat mein Taubenhayn gesagt? (Sie geht auf ihn zu)
 Das hast Du gesagt? Du? Du?

Herr von E. Dum Vergebung, daß ich schwarz
 schwarz genannt habe.

Frau von E. (gerührt) Armer, unglücklicher
 Mann? Und wie lange hast Du Dich mit diesem grau-
 samen Verdachte gequält?

Herr

Herr von E. Madame! Einmahl für Alle
mahl: Ich heiße nicht mehr Du. |

Frau von E. (standhaft) Gut, ich gehorche.
Also, mein Herr von Taubenhayn! Sie sind doch ein
Mann von Ehre —

Herr von E. Gewesen! Ja! Izt bin ich ein
Mann von Schande —

Frau von E. Nun so lieben Sie doch gewiß
Recht und Billigkeit!

Herr von E. Recht und Billigkeit sind schöne
Dinge! Bald, bald werde ich sie ausüben.

Frau von E. Gut, so werden Sie auch keine
Schwierigkeiten machen, mir einige geringe Fragen zu
beantworten.

Hr. v. E. Meine Zunge ist heute sehr schwer! —

Frau v. E. (bittend) Gleichwohl!

Herr v. E. O ich habe einen Dollmetscher bei
mir! Der kann ein schlafendes Gewissen in einem Huh
aufwecken —

Frau von E. Wie lange ist es, daß Sie gegen
Ihre Gemahlin diesen grausamen Verdacht hegen?

Herr von E. (Er zieht seine Schreibtasel hervor)
Hm! Das wären erst acht Wochen? Ich dachte, es
müßten acht Jahre her seyn.

Hr. v. E. [schmeichelnd] Ich bitte um Antwort!

Hr. v. E. Soll ich? — Soll ich? — Nun da!
[Er zieht ein geschriebenes Blat aus seiner Schreibtasel, giebt
es der Frau von Taubenhayn, die es annimmt, und stellt sich
in einiger Entfernung von ihr, um sie zu beobachten.]

Frau

Frau von E. [liest mit beklommenem Herzen]
 „Es war Abends um 8 Uhr, als mein Teufel vom Weibe,
 — [erschrocken für sich] Großer Gott! Ich ein Teufel
 vom Weibe — [sie liest weiter] „wegen vorgeblicher
 Kopfschmerzen sich zu Bette begab. Sie wußte, daß
 ich ihr vor elf Uhr nicht nachkommen konnte und das
 machte sie sich trefflich zu Ruhe, ihre thierischen Begleri-
 den zu stillen.“ [sie läßt vor Schrecken das Papier fallen]
 Ach Gott!

Herr von E. Ha! Es wirkt! — Mädchen, her-
 be das Papier auf und ließ weiter!

Lottchen. Ach, ich kann nicht!

Herr von E. Gehorche!

Lottchen. [Sie hebt das Blatt auf und liest]
 „zu stillen. Das Kammerlädgen hatte sich auch
 weggeschlichen, um den saubern Herrn Galan herbei-
 zuführen.“ [Sie wirft das Papier weg und schreit] O
 Himmel! Welche entsetzliche Verleumdung!

Herr v. E. Heb auf, Johann! und ließ weiter!

Johann, Gnädiger Herr! Ich bitte —

Herr von E. Und ich befehle!

Johann. [Er hebt das Blatt auf und liest]
 Ich kam endlich. Ich legte mich zu Bette. Sie
 stellte sich, als ob sie schlief. Ich ließ sie schlafen,
 ob ich gleich selbst kein Auge zuthun konnte. Etwa
 eine halbe Stunde darauf hörte ich hinter ihrem Bette
 ein Geräusch. Ich fuhr auf: Da war es wieder still.
 Bald darauf ranschte es wieder — Ich blieb ruhig
 liegen,

liegen, um zu sehen, was daraus werden wollte. Da kroch ein schlechtgekleideter Bauerlümme! hinter ihrem Bette hervor, schlich sich stillschweigend auf den Zehen an die Thüre, machte sie ohne das geringste Geräusch auf und ging weg. Ich lag eine gute Zeit auf meinem Bette wie angedönnert und hatte weder Gedanken noch Sinnen. Endlich stand ich auf und ging in mein Zimmer. Wohl zehnmal nahm ich mir vor, meine Wuth im Blute der Ehebrecherin zu kühlen: aber eine geheime Macht hielt meinen Arm zurück. Sie verlassen —

Herr von E. [zu Johann] Schweig! Das kann ich nur allein sagen. „Sie verlassen war auch edler! Erst zu kaltem Blute kommen und mich dann von ihr scheiden lassen! Und nun, schändliches Weib! Weg mit Dir! An meiner Seite sollst Du nie wieder liegen.“ [Er steckt das Blatt ein.]

Frau von E. Mein Taubenhahn!

Herr von E. Weg mit Dir!

Frau von E. Mein Taubenhahn!

Herr von E. Weg, weg mit Dir!

Frau von E. Ich bin unschuldig!

Herr von E. Vosshafte Lügnerin!

Frau von E. Ich bin unschuldig! Erwarten Sie nicht, daß ich meine Unschuld mit Schwüren vertheidige. Sie würden mir doch nicht glauben und sich nur noch mehr versündigen. Das Einzige widerhole ich Ihnen: Ich bin unschuldig, und Gott der Allmächtige

Allmächtige wird meine Unschuld an den Tag bringen. Sie wollen sich von mir scheiden lassen? Gut, ich spreche Sie von allen Pflichten los, die Sie mir als Gemahl schuldig sind. Leben Sie wohl! Ich will Tag und Nacht für Sie beten, daß es Ihnen wohl geht. Kommi, Lottchen! Wir wollen gehen!

Lottchen. Ach, wohin denn?

Frau von E. In unser Zimmer. Wir wollen gleich zu unsrer Abreise Anstalt machen. Ich bin nun Wittwe, Lottchen, und ich will nach meinem Wittwenfize. Du sollst bis an meinen Tod bei mir bleiben und mir die Stelle meines verlobten Gemahls ersetzen. Du sollst mir die Augen zudrücken und meine Erbin seyn. (zum Herrn von Taubenhayn) Leben Sie wohl! Ewig wohl! (Die Frau von Taubenhayn geht mit Lottchen in ihr Zimmer.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Herr von Taubenhayn und Johann.

Herr von E. (sieht seiner Gemahlin nach; Nach einem kleinen Stillstehigen) Johann!

Johann. Gnädiger Herr!

Herr von E. Wo bin ich?

Johann. Bei mir, gnädiger Herr!

Herr von E. Bist Du auch in der Hölle?

Johann. O ich möchte blutige Thränen weinen!

Herr von E. Ich bin darinnen. Du weißt doch, was die Hölle ist?

Johann. Ja, gnädiger Herr!

Herr

Herr von T. Ein Ort der Qual: Nicht wahr?
 Sieh, hier ist dieser Ort! (er schlägt auf seine Brust)
 Es pecht! Es brennt! Es nagt! Ach!

Johann. O könnte ich Ihnen helfen! Mit
 meinem Blute —

H. v. T. Sage: Ist meine Frau unschuldig?

Johann. Wie soll ich das wissen!

Herr von T. Ja, oder Nein!

Johann. Fast muß ich es glauben.

Herr von T. Ha, schon zwei Zeugen ihrer Un-
 schuld! Du und noch einer, der mir unsichtbar in die
 Seele ruft: Aber tödtet mich erst und macht mich
 wieder lebendig! Nehmt mir meinen Verstand und
 Sinne, und gebt mir andre! Reißet erst diese felsen-
 feste Ueberzeugung von ihrer Untreue aus meinem Her-
 zen: dann will ich euch glauben!

Johann. Denken Sie nur nicht mehr daran!

Herr von T. Nicht mehr? Ha, ich will dens-
 ken, bis mir meine Nerven springen. Eins von beiden
 muß heraus! Entweder: Sie ärger, als die ganze Hölle:
 Oder ich — unsinniger und blinder und dümmer, als —
 O ich weiß selbst nicht! — Wo ist die Thüre?

Johann. Hier gnädiger Herr!

Herr v. T. Laß mich allein! [geht in sein Zimmer.]

Fünfzehnter Auftritt.

Johann allein; Hernach Marthe und Walther.

Johann. Das sey Gott im Himmel geslagt! Mein
 Herr unglücklich! Meine Frau unglücklich! Mein
 letz-



lottchen unglücklich! Ich unglücklich! Nein, das ist zu arg!
[Er geht nach dem Hintergrunde des Saales und wirft sich auf
einen Stuhl] Ach, wer doch nur auf einen einzigen Augenblick allwissend wäre!

Marthe. (Sie kommt in ihrer Sonntagskleidung
mit dem Morgenbrodte in der Hand die Treppe hurtig herauf)
Husch war ich fort! Daß ich nicht ein Narr wäre und
mich von dem alten Hasenfusse noch lange begaffen liesse!

Walther. [läuft und schreit die Treppe herauf]

Marthe! Marthe! I Du Blirmarthe, Du, Du!

Marthe. Daß dich der Gukuk! Da ist er doch!

Walther. Marthe, was unterstehst Du Dich,
ohne meine Erlaubniß fortzulaufen? Gebühret und
geziemt sich das? He?

Marthe. [ärgerlich] I!

Walther. Was habe ich Dir befohlen? Habe
ich Dir nicht gesagt, Du sollst erst zu mir kommen, damit
ich sehe, ob auch alles recht sitzt? Ist das wohl angezogen,
wie es sich gebühret und geziemt? Wie sitzt das Halsstuch?
Wie sitzt die Mütze? Hättest Du Dir nicht die Kappe mit
den silbernen Spizen aufsetzen können? Mensch, Du drs
gerst mich noch zu Tode! Geh mir gleich herunter und
setz Dir die Kappe mit den silbernen Spizen auf!

Marthe. Je, die liegt ja in dem Hinterhause
auf der Kammer!

Walther. Sie mag liegen, wo sie will! Ge-
nung, so gebühret und geziemt sichs. Setz sie gleich auf:
Sonst will ich Dir geben, was Dir gebühret und geziemt!

Marthe. [setzt das Morgenbrod trozig auf den Tisch]
Pots Narren und kein Ende! [geht ab.]

Wal-

Walth. (er erblickt Johann) Eh, sieh da, Herr Kammerdiener! Schönen guten Morgen! Wohl geschlafen, ist mir's lieb zu vernehmen. Ich bitte nur nicht übel zu deuten, daß ich meiner Marthe —

Johann. Was ist das für eine Marthe?

Walth. Es ist meine Magd. Wie so?

Johann. Ihre Stimme ist mir bekannt. Wo mir recht ist, muß sie bei uns gedient haben.

Walth. Das wäre! Und das ungeschickte Mensch versteht noch nicht besser, was sich gebührt und geziemt.

Johann. Wie lange ist sie denn bei ihm?

Walth. Ja, das kann ich nicht sagen — Ich will gleich im Kalender zusehen! Da steht mit rother Dinte angeschrieben. Denn das ist meine Ordnung so, Herr Kammerdiener! Wenn ich ein Gesunde miethe, so schreibe ichs mit rother Dinte an und wenn ich ihm den Abschied gebe, mit schwarzer.

Johann. Je, meinetwegen mit blauer! Was geht das mich an?

Walth. Nu, nu, ich bitte nicht übel zu deuten. Ich bin doch nicht etwann in Ungnade —

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen und der Herr von Taubenhayn.

Herr von T. Johann!

Walth. Unterthänigster Knecht und Diener!

Herr von T. Ist er es Herr Wirth? Mache er gleich meine Rechnung: Ich will fort!

Lustsp. d. unsch. Fr.

D

Wal

Waltther. (erschrocken) Ach, ich bin verlorren! Ich bin ein unglücklicher, geschlagener Mensch! O haben Sie Gnade mit mir! Ich bin nicht Schuld! Marthe ist an allem Schuld. Ich habe es dem Menschen zehn, zwanzigmal gesagt: Ich, so mache doch, daß der Kaffee fertig wird! Aber sie trödelte immer in eins weg. Lassen Sie michs und meinen Gasthof nicht entgelten, gnädiger Herr! Ich will Ihnen meine Marthe auslefern. Sie mögen mit ihr machen, was sie wollen: Und wenn Sie ihr 50 Prügel geben lassen, es soll kein Hahn über sie krähen.

Herr von T. Herr Wirth! Ist ihm seine Narrenheit sell?

Waltther. Ich kann es Ihnen nicht verdenken, gnädiger Herr! wenn sie mich für einen Narren schelten: aber ich schwöre es Ihnen hoch und thuer, daß bloß Marthe.

Herr von T. Nein, Nein! In allem Ernste — Ich wollte ihm gleich zehn, zwanzig Pistolen dafür geben! Ein Narr zu seyn, wäre hund eine grosse Glückseligkeit für mich.

Johann. Herr Wirth! (er zeigt mit dem Finger auf die Treppe)

Waltther. (stotternd) Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Herr v. T. Geh er und mache er die Rechnung!

Waltther. Ja, gnädiger Herr! Ich will gern gehen, wenn nur Ihre Gnaden nicht auf meine Wenigkeit ungefallen wären.

Herr

Herr von E. Nicht auf ihn! Auf eine andre!

Walther. Aha! Auf Marthen, auf Marthen!

Herr von E. Meine Frau hieß nicht Marthe!

Walther. Aber mein gottloses Mensch, meine Magd heißt Marthe! Ich will sie Ihnen den Augens-
blick holen — Sie soll es Ihnen süßfällig abbitten.

Johann. Gnädiger Herr! Befehlen Sie, daß ich ihn forschaffen soll?

Herr von E. (ernsthaft) In seinem eignen Hause? (drohend) Bursche! (zu Walthern) Thue er mit den Gefallen und mache er die Rechnung gleich.

Walther. (vergnügt) Ah, nun sehe ich, daß Sie keine Ungnade wegen des Kaffees auf mich und meine Wenigkeit geworfen haben. Ich darf also auch nicht befürchten, daß Ihre Gnaden mich und meinen schlechten Gasthof in übeln Ruf bringen werden, gleichsam, als wüßte unser einer nicht, was sich gebührt und geziemt.

Herr von E. (herablassend) Gar nicht!

Walther. Nun so hat alles seine Richtigkeit: Denn eine iede Herrschaft kann ihr Geld verzehren, wo sie will und es gebührt und geziemt sich nicht, jemanden aufzuhalten. Ich weiß wohl, es giebt Gastwirthe, die ihre Gäste halb mit Gewalt zurückhalten: Aber das sind dumme Kerls, die nicht den Gukuf verstehen, was sich gebührt und geziemt.

Herr von E. Ganz recht!

Walther. Nun so will ich mich nur gleich ans

Werk machen. Untertänigster Knecht und Diener derweile! (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen.

Herr von T. Hast Du gesehen, wie ichs machte?
Johann. Ja, gnädiger Herr!

Herr von T. Nun wie?

Johann. Sie schickten sich in seine Narrheit.

Herr von T. Gut! das thue bei dem nächsten Narren, mit dem Du zu thun hast, auch! Hier hast Du Geld! Komm mit dem Wagen nach! Ich gehe voran.

Johann. Zu Füsse, gnädiger Herr?

Herr von T. Ja, wie es sich für mich schickt.

Johann. Für Sie schickt?

Herr v. T. Wer nicht weiß, ob er seinen Verstand verlohren hat, oder nicht, muß in keiner Kutsche fahren.

Johann. Wollten Sie denn gar nichts an die gnädige Frau bestellen?

Herr von T. Nein! — Doch Ja! Du kannst ihr sagen, wir hätten uns zum letztenmale gesprochen!

Johann. (gerührt) Zum letztenmale! Ach die arme gnädige Frau!

Herr von T. Schürke! Mache einen Unsinnigen nicht rasend!

Joh. Ach nein, gnädiger Herr! Aber — Machen Sie, mit mir was Sie wollen: Das kann ich ihr nicht sagen!

Herr von T. So will ich es ihr sagen!

Johann. (bittend) O mein lieber gnädiger Herr!

Herr! Könnten — oder wollten Sie ihr lieber sagen, daß sie ihr — vergäßen!

Herr von E. Vergeben? — Nun Ja! Ich will es ihr sagen — w-il Dns so haben willst!
(Geht ins Zimmer der Frau von Taubenhayn.)

Achtzehnter Auftritt.

Johann und Marthe.

Johann (allein) O wenn er es thäte! Wenn er es thäte!

Marthe. (kommt von der Treppe) Was tausend! Je das ist ja wohl gar Herr Johann. Nun'ist's richtig! Die gnädige Frau ist da! — Schönen guten Morgen, Herr Johann! Nun wie gehes denn noch? Ist er denn noch hübsch frisch und gesund? Hoho, was sieht er mich denn so groß an? Kennt er mich denn nicht mehr? Ich bin ja Marthe! O ich weiß noch die liebe Zeit, wo ich ihm manchen Kaffee gekocht habe.

Johann. Wie Gukul kommst denn Du hieher?

Marthe. J. wie komme ich her? Wies dem Gefinde immer geht. Ich diene izund bei Herr Walthern.

Johann. Wie lange ist das her?

Marthe. Seit dem er mit dem gnädigen Herrn weggereist ist. Aber Herr Johann! Was fehlt ihm denn? Warum sieht er denn so grämisch aus? Er war ja sonst immer so freundlich und so aufgeräumt — J. das Gott erbarm! Er seufzt ja gar. Was fehlt ihm denn? Was ist ihm denn widerfahren?

Johann. Ach, mir fehlt nichts: Aber mein Herr und meine Frau —

Mar



Marthe. Nun was ist denn das?

Johann. Das darf ich Dir nicht sagen.

Marthe. Was wird er mirs nicht sagen können! Ich dachte, das sollte er noch von alten Zeiten her wissen, daß ich nichts ausklatsche. Sag ers immer!

Johann. Mein Herr will sich von seiner Frau scheiden lassen!

Marthe. Das wäre entsetzlich! Iweswegen denn?

Johann. Er hat sie im Verdachte —

Marthe. Nimmermehr! Er wird ja nicht toll seyn!

Johann. Ja, wenn ers nur, leider, nicht mit Augen gesehen hätte!

Marthe. Das ist erstaunend!

Johann. Nicht anders! Er hat hinter seiner Frauen Bette einen Kerl gesehen.

Marthe. (höchst erschrocken) Ach, der Himmel sey mir gnädig! Ich bin verlohren! Ich bin verlohren! Ach, lieber Herr Johann! Nehme er sich meiner an: Sonst muß ich aufs Zuchthaus. Ich will gern alles gestehn! Hülfe er mir nur, daß ich mit einer gelinden Strafe davon komme. Ich bin an allem Schuld! Ich will mich der gnädigen Frau zu Füßen werfen —

Johann. (ausgelassen freudig) Zucht! Zucht! He! Holla! He! Alle heraus aus dem Zimmer! (er klopft ungesäumt an.)

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Gottchen, die Frau von Taubenhayn und der Herr von Taubenhayn.

Gottchen, (kommt hastig heraus) Was ist denn das?

Mar.

Marthe. (fällt auf die Knie) Ach, gnädige Frau! haben Sie Gnade mit einer armen, unglücklichen Magd!

Lottchen. Himmel! Was soll das bedeuten?

(Sie ruft) Gnädige Frau! Gnädige Frau!

Frau von E. (kommt hurtig heraus) Nun?

Marthe. [kniend] Ach, gnädige Frau! Haben Sie Gnade mit einer armen, unglücklichen Magd!

Frau von E. Marthe, bist Du es?

Marthe. Ach ja, gnädige Frau! [der Herr von Taubenhayn erscheint] Ach, daß Gott! Gnädiger Herr! Erbarmen Sie sich. Ich bin an allem Ihrem Unglücke Schuld: aber erbarmen Sie sich nur und haben Sie Gnade mit mir!

Herr von E. Mensch, was willst Du?

Marthe. Ach, Herr Johann hat mir gesagt, daß Sie sich von der gnädigen Frau wollten scheiden lassen und daß Sie hinter Ihrem Bette einen Kerk gesehen hätten — Ach, haben Sie Gnade mit mir!

Herr von E. [wütend] Den Augenblick gehe es: Was war das für ein Kerk, oder ich massacriere Dich auf der Stelle!

Marthe. Ach gnädiger Herr! Es ist Löffel gewesen.

Herr von E. [böhnisch] Löffel? — Löffel? — Ich gratulire, Madame!

Frau von E. [stolzhaft] Steh auf, Marthe! und erzähle alles haarklein. Es soll Dir nicht das geringste wiederfahren! Sage nur alles, was Du weißt!

Marthe, [steht auf] Ach, gnädige Frau! Sie sind

sind gar zu gut. Ich habe Ihnen so viel Kummer und Herzeleid gemacht —

Frau v. E. Stille davon! Ist sollst Du erzählen.

Marthe. I nun gnädige Frau! Sie werden wohl Töffeln kennen, des alten Drescher Valentins seinen Sohn! Weil ich bei Ihnen auf dem Edelhofe war, da ist er mir immer in eins weg nachgelaufen und hat mich gar nicht mit Friede gelassen, und wie nun unser eines ist, daß man auch gern einmahl seinen eignen Heerd haben will, so habe ich mich endlich mit ihm in ein christliches Eheverlöbniß eingelassen: Und darnach setzte er mir immer zu, daß ich ihn einmahl in meine Schlafkammer sollte kommen lassen, aber ich wollte immer nicht. Das weiß der liebe Himmel, daß ich nicht wollte! Aber wie nun das Zeter-Mannsvolk ist, das läßt nicht nach, man mag sich wehren, wie man will.

Frau von E. Ohne Umschweife, Marthe!

Marthe. Da habe ich mich endlich übertölpeln lassen! Denn unser eines hat ja doch auch Fleisch und Blut, und wir waren ja doch schon so gut, wie Eheleute —

Frau von E. Weiter! Weiter!

Marthe. Ja, Sie können mirs glauben, gnädige Frau! Ich habe Töffeln meine Schlafkammer auf ein Haar beschrieben: Ich dachte, er hätte sie blinklings finden müssen. Ich habe ihm gesagt, ich wüßte Stokwerke, gleich wenn man die Treppe hinauf kommt, rechter Hand: Aber der ungeschickte Kerl der! Hätte ich mir in meinem Leben träumen lassen, daß es nicht wissen würde,

würde, welches das erste oder zweite Stokwerk wäre? Kurzum! Was habe ich zu thun? Ich practicte ihn gegen Abend in die Küche und da muß er so lange Kaz aushalten, bis nach dem Glockenschlage zehne, bis alles auf dem ganzen Edelhofe todt ist: Und darnach läuft der Töpsel in seiner Blindheit ins erste Stokwerk und kommt also unglücklicher Weise in Ihr Schlafzimmer. Sobald er herein ist, merkt er Unrath und will ausziehen: Aber da kommt eben der gnädige Herr und da weiß sich der arme Teufel nicht anders zu rathen und zu helfen, als daß er sich hinter das Bette versteckt. Er hat mirs erzählt, daß er rechte Angst ausgestanden hat. Er hat über eine halbe Stunde gefessen, wie ein armer Sünder und sich nicht gerührt und immer den Athem an sich gehalten. Endlich und endlich, als er bei sich selber denkt: Nun muß doch wohl der gnädige Herr eingeschlafen seyn! So kommt er in aller Stille hinter dem Bette hervor: gekrochen, und macht, daß er nur wieder in die Küche kommt: Und da hat er die ganze, lange Nacht gestoren, wie ein armer Hund und ich habe auch die ganze Nacht vor Angst kein Auge zuthun können; Denn ich dachte immer: Nun wo bleibt denn Töffel? Hernach den folgenden Morgen, da ging die Kateriagd erst recht an: denn ich stand mit dem frühsten auf, und weil ich herunter in die Küche kam, da suchte und wetterte Töffel ganz abscheulich auf mich, daß ich ihn bei der Nase herumgeführt hätte, und er wollte in seinem Leben nichts mehr mit mir zu thun haben. Ja, gnädige Frau! Es hätte nicht viel ge-

sieht, so hätte er mich gar geschlagen: so bitter böse war er. Hernach erzählte er mir denn, wies ihm gegangen wäre, und da bin ich erschrocken, daß ich flugs hätte mögen in die Erde sinken. Ich schlug immer die Hände über dem Kopfe zusammen. Ach es hat mir geahndet, daß da nichts gutes herauskommen würde! Löffel sagte zwar immer: Es hat ja weiter nichts auf sich! Hat mich doch niemand gesehen! Aber ich dachte: Nein! Hier ist nicht gut seyn. Kommt es heraus, so bist Du gellefert: Und kurz und gut, ich nahm in aller Eil meine gebakene Birnen zusammen und lief über alle Berge fort: und da bin ich nun hernach bei Herr Walthern in Dienste gegangen: Und da Sie gestern kamen, gnädige Frau! da sahe ich Sie so halb und halb, und da nahm ich mirs gleich vor, ich wollte es Ihnen sagen, warum ich davon gelaufen wäre, damit Sie nicht etwa dächten, es wäre Diebstahls halber.

Frau von E. Marthe, ist das alles wahr?

Marthe. Ja, gnädige Frau!

Frau von E. Auch gewiß?

Marthe. Ganz gewiß und wahrhaftig, gnädige Frau! Ich kann alle Stunden einen körperlichen Eid darauf schwören und darnach können Sie ja auch Löffel selbst vornehmen, wenn Sie wollen.

Frau von E. Es ist gut, Marthe! Ist kannst Du gehen. Wenn wir Dich nöthig haben, wollen wir Dich wieder rufen lassen.

Marthe. (weinend) Aber, gnädige Frau! wenn ich nur nicht aufs Zuchthaus muß!

Frau

Frau von T. Sey nur ruhig und geh! Es soll Dir nichts widerfahren.

Johann. (zu Marthen) So pake Dich doch nur! Du hörst ja, daß alles gut ist. (Marthe geht ab.)

Zwanzigster und letzter Auftritt.

Die Vorigen und zuletzt Walther.

Frau von T. (mit der äussersten Zärtlichkeit zu Ihrem Gemahle) Mein Taubenhayn! (Er steht wie versteinert und antwortet nicht) Mein Taubenhayn! (Noch keine Antwort) Mein Taubenhayn! Bin ich nun unschuldig? (Der Herr von Taubenhayn fängt an zu taumeln und wird ohnmächtig. Die Frau von Taubenhayn schreyt und hält ihn fest) Ach Himmel! Er stirbt! Er stirbt! Hülf! Hülf! (Lottchen und Johann springen zu, führen ihn nach dem Hintergrunde des Saals auf einen Stuhl; Lottchen giebt ihm etwas zu riechen und wäscht ihm den Schlaf und die Stirne. Die Frau von Taubenhayn ruft:) Mein Taubenhayn! Mein Taubenhayn! Mein Gemahl! Erwache! Erwache!

Lottchen. Machen Sie sich keine Sorge, gnädigste Frau! Es hat keine Gefahr.

Frau von T. Mein Taubenhayn! — — Ha, er regt sich!

Herr von T. (er schlägt die Augen auf, sieht sich allenthalben wild um und spricht mit gedämpfter Stimme) Wo bin ich?

Frau von T. Bei mir bist Du, liebster Gemahl! bei mir und nun immer bei mir.

Herr von T. Lassen Sie mich! [Er versucht auszuschn: sinkt aber wieder auf den Stuhl zurück.]

Frau von T. Mein, Mein Geliebter! Ich lasse Dich nicht! Ich lasse Dich nicht! Here

Herr v. T. Ich muß! — Ich muß! [Er reißt sich von der Frau von Taubenhayn los und steht vom Stühle auf]

Frau von T. [ergreift ihn]. Nimmermehr! Nimmermehr!

Herr von T. [reißt sich wieder los]. Rühren Sie mich nicht an! Ich bin ein Elender! Ein Unglücklicher! Ich bin nicht werth — Hassen Sie mich! Verabscheuen Sie mich! Fluchen Sie mir!

Frau von T. Armer, unglücklicher Mann! Willst Du noch nicht aufhören, Dich zu quälen?

Herr von T. [schlägt sich wüthend vor die Stirne] O ich abscheulicher Bösewicht! — Was habe ich gethan? Was habe ich gethan?

Frau von T. Du tödest dich! — Liebster Gemahl! Ich bitte Dich! Verußige Dich! Ich liebe Dich! Ueber alles! Aber Du mußt mich auch lieben!

Herr von T. Soll ich Sie lieben? Soll ein Teufel einen Engel lieben? O ich Unmensch! Was habe ich gethan? Konnte ich Unsinniger nicht zuvor untersuchen?

Frau von T. Ich bitte! Ich flehe!

Herr von T. Nein! Ich muß fort! Ich bin nicht werth — Ich muß fort! [Er will gehen]

Lottchen. (Sie treten den Herrn von Taubenhayn in Johann. s. den Weg) Ach gnädiger Herr!

Herr von T. Ha, sendt ihr auch da, um meine Qual voll zu machen?

Lottchen. Johann. (zugleich) Mein gnädiger Herr! Wir möchten sie gern erlösen. Lassen Sie sich erbitten?

Frau von T. Mein Taubenhayn! Ich sterbe vor

vor Deinen Augen, wenn Du mich nicht erhörst —
wenn Du mich nicht liebst!

Herr v. T. [blickt seine Gemahlin furchtsam von der
Seite an.]

Frau von T. [freudig] Ach, nun lebe ich wi-
der auf! Mein Taubenhayn blickt mich an!

Herr von T. [bis in das Innerste der Seele gerührt]
Unschuldige! Keine! Englische Seele!

Frau von T. O liebster, liebster Taubenhayn!

Herr von T. Kannst Du wohl einem Ver-
brecher wie ich bin, vergeben?

Frau von T. Ja, liebster Gemahl! Es ist
alles vergessen — Ich denke nicht mehr daran! Du
bist unschuldig! Komm in meine Arme!

Herr von T. Nein, Verehrungswürdige!
Diese Stellung schikt sich für mich besser! [Er läßt sich
auf die Knie]

Frau von T. Steh auf, liebster Taubenhayn!
[Sie reicht ihm beide Hände: Er ergreift sie und sinkt voll
Empfindung mit dem Kopfe darauf] Nein! Nein! Du
sollst aufstehen [sie zieht ihn in die Höhe] und mich in
Deine Arnte — [sie umarmen sich ohne ein Wort zu sagen.]

Johann. [zu Lottchen] O liebes, liebes Lottchen!
Eine solche Umarmung ist unter Brüdern eine halbe
Welt werth!

Lottchen. Sage nur bald eine ganze!

Johann. Recht, Lottchen! Eine Ganze! —
Und diese eine halbe! [Er umarmt Lottchen auch.]

Frau von T. Mein liebster Gemahl! O wie
reich:

reichlich werde ich für mein kurzes Leiden belohnt!
Welche Wonne!

Herr von T. O meine unaussprechlich geliebte
Gemahlin! wie soll ich das Unrecht wieder gut machen —

Frau von T. Durch Liebe, mein Taubenhayn!
Durch Liebe! Ich will heute im Triumph mit Dir nach
Hause fahren und an Deiner Seite die glücklichste auf
Erden seyn!

Herr v. T. [feierlich] So gelobe ich Dir dann
hier vor den Augen Gottes! Mein ganzes Leben — Meine
ganze Seele — Dich weiß selbst nicht — Ich kann nicht —

Frau von T. Ich glaube Dir, mein Taubens-
hayn! Ohne Schwür und Gelübde —

Lottchen. [zum Herrn von Taubenhayn schlichtern]
Gnädiger Herr!

Herr von T. Was willst Du? Lottchen!
Willst Du mir Glück wünschen?

Lottchen. Ja — und Sie um Vergebung bitten!

Herr von T. Weshwegen? Mich?

Lottchen. Ich habe in der Hize allerhand wider
Sie ausgestossen — gegen die gnädige Frau und gegen
Johannen —

Herr von T. Du willst also, daß ich vor
Scham und Reue vergehen soll?

Lottchen. [macht eine tiefe Verbeugung] O
Sie sind die Güte selbst!

Frau von T. [lächelnd] Nun, das war ge-
schwind abgethan! Noch eins von der Art! — Wirst
Du

Du denn auch wohl der ehrlichen Wirths vergeben,
mein lieber Taubenhayn?

Herr v. T. (gerührt) Ob ich ihr vergeben werde?

Frau von T. Gut, so nehme ich sie wieder in
meine Dienste — Aber, mein lieber, wenn Du nur das
geringste dawider hast —

Herr von T. Nein, meine theuerste Gemahlin!
Ihr Anblick wird mich stets an den unglücklichsten und
glücklichsten meiner Tage, an Heute, erinnern.

Walther. (er kommt mit der Rechnung) End-
diger Herr! — Unterschänigster Knecht und Diener,
gnädige Frau! — Gnädiger Herr! Hier bringe ich
die Rechnung!

Herr von T. Gut, Herr Wirth! Unbesehen —
Hier hat er die Bezahlung. Ist er zufrieden?

Walther. O Sie sind die Gütigkeit selber!

Herr von T. Und übers Jahr, Herr Wirth!
kommen wir wieder!

Walther. O Freude über Freude!

Herr von T. [zu seiner Gemahlin] Und wieder-
holen unser heutiges Stük, meine Liebe! Nicht wahr?

Frau von T. Ja, liebster Taubenhayn! Das
wollen wir thun!

Herr von T. Und wollen öffentlich anschlagen
lassen: Wer in dieser Stadt auf seine Gattin eifersüchtig
ist, der komme und sehe, wie ein verblendeter Ehemann —

Frau von T. Schweig! (Sie liebkoset ihm und redet leise)

Johann. (zu Walthern) Und Wathen sage er, daß
sie sich fertig macht. Sie soll mit uns!

Wal-

Walthër. So?

Johann. Die Gnädige Frau wills haben!

Frau von T. Ja, Herr Wirth! Wenn er sie missen kann, so nehme ich sie mit.

Walthër. Unterthänigster Knecht und Diener! Sie steht zu Dero Befehlen. Ich will es ihr gleich sagen (geht ab.)

Frau von T. Nun so komm, mein Taubenhayn! — in mein Zimmer! Für Strafe will ich Dir alle die Thränen vorzählen, die ich vorhin um Dich vergossen habe — und Du sollst mir ihr jede tausend Kisse geben!

Herr von T. (gerührt, umarmt sie) Beste Deines Geschlechts! — Ach! (Er wischt sich die Thränen von den Augen und geht, sie umarmend, mit ihr ab ins Zimmer der Frau von Taubenhayn.)

Johann. (zu Vottchen) Punktum! Nun hat alles Leid ein Ende! — Aber, sage einmahl, Vottchen! War das ein Kermen um Nichts?

Ende.

Nachschriфт.

Wider das kleine Lustspiel, welches ich in den dritten Theil der Reisen: eintrug, um vorerst höflich anzufragen, wurden mir verschiedene Einwurfe gemacht. Der Titel, hieß es, ist anstößig: Walthër ist in Leipzig nicht zu Hause: Die Frau von Taubenhayn handelt zu schwesterlich mit ihrem Kammermädchen: Der Herr von Taubenhayn handelt zu wenig: Der dritte Austritt zwischen Walthern und Marthen ist viel zu lang: Der erste zu frostig! Die Entdeckung des Herrn von Taubenhayn an seinen Bedienten nicht edelmännisch: Vottchens Raserei unnatürlich: Der siebzehnte Austritt hemmt den Gang der Leidenschaften: Und das Ganze ist gedankenleer. Mit dem Vorgesagten, allen diesen Einwurfsen auszuweichen, entschloß ich mich zu einer gänzlichen Umarbeitung dieses Stücks — und so ward aus einer unschuldigen Ehebrecherin, die unschuldige Frau. Auf allerwenigste also — sieht doch das Publikum hieraus ein, daß ich sorgsam gegen gegründete Kritik bin: Möchte dieses nur gründliche Kunstrichter bewegen, mir fortgesetzt ihre Zu-
rechtweisungen zu gönnen!

